UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CXXXXVIII

(Juli — August — September 1911)

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Caftor & Co. — **Budapeft**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukareft**, Socec &. Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Poftfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapftadt**, Herrmann Michaelis. — **Konftantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoeft & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kriftiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Induftrie- und Handelsgefellfchaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'fche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Weftermann & Co. — **Odeffa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fifchbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Induftrie- und Handelsgefellfchaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Waffermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loefcher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'fche Hofbuchh. — **Valparaifo**, C. F. Niemeyer. — **Warfchau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'fche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'fche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. Zeitungsbureau H. Goldfchmiedt. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rafcher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.148

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertachtundvierzigsten Bande (Juli — September 1911).

		Seite
I.	Bemerkungen zur Geschichte Mexikos. Von Dr. **Edmund Freiherr von Heyking,** Gesandter a. D.	1
II.	Elsbeths Enttäuschungen. Erzählung von **Alfred Huggenberger**	23
III.	Ein griechischer Romantiker. Von **Alfred Körte**	40
IV.	Dichtung und Wahrheit. Von **T.**	52
V.	Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen. Von **Gustaf Dickhuth.** V.	67
VI.	Mitteilungen aus Kotzebues Nachlaß. Von seinem Enkel **Constantin von Kotzebue.** Mit Erläuterungen von **Albert Leitzmann**	85
VII.	Aus der Jugendzeit der deutschen Eisenbahnen. Von Dr. **Alfred v. der Leyen**	103
VIII.	Das Rettungsboot. Von **Sigfrid Siwertz**	120
IX.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	147
X.	Neuere Belletristik. Von **Rudolf Pechel**	152
XI.	Literarische Notizen	156
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	Aus dem Nachlaß der Kaiserin Augusta (1847—1850). Von **Paul Bailleu**	161
XIV.	Die Erscheinung. Novelle von **Anselma Heine**	190
XV.	Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen. Von **Gustaf Dickhuth.** VI. (Schluß.)	213
XVI.	Die Erdbeben- und Fluterzählungen des Alten Testaments in geologischer Beleuchtung. Von **B. Mendelsohn** (Posen)	241
XVII.	Die Londoner Polizei. Von **Claud W. Mullins**	259
XVIII.	Henrik Ibsens Nachlaß. Von **Friedrich v. der Leyen**	267

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Lotte von Brobergen. Geschichte einer Liebe in Briefen aus der Werther-Zeit. Nach den Originalen herausgegeben von **Margarete Böing** 286
XX. Ferdinand Laban. Von **Mela Escherich** 314
XXI. Literarische Notizen 318
XXII. Literarische Neuigkeiten 319
XXIII. Der deutsche Bundesstaat auf dem Erfurter Parlament und die Stellung der preußischen Camarilla, besonders Ottos v. Bismarck zu ihm. Von Dr. jur. et phil. **Karl Binding** 321
XXIV. Die „Allegria". Von **Isolde Kurz** 346
XXV. Zur Benedek-Frage. Von **Wilhelm Alter** (Wien) . . 363
XXVI. Die römische Jubiläumsausstellung. Von **Federico Hermanin** 373
XXVII. Ein modernes Professorenseminar. Die Pariser „Fondation Thiers". Von Prof. Dr. **H. Schoen** 402
XXVIII. Über psychopathische Konstitution und Erziehung. Von **Otto Binswanger** 413
XXIX. Frau Gottsched. Von **Reinhard Buchwald** 434
XXX. Ein altdeutscher Maler: Konrad Witz. Von **Mela Escherich** 441
XXXI. Der Bär. Erzählung von **R. S. Lyeßkow** 456
XXXII. Ludwig Speidel. Von **Karl Frenzel** 470
XXXIII. Altgermanische Religionsgeschichte. Von **Edv. Lehmann** 473
XXXIV. Eine Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Von **Fred Fakler** 475
XXXV. Literarische Notizen 478
XXXVI. Literarische Neuigkeiten 480

IVLIVS
RODEN
ZVM 26.
BERG
IVNI
MCMXI

DEM HERAUSGEBER
DER
DEUTSCHEN RUNDSCHAU
DEM FREUND
UND
AUTOR DES VERLAGES
GEBRÜDER PAETEL
ZUM
80. GEBURTSTAG GEW.
VON
DR GEORG PAETEL

Bemerkungen zur Geschichte Mexikos.

Von

Dr. **Edmund Freiherr von Heyking,**

Gesandter a. D.

Alexander v. Humboldt, der im Jahre 1803 das damals Neu-Spanien genannte Mexiko besuchte, rühmte die hochentwickelte Zivilisation, die diese vorzüglichste aller Kolonien der spanischen Krone aufzuweisen habe. Die unermeßlichen Schätze des mexikanischen Bodens an allen von der Menschheit gesuchten Metallen, und die überaus vorteilhafte Lage für den Handel mit Europa und Asien rechtfertigten die Vorliebe der spanischen Regierung für diesen Besitz.

Zu jener Zeit kam die Gesamtlänge aller spanischen Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinent der von ganz Afrika gleich; das Königreich Neu-Spanien allein erstreckte sich vom 16. bis zum 30. Breitengrade, da damals auch die Gebiete von Arizona, Texas, Neu-Mexiko und Neu-Kalifornien noch dazu gehörten.

Das Zentrum des jetzigen Mexikos wird von einer hohen, zusammenhängenden Gebirgsfläche eingenommen, auf der, wenn es dort eine Straße gäbe, Wagen auf nahezu ebener Linie 1000 km weit fahren könnten. Während aber in Europa Hochländer, die den Anblick weiter Ebenen gewähren, meist nur 4—500 m über der Meeresfläche liegen, befindet sich das Plateau des inneren Mexikos 1700—2700 m über dem Meeresspiegel, auf der Höhe der über den Mont Cenis und den St. Gotthard führenden Straßen. Die Länge dieser Hochfläche ist so groß wie die Entfernung von Lyon bis zum Wendekreis des Krebses in Afrika. Hierbei liegt eine besondere Gunst der Bodengestaltung Mexikos in dem Umstande, daß seine metallischen Schätze in mittlerer Höhe zu finden sind, wo das Klima milde und angestrengter menschlicher Arbeit nicht hinderlich ist, während in Peru und Bolivien die reichsten Silberbergwerke schwer zugänglich hoch in den Wolken liegen, wo die Ausbeutung mit schweren klimatischen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Die Gunst der Bodengestaltung wird indessen durch einen schweren Übelstand beeinträchtigt: den Mangel an Wasser und schiffbaren Strömen. Der einzige größere Fluß Rio Bravo del Norte befindet sich an der heutigen Nordgrenze des Landes gegen die Vereinigten Staaten. Dieser Mangel

wirkt um so nachteiliger, weil die große Annäherung der Gebirge an die Küste über die dazwischen liegende Ebene Dürre verbreitet, da die vom Meere aufsteigende Feuchtigkeit nicht über die Gebirgswälle hinwegzukommen vermag. Die Zentralgebirgsfläche Mexikos ist daher ein baumloses Land, das schwer an Trockenheit leidet. Dazu kam, daß die Konquistadoren mit der den Spaniern eigentümlichen Zerstörungslust und Unbedachtsamkeit die alten Waldungen um die Stadt Mexiko vernichteten, ohne neue anzupflanzen, und die Seen, die die Hauptstadt bei der Eroberung umgaben, austrockneten. Die Folgen dieses Verfahrens haben sich darin gezeigt, daß sich überall in der Umgegend der Hauptstadt der Boden mit Salzrinde und salpetersaurem Kali bedeckt hat. Es ist, als ob die spanischen Eroberer bestrebt gewesen wären, eine den baumlosen, felsigen Flächen ihres heimatlichen Kastiliens gleichende Landschaft zu schaffen, wie denn auch heute die Ähnlichkeit des Tales von Mexiko mit manchen Gegenden Spaniens auffallend erscheint.

Ein zweiter Übelstand ist der Mangel an guten Häfen. Veracruz war bisher ein schlechter Ankerplatz, der gerade in den Monaten, wo das gelbe Fieber nicht den Ankömmling bedroht, durch gefürchtete Stürme gefährdet wurde; erst vor wenigen Jahren sind kostspielige Bauten zur Verbesserung dieses Hafens ausgeführt worden. An der Küste des Pacific bildet die Bucht von Acapulco zwar einen guten Hafenplatz, aber die entsetzliche an diesem Orte herrschende Hitze, der als einer der heißesten Punkte des Erdballs berüchtigt ist, hat dort keinen bedeutenden Handelsverkehr erblühen lassen.

Die eingeborene Bevölkerung dieses Landes hatte zur Zeit der spanischen Herrschaft schwere Einbußen durch die Pest, Pocken und die grausame Zwangsarbeit in den Bergwerken und bei den Kanalausgrabungen erlitten. Trotz aller aus Madrid erlassenen Verbote gegen die Zwangsarbeit, und trotz der Bestrebungen humaner Vizekönige und Geistlichen zum Schutze der armen Indianer wurden sie tatsächlich wie Sklaven behandelt und zu aufreibender Arbeit gezwungen. Tausende von Eingeborenen gingen namentlich bei der Ausgrabung von Kanälen und Gebirgsdurchstichen zugrunde, die von den Spaniern seit ihrem Erscheinen in Mexiko bis zu ihrer Vertreibung fast ununterbrochen mit wenig Geschick und Erfolg betrieben wurde.

Die Einwanderung aus Europa zur Zeit der spanischen Herrschaft schätzt Humboldt weit niedriger ein, als von kolonialfeindlichen Schriftstellern behauptet worden war, und er bezeichnet es als eine arge Übertreibung, wenn von einer Entvölkerung der Alten Welt durch die Auswanderung nach Amerika geredet würde. Nach Mexiko kamen jährlich kaum 800 Menschen aus Spanien. Sämtliche in Mexiko vorhandenen Weißen, die sogenannte „Casta de los blancos", zählten nur 1 200 000 Köpfe. Hiervon waren bloß 80 000 in Spanien geboren. Anderen Europäern war der Eintritt in die spanischen Kolonien verboten. Die übrigen Weißen waren in Amerika von europäischen Eltern geboren, die sogenannten Kreolen.

Sämtliche öffentliche Ämter befanden sich ausschließlich in den Händen der in Spanien Geborenen, bis zu den geringfügigsten Stellen im Zollwesen

und in der Tabakregie. Die Madrider Regierung mißtraute den Kreolen, und die Spanier, vor allem die Günstlinge des Hofes, behaupteten sich eigennützig im Besitze aller Vorteile der Staatsverwaltung der Kolonie. Während der ärmste europäische Abenteurer sich erhaben über die Weißen des neuen Kontinents glaubte, erwuchs unter den Kreolen ein tiefer Haß gegen ihre spanischen Landsleute.

Es war daher natürlich, daß als im Frieden von Versailles vom Jahre 1783 die Unabhängigkeit der Nordamerikaner anerkannt worden war, und besonders als die Lehren der französischen Revolution von der Gleichheit und Freiheit der Menschen auch in Mexiko Verbreitung gefunden hatten, die geistigen Bande sich zu lösen begannen, die die Kreolen mit ihrem spanischen Ursprungslande verbunden hatten, und daß sie sich jetzt rühmten, nicht Spanier, sondern Amerikaner zu sein.

Dieser kleinen Anzahl unter sich uneiniger Weißer stand die große Masse der völlig rechtlosen indianischen Bevölkerung gegenüber. Die Indianer befanden sich gesetzlich unter Vormundschaft, sie durften weder gültige Verträge schließen noch Schulden aufnehmen, wie es im spanischen Gesetze hieß: No pueden tratar y contratar. In der Tat war dieses Volk bald nach der spanischen Eroberung in tiefe Unwissenheit versunken. Denn da die spanischen Mönche, die mit Cortez ins Land kamen, vor allem die heidnischen Priester töteten, die im alten Mexiko Intelligenz und Gelehrsamkeit repräsentiert und dem übrigen Volke Kenntnisse vermittelt hatten, diese Mönche aber selbst meist nur wenig die Sprache der Eingeborenen verstanden, so wurden die alten Ideen verdrängt, aber nicht durch neue ersetzt. Die Ausbreitung der christlichen Lehre bestand daher zumeist in der Einführung neuer Zeremonien, deren Zweck die Indianer nicht verstanden. Noch heute kennen die Indianer nichts von der Religion als die äußeren Formen des Kultus, wobei die Kirchenfeste mit Prozessionen, reichlichem Feuerwerk, Böllerschüssen und Tänzen dem niederen Volke Gelegenheit zu rohen Genüssen bieten. Humboldt erzählt von den Indianern eines Gebirgsdorfes, die maskiert und mit Schellen behängt einen wilden Tanz aufführten, während ein Franziskanermönch die Hostie emporhob.

Hierbei begünstigten die spanischen Mönche die Vermischung der christlichen Lehre mit der mexikanischen Mythologie, um so dem kirchlichen Kultus bei den Eingeborenen leichteren Zugang zu verschaffen. So wurde der Adler der Azteken, der sich noch heute im mexikanischen Wappen findet, mit dem heiligen Geist identifiziert, und die Kirche der von den Mexikanern besonders verehrten Madonna de la Guadalupe an der Stätte errichtet, wo das Heiligtum der mexikanischen Ceres gestanden, die auch Tonantzin, „Göttin-Gebärerin", genannt wurde.

Aber bis in den religiösen Kultus erstreckte sich der Rassenhaß zwischen den Weißen und der unterdrückten indianischen Bevölkerung. Während die Spanier die auf den Fahnen des Cortez abgebildete Mutter Gottes de los Remedios als ihre Schutzpatronin verehrten, hielten es die Eingeborenen mit der erwähnten Madonna de la Guadalupe, die einst einem indianischen Hirten-

knaben leibhaftig erschienen sein sollte, und auf dessen Kopftuch ihr Porträt abgedrückt hatte, das noch gegenwärtig in der Kirche von Guadalupe gezeigt wird. Nachdem der zurate gezogene päpstliche Hof dieses Wunder bestätigt und dem Bilde der Madonna die stolze Inschrift: „Non talis fecit omni nationi", d. h. „der Herr hat nicht für jede Nation ein solches Wunder getan", verliehen hatte, wurde die Guadalupe zur mexikanischen Nationalheiligen erklärt, und ein vom Kaiser Iturbide gestifteter und nachher vom Kaiser Maximilian erneuter Orden nach ihr benannt.

Aber auch zu wirklichen Kämpfen sollte es später zwischen den beiden Madonnen kommen. Als beim Ausbruch der Revolution, die zur Vertreibung der Spanier führte, die loyale spanische Partei die Madonna de los Remedios zu ihrem Generalkapitän ernannte, sprach der erste mexikanische Nationalkongreß, zugleich mit der Erklärung der Unabhängigkeit, die Verbannung dieser Madonna vom mexikanischen Boden aus. Infolgedessen wurden die der Madonna de los Remedios geweihten Kirchen und Kapellen von den siegreichen Revolutionären zuerst ausgeplündert, ein Schicksal, dem freilich in weiterem Verlaufe der zahllosen Revolutionen, die die Geschichte Mexikos ausfüllten, auch die anderen Kirchen meist nicht entgingen, wenn es den jeweiligen Revolutionsführern gerade an barem Gelde gebrach und sie die silbernen Altargitter und Geräte hierfür einschmelzen wollten.

Von der Eroberung des Cortez bis zum Ende der spanischen Herrschaft haben 56 Vizekönige in Mexiko die Regierung geleitet. Unter ihnen gab es einen einzigen in Amerika Geborenen, den Peruaner Marquis von Casa Fuerte (1722—1734); ferner hat ein Abkömmling des vorletzten Herrschers der Azteken, Graf von Montezuma, der aber in Spanien geboren war, das Vizekönigtum eingenommen. Einmal, von 1641—1673, waren vier Erzbischöfe hintereinander Vizekönige; es war um dieselbe Zeit, wo sogar die Wasserwerke und die Ausgrabung der Kanäle unter der Verwaltung von Franziskanermönchen standen.

Übrigens waren mehrere dieser Vizekönige hervorragende Staatsmänner, die sich um die Kultur des Landes und um den Schutz der Indianer Verdienste erworben haben. So baute, nachdem eine verwüstende Überschwemmung die Hauptstadt im Jahre 1604 zerstört hatte, der Vizekönig Don Juan de Mendoza y Luna, Marquis von Monteclaros, die Stadt neu auf und stellte die erste Pflasterung her. Ebenso hat sich der Vizekönig Graf von Revillagigedo durch Einführung strenger polizeilicher Ordnung in der Hauptstadt, sowie durch Ausrüstung von Expeditionen zur Erforschung des Kontinents einen noch jetzt in gutem Ansehen stehenden Namen erworben. Auch unter den namentlich anfangs nach Mexiko gekommenen Geistlichen gab es einige intellektuell hervorragende Männer, so den Pater Alonzo de Molina, der 1571 ein Wörterbuch der aztekischen Sprache herausgab, und namentlich den Franziskanermönch Fray Pedro de Gante, der ein natürlicher Sohn Karls V. gewesen sein soll und sich als Wohltäter der Indianer einen Ruf gemacht hat, der noch heute in der Benennung einer Straße der Hauptstadt fortlebt.

Einen Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit der mexikanischen Vizekönige bildeten die Niederlassungen anderer Nationen an den nördlichen Küsten des Stillen Ozeans; dabei waren es nicht etwa die Nordamerikaner aus den Vereinigten Staaten, die den Spaniern Sorge bereiteten. Diese waren zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts erst bis zum Missouri auf der Jagd nach Pelzwerk vorgedrungen, suchten sich aber den Küsten des Pacifics zu nähern. Vielmehr waren es die von den Russen um 1770 im Prince-Williams-Sound und an den Ufern des Cook-Flusses angelegten Faktoreien, die die mißtrauische Eifersucht der spanischen Vizekönige erregten. Nachdem schon vorher Expeditionen zur Untersuchung von Alaska ausgerüstet worden waren, die durch den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg unterbrochen wurden, segelte ein größeres spanisches Geschwader im Jahre 1788 nach dem von den Russen besetzten Golf Tschugatskaja (Prinz Wilhelms-Einfahrt). Obwohl unter den Spaniern sich niemand befand, der ein Wort Russisch verstanden hätte, und man sich durch Zeichen verständigen mußte, empfingen die Russen die Spanier sehr freundlich und teilten ihnen Karten der Gegend mit, die sie aufgenommen hatten. Hiernach scheinen die Spanier friedlich wieder abgesegelt zu sein; und das Resultat der Reise wurde in einem dicken Folioband „Reconicimiento de los quatro establicimientos Rusos al Norte de la California" in den Archiven der Vizekönige niedergelegt. Als aber im Laufe des Koalitionskrieges gegen Frankreich Kaiser Paul von Rußland im Jahre 1799 auch Spanien den Krieg erklärte, beschäftigte sich die Regierung Neu-Spaniens wieder mit dem Plane, die russischen Besitzungen in Alaska anzugreifen. Doch es blieb auch hier bei der Absicht.

Während aber so die Spanier in die Weite schweiften, wo ihnen keine Gefahr drohte, vernachlässigten sie, auf einem weit wichtigeren Punkte ihre Herrschaft zu befestigen. Seit dem Jahre 1768 besaßen die Spanier Niederlassungen in Neu-Kalifornien, wo sie in der Gegend des heutigen San Francisco achtzehn Missionsstationen und mehrere Militärposten angelegt hatten. Obwohl die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Landes bekannt war, und die ersten Kolonisten, die bereits wilde Trauben von auffallender Größe vorfanden, den europäischen Weinstock dorthin verpflanzten, der gute Früchte lieferte, so tat die spanische Regierung doch alles, um die weitere Kolonisierung und Bebauung dieses zukunftsreichen Besitzes zu hemmen. Den spanischen Soldaten wurde es verboten, sich als Kolonisten niederzulassen oder außerhalb ihrer Kasernen zu wohnen, und die Mönche wirkten den Ansiedlungen weißer Menschen entgegen, weil sich die Leute, die denken — gente de razon — nicht zu so blindem Gehorsam bequemen wie die Indianer.

Die von Mißtrauen gegen die Kreolen beherrschte kurzsichtige Politik der Spanier entwertete so ihre schönsten Besitzungen. Damals wußte freilich niemand etwas von den reichen Goldschätzen Kaliforniens, die erst im Jahre 1848 ans Tageslicht gebracht wurden und eine Umwälzung aller Wertbegriffe bewirken sollten. Noch kurz vor dem endgültigen Verluste ihrer amerikanischen Kolonien hat die spanische Regierung Kalifornien dem Kaiser von Rußland angeboten, wohl in der Absicht, diesen Monarchen zu einer Intervention

gegen die aufständischen Kolonisten zu bewegen, ein Vorhaben, das tatsächlich von dem Vorkämpfer der heiligen Allianz eine Zeitlang erwogen worden ist, aber schließlich durch die Haltung Englands verhindert wurde. Die russische Regierung lehnte das Geschenk ab. Weder diejenigen, die es anboten, noch die, die es ausschlugen, hatten eine Ahnung von der Bedeutung des Wertobjekts, um das sie verhandelten. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß gerade die Spanier, die, von unersättlichem Goldhunger getrieben, sich den amerikanischen Kontinent zu unterwerfen trachteten, das goldreichste Gebiet dieses Weltteils einst besessen haben und es unbeachtet aus Händen ließen.

Das geistige Leben in Neu-Spanien scheint, wie Humboldt wiederholt rühmend hervorhebt, kurz vor der Losreißung vom Mutterlande außerordentlich angeregt und entwickelt gewesen zu sein. Keine andere von allen Städten des neuen Kontinents war im Besitze so bedeutender und großer wissenschaftlicher Anstalten wie die Hauptstadt Mexiko. Eine vorzügliche, mit den neuesten wissenschaftlichen Lehrmitteln versehene Bergschule stand auf hoher Stufe; ein botanischer Garten und eine Maler- und Bildhauerakademie, die den schönen Namen „Academia de los Nobles Artes“ trug, waren vorhanden. Das Studium der Mathematik, Chemie und Mineralogie stand in Blüte, und Werke über Trigonometrie wurden in Mexiko gedruckt, die mitunter der Mutter Gottes von Guadalupe zugeeignet waren.

Dieses geistig angeregte Leben war wohl zum Teil dem Umstande zu verdanken, daß damals aus dem europäischen Mutterlande, wenn nicht zahlreiche, so doch geistig aufgeklärte und tatkräftige Elemente nach Mexiko übersiedelten. Sie brachten einen Strom der geistigen noch ungebrochenen Kraft mit, die im Zeitalter vor Ausbruch der französischen Revolution in ganz Europa zutage trat, und der damals weder von staatlicher noch von kirchlicher Seite Hemmnisse entgegengestellt wurden, wie sie in späterer Zeit, unter dem Einfluß der Furcht vor manchen unvermeidlichen Nebenwirkungen der großen Umwälzung, den Fortschritt des menschlichen Geistes aufgehalten haben.

Die so in der weißen Bevölkerung Neu-Spaniens verbreiteten neuen Ideen mußten auch dort, ebenso wie in Europa, die Gedanken der Menschen bald antreiben, sich mit den politischen Zuständen zu beschäftigen, die gerade hier so wenig den Forderungen der Vernunft und der eben damals proklamierten Menschenrechte entsprachen. Die Unterdrückung und Benachteiligung der Kolonisten weißer Abstammung zugunsten eines kleinen Häufleins Spanier war in der Tat zu einem so schreienden Mißstande geworden, daß eher die lange Geduld, mit der die Kreolen dies ertragen hatten, Wunder nehmen kann, als die Empörung, die schließlich zum Ausbruch kam und die Verbindung mit dem stiefmütterlichen Heimatlande zerriß.

Der erste Anstoß zur Losreißung Mexikos von Spanien wurde indessen nicht durch die unterdrückten Kreolen, sondern merkwürdigerweise durch einen spanischen Vizekönig gegeben. Als der legitime König Ferdinand VII. im Jahre 1808 sich in Bayonne von Napoleon hatte zur Abdankung nötigen lassen, und nirgends in Spanien eine allgemein anerkannte, rechtmäßige Autorität bestand, aber die verschiedenen Junten, die die Regierung Ferdinands VII.

zu repräsentieren vorgaben, nach Mexiko Aufforderungen zu Tributzahlungen schickten, da glaubte der damalige Vizekönig, José de Iturrigaray, daß Mexiko unter diesen Verhältnissen am besten täte, wenn es sich vorläufig selbst regiere. In dieser Absicht berief er eine Versammlung von Notabeln, die ihm die volle Regierungsgewalt bis zu dem Momente übertragen sollte, daß wieder ein spanischer König in Madrid auf dem Throne sitzen würde. Die Kreolen und Mestizen spendeten diesem Vorschlag Beifall; aber die Spanier erhoben einen Aufstand, setzten den Vizekönig in Fort San Ulloa bei Veracruz gefangen und sandten ihn dann nach Spanien zurück. Auf Befehl der Junta Central Española wurde der Erzbischof von Mexiko zum Vizekönig erhoben. Aber von da ab gewann die Bewegung zur Losreißung von Spanien immer mehr Verbreitung.

Anfangs schien es zwar ein hoffnungsloser Kampf der kleinen, oft von armen Dorfpriestern geführten Häuflein der Aufständigen gegen die seit Jahrhunderten gefestigte Herrschaft der Spanier, auf deren Seite die höhere Geistlichkeit und der Reichtum der Kirche standen; die ersten Führer des Unabhängigkeitskampfes wurden gefangen genommen und erschossen. Als aber in Spanien selbst auch nach dem Sturze Bonapartes die inneren Wirren kein Ende nahmen, als der mit Hilfe englischer Truppen zurückgeführte legitime Monarch Ferdinand VII. wortbrüchig die Verfassung aufhob und sich hernach als unfähig erwies, Ruhe und Ordnung herzustellen, da lösten sich die letzten Reste der Achtung und des Respektes vor dem Mutterlande, und selbst innerhalb der regierenden Klassen Mexikos verbreitete sich die Überzeugung, daß nur in der Trennung von der verrotteten spanischen Herrschaft Heil und Ruhe zu finden seien. Namentlich unter den Offizieren der königlichen Truppen war die Neigung zur Losreißung von Spanien entstanden. Auch da noch herrschte anfangs der Wunsch vor, zwar Mexiko staatlich unabhängig zu sehen, aber ein Mitglied der spanischen Königsfamilie auf den selbständigen Thron von Mexiko zu berufen. Die unglaubliche Ungeschicklichkeit und der Mangel an Voraussicht, der alle Handlungen der reaktionären spanischen Regierung kennzeichnete, ließen auch diese günstige Konjunktur ungenützt verstreichen. Als dann im Jahre 1820 eine zur Wiedereroberung Mexikos ausgerüstete große Expedition im Momente der Einschiffung in Cadix durch die Schilderhebung ihres Anführers, des Oberstleutnants Riego, sich in eine Revolutionsarmee verwandelte, um in Spanien die Wiederherstellung der Verfassung zu fordern, da war es mit der Verbindung Mexikos mit Spanien für immer zu Ende. Auch von der Berufung eines spanischen Prinzen war nicht mehr die Rede. Die inzwischen gekosteten Annehmlichkeiten der Macht und Herrschaft hatten die mexikanischen Revolutionsführer rasch gelehrt, daß die Ausbeutung der Staatseinkünfte ein Geschäft ist, das man nicht durch andere besorgen lassen dürfe.

Seitdem ist die lange Reihe der unzählbaren Revolutionen, die die Geschichte Mexikos einförmig ausgefüllt haben, nichts weiter gewesen, als der Kampf derer, die ungeduldig zur Staatskrippe drängten, gegen diejenigen, die sich daran noch nicht Genüge getan zu haben meinten. Daß es sich bei

diesen Kämpfen nicht etwa um abstrakte Prinzipien der politischen Auffassung des Staates, sondern lediglich um sehr materielle Ziele handelte, war schon aus den Benennungen der Parteien zu ersehen. Es gab immer nur zwei Parteien: die Liberalen und die Klerikalen. Die Liberalen waren diejenigen, die die Kirche ausrauben wollten, und die Klerikalen die, welche die Schätze der Kirche für sich zu behalten wünschten. Um etwas anderes hat es sich nie gehandelt. Und die Kämpfe und Revolutionen haben in der Tat aufgehört, sobald durch die „Reformgesetze" des Präsidenten Juarez die Kirche so gründlich ausgeplündert war, daß ihr nichts mehr weggenommen werden konnte. Seitdem lohnte es sich nicht mehr, in Mexiko Revolutionen zu machen. Wenn jetzt ganz neuerdings die Neigung zu Revolutionen in Mexiko wieder erwacht ist, so rührt das zum Teil daher, daß sich inzwischen in der dreißigjährigen Ruhezeit wieder größere Reichtümer angesammelt haben, und die öffentlichen Kassen gefüllt sind, so daß dem heutigen Sieger in einer Revolution wiederum reiche Beute in Aussicht steht.

Allerdings hatte die Kirche unter dem alten Regime in Mexiko allmählich eine durch Reichtum und Macht so überragende Stellung erlangt, daß neben ihr kaum mehr genügend Platz für die Entwicklung des wirtschaftlichen und politischen Lebens der übrigen Bevölkerung blieb. Der Klerus in Neu-Spanien wurde auf 10—13000 Personen geschätzt, wovon die Hälfte Ordensgeistliche waren und die Kutte trugen. Weit bedenklicher war es, daß ein überaus großer Teil des Grund und Bodens im Besitze der Kirchen und geistlichen Orden stand. In der Provinz Puebla befand sich $^4/_5$ alles Grundeigentums in der Hand von Mönchen, Kapiteln, Brüderschaften und Hospitälern. Das Kloster des St. Franziskus, das mit seinen riesigen, von einer hohen Mauer umgebenen Gebäuden sich über ein ganzes Häuserviertel der Hauptstadt ausdehnte, bezog allein an Almosen eine halbe Million Pesos jährlich. Da aber der Klerus sich keineswegs an das Wort: „mein Reich ist nicht von dieser Welt" hielt und seine Schätze zum Teil für politische Zwecke verwandte, um Revolutionen anzufachen oder nach seinen Absichten zu lenken, so kann es nicht Wunder nehmen, daß schließlich ein weit verbreiteter Unwille gegen diese geistlichen Übergriffe entstand und den Entschluß reifen ließ, dieser priesterlichen Übermacht um jeden Preis ein Ende zu machen. Hieraus erwuchsen dann jene harten und rücksichtslosen „Reformgesetze", die unter dem mitwirkenden Einfluß drückender Geldnot und des allgemeinen niedrigen Zivilisationsniveaus Mexiko zum klassischen Lande des Kulturkampfes rohester Form gemacht haben.

Der erste Vorstoß gegen die Macht des Klerus erfolgte im Jahre 1833 durch das Gesetz „del caso", das der Kirche das Recht entzog, die Zahlung der Zehnten auf gerichtlichem Wege beizutreiben und gleichzeitig bestimmte, daß die bindende Kraft mönchischer Gelübde von der weltlichen Autorität nicht mehr anerkannt werden sollte. Dasselbe Gesetz erklärte, daß es den Mönchen und Nonnen freistehe, ihre Konvente zu verlassen, und schloß den Klerus von der Erteilung des Unterrichts in allen Schulen aus, die durch Staatsmittel erhalten würden.

Im Jahre 1856 erschien das Dekret „de desamortizacion", das den Verkauf des der Kirche gehörenden Grundbesitzes zu einem Taxationswerte anordnete. Hierbei wurde am schärfsten gegen den mächtigen Franziskanerorden vorgegangen: am 14. September dieses Jahres erhielt der Präsident Comonfort die Nachricht, daß eine Verschwörung im Franziskanerkloster angezettelt worden sei, um die Regierung zu stürzen und die klerikale Partei wieder ans Ruder zu bringen; die Revolution sollte am 16. September, dem Nationalfesttage, ausbrechen. Comonfort ging sogleich mit großer Energie vor. Am Morgen des 15. September wurden die Klostergebäude militärisch besetzt und sämtliche Mönche arretiert. Zugleich erschien ein Dekret, das den Durchbruch einer Straße, die „Independencia" heißen solle, mitten durch die Klostergebäude hindurch anordnete. In einem zweiten Dekret wurden die hochverräterischen Handlungen der Ordensbrüder dargelegt und zur Strafe die Aufhebung des Klosters und die Einziehung seines Besitzes für den Staatsfiskus angeordnet. Die Juwelen und Gemälde des Klosters wurden entfernt und die Kirchenglocken herabgenommen.

Vier Jahre später, 1860, hob der Präsident Juarez sämtliche religiöse Orden mit einem Schlage auf und verbot zugleich allen Geistlichen, außerhalb der kirchlichen Gebäude irgendein Abzeichen ihres Standes zu tragen. Auch wurde die völlige Trennung der Kirche vom Staate ausgesprochen und im Verfolg dieses vieldeutigen Grundsatzes dem Präsidenten der Republik sowie den höheren Beamten verboten, irgendein kirchliches Gebäude zu einem religiösen Zwecke zu betreten oder irgendeine kirchliche Handlung an sich selbst oder ihren Angehörigen, sei es an Lebenden oder Toten, vornehmen zu lassen. —

Bald nach der Losreißung Mexikos von Spanien scheint ein Rückgang des geistigen Lebens und der allgemeinen Bildung eingetreten zu sein. Die Beziehungen zum Nährboden der alten Kultur, der eben doch im Mutterlande lag, waren abgeschnitten; der Zustrom frischer Kräfte aus Spanien hörte auf, zumal im Jahre 1829 sämtliche in Mexiko lebende Spanier verbannt wurden, und wenn diese Ausschließung auch nicht lange in Kraft blieb und im Jahre 1836, als Spanien die Unabhängigkeit Mexikos anerkannte, aufgehoben wurde, so blieben die Fäden doch zerrissen, die bis dahin eine unausgesetzte Erneuerung der geistigen Kräfte nach Mexiko hinübergeleitet hatten.

Ein gewisses Sinken des geistigen Niveaus ist ja wohl auch in den Vereinigten Staaten nach der politischen Trennung von England bemerkbar gewesen, das dort namentlich in einer Erstarrung und Banalisierung der Sitten und Verkehrsformen und in einer Vorherrschaft der prosaischen Seite des Lebens zutage trat. Aber in den Vereinigten Staaten waren eben so gesunde und kräftige Kulturelemente vorhanden, daß sich die durch die Trennung vom Mutterlande entstandene Lücke bald schloß, und eine bodenständige, selbständige Literatur und Kultur, namentlich im Osten, bald erwuchs. Auch erfreuten sich die Vereinigten Staaten nach Erlangung ihrer Unabhängigkeit eines ungestörten inneren Friedens und staatlicher Ordnung,

während in Mexiko die unaufhörlichen Bürgerkriege auch den spärlichen dort vorhandenen geistigen Kräften nicht Ruhe und Muße zu Entfaltung ließen und das aufkeimende Leben literarischer Produktion völlig vernichteten.

Eine schwere Katastrophe erlitt die unabhängige Republik Mexiko im Jahre 1848, als ihr die Hälfte ihres Gebietes durch die Vereinigten Staaten entrissen wurde, ein Vorgang, der angesichts gewisser Begebenheiten der Gegenwart gerade jetzt ein erneutes Interesse erlangt hat. Texas, das bis dahin unbestritten zu Mexiko gehört hatte, lockte durch seine reichen Weideländereien zahlreiche Einwanderer aus den Vereinigten Staaten an. Diese eingewanderte Bevölkerung begann alsbald, etwa wie es in unseren Tagen die Engländer in Transvaal gemacht haben, Intrigen anzuzetteln, die auf Losreißung des Gebietes von Texas hinzielten. Als hierauf die mexikanische Zentralregierung die gar zu selbständige Verfassung von Texas im Jahre 1835 abänderte, erhoben die Einwanderer die Fahne der Revolution und erklärten die Unabhängigkeit von Texas. Versuche der mexikanischen Armee, Texas wieder zu unterwerfen, wurden unter Führung nordamerikanischer Offiziere zurückgeschlagen. Texas wurde hiernach als selbständige Republik von den Vereinigten Staaten, England, Frankreich und Belgien anerkannt. Bald darauf begannen Umtriebe, um die Einverleibung von Texas in die Vereinigten Staaten herbeizuführen, die in Washington unterstützt wurden, und im Jahre 1844 schloß der Präsident der Vereinigten Staaten, Tyler, mit den Vertretern von Texas einen Vertrag ab, wonach diese Republik als Staat in die Union aufgenommen wurde; der Kongreß zu Washington ratifizierte diesen Vertrag im Jahre 1845, trotz des Protestes des mexikanischen Gesandten, der dieses Verfahren „als den ungerechtesten, agressiven Akt" bezeichnete, „der in den Annalen moderner Geschichte zu finden ist". Mexiko begann hierauf, Truppen an der Grenze aufzustellen, und nachdem eine kleine Rekognoszierungsabteilung nordamerikanischer Dragoner von den Mexikanern gefangen genommen war, rückte der amerikanische General Taylor im Mai 1846 mit seinen Truppen in das mexikanische Gebiet ein. Der Kongreß von Washington wies 10 Millionen Dollar zur Führung des Krieges an und befahl die Anwerbung von 50000 Freiwilligen. Mexiko, durch innere Parteikämpfe geschwächt und führerlos, war völlig unfähig, sich gegen den Angriff der Vereinigten Staaten zu verteidigen.

Während zwei Korps in Mexiko einmarschierten, ließ der amerikanische Staatssekretär des Krieges in Kalifornien eine Revolution gegen die mexikanische Regierung anstiften, die dazu führte, daß im August 1846 die Vereinigten Staaten Besitz von Kalifornien ergriffen. — Hierauf landete ein drittes Invasionskorps von 12000 Mann in Veracruz im März 1847 und nahm die Hauptstadt Mexiko am 15. September ein. Im Februar 1848 wurde der Frieden geschlossen, kraft dessen Mexiko alle Gebiete, die die Nordamerikaner nördlich von der gegenwärtigen Grenze besetzt hatten, abtrat und dafür 15 Millionen Dollar ausgezahlt erhielt. Die jenseits des Rio del Norte belegenen Teile der Staaten Tamaulipas, Cohahuila, Chihuahua sowie ganz Neu-Mexiko, Neu-Kalifornien und Arizona, im ganzen $1\frac{1}{2}$ Millionen qkm, gingen Mexiko verloren.

In den Jahren 1858–1861 hatte die in Mexiko herrschende Verwirrung den höchsten Grad erreicht; die unaufhörlichen Aufstände und Bürgerkriege hatten das Land völlig erschöpft und an den Rand des Unterganges gebracht. Handel und Wandel stockten, und niemand wagte mehr, ein Unternehmen oder ein Geschäft zu beginnen, in der Furcht, daß es ja doch durch irgendeinen neuen Militärputsch vernichtet werden würde. Die öffentliche Sicherheit hatte völlig aufgehört; zahllose Räuberbanden, unter dem Vorgeben, für eine der politischen Parteien zu kämpfen, durchzogen das ausgeplünderte Land und beraubten Reisende und Warentransporte. Es kam häufig vor, daß die Diligence zwischen Veracruz und der Hauptstadt von Räubern angehalten und die Passagiere ihrer Habe und sogar ihrer Kleidung beraubt wurden, so daß sie, nur mit Zeitungsblättern ihre Blöße verhüllend, in der Hauptstadt anlangten. Seit dem Jahre 1858 gab es sogar gleichzeitig zwei Präsidenten in diesem Freistaat! In Veracruz residierte der Chef der Liberalen, Juarez, während in der Stadt Mexiko der von den Klerikalen erwählte General Miramon eine Regierung führte. Daß die beiden Parteien sich einander im Punkt des politischen Anstandes nichts vorzuwerfen hatten, erwies sich u. a. daraus, daß der konservative Präsident Miramon es war, der im englischen Generalkonsulat in Mexiko die Kasse erbrechen und die dort deponierten Gelder gewaltsam wegnehmen ließ. Bemerkenswert ist dabei, daß die Vereinigten Staaten stets nur den liberalen Juarez als rechtmäßigen Präsidenten anerkannten, während die europäischen Mächte ihre Vertreter bei Miramon beglaubigt hatten. Schließlich wurden aber die Truppen Miramons völlig geschlagen und vernichtet, und er mußte nach Europa entfliehen. Es ist zur Beurteilung der späteren Ereignisse von Wichtigkeit zu bemerken, daß demnach schon in den damaligen Kämpfen die Konservativen sich als die schwächere Partei erwiesen und den Liberalen die Regierungsgewalt hatten überlassen müssen.

Nachdem Juarez im Januar 1861 in die Hauptstadt eingezogen war, griff er in seiner chronischen Finanznot zu einer Maßregel, die überaus verhängnisvolle Folgen für Mexiko haben, Tausende von Mexikanern und Franzosen in den Tod treiben und schließlich einem deutschen Fürstensohne ein tragisches Geschick bereiten sollte.

Der von Juarez geleitete mexikanische Kongreß sprach am 17. Juli 1861 die Suspendierung aller Zahlungen für die auswärtigen Staatsschulden aus. Dieser Schritt hatte die französische Invasion Mexikos zur Folge. Anfangs hatten sich auch Großbritannien und Spanien an der Intervention beteiligt. Aber die englische Regierung zog sich sehr bald zurück, als sie erkannt hatte, daß der Kaiser Napoleon neben der Beitreibung von Schuldforderungen die Herstellung einer Monarchie in Mexiko beabsichtigte. Spanien dagegen schiffte seine bereits ins Innere des Landes vorgerückten Truppen erst wieder ein, als die vom Madrider Hofe gewünschte Kandidatur eines bourbonischen Prinzen sich als aussichtslos erwies, und Spanien nicht einem Mitgliede des Habsburgischen Hauses zum Thron von Mexiko verhelfen wollte.

Wenn man sich im Lichte unserer Länder- und Völkerkunde, die heute das Gemeingut aller Gebildeten geworden ist, überlegt, wie der Erzherzog Maximilian dazu verleitet werden konnte, sich auf dieses von Anfang an völlig aussichtslose Abenteuer in einem halbwilden Lande einzulassen, so steht man vor einem Rätsel. An Warnungen hatte es nicht gefehlt. Der bisherige englische Gesandte in Mexiko hatte dem Erzherzog wiederholt die dortigen Verhältnisse auf Grund seiner langjährigen Kenntnis des Landes geschildert und ihm gesagt, daß zur Begründung einer Monarchie in jenem Lande es an allen dafür notwendigen Elementen fehle, und daß vor allem die überwiegende Mehrzahl der Mexikaner von einer Monarchie nichts wissen wollte. Auch der berühmte amerikanische Historiker Motley, der damals Gesandter in Wien war, hatte den dortigen Hof und den Erzherzog wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die Vereinigten Staaten niemals dulden würden, daß ein republikanisches Staatsgebilde auf amerikanischem Boden durch fremde militärische Macht beseitigt und eine Monarchie an seine Stelle gesetzt werde, und daß, sobald der damals ausgebrochene Sezessionskrieg beendet wäre, die Union diesen ihren Willen mit allen Mitteln zum Ausdruck bringen würde. Auch der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Rechberg, hatte den Erzherzog dringend vor einem Eingehen auf die napoleonischen Pläne gewarnt, und die öffentliche Meinung in Österreich hatte sich mit Entschiedenheit dagegen ausgesprochen, daß ein Mitglied des Kaiserhauses von dem Franzosenherrscher, der erst vor kurzem Österreich der Lombardei beraubt hatte, einen exotischen Thron zum Geschenk annehmen sollte. Es hatte alles gegen die Lockungen nichts gefruchtet, die eine Krone zu bieten scheint. Der Erzherzog Maximilian erzählt in seinem Tagebuche, wie er bei einem Besuche Granadas, am Grabe des Königs Ferdinand und der Königin Isabella stehend, nach der goldenen Krone und dem Schwerte dieser seiner Vorfahren gegriffen, und sich dem Traume hingegeben habe, als Neffe der spanischen Habsburger dieses Schwert zu schwingen, um die Krone Karls V. zu erringen.

Einige mexikanische Emigrierte, die seit Jahren ihr Land aus politischen Ursachen hatten verlassen müssen und, wie alle Leute ihres Schlages, sich in völlig illusorischen Vorstellungen über die tatsächlichen Verhältnisse ihrer seit Jahren nicht wieder erblickten Heimat ergingen, hatten den Erzherzog für die Idee zu begeistern vermocht, daß er als Retter ihres schönen, aber bisher unglücklichen Landes, als leuchtender Führer zu neuer Größe und nie geahnter, glänzender Entwicklung dort einstimmig willkommen geheißen werden würde. Der Erzherzog hatte anfangs die Bedingung gestellt, daß, ehe er sich zur Annahme der ihm angetragenen Krone bereit erklären wolle, die ganze mexikanische Bevölkerung sich mit seiner Wahl einverstanden erklären müsse. Hierauf hatten die französischen Truppenführer in Mexiko, sobald sie ein Dorf oder einen Flecken besetzt hatten, die unwissenden indianischen Bewohner, die meist kaum des Lesens und Schreibens kundig waren und denen jedenfalls der Unterschied zwischen Monarchie und Republik noch niemals klar gemacht worden war, zur Unterzeichnung von Schriftstücken veranlaßt, die den habs-

burgischen Erzherzog als Erwählten der mexikanischen Nation bezeichneten. Diese Dokumente waren richtig nach dem schönen Schloß von Miramare befördert und dem Erzherzog überreicht worden. Niemand scheint dort gefragt zu haben, ob denn auch tatsächlich in allen, oder doch wenigstens in der Mehrzahl der bewohnten Orte Mexikos solche Zustimmungsadressen unterzeichnet worden, oder wie groß denn die Zahl derjenigen Bewohner des Landes sei, die sich der Unterzeichnung enthalten hatten. Tatsache ist, daß zur Zeit, als Maximilian bereits den mexikanischen Thron bestiegen und die französische Okkupationsarmee am meisten Erfolge erzielt und ihr Aktionsgebiet am weitesten ausgedehnt hatte, doch niemals mehr als ein Drittel des Landesgebietes dem Zepter Maximilians unterworfen worden war; in den anderen beiden Dritteln galt die Autorität des Präsidenten Juarez unbestritten; der Einwohnerzahl nach umfaßte das von den Franzosen unterworfene Gebiet, das die bevölkertsten Provinzen des Landes einschloß, doch nicht mehr als etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung.

Der Kaiser Napoleon hatte sich wesentlich durch eine Gruppe dunkler Spekulanten, die sich der Verbindung mit dem Herzog von Morny erfreuten, in das mexikanische Abenteuer hineintreiben lassen. Die berüchtigte Jeckersche Reklamation, die von den französischen Kommissaren mit allen Mitteln durchgesetzt werden sollte, war so wenig lauterer Natur, daß die spanischen und die englischen Vertreter sich kategorisch weigerten, sie unter die gemeinsam von den Mächten an die mexikanische Regierung gestellten Forderungen aufzunehmen. Der eigentliche Charakter dieser Reklamation ergibt sich daraus, daß, wie die spätere gerichtliche Untersuchung erwies, die Firma Jecker den Betrag von 15 Millionen Francs für ein Anleihegeschäft forderte, das sie mit dem nur in einem Teile des Landes anerkannten Gegenpräsidenten Miramon abgeschlossen hatte, auf das sie aber in Wirklichkeit nur 750000 Francs gezahlt hatte. Die durch die Interessenten an diesem unrühmlichen Geschäfte und durch die übrigen französischen Gläubiger Mexikos veranlaßte Intervention wurde hinterher von Napoleon mit der Phrase verbrämt, daß die Regeneration eines Volkes lateinischer Rasse durch Herstellung einer geordneten Regierungsform, die nur in einer Monarchie zu finden wäre, bewirkt werden sollte. Da der Kaiser Napoleon bemüht war, sich dem österreichischen Kaiserhause nach den Ereignissen des Jahres 1859 wieder zu nähern, weil er während des italienischen Krieges zum erstenmal gespürt hatte, wie unbequem die preußische Macht seinen Plänen werden konnte, war er anfangs aus solchen Erwägungen seiner europäischen Politik auf den Gedanken verfallen, dem wegen seiner liberalisierenden Stimmungen bekannten Erzherzog Maximilian die mexikanische Krone anzubieten. Als aber die Intervention in Mexiko, die leichtsinnig und mit ganz unzureichenden Mitteln begonnen worden war, auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, und weit davon entfernt, einen raschen ruhmreichen Feldzug erwarten zu lassen, sich unabsehbar in die Länge zu ziehen drohte, und in Frankreich der unfruchtbaren Vergeudung von Menschenleben und Geldmitteln geziehen wurde, da ward die Berufung Maximilians auf den mexikanischen Kaiserthron für Napoleon zu einem

Mittel, um sich und seine Truppen aus einer aussichtslosen Affäre herauszuziehen. Denn wenn es gelang, den Erzherzog auch nur für eine Zeitlang auf einem scheinbar gefestigten Thron zu erhalten, dann durfte Napoleon seine Truppen unter dem Vorgeben zurückziehen, den Mexikanern zur Herstellung einer stabilen Regierung behilflich gewesen zu sein, die durch ihren Charakter für die Erfüllung der gerechten Forderungen Frankreichs die beste Bürgschaft leiste. Hierbei muß man sich vergegenwärtigen, daß der damals in Nordamerika wütende Sezessionskrieg nicht nur die Vereinigten Staaten der Möglichkeit einer Aktion gegen die französische Macht beraubte, sondern sogar anfangs eine Wendung genommen hatte, die einen allendlichen Sieg der abgefallenen Südstaaten nicht als unmöglich erscheinen ließ, so daß in Paris und auch in London der Gedanke zeitweise auftauchen konnte, ob nicht eine weise vorausschauende Politik gebieten würde, den Sezessionisten eine Unterstützung zu gewähren.

Der unglückliche Erzherzog zog in sein erträumtes Reich und war von dem Momente an, da er den mexikanischen Boden betrat, niemals mehr als der Chef einer in der Minderzahl befindlichen und, wie die Folge lehrte, rasch dahinschmelzenden Partei des Landes, das er zu regieren vermeinte. Während der ganzen Dauer der Anwesenheit Maximilians hat die Regierung des Präsidenten Juarez in keinem Augenblicke zu funktionieren aufgehört; mit schier unglaublicher, aber bewundernswerter Ausdauer und Hartnäckigkeit zog sich Juarez, aus einem Zufluchtsort verdrängt, immer wieder in eine weiter nach Norden gelegene Ortschaft zurück, aber niemals verließ er auch nur für einen Tag den Boden der Republik, niemals verlor er den Mut, stets wies er jede Aufforderung zu Verhandlungen mit dem Feinde zurück.

Die französischen Truppen siegten unaufhörlich; die republikanischen, schlecht bewaffneten und kaum notdürftig bekleideten Banden hielten nirgends dem Angriffe der Franzosen stand; aber diese unbestrittenen Siege richteten die französische Armee zugrunde. Die Unmöglichkeit, den Feind in größerer Zahl zum Stehen zu bringen, die immer sich wiederholende Erfahrung, daß die eben in wilder Flucht auseinander gesprengten Scharen sich sogleich im Rücken ihrer Besieger wieder sammelten, und daß alle Anstrengungen der endlosen Märsche fruchtlos blieben, weil immer nur der Landesteil, auf dem eine französische Truppenabteilung gerade stand, als unterworfen gelten konnte, aber sofort wieder zum Feinde überging, sobald die Fremden sich entfernt hatten, demoralisierte schließlich die Truppen und machte sie unlustig zur Fortsetzung eines hoffnungslosen Feldzuges.

Die große Masse der halbindianischen Bevölkerung war an sich zwar politisch indifferent und indolent geblieben; da aber die Franzosen durch ihre offen zur Schau getragene Mißachtung der Eingeborenen des Landes und ihre Gewalttaten, zu denen sie freilich oft, um sich im Innern des Landes ernähren zu können, genötigt waren, sich verhaßt gemacht hatten, so richtete sich der so wachgerufene Haß gegen das mit Hilfe fremdländischer Bajonette den Mexikanern aufgedrungene Kaisertum. Die Intelligenz des Landes gehörte, wie bereits erwähnt, ihrer Mehrzahl nach der liberalen Partei an und war

der republikanischen Staatsform ergeben. Die Konservativen aber, deren Chefs den Erzherzog ins Land gerufen hatten, bestanden zum großen Teil aus wohlhabenden, gut situierten Leuten, die zwar wohlgesinnte politische Ansichten im Gespräche vertraten, aber weit davon entfernt waren, zur Durchfechtung dieser Ansichten finanzielle Opfer bringen oder gar selbst in den Kampf der Straße hinabsteigen zu wollen, um ihr Leben für die gute Sache aufs Spiel zu setzen. Zum Unglück entfremdete Maximilian noch obendrein seine konservativen Freunde durch seine völlig fruchtlosen Versuche, die Liberalen für sich zu gewinnen, da er in der Weltfremdheit seines Fürstendaseins im Wahne befangen war, daß es ihm gelingen könne, durch persönliche Liebenswürdigkeit, Gunstbezeugungen, durch Verleihung von Ordensdekorationen u. a. seine politischen Gegner in treue Anhänger zu verwandeln. So machte er sich einer Zurücksetzung der Politiker, die ihn ins Land gerufen, schuldig, und verlor so über dem Streben, als ein freisinniger, über den Parteien stehender Fürst zu gelten, den einzigen Boden, auf dem er vielleicht hätte stehen können, unter den Füßen. Unschuldig dagegen war der Erzherzog daran, daß auch die Vertreter der Kirche sich von ihm abwandten; sie hatten von ihm gleich nach seinem Regierungsantritt verlangt, daß er die eingezogenen und verkauften, ehemals der Kirche gehörenden Güter ihr wieder zurückgeben solle; da Maximilian mit Recht sich weigerte, eine Maßregel zu ergreifen, die alle Besitzverhältnisse in Verwirrung gebracht hätte, zumal die fraglichen Güter zum Teil bereits wiederholt ihre Besitzer gewechselt hatten, so reiste der päpstliche Nuntius, nachdem seine peremptorischen Forderungen abgelehnt worden waren, in demonstrativer Weise aus Mexiko ab, und die Geistlichkeit entzog von da ab dem Kaiserthrone ihre Unterstützung. Wenn man erwägt, welche harte Behandlung die Kirche in Mexiko durch die Nachfolger Maximilians erfahren hat, so entdeckt man hier, daß auch die Klerikalen mitunter recht kurzsichtige Politik treiben.

Als die Sezessionsstaaten niedergeworfen worden waren, und die Washingtoner Regierung die Hände frei bekommen hatte, säumte sie nicht, dem Kaiser Napoleon zu bedeuten, daß sie die Zurückziehung seiner Truppen aus Mexiko ungeduldig erwarte. Mit einer von allem gallischen Stolz oder Chauvinismus weit entfernten Nachgiebigkeit ging Napoleon auf dieses in keineswegs höflicher Form gestellte Ansinnen ohne weiteres ein und versprach, die Einschiffung seiner Truppen bereits Ende 1866 beginnen zu lassen. Dem Kaiser Maximilian gegenüber aber, den er unter Bruch seiner Versprechungen in so schmählicher Weise im Stich ließ, gab Napoleon vor, daß er die französischen Truppen zurückziehe, weil Mexiko seinen finanziellen Verpflichtungen Frankreich gegenüber nicht nachgekommen wäre. Maximilian schenkte dieser offiziellen Mitteilung seines Alliierten, den er mit völliger Verblendung verehrte, vollen Glauben und bemühte sich, die absichtlich übertriebenen und maßlosen finanziellen Forderungen Frankreichs zu erfüllen, ohne dadurch mehr zu erreichen, als daß er seiner Regierung vollends die letzten Lebensadern abschnitt.

Die finanziellen Schwierigkeiten der kaiserlichen Regierung in Mexiko waren von Anfang an einer der vornehmlichsten Gründe dafür gewesen, daß sie der Existenzfähigkeit gebrach. Wie in allen halb kultivierten Staaten Amerikas, bildeten die vom Import ausländischer Waren erhobenen Zölle die wesentlichste Staatseinnahme; in Mexiko beschränkte sich diese Einnahme fast ausschließlich auf den einen Hafen Veracruz. Von den dort eingehenden Zöllen waren beim Regierungsantritt Maximilians 49 % zur Deckung des Staatsschuldendienstes an England und Spanien verpfändet. Jetzt verlangten die Franzosen, daß ihnen 50 % der gedachten Einkünfte überlassen werden sollten, so daß dem armen Kaiser, nachdem er auf diese Forderung eingegangen, im ganzen 1 % der Zolleinnahmen zur Deckung des Staatsbedarfs übrig blieb. Die Not in den mexikanischen Staatskassen stieg daher auf das höchste, und nachdem Maximilian zur Beschaffung der Löhnung seiner Truppen den weitaus größten Teil seiner Zivilliste hergegeben hatte, kam es schließlich dazu, daß der unglückliche Fürst seine Privatsammlungen und sein silbernes Tafelgerät verkaufte, und daß trotzdem Detailrechnungen der Lieferanten für den kaiserlichen Hofhalt unbezahlt blieben. Es ist eine moralische Gerechtigkeit darin zu finden, daß die Franzosen bei all ihren gegen die Regierung Maximilians verübten Erpressungen schließlich sehr schlecht finanziell abschlossen. Denn kaum waren die französischen Truppen zurückgezogen, und der Sturz des Kaisertums erfolgt, so hörten alle Zahlungen auf die französischen Forderungen für immer auf; neben den enormen Kriegskosten verlor das französische Volksvermögen noch das Ergebnis zweier von der Regierung Maximilians in Paris aufgenommenen Anleihen im Gesamtbetrage von ca. 400 Millionen Francs, wovon allerdings nur ein kleiner Teil in Wirklichkeit nach Mexiko gelangt war. Da der Präsident Juarez und seine Nachfolger sich stets geweigert haben, die von Maximilian aufgenommenen Anleihen anzuerkennen, so ist der hierauf eingezahlte Betrag, ca. 170 Millionen Francs, gleichfalls den französischen Gläubigern verloren gegangen.

Napoleon verhehlte sich nicht, daß, falls dem Erzherzog, den er seinem Schicksal zu überlassen sich anschickte, etwas zustoßen sollte, die Schuld daran ihm beigemessen werden würde. Es entstand demnach für den französischen Kaiser das Interesse, Maximilian zur baldigen Abdankung und Abreise aus Mexiko zu bewegen. Es ist behauptet worden, daß die erwähnten Geldforderungen der französischen Regierung deshalb so überspannt und maßlos gestellt wurden, um Maximilian von der Unmöglichkeit zu überzeugen, auf einem von allen Mitteln entblößten Thron weiter auszuharren. Außerdem sandte Napoleon seinen Adjutanten, General Castelnau, nach Mexiko, um Maximilian zur Abdankung zu bewegen. Aber der Erzherzog war gerade jetzt gegen Vorschläge, die von französischer Seite kamen, mißtrauisch geworden, verließ sich auf die trügerischen Versprechungen einiger konservativer Parteiführer, die ihn aus eigennützigen Interessen nicht abreisen lassen wollten, und glaubte wohl auch, daß ihm persönlich eine Gefahr in keinem Falle drohen könne. Was sollte im übrigen der zu so abenteuerlichem Unternehmen Ausgezogene auch anderes tun, als in dem Lande seiner Wahl bleiben? Welche

Rolle hätte er gespielt, wenn er nach Europa als flüchtiger Fürst zurückgekehrt wäre? Ein Wort des alten, in der Weltabgeschiedenheit der Abgedankten lebenden Kaisers Ferdinand I. charakterisiert treffend die fragwürdige Situation. Als der alte Herr, dem mehr Witz als Regierungstalent eigen gewesen zu sein scheint, von der Berufung seines Neffen auf den mexikanischen Kaiserthron erfuhr, sagte er brummig: „Jetzt nennt man den Max'l Kaiser — wie wird man ihn denn nennen, wenn er mal zurückkehrt?"

Dafür freilich, daß der Erzherzog nicht im Geleite der französischen Truppen aus Mexiko abreisen wollte, dafür hatte das unqualifizierbare Benehmen des Marschall Bazaine gesorgt. Von Anfang an waren die Beziehungen zwischen dem Chef des französischen Okkupationskorps und dem nominellen Herrscher des Landes höchst unerquicklich und peinlich gewesen und nur durch den Takt und die Geduld Maximilians vor offenem Bruch geschützt worden. Als aber Bazaine sah, daß es mit dem Bestande des Kaisertums zu Ende ging, und daß er selbst demnächst als Führer einer erfolglosen Expedition würde zurückkehren müssen, da ist in ihm offenbar das Gelüste aufgestiegen, den Versuch zu machen, für sich selbst, wenn nicht einen Thron, so doch die Präsidentschaft einer Republik zu erringen, und er ist in diesem Streben nicht vor verräterischen Handlungen zurückgeschreckt. Bazaine hat, wofür bis vor kurzem in Mexiko noch Zeugen lebten, wiederholt Zusammenkünfte mit Führern der liberalen Partei gehabt, in denen er über die Aufstellung seiner Kandidatur für die Präsidentschaft zu verhandeln versucht hat. Es scheint nicht ein einziger der so ausgeholten Mexikaner auf diese Vorschläge eingegangen zu sein, da eine Kandidatur Bazaines, die schon wegen seiner Nationalität gesetzwidrig gewesen wäre, an seiner großen Unpopularität gescheitert wäre. Nachdem Bazaine sich überzeugen mußte, daß seinem Ehrgeiz auf diesem Wege keine Aussichten blühten, ließ er sich auf schmutzige Geldgeschäfte ein, verkaufte die Möbel aus dem ihm zu seiner Hochzeit vom Kaiser Maximilian geschenkten Palais, verkaufte Waffen und Munition an die Feinde Maximilians, und was er an Geschützen nicht veräußern konnte, ließ er vor seinem Abzuge unbrauchbar machen oder absichtlich in die Hände der Generäle des Präsidenten Juarez fallen. Wohl selten ist das Strafgericht der Geschichte so drastisch vollzogen worden, wie an dem französischen Marschall Bazaine, der, wie man auch über seine weitere Laufbahn urteilen mag, jedenfalls in Mexiko die Rolle eines Verräters gespielt hat, und mit Genugtuung denkt man daran, daß ein preußischer Prinz es war, der sieggekrönt vor dem Bilde Maximilians in Miramare stehend, ausrufen konnte: „Ich habe dich an Bazaine gerächt."

Aber auch für den Kaiser Napoleon selbst begann der steile Abstieg von der Höhe seiner Machtstellung, der in Sedan enden sollte, in den Gefilden von Mexiko. Die mexikanische verfehlte und resultatlose Expedition, die Frankreich so viel Menschenleben und Vermögen kostete, schlug dem Prestige Napoleons gerade in dem Momente eine schwere Wunde, da sein Ansehen bereits durch seine schwankende und unrühmliche Haltung in den Ereignissen des Jahres 1866 geschwächt worden war. Um sich von dieser schweren Schlappe

zu rehabilitieren, war Napoleon gezwungen, nach anderen Gelegenheiten zum Ruhmerwerb auszuschauen und so dem ihm drohenden Schicksal entgegen zu eilen.

Dabei war ein erheblicher Teil des französischen Heeres in den aufreibenden, mexikanischen Feldzügen geschwächt und desorganisiert worden, und was noch mehr moralisch ins Gewicht fiel, die Siegeszuversicht der französischen Truppen hatte gelitten. Insofern kann man sagen, daß die französische Niederlage vom Jahre 1870 in Mexiko vorbereitet worden ist.

Es wäre eine interessante Frage, ob Bismarck, als die mexikanische Tragödie sich ihrem Ende näherte, von der Bedeutung, die diese Ereignisse für die kommende deutsche Politik haben sollten, sich eine Vorstellung machte. Mir ist nur eine Äußerung Bismarcks in bezug auf die damaligen mexikanischen Vorgänge bekannt geworden, die aber nicht die gebietende Stellung erkennen läßt, die der große Reichskanzler nach 1870 in der Staatenwelt einnahm, sondern noch von einem recht bescheidenen Deutschland Zeugnis ablegt. Als der preußische Ministerresident in Mexiko, angesichts des drohenden Zusammenbruchs der Regierung Maximilians, in Berlin anfragte, was bei den in solchem Falle zu erwartenden Unruhen zum Schutze der in Mexiko lebenden preußischen Staatsangehörigen zu geschehen habe, antwortete Graf Bismarck, daß die von den zunächst interessierten Mächten, Frankreich und England, nach Mexiko entsandten Kriegsschiffe ja wohl hinreichen würden, um auch den dort lebenden Deutschen Schutz zu gewähren, daß aber im übrigen Deutsche, die zu Erwerbszwecken nach so entfernten und halb kultivierten Ländern übersiedeln, sich ja wohl bewußt sein würden, daß sie sich dabei gewissen Gefahren aussetzen. — Wie schnell sollten sich die internationale Stellung Deutschlands und die Aufgaben seiner Politik wandeln! Das sprach ein Bismarck damals im Namen jenes Deutschlands, das er vorgefunden hatte — gestützt auf das Deutschland, das Bismarck geschaffen hat, würde ein deutscher Reichskanzler heute anders reden.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilians, dessen Andenken durch seine heldenmütige Verteidigung Queretaros und die ruhige Würde, mit der er zu sterben wußte, verklärt wird, verfiel Mexiko zunächst wiederum in den früheren Zustand unablässiger Revolutionen und rasch wechselnder Präsidentschaften. Da mit dem Sturze des Kaiserreichs die Partei der Klerikal-Konservativen nahezu vernichtet war, so waren es zur Abwechslung jetzt die verschiedenen Führer der Liberalen, die sich untereinander bekämpften. Unter diesen Revolutionsanstiftern tat sich namentlich der General Porfirio Diaz hervor. Während des Kaiserreichs war er einer der treuesten und geschicktesten Anhänger des Präsidenten Juarez gewesen und erfreute sich auch bei seinen Gegnern des Rufes einer bei seinen Waffengefährten ungewöhnlichen Ritterlichkeit. Jetzt erhob Diaz die Fahne des Aufstandes gegen denselben Juarez, der 1871 wieder gewählt worden, wobei dessen Gegenkandidat eben Porfirio Diaz gewesen war. Indessen zog es Juarez vor, sich weiteren Anfeindungen durch einen plötzlichen Tod im Jahre 1872 zu entziehen. Der hierauf folgende Präsident Lerdo de Tejada ließ sich 1876 zum zweiten Male wählen. Da

aber die freilich oft durchlöcherte mexikanische Verfassung die Wiederwahl desselben Präsidenten verbot, so empörte sich das empfindliche Rechtsbewußtsein des Generals Porfirio Diaz gegen diese Gesetzesverletzung; er stellte sich an die Spitze einer Revolution, vertrieb Lerdo de Tejada und wurde selbst Präsident. Noch einmal, von 1880—1884, ließ Porfirio Diaz die Besetzung des Präsidentenstuhles durch einen anderen zu, dann blieb Diaz vom Jahre 1884 ab bis heute Staatsoberhaupt, wobei er nach Ablauf der verfassungsmäßigen Termine sich immer wieder wählen ließ. Jene Verfassungsbestimmung, die Wiederwahl betreffend, wurde, als nunmehr nicht mehr am Platze, vom Nationalkongreß aufgehoben.

In seiner langen Regierungszeit hat Porfirio Diaz sehr Bedeutendes für sein Land geleistet. Vor allem hat er Ordnung und Sicherheit hergestellt; man reist heute in Mexiko ebenso ungefährdet wie in Europa, und bis zum Ausbruch der gegenwärtig spielenden Revolution hat Diaz alle Aufstandsversuche so rasch und gründlich zu unterdrücken gewußt, daß in den letzten zwanzig Jahren überhaupt niemand in Mexiko mehr wagte, eine Revolution anzuzetteln. Daß er bei Herstellung der Ordnung sich nicht mit der pedantischen Beobachtung von Gesetzesparagraphen oder Verfassungsbestimmungen aufgehalten hat, kann ihm in einer Republik nicht verübelt werden, seit deren Begründung die Freiheit immer nur in der Willkür der jeweilig siegenden Revolutionsführer, die Gleichheit in der Ausplünderung des Landes durch die Bandenchefs beider Parteien, und die Brüderlichkeit in der Teilung des Staatseigentums unter alle, die die Finger daran legen konnten, bestanden hatte. Auch in seinen Regierungsmethoden hat sich Porfirio Diaz niemals durch die Vorschriften der Verfassung über Wahlen und die Rechte der Volksvertretung beengen lassen; er hat vielmehr schlicht und recht wie ein Diktator regiert, da man nicht sagen darf, wie ein absoluter Monarch, weil es ja doch undenkbar ist, daß ein Mann, der sich als unbeugsamer Bekämpfer der monarchischen Staatsform einen Namen gemacht hat, einem so veralteten europäischen Muster gefolgt wäre. Wenn ein anderer an Diaz Stelle zufällig Präsident von Mexiko geworden wäre und genau so regiert hätte, wie Diaz es getan hat, so wäre dieser unfehlbar als Verteidiger der verletzten Verfassungsrechte gegen den Tyrannen aufgetreten, so aber, wie es gekommen, ist Diaz ein tatkräftiger, rücksichtslos durchgreifender Staatslenker gewesen, der seinem Lande wenigstens eine dreißigjährige Ruhepause von dem Elend der Revolutionen geschaffen hat, die gegenwärtig freilich leider den Anschein hat, zu Ende gehen und dem früheren Zustande wieder Platz machen zu wollen.

Ferner hat Porfirio Diaz das große Verdienst, daß er den Nordamerikanern gestattet hat, überall Eisenbahnen zu bauen, die in Mexiko von besonderer Wichtigkeit waren, da es bis dahin gänzlich an Verkehrsstraßen dort gebrach und noch heute fehlt. Die Bahnen haben erst die Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit im ganzen Lande ermöglicht, da erst dank den Schienenwegen Truppen rasch nach Orten, wo eine Empörung drohte, geworfen werden konnten. Auch haben die Bahnen den Reichtum des Landes und die Staatseinnahmen außerordentlich vermehrt; nur durch sie erst ist es

wirtschaftlich rentabel geworden, schwere Produkte, wie Erz, Kupfer und Gestein von geringem Silbergehalt nach den Schmelzorten oder zur Küste zu befördern, ebenso wie der Transport ausländischer Importgüter durch die Schienenstränge außerordentlich verbilligt und in manche Teile des Landes erst ermöglicht worden ist. Ferner sind unter der Herrschaft des Generals Diaz die bis zu seinem Regierungsantritte völlig zerrütteten Finanzen in geordneten, ja sogar in musterhaften Zustand gebracht worden. Aus einem Staate, der als schlechter Zahler auf dem internationalen Markte berüchtigt war und dessen Kredit daher auf tiefstem Niveau stand, ist ein Liebling der Börse geworden, der seinen Schuldverpflichtungen pünktlich nachkommt, und der vor kurzem zu einer Konversion behufs Herabsetzung des Zinssatzes hat schreiten können.

Wenn man freilich etwas näher hinblickt, so könnte man finden, daß in diesen scheinbar so musterhaft geordneten Finanzen Mexikos der Keim zu der gegenwärtig zutage tretenden inneren Schwäche des Diazschen Regimes liegt. Von keinerlei weiterblickenden politischen Ideen und Zielen getragen, und weit entfernt, von irgendeinem an Chauvinismus erinnernden Schwunge beflügelt zu werden, ist das Diazsche Regime lediglich auf den Faktor Geldmacht gerichtet gewesen, und hat die Erwerbung und den Besitz auskömmlicher Finanzen nicht bloß als Mittel, sondern als Selbstzweck im Auge gehabt — und das rächt sich heute. Dem geschickten Finanzminister Mexikos, Herrn Limantour, der nicht bloß das Gleichgewicht im Ausgabe- und Einnahmebudget des Staates hergestellt hat, sondern alljährlich Überschüsse erzielt, ist dieser Erfolg wesentlich durch den Umstand erleichtert worden, daß die mexikanische Regierung die Aufgaben, die sie sich stellt, außerordentlich eng bemißt und daher weit geringere Ausgaben zu bestreiten hat, als andere Staaten, die sich die Erfüllung weiterer politischer Aufgaben zur Pflicht machen. Bei den nach Herstellung der Ordnung und Ruhe im Innern außerordentlich gestiegenen Staatseinnahmen ist es schließlich kein so großes Kunststück gewesen, Zinsen und Amortisation der Staatsschulden pünktlich zu zahlen.

Aber für andere Staatsaufgaben geschah auffallend wenig. Wege und Straßen, an denen es überall gebricht, sind überhaupt nicht mehr unter der Diazschen Regierung gebaut worden, und nur wo die von den Amerikanern gebauten Bahnen hinführen, sind Reisen und Warentransporte ausführbar, aber an Zufuhrstraßen mangelt es gänzlich. — Ebenso wird für Schulen und Volksbildung bei weitem zu wenig angesichts des niedrigen Niveaus der allgemeinen Bildung getan, obwohl der Staat nach Vernichtung der früher von der Kirche und Geistlichkeit geleiteten Schulen in besonderem Maße verpflichtet gewesen wäre, für ausreichenden Volksunterricht Sorge zu tragen.

Am verhängnisvollsten aber hat sich die ungenügende Erfüllung der Aufgaben des Staates auf dem Gebiete der Landesverteidigung erwiesen. Mexiko gibt von allen größeren Republiken des lateinischen Amerikas weitaus am wenigsten für seine Wehrkraft aus. Während Chile schon seit langem eine angesehene Marine und ein schlagfertiges Heer besitzt, Brasilien mit großen finanziellen Opfern sich eine bedeutende Flotte beschafft hat und auch zu Lande

wohl gerüstet ist, Argentinien mit einer wohl disziplinierten und in bestem Rufe stehenden Armee versehen ist, so daß diese drei Staaten heute wohl imstande sein würden, einen etwaigen Angriff der Vereinigten Staaten zurückzuweisen, befindet sich Mexiko in einem nahezu wehrlosen Zustand, und seine Grenzen stehen auch einem numerisch schwachen Feinde offen. Chile gibt 87,8 Millionen Mark für den Unterhalt seiner Flotte und Armee aus, Argentinien 80,8 Millionen Mark, Brasilien verausgabt für seine Verteidigung zu Wasser und zu Lande gar 251,6 Millionen Mark; Mexiko dagegen begnügt sich mit einem Militärbudget von 42,2 Millionen Mark. Um einen Vergleich mit europäischen Verhältnissen zu ermöglichen, wollen wir Belgien anführen, das doch nicht zu den Militärstaaten gezählt werden kann, und das 46 Millionen Mark für seine Landesverteidigung aufwendet. Bulgarien, das so ungleich ärmer als Mexiko ist, bringt für seine Schlagfertigkeit nur 10 Millionen Mark weniger als dieses, nämlich 32 Millionen Mark, auf.

Die maritimen Streitkräfte Mexikos zählen nicht und bestehen aus einigen alten Kanonenbooten. Die Landarmee ist numerisch klein, schlecht bewaffnet und entbehrt jeder Übung, in größeren Verbänden zu operieren. Die mexikanischen Truppen stehen überhaupt nicht auf einem dem modernen Heerwesen entsprechenden Niveau; sie nehmen im eigenen Lande eine untergeordnete Stellung ein und sind weit davon entfernt, so angesehen und beliebt zu sein, wie es etwa die von dem patriotischen Stolze der Nation umgebene Armee Argentiniens ist. Das Mißtrauen des Generals Diaz, dem aus den Erinnerungen seiner Jugendzeit wohl bekannt ist, daß ein im Kriegshandwerk erfahrener Führer mit einer ihm ergebenen Truppe mitunter auch in der inneren Politik des Landes eine Rolle zu spielen vermag, hat wohl ebenfalls dazu beigetragen, die Stellung der Armee herabzudrücken. Aber der wesentliche Grund für das auffallende militärische Zurückbleiben Mexikos liegt doch in einer Politik, die die Einschränkung des Ausgabenbudgets und die Ansammlung finanzieller Reserven zum Hauptzweck des Staates gemacht hat. Man würde hier einwenden können, daß Diaz es eben vermeiden wollte, die Steuerkraft der Bevölkerung stärker als bisher anzuspannen, wie es bei einem größeren Aufwand für militärische Zwecke nötig gewesen wäre. Aber es ist eine alte Erfahrung der praktischen Politik, daß je mehr politische Freiheit einem Lande gewährt wird, desto größere Ansprüche an die Opferwilligkeit und Steuerfähigkeit seiner Bevölkerung gestellt werden können — konstitutionelle Regierungen wirtschaften bekanntlich stets weit teurer als despotische —, und je mehr daher unter der Herrschaft des Generals Diaz die republikanische Verfassung zu einem täuschenden Aushängeschild für ein absolutistisches Regime wurde, desto weniger war er geneigt, die Steuerzahler stärker in Anspruch zu nehmen.

So hat Porfirio Diaz in einem Zeitalter der allgemein verstärkten Rüstungen es vorgezogen, eine Politik des sparsamen Hausvaters zu treiben und sein Land, im Vertrauen auf die Freundschaft der Vereinigten Staaten, wehrlos zu lassen. Bereits heute hat Porfirio Diaz sich überzeugen können, daß er vor einem Eingriff der Nordamerikaner nur so lange gesichert war,

als sie in dem Fortbestande seiner Regierung eine Bürgschaft für ihre ungestörte wirtschaftliche Ausbeutung Mexikos erblickten, und daß ihre Friedfertigkeit sofort fraglich wurde, als seine Autorität zu schwanken begann. Wer wollte daran zweifeln, daß, wenn Mexiko heute in der Lage wäre, eine eben so starke Wehrmacht aufzustellen, als es die drei oben genannten Republiken Südamerikas vermögen, die Vereinigten Staaten es sich nicht herausnehmen würden, mit armseligen 20000 Mann an der mexikanischen Grenze herumzuspielen. So hat sich auch hier bestätigt, was die Geschichte aller Staaten der Welt gezeigt, daß die Versäumnis der Fürsorge für eine genügende Wehrkraft eine Vogel-Strauß-Politik ist.

Aber außerdem hat Porfirio Diaz ja auch erleben müssen, daß die schwache Rüstung nicht einmal hinreichte, um seine eigene Herrschaft im Lande gegen den ersten ernstlichen Versuch zu sichern, der zu ihrem Sturze unternommen worden ist. Die Mexikaner sind in dem langen Frieden, den Diaz ihnen geschenkt und unter der wirtschaftlichen Leitung der Nordamerikaner wohlhabender geworden und haben mehr Muße und Zeit zum Nachdenken über die eigene Lage bekommen. Da haben sie gefunden, daß sie ein recht barsch regiertes Volk geworden sind, das ein allzu geringes Maß an Rechten und Freiheiten genießt, und sie gaben der allzu langen Fortdauer des Regime Diaz die Schuld an diesem unbefriedigenden Zustande. Dieses Mal sind diejenigen die Stärkeren in Mexiko geblieben, die den Bestand bürgerlicher Ruhe und Ordnung für zu teuer erkauft erachteten, wenn sie mit dem Verluste der politischen Freiheit bezahlt werden. Da Diaz gestürzt worden ist und er, nach Art der Gewaltmenschen, einen tüchtigen Nachwuchs, der ihn ersetzen könnte, nicht hat aufkommen lassen, so dürfte für Mexiko eine Fortsetzung der früheren Ära rasch wechselnder Revolutionen bevorstehen.

Mai 1911.

Elsbeths Enttäuschungen.

Erzählung

von

Alfred Huggenberger.

Auf dem Ebenhöch, wie das kleine Dorf Tischenloo mit den zugehörigen Weilern und Höfen im Volksmunde heißt, gibt es neben wehrhaften, wohlbedachten Bauernmenschen, die, mit der bestehenden Weltordnung auskommend, dem Leben ohne Not nichts schuldig bleiben, und die, wenn ihre Zeit da ist, auf Anschluß und Vermehrung denken, auch ein paar Wunderliche, denen das entweder zu spät eingefallen ist, oder die sich zuviel aus sich selber gemacht haben und dadurch aus der Reihe gekommen sind. Zu diesen Ungeschickten gehören der Schrennenbauer Christian Kempf und seine Schwester Elsbeth. Man kennt die Beiden auf dem Ebenhöch unter dem Zunamen „Götti" und „Gotte"[1], weil sie nicht weniger als elf Kinder miteinander aus der Taufe heben durften. Wem nicht selber ein Häuflein solcher Kleinen vor den Füßen herumkrabbelt, der bringt eher ein Geld fürs Helfen[2] zuweg, pflegten Vettern und Nachbarn zu sagen, wenn wieder etwas Kleines um die Wege war.

Der Götti und die Gotte führen auf dem unteren Schrennenhofe, der an der Straße von Tischenloo nach Ischhofen liegt, mit ihrem Pflegesohn Jaköbli einen stillen Haushalt. Dem Christian sagt noch hier und da einer vom Heiraten; aber er findet, das sei jetzt nicht mehr nötig. Es sei ja auch recht so, und er tue es der Schwester nicht zuleide, weil sie ihm doch auch Rechnung getragen habe und ledig geblieben sei. Wo nur ein Ofen im Hause sei, hätten nicht gut zwei erwachsene Weibervölker Platz.

Von der Elsbeth berichtet der Kaspar Hubmann im oberen Schrennenhofe, den diese seinerzeit zum dritten Male mit einem Korb heimgeschickt hatte, sie sei halt von Kindesbeinen an eine sehr eigene Person gewesen. Liebeln und Schöntun hätten bei ihr nie gezogen, ja, man habe sie mit solchen Künsten eher vertreiben können. Habe einer einen Spaß zu ihr gesagt, so habe sie ihm eine Woche lang keine Tageszeit mehr gewünscht. Natürlich, von wem sollte sie etwas Vernünftiges gelernt haben? Ihr Vater, der Jonis, habe seine Frau mehr ums Geld genommen, da habe halt die Elsbeth nie viel vom Liebhaben sehen und lernen können.

Damit meint der Kaspar Hubmann alles von ihr gesagt zu haben. Er kann auch nicht mehr wissen. Niemand auf dem Ebenhöch kann viel mehr wissen.

[1] Pate und Patin.

[2] Ausrichten von Taufgeschenken.

Und doch ist Elsbeth dreimal in ihrem Leben rechtschaffen verliebt gewesen. Wenn ihr mit sechzehn Jahren jemand prophezeit hätte, daß sie eine alte Jungfer werden würde, sie hätte leise nebenaus gelächelt und bei sich gedacht: „Meinetwegen alle anderen — aber ich nicht!“ — —

Als Elsbeth das letzte Jahr nach Tischenloo hinüber zur Schule ging, fing sie von ungefähr an, viel auf den Johann Meili im Enzenloo achtzugeben. Sie wußte es sich selber nicht zu erklären, wie das gekommen war; eines schönen Tages stand es bei ihr fest: den Johann magst du gern! Er war von munterer, aufrichtiger Art, kam in der Schule leidlich fort, und im Winter beim Schneeballenwerfen war er nicht so grob wie andere größere Knaben, die die Mädchen gleich mit Schnee einreiben wollten.

Elsbeth ließ es sich nicht einfallen, ihn von ihrer stillen Zuneigung je etwas merken zu lassen. Ein einziges Mal legte sie ihm heimlich einige schön gepreßte Tulpenblätter ins Schulbuch. Aber zu ihrem Bedauern schüttelte er die zarten Liebesboten, als er deren ansichtig wurde, ohne weiteres heraus und ließ sie unbeachtet auf dem Fußboden liegen.

Um jene Zeit betrachtete sich Elsbeth oft verstohlen im Spiegel. Als die Base Näni, die daheim seit dem Tode der Mutter den Haushalt führte, sie einmal darüber ertappte, gab es einen derben Verweis. Das werde nun wohl noch nicht pressieren mit dem Liebäugeln ins Affenglas hinein! Die Lumperei werde noch früh genug ihren Anfang nehmen können; und sie, die Näni, wolle denn auch noch etwas dazu sagen!

Elsbeth nahm sich vor, in Zukunft besser aufzupassen. Wer konnte ihr denn außer dem Spiegel darüber Auskunft geben, ob sie hübsch oder häßlich sei? Soviel glaubte sie für ganz bestimmt herausgefunden zu haben, daß einige ihrer Mitschülerinnen viel netter seien als sie; zum Beispiel die Julia Lenz, die neben ihrem schönen Namen noch den Vorzug hatte, daß sie im zweitschönsten Hause in Tischenloo daheim war, und daß ihr Vater, der Gemeindeschreiber, den einzigen Spezereiladen auf dem Ebenhöch besaß. In diesem Laden konnte man alles kaufen, auch die honigsüßen, in blaues oder rotes Papier eingewickelten Feuersteine[1]), denen in der Regel ein winziges, zusammengefaltetes Zettelchen mit einem neckischen Sprüchlein beigelegt war. Der Lehrer hatte zwar das Herumbieten solcher Feuersteinzettelchen während der Schulzeit streng verboten. Aber Julia trug immer eine kleine Auswahl davon in einem mit Glasperlen besetzten allerliebsten Geldbeutelchen mit sich herum. Die lustigsten steckte sie bei günstiger Gelegenheit dem gerade vor ihr sitzenden Johann Meili zu, der sie dann vergnüglich las und in die Westentasche steckte oder auch weitergab, wenn sich der Lehrer just mit einer anderen Klasse beschäftigte. Es waren meistens Verse, die mit der Schule gar nichts zu tun hatten; zum Beispiel:

Ein Schätzchen, das nicht küssen kann,
Das sieht man über die Achsel an.

Oder: Bricht mir die Lieb' das Herz entzwei,
So bleibt es noch in Stücken treu.

[1]) Kleine, steinharte Zuckerstücke; beliebtes Naschwerk.

Wenn der Lehrer hier und da einmal dahinter kam, wurden die eingezogenen Zettelchen jeweils unnachsichtlich von ihm zerstört; doch Elsbeth glaubte einmal zu bemerken, daß er sich während der strengen Strafpredigt abwenden und ein Lächeln verbeißen mußte. Natürlich! Man konnte sie doch nicht mehr für ganz kleine Kinder halten! Die älteren Mädchen und auch einige Knaben lasen ja bereits mit mehr oder minder großer Anteilnahme die Liebesgeschichten im Sonntagsblatt des „Schmelzacher Boten", und kein Mensch fand es für nötig, etwas dagegen einzuwenden oder die Zeitungen zu verbergen.

Es war auch recht kurzweilig, den einen oder anderen Knaben mit einem Schatz necken zu können. Doch gab es Elsbeth oft heimlich zu denken, daß sie gar nie mit Johann Meili zusammen genannt wurde, obschon dieser eine Strecke weit mit ihr den gleichen Schulweg hatte. Sie behielt ihr Geheimnis freilich am liebsten ganz für sich; wenn man ihr halt nur nicht immer den langweiligen Jakob Steiner in Grasrütti hätte geben wollen, der breite, aufgrissene Hände hatte, und dessen Kleider immer nach Stalluft rochen, weil er vor der Schulzeit drei Kühe melken mußte. Als auch Johann Meili sie einmal auf dem Schulweg wegen Jakob aufzog, kamen ihr vor Ärger und Not die Tränen in die Augen.

Bitter neidisch war Elsbeth auf Julia Lenz, die bestimmt und ohne weiteres als Johanns Schatz galt, und die sich auch gar nicht die Mühe nahm, sich darüber ungehalten zu stellen. Einmal machte der kleine Fritz Eckert in Grasrütti ein Gedicht auf die beiden, das mit der Strophe anfing:

Johann Meili, der schöne Knab',
Steigt von dem Enzenloo herab
Und erblickt in seinem Sinn
Die Julia im Laden drin.

Julia lachte bloß darüber, sie sagte, es wäre ihr ganz gleich, wenn sogar ein richtiger Dichter einen Vers über sie machen würde, nicht bloß so ein Hosenpfösi. Johann Meili aber paßte dem Fritz Eckert eines Abends, da er mit dem Milchkarren heimfuhr, auf und prügelte ihn durch, weshalb sich Elsbeth im stillen wieder einige Hoffnung machte. Leider hieß es dann nachher, der Meili sei nur wegen dem einzigen Vers wild geworden:

Das Enzenloo ist weit bekannt
Für ein Fuchs- und Hasenland.

Die drei abgelegenen Bauernhäuser im Enzenloo mit ihren Baumgärten, Wiesen und Äckern sind nämlich fast ganz von Wald umgeben; man sagt spottweise, die Füchse und Hasen halten dort oben Hochzeit.

In jener Zeit machte Elsbeth mit Berthe Steiner im Enzenloo Freundschaft, obschon ihr diese früher hochmütig vorgekommen war. Sie ließ sich von ihr ins Album schreiben und lud sie hin und wieder an Sonntagen ein, zu ihr nach dem Schrennenhofe herabzukommen, um dann die Besuche im Enzenloo erwidern zu können. Da warf ihr Berthe Steiner einmal, als es eine kleine Zwistigkeit zwischen ihnen gegeben, ganz trocken vor: „O, du, ich weiß schon, daß es dir bloß wegen dem Johänggel so gut gefällt auf dem Enzenloo.

Ich hab das schon lang gemerkt, ich hab bloß nicht dergleichen getan. Wenn du wüßtest, daß der Meili-Schang vor Schulden fast nicht schnaufen kann, und was der und seine Frau miteinander für ein Leben führen, dann würdest du in der Schule nicht mehr halb so viel nach dem Johann hinüber schielen."

Elsbeth stellte sich tief beleidigt und behauptete nasenrümpfend, der Johann Meili wäre ihr der letzte; die Knaben könnten ihr überhaupt alle miteinander gestohlen werden. Berthe Steiner, um sie wieder etwas umzustimmen, bekannte ihr gegen das Versprechen unbedingter Verschwiegenheit, sie sei eine Zeitlang in den Karli Mettler von Neurütti verschossen gewesen, weil er beim Kopfrechnen immer der Erste sei, und weil sie sich gewünscht habe, später einmal in des Viehhändlers Mettler schönem Pelzschlitten fahren zu können. Aber jetzt fiele es ihr nicht mehr ein, wegen dem Karli auch nur den Kopf zu drehen. Das seien nur so Kindersachen gewesen.

Elsbeth ging verdrossen heim. Sie ärgerte sich nicht bloß deshalb, weil Berthe Steiner sie durchschaut, sondern noch mehr darüber, daß diese so viel älter und klüger sein wollte und sie selber noch für ein Kind ansah. Dann aber dachte sie wieder bei sich, wenn man einen gern habe, so werde man sich das doch nicht von heute auf morgen aus dem Sinn schlagen können. In den Geschichten, die sie las, blieben sich die Liebenden immer treu, und das war gewiß brav und recht. Sie nahm sich vor, nichts auf Johann Meili kommen zu lassen; das wegen den Schulden hatte Berthe vielleicht nur ihm zuleid erdacht.

Von da an ließ sich Elsbeth mit Berthe Steiner selten mehr ein. Sie machte sich, wenn sie allein war, nach wie vor sehr viele Gedanken wegen der Zukunft und wunderte sich, wie alles noch kommen würde. In allen Luftschlössern, die sie sich erbaute, ging Johann Meili ein und aus.

Aber es dauerte nicht gar lange, so mußte Elsbeth an sich selber die erste kleine Enttäuschung erleben. Schon als es gegen den Sommer ging, nahm sie zur eigenen Verwunderung wahr, daß ihre stille Zuneigung ganz unmerklich erlöschen wollte wie ein Feuerlein, das keine Nahrung mehr findet. Zuerst redete sie sich ein, daß sie vor lauter Arbeit in den Reben, in Haus und Feld keine Zeit mehr finde, an alles zu denken. Denn die Base Näni ließ ihr kein Gras unter den Füßen wachsen; sie sagte, das sei gut für solche Göhren, sie würden weniger übermütig. Doch als sich Julia Lenz eines Sonntagnachmittags über Johann Meili lustig machte, weil der mit so kurzen, abgesägten Höslein zur Kinderlehre komme, die ihm nicht einmal bis an die Schuhe gingen, fügte Elsbeth mit einem kühlen Lächeln bei: „Ja, und er läuft auf dem Heimweg immer noch mit den kleinen Knaben nach Krebsen dem Hubbächlein entlang." Sie schämte sich fast, wenn sie an ihre früheren Pläne und Träume dachte: Der Johannli — so ein Gof[1])!

Im darauffolgenden Jahre ging Elsbeth schon als großes Konfirmandenkind nach Kirchauen hinab zur Unterweisung. Sie und Berthe Steiner mußten auf dem Heimwege von Tischenloo aus am Weierhofe vorbei. Jedesmal, wenn Otto Keßler dort im Baumgarten Gras mähte oder auf der

[1]) Kind.

schwanken Leiter Obst pflückte, rief er ihnen ein Scherzwort nach; zum Beispiel: „Wie lange müßt ihr jetzt noch plangen[1]), bis ihr das Patent bekommt?" oder: „Wär' euch ein junger Herr Pfarrer nicht bald lieber als der alte?"

Sie wagten ihm kaum je etwas zu erwidern, denn sie hatten einen großen Respekt vor ihm, weil er mehrere Jahre älter und im Frühling schon im Militärdienst gewesen war. Aber Elsbeth machte doch hin und wieder an sich selber die Beobachtung, daß sie schon von weitem heimlich achtgab, ob er nicht irgendwo in Hof oder Garten hantiere.

Einmal im Spätherbst, als Berthe nicht bei ihr war, stand Otto hinter der niedrigen Gartenmauer und warf mit einer Birne nach ihr. Sie bemerkte, wie er nachher nach der Scheune hinüberschlich und ihr von einer Luke aus verstohlen nachschaute. Von da an kam Elsbeth kaum je am Weierhofe vorbei, ohne schnell einen Blick über den gepflasterten Hofraum und nach dem Holzschuppen hinübergleiten zu lassen. Zwar wußte sie, daß Otto Keßler damals der Lina Streiff in Grasrütti nachging; sie hatte auch beobachtet, wie er am Neumarkt in Schmelzach mit ihr auf der Schwebegondel gefahren und wie er nachher mit ihr ins Kasperletheater hineingegangen war. Sie mußte sehr viel über diese Sache nachdenken. Warum warf Otto jetzt mit einer Birne nach ihr, und warum sah er ihr heimlich nach, wenn er doch die Lina Streiff gern hatte? . . . Sogar nachts vor dem Einschlafen kam ihr das in den Sinn. Alle guten Vorsätze, die sie in den Unterweisungsstunden faßte, konnten nicht dagegen aufkommen. Drei-, viermal jeden Tag ertappte sie sich daheim darüber, wie sie vor der eingerahmten Schülerphotographie an der Wand stehen blieb, auf der Otto Keßler als hübscher Schulbube neben ihrem Bruder Christian und gerade hinter Lina Streiff stand. Die Lina trug auf dem Bild eine weiße Trägerschürze mit Spitzen; sie kam ihr ein wenig hoffärtig vor.

„Was gaffst du auch immer in den Helgen[2]) hinein, als ob du ihn auswendig lernen müßtest?" sagte die Base Näni einmal plötzlich hinter ihr, während sie geglaubt hatte, ganz allein in der Stube zu sein. Elsbeth vermied es, sich nach ihr umzusehen, denn sie fühlte, daß sie ein wenig rot wurde. „Ich wundere mich bloß, wie unser Christian jetzt anders aussieht, seit er einen Schnauz[3]) hat," redete sie sich verständig aus. „Das ist doch von Gott herrlich eingerichtet," dachte sie nachher im stillen bei sich, „daß einem kein einziger Mensch die Gedanken, die man im Kopfe hat, lesen oder ausdeuten kann! — Was würde manchmal der Herr Pfarrer denken? Was würde die Base Näni jetzt sagen! . . ."

Da hörte sie einmal nach dem Mittagessen von der Küche aus, wie diese in der Stube eifrig mit dem Vater redete. Sie konnte es sich nicht versagen, das kleine Schiebfensterchen, durch das man sonst die Schüsseln und Teller aus der Küche auf das Wandtischchen in die Stube schob, und das wie zum Lauschen eingerichtet war, sachte ein wenig zu öffnen.

[1]) Sehnsüchtig warten.
[2]) Bild.
[3]) Schnurrbart.

„Ich sage es, wie es ist," berichtete die Näni drinnen, „es gefällt mir in der letzten Zeit nicht alles an dem Kind. Manchmal kommt man wahrhaftig auf den Gedanken: an der ist ja ein Student verloren gegangen! Sogar beim Erdäpfelschälen kann sie der Gwunder ankommen, sie legt die Hände zusammen und fängt an zu spinnen, so": die ältliche Frau legte ihre verwerkten Finger ineinander, machte eine süßliche Miene, wodurch sie ihrem faltenreichen Gesicht etwas Jugendschmelz zu geben meinte, und blickte versonnen schräg nach der Decke hinauf. „Das ist jetzt ganz sicher," fuhr sie dann eifriger fort, als sie bemerkte, daß der Bauer gleichgültig blieb, „ich laß es mir nicht aus dem Kopfe schwätzen: entweder macht es ihnen der Herr Pfarrer zu schwer in der Unterweisung, was auch nicht vom Guten wäre, — oder dann hat sie am Ende schon auf die lätze[1]) Seite gesehen."

Der Schrennenbauer tat nicht dergleichen, als ob ihn das etwas anginge. „Da müßt ihr nicht zu mir kommen," meinte er kühl ablehnend. „Was sich so ein eigenköpfiges Weibervolk für Gedanken macht, und dazu eins, das weder ein Kind noch ein Erwachsenes ist, das können meinethalb die Gelehrten herausdividieren, die nichts Vernünftiges zu tun haben." Damit stand er auf und nahm die Türklinke in die Hand. „Die Hauptsache ist jetzt, daß die fünf Fuder Mist auf der Schachenwiese noch vor Abend verzettelt werden; der Kalender stellt auf morgen Schnee." Damit ging er hinaus, und Elsbeth machte, daß sie so flink als möglich ans Geschirrbrett hinüberkam.

Am Abend vor dem Zunachten, da noch kein Licht in der Stube brannte, ließ die Base Näni, die an ihrem Plätzchen auf der Ofenbank saß, ihre Hände mit dem Strickzeug einmal unversehens auf den Schoß niedergleiten und sah sich verstohlen nach Elsbeth um.

„Du — Elsbeth? . . ."

„Ja?" Elsbeth tat, als ob sie keine Ahnung hätte.

„Ich habe dich einmal etwas fragen wollen. Wie geht es dir auch sonst so in der Unterweisung? Du sagst nie etwas daheim. Lernst du auch gehörig auswendig, was ihr lernen müßt?"

„Hä ja, freilich."

„Legt euch der Herr Pfarrer auch alles gründlich aus, daß ihr es verstehen und fassen könnt?"

„Hä ja, freilich."

„Er wird euch doch manchmal auch gehörig zusprechen und vermahnen wegen dem Zukünftigen; und auch so — halt wie man leben und sich halten soll?"

„Hä ja, freilich."

Die Base Näni schüttelte den Kopf. „Du weißt schon, was ich sagen will," fuhr sie etwas ungehalten weiter. „Ich meine halt, ob ihr euch auch etwas merkt davon; ob ihr auch etwa einen guten Vorsatz faßt, mein ich. Oder laßt ihr alles nur zum einen Ohr herein und zum andern hinaus?"

[1]) unrechte.

„Nein, das denn doch nicht," stellte Elsbeth scheinbar etwas beleidigt fest. „Die wird warten," dachte sie im stillen bei sich.

Die Base Näni hatte jetzt ihre Arbeit wieder aufgenommen; es gab eine kleine Pause, während der man bloß das feine Klingen der fleißig tanzenden Stricknadeln hörte. Plötzlich fing die Näni ganz laut und resolut wieder zu reden an:

„Ich hätt jetzt halt gern einmal gewußt, wie das ist, ob du wegen der Fragen im Katechismus manchmal so wunderlich bist — oder wegen etwas anderem . . ."

Elsbeth tat erstaunt. „Ich? Was mach ich denn?"

„Sorgen machst du mir!" Die Base Näni war vor Erregung aufgestanden; sie packte ihr Strickzeug ein und humpelte nach dem Wandkasten hinüber, wo sie, die eine Hand an den Schlüssel gelegt, stehen blieb.

„Ja, schwere Sorgen hat man deinetwegen; der Vater ist ganz nervös, daß ich dir's nur sage! Glaubst du denn, es sei unsereinem gleichgültig, wenn — ja, am meisten fällt es uns halt auf, daß du manchmal — so ein wenig — wie nicht ganz bei dir selber bist."

„Haha!" lachte Elsbeth etwas gezwungen heraus. „Von dem weiß ich nichts."

Base Näni schüttelte den Kopf. „Beim Erdäpfelschälen?" fuhr sie laut und überweisend heraus. „Oder beim Bodenaufwaschen, wo du manchmal eine ganze Minute lang dort neben der Stabelle[1]) gekniet und an die Arbeit gar nicht mehr gedacht hast?"

Elsbeth mußte sich einen Augenblick besinnen. „Darf man denn nie ein bißchen ausruhen, wenn einem der Rücken wehtut?"

„Eine gute Ausrede ist einen Batzen wert," gab die Base Näni ungläubig zurück. Sie war jetzt neben Elsbeth hingetreten, die sich aber nicht nach ihr umsah, sondern sich auf die Arbeit niederbückte, als ob etwas nicht in Ordnung wäre.

„Ich sehe schon," fuhr die Näni nun ganz trocken und unfreundlich fort, „ich sehe schon, du meinst halt, unsereins habe von nichts eine Ahnung. Zum Beispiel, wie das ist, wenn man sich Mühe geben muß, um den Kopf gerad zu halten, weil die Augen immer anderswohin wollen. Zum Beispiel nach der Konfirmandenbank hinüber! . . ."

„Ach, das sind doch noch Schulbuben!" sagte Elsbeth schnell.

„Aha — also wegen denen studierst du nicht?" Base Näni tat, als ob sie nun alles wüßte. „Wegen was studierst du denn?"

„Ei — es macht sich doch jeder Mensch hin und wieder seine Gedanken."

Die Näni nahm ihr das Wort fast vom Munde weg. „Das sind keine Gedanken! Das heißt Gedanken, wie sie andere Menschen haben. Ich will dir jetzt sagen, was das für Gedanken sind! Ich hab es nicht für möglich gehalten, aber jetzt glaub ich's halt: Sag, ist das notwendig, daß

[1]) Alter Stuhl mit Bretterlehne.

ein Kind, das noch zur Unterweisung muß, am Weierhofe vorbei langsamer geht als sonst? Ist es notwendig, daß ein Konfirmandenkind über den Gartenhag hinweg mit dem Otto Keßler schwatzt?"

„Ein Mäuerchen ist's, aber kein Hag," warf Elsbeth kleinlaut ein.

„Jetzt bin ich rein ganz am Ende mit meinem Verstand!" erklärte die Base Näni erschöpft. „Ich hab den Hubmann gescholten, ich hab gesagt, er sei ein wüster Lüghund — und jetzt ist's doch wahr?"

Elsbeth wurde nun ein wenig ungehalten. „Wir haben doch bei Keßlers einen Bericht abgeben müssen; vom Surber in Tischenloo."

Die Näni horchte auf. „Wer, wir?"

„Die Berthe Steiner ist doch auch bei mir gewesen."

„Davon hat der Hubmännli jetzt natürlich nichts gesagt," lenkte die Näni ein. Sie war nun sichtlich beruhigt, wollte dies aber nicht gleich zugeben und ließ ihre Erregung nur unmerklich abflauen. „Der Surber kann dann seinen Berichten das nächste Mal eigene Stiefel anlegen! Und wegen dem andern - ich sage jetzt kein Wort weiter; aber das sage ich: so bist du denn doch hoffentlich nicht erzogen!"

Damit zog sie sich nach der Küche zurück. Elsbeth saß noch eine ganze Weile nachdenklich auf ihrem Stuhl und vergaß, die Lampe anzuzünden. Einmal sagte sie leise zu sich selber: „Ist denn da etwas Böses dabei?..." Zuletzt kam sie aber doch zum Schlusse, daß die Base Näni recht haben müsse. Sie nahm sich fest vor, sich den Otto Keßler vorläufig ganz aus dem Sinn zu schlagen; später, wenn sie älter sei, werde sie dann schon eher wissen, wie sie es mit ihm halten müsse. Im gleichen Augenblick fiel ihr ein: „Was würde er wohl sagen, wenn er das vorhin gehört hätte! . . ." Es kam ihr vor, als ob ein für niemanden sonst sichtbares Band sie nun heimlich mit ihm verbinden würde.

Am nächstfolgenden Tage, als Elsbeth mit Berthe Steiner aus der Unterweisung heimging, holte Otto Keßler die beiden oberhalb Tischenloo mit dem Rennwagen ein und nötigte sie zum Mitfahren. Er schwatzte den zwei Mädchen viele Artigkeiten vor; es sei rein nicht zu glauben, was der Herrgott immer wieder für Sachen nachwachsen lasse! Jetzt habe er gemeint, es seien hübsche Kinder auf der Welt; aber ihm gehe es halt wie mit dem Wein: der neueste Jahrgang könne es ihm immer am besten treffen. Beim Weierhofe angekommen, sprang er flink vom Sitz herunter und ließ es sich nicht nehmen, die Mädchen wie kleine Kinder vom Wagen zu heben. „Herrgott, ist das ein Lupf!" [1]) sagte er bei Berthe Steiner, und diese meinte nachher: „Du, der Otti ist goppel [2]) ein Schlimmer, was glaubt er denn? Wir hätten ja ganz gut selber absteigen können. Und man weiß ja doch, daß er in das Lini Streiff verschossen ist."

Das zuletzt Gesagte verfuchte nun Elsbeth im stillen zu bezweifeln; sonderbarerweise kam sie immer wieder zu dem Schluß, daß es doch möglich

[1]) Last, Gewicht.

[2]) Vermutlich, wie man glauben könnte.

wäre. Otto Keßlers Ansehen sank ein wenig in ihren Augen. Aber als einige Wochen darauf der mit sechs Pferden bespannte Pfadschlitten durch die Weiler und Höfe fuhr und Otto Keßler wie angewachsen auf dem vordersten Sattelroß saß, da war sie sich ohne weiteres darüber klar: sie würde später nicht an das wegen Lina Streiff denken, wenn — ja, warum konnte sie denn auch nicht ein bißchen älter sein? . . .

Bald hernach hieß es, zwischen Otto und der Lina Streiff sei es nun aus, und der Kirchenpfleger Keßler habe seinen Sohn in eine landwirtschaftliche Schule im Kanton Bern getan, wo er fast zwei Jahre bleiben müsse. Elsbeth bedauerte nur das letztere, doch fand sie, die zwei Jahre werden wohl auch herumgehen.

Otto ließ nie etwas von sich hören. Es kam Elsbeth selber verwunderlich vor, daß sie schon nach einem halben Jahre nicht mehr jeden Tag an ihn dachte. Freilich blieb ihr auch zum Träumen und Spintisieren herzlich wenig Zeit übrig; denn die vielbesorgte Base Näni war kaum ein halbes Jahr nach Elsbeths Konfirmation plötzlich mit Tod abgegangen, und nun lag die ganze Last des Haushaltes auf ihren jungen Schultern.

Aber Otto Keßler wirklich zu vergessen war sie doch nicht imstande. Es konnte hie und da vorkommen, daß sie sich bei einem Kirchgang plötzlich umsehen mußte, ob er nicht hinter ihr des Weges komme. Das war fast immer an der gleichen Stelle unterhalb Neurütti, wo die Brücke über das Hubbächlein führt. Und einmal hatte sie einen recht dummen Traum: sie stand im Weierhofe auf der steinernen Haustreppe und rief Otto über den Hofraum hinweg zum Mittagessen; ganz wie eine Frau, die in einem Hause daheim ist . . . Von diesem Traum erzählte sie niemandem, auch der Berthe Steiner nicht, mit der sie sonst wieder sehr vertraut war.

In jener Zeit fand Elsbeth, daß im Leben alles sehr schön und sehr gut eingerichtet sei. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß ihr die Zukunft von allem Wunderlichen und Lieben ihr Teil bringen werde. Wenn der Kaspar Hubmann vom oberen Schrennenhofe, der ihr immer nachging, sie nach seiner Gewohnheit etwa mit zweideutigen Redensarten belästigte, gab sie ihm keinen Bescheid. „Es sind nicht alle so," tröstete sie sich selber. „Einen Spaß muß einer schon machen können, das wär gar zu langweilig. Man muß halt nur warten, bis der Rechte kommt." Dabei dachte sie ganz bestimmt an Otto Keßler.

Bei den vergnüglichen Ausflügen, die sie mit anderen Mädchen nach dem Schlößlibuck oder ins Geißholz hinauf machte, war sie oft der Muntersten und Ausgelassensten eine. Einmal im Frühjahr, als die Wiesen ganz plötzlich grün geworden waren, und die Stare auf allen Bäumen lärmten und mit den Flügeln schlugen, sagte sie zu Berthe Steiner: „Du — ich wünschte mir gar keinen Schatz, wenn man halt nur auf der Welt mit Augenauftun und Glücklichsein allein fertig werden könnte! . . ."

Als Otto Keßler von der Schule zurückkam, ließ er sich schon am zweiten oder dritten Sonntagabend im unteren Schrennenhofe sehen. Es habe ihn gewundert, was man da bei Kempfs draußen mache, und ob der Christian immer

noch ledig sei, ließ er sich munter vernehmen. Dabei sah er Elsbeth breit an und lächelte verschmitzt, so daß sie ein wenig rot wurde und heimlich bei sich denken mußte: was weiß er denn? Ist denn einmal so viel zwischen uns zweien gewesen? . . .

Darauf ließ er sich mit dem Schrennenbauer in ein verständiges Gespräch über allerlei landwirtschaftliche Fragen ein und zeigte sich so beschlagen und seiner Sache sicher, daß Elsbeth eine große Meinung von seinem Wissen bekam. Er wußte, welche Hafersorte die „rationellste" sei; er kannte den Nährgehalt sämtlicher Kraftfuttermittel und äußerte sich eingehend über Agrarpolitik, Zölle und Subventionen; bis es dem Vater halt vor lauter fremden Wörtern zu dick wurde und er sich schläfrig zurückzog.

Sobald der Schrennenbauer außer Sicht war, schienen für Otto Keßler Zölle, Sesammehl und landwirtschaftliche Existenzfragen nicht mehr vorhanden zu sein. Augenblicklich stand er auf, trat dicht vor Elsbeth hin und machte ihr große Augen. „Guck da mal einer her! Du bist ja eine nette Jungfer worden! Da muß sich im Kanton ‚Gäng'[1]) keine melden!" Er stellte sich Schulter an Schulter neben sie hin: „Bei drei Zoll so groß wie ich!" stellte er fest; „und dabei an manchen Orten viel besser beschaffen! . . ." Das letztere sagte er leise und lächelte sonderbar dazu, gab sich aber gar keine Mühe, seine Augen daheim zu behalten.

Elsbeth fiel es immer wieder in den Sinn, daß sie sich Otto, so oft sie an ihn gedacht, ganz anders vorgestellt hatte. Und gar den Abend, da er zum ersten Male ihr gegenüber in der Stube sitzen würde! Denn daß er kommen werde, daran hatte sie gar nie gezweifelt. Was mußte das für ein heimliches Fest für sie sein! Ganz verständig wollte sie mit ihm reden, keine Ahnung sollte er davon haben, wie oft sie sich in Gedanken mit ihm beschäftigt, und daß sie ihn schon als halbes Kind gern gesehen hatte. Und nun schien für Otto alles selbstverständlich zu sein. Sie mußte sich neben ihn auf die breite Wandbank setzen, er ließ nicht eher nach mit Bitten und Schöntun. Das gehöre sich doch; ob sie denn noch gar keine Ahnung von so etwas habe? Ganz ohne weiteres legte er seinen Arm um ihren Hals, erst leise, dann nach und nach zutunlicher. „Du bist doch keine Stündlerin?"[2]) neckte er sie fortwährend, da sie seinen Liebkosungen gegenüber zurückhaltend blieb.

Elsbeth wußte gar nichts zu sagen. Manchmal, wenn es einen Augenblick still in der Stube war, redete sie sich ein, jetzt werde er vielleicht an ein ernsthaftes Wort denken. Aber dann fing er gleich wieder ganz unbefangen über die verschiedensten Dinge zu plaudern und zu fragen an; zum Beispiel, ob man wohl diesen Sommer auf dem Ebenhöch wieder einen Zweierlei-Verein[3]) gründen sollte, damit es den vielen Mädchen am Sonntag weniger langweilig sei? Tenöre wären jetzt genug da. Ob ihr Bruder, der Christi, immer noch keine am Bändel habe, und ob er eigentlich bloß ein Duckmäuser

[1]) Scherzname für den Kanton Bern, weil im Berner Dialekt das Wort „Gäng" häufig vorkommt.

[2]) Angehörige einer religiösen Sekte.

[3]) Gemischter Chor.

sei, oder ob er die Mädchen wirklich fürchte? Als Elsbeth einmal nach der Wanduhr hinübersah, sagte er schmollend: „Ach du! was bist du für eine! Jetzt bin ich dir schon verleidet!"

Hierauf zeigte er ihr ein kleines blaues Schächtelchen mit einer dünnen Silberkette darin, die er für seine Schwester Elise zum Geburtstag gekauft habe. Elsbeth ließ das Kettchen durch ihre Finger gleiten und fand es hübsch, besonders das herzförmige Anhängsel, das man öffnen konnte. Otto ließ es sich nicht nehmen, ihr das Kettchen um den Hals zu legen. Er nestelte ein wenig an ihrem Kleide, so daß das Silberherzchen hinters Mieder hinabglitt. Nachher betastete er das kleine Schmuckstück und machte verliebte Augen; ja, er führte es sogar leicht an die Lippen und redete mit ihm: „So, jetzt könntest du schon etwas erzählen! Wie hat es dir denn auch gefallen an dem Ort, wo du gewesen bist? . . . Was hast du gesehen — gelt, es ist halt dunkel gewesen? Ja, wenn ich halt nur hätte mitkommen können . . ."

Elsbeth war ganz verlegen, sie dachte bei sich: Nein, was dem für Sachen in den Sinn kommen! Aber als er sie nach einer Weile fragte, ob es ihr lieber wäre, wenn er jetzt heimginge, brachte sie doch kein unbedingtes Ja zuwege. „Das müßt Ihr halt machen, wie Ihr's für gut findet," sagte sie und gestand sich dabei ganz plötzlich im stillen, daß ihr der Abschied noch nicht erwünscht wäre. Es kam ihr in Augenblicken doch wie eine Erfüllung vor, daß der jetzt neben ihr saß und lieb mit ihr tat, auf den sie seit Jahren ihr Sinnen und Träumen gerichtet hatte. Ja — wenn er halt jetzt alles, alles wüßte! . . .

„Man sagt bloß ‚Ihr', wenn zwei sind," unterbrach er sie jetzt in ihrem Sinnen. „Wenn man einen allein meint, sagt man ‚Du'."

Sie erschrak fast bei dem Gedanken. „Ich bin das so gewöhnt von früher her," sagte sie und versuchte zu lächeln. Nein, ein „Du" hätte sie jetzt ums Leben nicht über die Lippen gebracht. Es schien ihr nun wieder, als ob recht viel zwischen ihnen läge.

Nach einer Weile fragte Otto, wie um ein heimliches Mißtrauen zu zerstreuen, ob sie eigentlich auch hie und da mit dem Lini Streiff in Tischenloo zusammenkomme? Das Tüpfi[1]) sei ihm früher zu Weg und zu Steg nachgelaufen. Und ob die Graber-Elise im Enzenloo auch immer noch zu haben sei? Der Fritz Wunderli habe einmal gesagt, bei der sollten alle Mädchen einen Kurs nehmen; halt darin, wie man Lampen herunterschraube, und wie man einem lieben Knaben das Fortgehen ausrede.

Elsbeth konnte diesen Witz nicht lustig finden. Als Otto nach einer Weile ernstlich vom Heimgehen sagte, meinte sie lächelnd, sie habe jetzt halt den Kurs bei der Graber-Elise noch nicht .mitgemacht. Aber der Fritz Wunderli sei allweg auch nichts Besonderes, sonst würde er nicht derlei Dinge ausschwatzen.

Otto Keßler hatte seine anfängliche gute Laune ganz verloren. Er wurde einsilbig fast wie einer, der einen Korb bekommen hat, und nahm bald Abschied.

[1]) einfältige Person.

Vor der Haustür sagte er, indem er sich zu einem Lächeln zwang: „Ein andermal mußt du aber dann ein bißchen artiger sein."

Elsbeth saß nachher noch eine gute Weile beim Lampenschimmer allein und machte sich Gedanken. Im alten Zündholzstein auf dem Tische lag ein Zigarrenstummel, den Otto weggelegt hatte. „Er ist halt wahrhaftig da gewesen . . .," sagte sie leise zu sich selber. Manchmal dachte sie, sie hätte es ihm doch ein ganz klein wenig zu merken geben dürfen, wie gern sie ihn hatte kommen sehen; aber im gleichen Augenblick redete sie sich's wieder aus; was er von Lina Streiff gesagt hatte, gefiel ihr nicht.

Am darauffolgenden Sonntag war in Schönengrund Schulhausweihe und Jugendfest. Elsbeth war recht froh, als sie von ein paar Freundinnen, die das Festlein besuchen wollten, zum Mitkommen eingeladen wurde. Was konnte da alles geschehen! Von drei Uhr an war Tanz im Bärensaal . . .

An diesem Tage wurde sie mit Otto Keßler fertig: so zwar, daß sie im Innern ganz und gar von ihm abfiel und heimlich darüber lächeln konnte, daß sie sich während Jahren seinetwegen so viele Gedanken gemacht.

Er tanzte den ganzen Nachmittag mit Olga Bertsch, des Rößliwirts Tochter von Kirchauen und tat vor aller Augen schön mit ihr. Ihr, Elsbeth, ging er geflissentlich aus dem Wege und sah auf die Seite, wenn er an ihr vorbei mußte. Ihre Gegenwart mochte ihm deshalb noch unbequemer sein, da Olga die zierliche Silberkette trug, die ihr Otto vor acht Tagen gezeigt. Das war also die Schwester, die er gemeint hatte. Elsbeth mußte sich mehrmals unwillkürlich an den Hals fühlen, wie um sich zu überzeugen, daß der oberste blaugrüne Knopf nicht mehr offen sei. Sie schämte sich im stillen ein wenig und war böse auf sich selber. Dann aber mußte sie wieder heimlich über Otto Keßler und über seine vielfältige Verlegenheit lächeln. Denn auch die Lina Streiff war da; und Berthe Steiner wollte für ganz bestimmt wissen, daß er am Freitag wieder die ganze Nacht bei der gesessen habe.

So war Elsbeth innerlich kein bißchen betrübt. Sie machte ein paar Tänze; einen sogar mit dem Kaspar vom oberen Schremenhofe. Darüber bekam dieser ein wenig Mut; aber Elsbeth riß ihm dann heimlich aus und machte sich ganz allein heimzu. Auf dem Weg oberhalb Neurütti holte sie ihren Bruder Christian ein, der sehr still und niedergeschlagen war. Er bekannte fast unter Tränen, daß ihm die Elise Mähder in Tischenloo jetzt für bestimmt abgesagt habe. Wenn einer halt das nicht an sich habe, was die Mädchen gerne mögen; wenn einer nicht spaßen und artig tun könne, dann komme er nirgends an.

Elsbeth bedauerte ihn im stillen; sie redete ihm zu, daß die Elise Mähder gar nicht die rechte Frau für ihn gewesen wäre. Aber er ließ sich nicht trösten. „Das kannst du mir lang angeben," sagte er, „ich glaube halt, mir gefällt nie eine andere mehr."

Da dachte sie bei sich: „O wie manches Mädchen hängt sich doch an den Unrechten! Einen Liebern und Bessern als den Christi könnte ja gar keine bekommen!" Und sie nahm sich vor, eben auf so einen Stillen zu warten und

auf nichts achtzuhaben als auf zwei treue Augen, wie sie der Christian hatte; und wenn so einer Jahr und Tag nicht kommen sollte.

Aber der Stille mit den treuen Augen wollte den Weg nach dem unteren Schrennenhofe lang nicht finden. Als Elsbeth einundzwanzig geworden war, hielt ihr nächster Nachbar, der Kaspar Hubmann, seine Zeit für gekommen. Er ließ sich fast jeden Sonntag im Hause sehen, plauderte mit den Männern und machte zu Elsbeth seine Sprüche. Sie müsse nicht gar so zimperlich tun, er wisse ganz gut, was so junge Kinder für Anliegen haben, und auf einen Baron werde sie auch nicht warten wollen. Elsbeth mußte ihm geradezu Grobheiten machen, bis er endlich wieder wegblieb.

Etwa ein Jahr nachher kam dann der Heinrich Kläui von Grasrütti, der allerdings kein Schmetterling war und das dreißigste längst hinter sich hatte. Elsbeth hätte sich besinnen müssen, wenn er nur nicht so gar verwerkt und hölzern ausgesehen hätte; so aber konnte sie sich das Leben neben ihm nicht ausdenken. Kein anderes Gefühl hatte sie für ihn übrig als ein leises Bedauern, wenn er so trocken ihr gegenüber am Tische saß, die breiten rissigen Hände hilflos ineinander gelegt und von Zeit zu Zeit die Worte wiederholend: „So ist es also wirklich nichts?"

Selbst ihrem Vater, dem Schrennen-Jonis, der ihr sonst in dieser Sache wenig einredete, war es nicht verständlich, daß sie den Kläui abweisen konnte, dessen Alter als der reichste Bauer in Grasrütti galt. Er war mehrere Tage hindurch brummig und gab der Tochter manches ungute Wort. In Samt und Seide könne er sie auch nicht legen; und wenn sie halt die Hochzeiter auf der Goldwage wägen wolle, dann möge sie in die Apotheke gehen und ein Pfund Laufmirnach kaufen.

Noch im gleichen Herbst machte ihr dann der Franz Keller in Neurütti, mit dem sie einmal auf dem Weg von Kirchauen herauf zufällig zusammentraf, einen ernsthaften Heiratsantrag; ohne viel Umstände, gleich auf der Straße, kaum, daß er den Karst, den er auf der Achsel trug, neben sich auf den Boden stellte. Er habe das schöne Heimwesen in den Sürlen hinter Schönengrund in Pacht genommen, teilte er ihr erklärend mit, in einem Vierteljahr müsse er aufziehen. Was er da allein anfangen wollte? Der billigste Knecht sei halt immer doch eine tüchtige Frau. Er habe schon die längste Zeit an Elsbeth gedacht, nur habe es sich ihm nie schicken wollen an einem Sonntag. Auch möchte er für den Fall, daß sie ihm den Abschlag gäbe, den Leuten gern aus den Mäulern bleiben, das könnte ihm nachher an einem anderen Orte schaden. Mit ihr, meinte er weiter, wäre einer halt versehen, sie wisse auch noch, was schaffen und hausen heiße und laufe nicht bloß so als ein gepütztes Hochmutsnärrchen umher, wie es leider heutigentags viele Bauerntöchter gebe, die bloß auf einen Fabrikaufseher oder Schulmeister spionieren. Er gebe ihr natürlich Bedenkzeit, sie könne seinem Pachtwesen noch gründlich nachfragen; es sei ihm früh genug, wenn er die Antwort in drei bis vier Wochen habe.

Elsbeth wußte ganz gut, daß Franz Keller schon seit einem halben Jahre scharf auf der Frauensuche war, so zwar, daß er sein Glück oft bei zweien

oder dreien gleichzeitig versuchte und immer einige Jaworte ausstehen hatte. Sie gab ihm zum Bescheid, er wäre ihr der erste, wenn sie überhaupt heiraten wollte; aber es sei ihr nicht daran gelegen und er brauchte ihretwegen nichts zu versäumen. Der Keller seinerseits tat gelassen, wie wenn er eben diese Antwort erwartet hätte. Er nahm seinen Karst wieder auf die Achsel und sagte im Gehen: „Je nun, es war ja ums Fragen zu tun. Eine andere Mutter hat auch ein liebes Kind."

Mittlerweile war es um Elsbeth fast ein wenig einsam geworden. Von ihren Altersgenossinnen und auch von jüngeren Freundinnen fuhr eine nach der anderen in den stillen Hafen der Ehe ein, von wannen es keine Umkehr gibt; die eine glückselig und mit gutem Winde, die andere auf einem bescheidenen Schifflein, dem sie sich zu einer Zeit kaum anvertraut hätte. Die Elise Mettler von Neurütti, die mit Elsbeth konfirmiert worden war, bekam den Rößliwirtssohn in Kirchauen; sie war so stolz und glücklich, daß sie am Hochzeitsmorgen, als sie die Kutsche von weitem kommen sah, vor Aufregung eine Zeitlang gar nicht mehr wußte, was sie tat, so daß man die Hochzeit um einen Tag verschieben mußte. Das Annettli Surber von Tischenloo, das manches Jahr hindurch an Sonntagen im Wirtshause zum „Schäfli" nebenan beim Aufwarten geholfen und sich oft verschworen hatte, sie würde nie einen Bauern nehmen, schon wegen der schmierigen Arbeit und weil ja die Männer das ganze Jahr wild seien der Schulden wegen, und weil das Geld nirgends lange, — das gleiche Annettli Surber hatte dann dem Kleiner auf dem Stegenhofe, einem Witwer mit fünf Kindern, die Hand zum ewigen Bunde gereicht. Sie habe sich lange besonnen, bekannte sie Elsbeth einmal. Aber es wäre halt daheim in die Länge doch nicht mehr gegangen; denn mit der Schwägerin komme kein Mensch aus. Und einen Dienst habe sie jetzt auch nicht mehr antreten wollen. Es werde andern auch nicht besser gehen, es bekomme keine den, den sie gemeint habe.

Am meisten mußte sich Elsbeth wegen der Roßbächler Alwine verwundern, von der es eines schönen Tages hieß, daß sie mit dem Otto Keßler vom Weierhofe versprochen sei. Die Alwine glänzte weder durch geistige noch durch körperliche Vorzüge; ja, der Fritz Eckert im Riedt hatte einmal zu Christian gesagt, wenn er mit so einer ganz allein auf der Welt wäre, wie nach der Bibel der Adam und die Eva, er ließe den Apfel Apfel sein. Freilich, das sei schon wahr, einen Fünfzigtausender könne man auch nicht hinter jedem Dornhag auflesen.

Elsbeth mußte um diese Zeit oft bei sich selber darüber lächeln, daß sie immer noch in einer fröhlichen Zuversicht lebte. Es konnte ja fast nicht anders sein, einmal mußte der Rechte anklopfen! Sie konnte ernsthaft darüber staunen, daß ihr die Welt, wenn sie's recht bei sich überdachte, noch mit jedem Jahr schöner vorkam. Die hohen Sommertage hatte sie immer besonders gern. Da konnte es so wunderlich liebe Tage und Abende geben, daß die Ziergärten vor den alten Bauernhäusern auf dem Ebenhöch vor Übermut über Zaun und Latten ausbrechen wollten. Wenn sie an schönen Sonntagnachmittagen allein auf dem Bänklein neben der Haustür saß, ging ihr oft ganz plötzlich der Gedanke durch den Sinn: „Heut könnte etwas sehr Liebes geschehen! . . ."

Von innerer Unruhe erfüllt, lief sie dann in den Garten hinüber, wo die hellblauen Dolden des Rittersporns, ihrer Lieblingsblume, ein ganzes Beet beherrschten. Auch die Nelken hatte sie lieb, besonders die blaßroten und die weißen. Sie beugte sich zu ihnen hinab, um von ihrem herben Dufte zu kosten, pflückte einige und bereute es wieder. Sie sann ernsthaft darüber nach, ob man eigentlich lebe, oder ob man alles bloß träume. Wenn sie dann ihren Bruder hemdärmelig, die unvermeidliche Tabakspfeife im Munde, neben seinem Bienenhäuschen stehen sah, dann dachte sie: „Nein, so etwas Schönes und Stilles, wie einen Sonntag auf dem Schrennenhofe kann es nirgends in der Welt geben!" Und es kam sie eine starke Lust an, verstohlen neben Christian hinzutreten und ihn herzhaft zu umhalsen.

Fast im gleichen Augenblick konnte sie sich darüber ertappen, wie sie unwillkürlich nach der Straße hinübersah, die über den Berg nach Ischhofen führt; und dann war auch schon der Beschluß da: ein wenig zu spazieren! Nur bis zur Rotbuche hinauf, wo sich der Weg im Tannenwalde verliert. Sie hatte von einem jungen Bauer in Ischhofen gehört, der ein rechter Sonderling sei, den hätte sie gern einmal sehen mögen. Dicke Bücher wisse er sich aufzutreiben, über denen er dann oft nachts studiere, und auch an Sonntagen, wenn die anderen Burschen im Ochsengarten kegelten, oder stundenweit nach einer Tanzgelegenheit liefen. Elsbeth redete sich ein, daß sie ihn sogleich und von weitem erkennen würde; doch kam sie sich gewöhnlich schon auf halbem Wege ganz einfältig und kindisch vor und wandte sich wieder heimzu; meist auf einem Umwege, um dem Kaspar auszuweichen und seinem Vater, dem alten krummbeinigen Stoffel, der beim oberen Schrennenhofe immer auf sie acht gab und sie mit dummen Anspielungen belästigte: „Kind, du läufst nach der lätzen[1]) Seite, von Ischhofen her kommt keiner, der etwas nutz ist, da kannst du lang feilhalten! Die Rechten, die Haar auf den Zähnen haben, sind auf der andern Seite daheim, in Kirchauen, Gerstelen und im Schönengrund — wenn dir doch einer aus dem Ebenhöch zu wenig ist."

Der Kaspar, der unterdes da und dort abgeblitzt war, fand es dann gegen den Winter hin für gut, sein Glück bei Elsbeth auch noch einmal zu versuchen. Obschon sie es ihm gleich heraussagte, daß sie ihn nicht möge, kam er schon am zweiten Sonntag wieder. „Dreimal abgesagt ist erst recht zugesagt," meinte er; und als Elsbeth unwillig hinausging und nicht mehr in die Stube kam, sagte er zu Christian: „Wart nur, die wird schon noch mürbe werden, wenn sie einmal in die Angst kommt, es schneie ihr Altjungfernkraut in den Garten."

Aber Elsbeth kam nicht in die Angst. Mehr als einmal sagte sie scherzweise zu Christian: „Du, das ist ein Glück für mich, daß du keine Frau bekommen kannst, wir zwei gäben einen flotten Zweispänner ab."

In den Tagen, da der alte Schrennenhöfler tot im Hause lag, fragte sie ihr Bruder das erste Mal, ob er sich eigentlich auf sie verlassen könne? In diesem Fall würde er halt dann ganz auf das Heiraten verzichten. Sie besann

[1]) unrechten.

sich ein wenig, dann gab sie ihm zum Bescheid: „In einem Jahr wird es sich weisen."

Das Jahr ging herum, ohne daß etwas Besonderes geschehen wäre. Der Rechte kam nicht, und auch die Unrechten blieben mit der Zeit weg. Es hieß auf dem Ebenhöch, die Schrennen-Elsbeth habe mit ihrem Bruder fürs ewige Jahr gedungen; die zwei hielten besser zusammen als manche, die beim Pfarrer und beim Zivil[1]) gewesen seien.

Hin und wieder konnte es noch vorkommen, daß eine Freundin oder eine alte Base Elsbeth bei Gelegenheit einen guten Rat gaben; sie solle doch ja noch dazu tun, ehe es ganz zu spät sei. Das sei halt doch nicht das Richtige, wenn man nicht tue wie die anderen; sie werde es noch einmal bereuen, es heiße dann später, man habe halt keinen bekommen können.

Andere kamen und sagten: „O, wie bist du glücklich, wie hast du es schön! Wenn ich's noch einmal zurücknehmen könnte, ich würde nie, nie mehr hineintappen, wie ich hineingetappt bin! Was man da alles durchmachen und erleben muß! Von dem hat ein Lediges keine Ahnung."

Am meisten ging Elsbeth das zu Herzen, was sie von ihrer damaligen Kameradin Berthe Steiner vernahm, die mit einem Lehrer in Schmelzach verheiratet war und von der es immer hieß, daß es ihr gut ginge. Sie war als Braut so glücklich gewesen, daß sie einmal zu Elsbeth gesagt hatte: „Du — das ist von Gott nicht recht eingerichtet, daß man einmal sterben muß. Man sollte immer, immer leben können." Aber wenn sie jetzt mit ihren Kindern ins Enzenloo hinauf auf Besuch ging, war sie sehr still, ihre Augen hatten den hellen Schein von früher verloren. Einmal, als Elsbeth sie auf die Bahnstation nach Kirchauen begleitete, bekannte sie ihr alles. Sie könne nicht sagen, daß der Mann nicht recht sei; er gebe ihr auch genügend Brauchgeld. Aber sonst wisse man halt nicht viel voneinander. „Es wird schon so sein," sagte sie zuletzt, „wir Frauen müssen uns selber am Leben erhalten; wir müssen uns selber vorsingen, wie der Schäfer, damit wir nicht einschlafen und tot werden."

Elsbeth stand schon im dreiunddreißigsten, als sie noch einmal eine kleine Verliebtheit ankam. An einer Beerdigungsfeier in Schönengrund lernte sie einen weitläufigen Verwandten von Aschbach, namens Stocker, kennen, der mit ihr ungefähr im gleichen Alter stand, und der ihr als ein sehr ruhiger und verständiger Mann wohl gefiel. Als dann der junge Vetter auf der Bahnstation von einem Besüchlein auf dem Schrennenhofe sagte, wurde Elsbeth sogar etwas verlegen. Sie ertappte sich in der darauffolgenden Woche oft über den wunderlichsten Gedanken, obschon sie sich beharrlich einzureden suchte, sie sei doch über das hinweg.

Am Sonntagnachmittag kam der Vetter Stocker wirklich. Elsbeth sah vom Kammerfenster aus, wie er nach der Haustür einbog. Er trug einen weißen Strohhut und kam ihr recht jugendlich vor. Sie erschrak ein wenig; ihr erster Gedanke war: wie stünde der Christian da, wenn ich noch fort-

[1]) Beim Zivilstandesbeamten.

ginge . . . Doch steckte sie die Haare sorgfältiger auf und zog eine andere Bluse an, ehe sie hinabging.

Als sie in die Stube trat, war das Grittli Scherrer von Grasrütti da, das oft auf dem Schrennenhof taglöhnte und nun wegen der bevorstehenden Laubarbeit in den Reben fragen kam. Elsbeth glaubte zu bemerken, daß der Vetter mehr als nötig nach dem munteren Ding hinüber sah. Sobald das Grittli fort war, fragte er, was das für ein Mädchen wäre, und ob es allenfalls noch zu haben sei. Der Christian rühmte und Elsbeth rühmte. Vier Wochen später waren der Stocker und das Grittli Scherrer glückliche Brautleute. An ihrem Hochzeitstage wagte Elsbeth noch einen Tanz mit dem Hochzeiter, und der Christian machte sich anheischig, dem ersten Buben Götti zu sein. Und als dann nach wenig Jahren der vierte kam, das Jaköbli, da war es unter den Verwandten bald ausgemacht: der muß dem Christian und der Elsbeth gehören.

So sind der Götti und die Gotte zu einem munteren Buben gekommen, der so viel Dummheiten anstellt, als er kann, damit es den beiden stillen Leuten auf dem Schrennenhofe nicht langweilig wird. Wenn seine Mutter, die Base Gritte, auf Besuch kommt, berichtet sie jedesmal, wie ihr Mann recht mit ihr sei, und wie es ihnen trotz der Schulden so ordentlich gehe. Die Elsbeth wird dann ein wenig stolz, fast wie wenn das alles ihr Verdienst wäre, und sagt zur Base Gritte: „Gelt ha, ich hab halt doch den Rechten herausgefunden — für dich!“ Und wenn der Stocker hie und da einmal scherzend davon redet, er habe eigentlich damals Elsbeths wegen den Weg ins Ebenhöch hinauf genommen, meint diese mit lachendem Munde: „So kann es einem halt gehen, wenn man zu früh auf die Welt kommt! . . .“

Ein griechischer Romantiker.

Von
Alfred Körte.

Manchem Leser wird dieser Titel widerspruchsvoll in sich vorkommen. Wir haben uns gewöhnt, das eine Glied der großen Antithese klassisch und romantisch auch durch griechisch wiederzugeben, so daß griechisch und romantisch schlechthin als Gegensätze erscheinen. Es ist das eine Folge des Neuhumanismus, der uns trotz aller Gegenströmungen der letzten Menschenalter noch immer stärker beherrscht als die meisten von uns ahnen. Für den Neuhumanismus war in der Tat griechisch so gut wie gleichbedeutend mit klassisch, und so konnte Goethe noch 1818 in dem Aufsatz „Antik und modern" sagen: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's."

Und doch sind, wenn man genauer zusieht, griechisch und romantisch mit nichten unvereinbare Gegensätze. Ich denke dabei nicht an die Tatsache, daß unsere deutschen Romantiker ja gerade von einer leidenschaftlichen Bewunderung des Griechentums ausgegangen sind, daß Friedrich Schlegel einmal die griechische Kunst „in jedem Fache und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung" ein für alle Zeiten bleibendes und vollendetes Beispiel nennt, daß Schiller in den Xenien mit seltsamer Vertauschung der Rollen gerade im Hinblick auf Schlegel vor dem hitzigen Fieber der Graekomanie gewarnt hat — griechisch und romantisch sind deshalb keine Gegensätze, weil sich auch in der griechischen Literatur Strömungen finden, die sich innerlich und äußerlich mit der modernen Romantik nahe berühren.

Schon Goethe hat ja die Begriffe klassisch und romantisch von den sich unwillkürlich anhängenden zeitlichen und nationalen Vorstellungen frei zu machen gesucht. Im Gespräch mit Eckermann sagte er am 2. April 1829: „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, der das Verhältnis nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist." Also Goethe will den deutschen Nibelungen die Bewertung als klassisch zugestehen,

schwerlich aber hätte er sich bei seiner nicht unbedenklichen Gleichsetzung von klassisch und gesund, romantisch und krank dazu verstanden, ein griechisches Werk als romantisch zu bezeichnen. Er sah das Griechentum nur als eine große Einheit, oder, um ein von ihm gern gebrauchtes Bild zu benutzen, als ein Basrelief, in dem es keine verschiedenen Gründe, keine tiefen Schatten gibt, sondern sich alle Teile nebeneinander in gleichmäßiger Modellierung darstellen. Der Glaube an diese Einheitlichkeit der ganzen griechischen Kultur, der noch in Jakob Burckhardts griechischer Kulturgeschichte eine verhängnisvolle Rolle spielt, ist durch die historische Forschung des letzten Jahrhunderts zerstört worden. Seit wir die geistigen Bestrebungen des Hellenentums schärfer zu erfassen gelernt haben, wissen wir, daß auch die griechische Kultur an Gegensätzen so reich ist wie die moderne, ja wir können für manche der modernsten Strömungen genaue Gegenstücke aus dem Altertum beibringen. So ist denn neuerdings mehrfach, zuerst meines Wissens von Friedrich Leo [1], dann eingehender von Eduard Norden [2] auf die romantische Stimmung der cäsarischen und augusteischen Zeit hingewiesen worden, und ganz mit Recht hat Norden betont, daß auch den Griechen wesentliche Merkmale der Romantik keineswegs fremd sind. Nach David Friedrich Strauß [3] sind solche Epochen, wo einer altgewordenen Bildung eine neue gegenübersteht, „die geschichtlichen Stellen, wo Romantik und Romantiker aufkommen können". In eine solche gegensatzreiche Epoche möchte ich heute führen, in die frühe Alexandrinerzeit.

Alexanders märchenhaft glänzender Siegeszug und die anschließenden gewaltigen Kämpfe seiner stolzen Marschälle hatten das politische Bild von Hellas völlig umgestaltet. Die beiden Staaten, deren Gegensatz seit den Perserkriegen das politische Leben Griechenlands beherrscht hatte, Athen und Sparta, waren plötzlich zu Kleinstaaten dritten Ranges herabgesunken, die in den Kämpfen der neuen Großmächte Ägypten, Makedonien, Syrien kaum mehr zählten. Die neuen Stadtgründungen Alexanders und seiner Diadochen, vor allem die glänzendste Schöpfung des großen Königs, das ägyptische Alexandria, ließen bald an Volkszahl, Großzügigkeit der Einrichtungen und Intensität des Lebens die alte Metropole von Hellas weit hinter sich, und Athen mußte sich allmählich in die bescheidene Rolle einer Stadt der Philosophen und Studenten finden. Aber nicht nur die politische Stellung Athens war vernichtet, auch seine seit 150 Jahren so gut wie unbestrittene Hegemonie auf dem Gebiete der Literatur geriet ins Wanken. Seine Vormachtstellung hatte es einst begründet durch die Schöpfung und wunderbar schnelle Vollendung des Dramas und befestigt durch die Ausgestaltung der Kunstprosa. Jetzt war die Tragödie so gut wie tot, jedenfalls nicht mehr weiterer Entwicklung fähig, und die attische Beredsamkeit hatte mit der politischen Bedeutung der Stadt die rechte Resonanz verloren und verfiel rasch. In der Charakterkomödie Menanders hatte freilich gerade damals die attische Poesie ihre letzte

[1] Plautinische Forschungen, S. 23.

[2] Vergils Aeneis im Lichte ihrer Zeit. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. Bd. VII, S. 251 ff. 1901.

[3] Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ed. Zeller. Bd. I, S. 187.

feine Blüte getrieben, aber diese war von vornherein nicht mehr so spezifisch attisch wie die Komödie des Aristophanes; nicht mehr die zum Dienste des Dionysos vereinte attische Gemeinde war ihr Publikum, sondern die Gesamtheit der Hellenen von Massilia bis zum Euphrat. Unter ihren Dichtern finden sich bald zahlreiche Nichtathener, und sie ließ sich genau so gut am Nil oder am Orontes aufführen wie am Ilissos.

So konnten die klugen Herrscher der neuen hellenisch-ägyptischen Großmacht mit Erfolg darauf ausgehen, den Mittelpunkt hellenischer Wissenschaft und Poesie von Athen nach Alexandria zu verlegen. In der Wissenschaft ist der enge Anschluß an Athen unverkennbar. Es sind Gedanken der aristotelischen Schule, wenn die Ptolemäer den grandiosen Plan fassen und durchführen, das gesamte geistige Erbe der Hellenen in Alexandria in einer gewaltigen Bibliothek zu sammeln. Sie sind damit die Retter eines guten Teils der griechischen Literatur geworden. Gerade die älteren und schwierigeren Autoren, Äschylos und Pindar, Thukydides und Aristophanes, würden wir schwerlich besitzen, wenn sie nicht damals in dem schützenden Hafen der alexandrinischen Bibliothek eine Zuflucht gefunden hätten. Aber auch für die meistgelesenen und die auf der Bühne lebendigen Dichter, wie Homer und Euripides, bedeutete die Aufnahme in die alexandrinische Bibliothek die Errettung von langer Verwahrlosung in den Händen der Rhapsoden und Schauspieler; denn im engsten Anschluß an die Bibliothek entwickelte sich die neue Wissenschaft der Philologie, die den reinen Text der Dichter herzustellen, ihre Worte methodisch zu erklären suchte.

Aber mit nichten war man in Alexandria gewillt, nur das Alte zu sammeln, eine neue Literatur sollte hier erblühen, und diese stand von vornherein in einem latenten Gegensatz zur attischen. Hatte Athen ein Jahrhundert lang der griechischen Welt das kunstvolle Gebilde seiner Schriftsprache aufgezwungen, so wagen sich jetzt die lange zurückgedrängten Dialekte, vor allem der jonische, wieder hervor, eine neue allgemeine griechische Schriftsprache, die sogenannte κοινή, entwickelt sich. Und in der Poesie treten nun gerade diejenigen Gattungen in den Vordergrund, die in Athen nicht, oder nur wenig gepflegt worden waren, das Epos, die jonische Elegie, der Jambos, das jonische Lied. Das Neue wird geschaffen durch ein Zurückgreifen auf alte Formen, die jenseits des attischen Klassizismus liegen, genau so wie unsere Romantiker zurückgreifen auf die Poesie des Mittelalters.

Unter der nicht geringen Zahl hochbegabter Männer, welche diese alexandrinische Poesie ins Leben riefen, ist der bedeutendste und zugleich der, dessen Persönlichkeit wir am besten fassen können, Kallimachos von Kyrene. Wir besaßen bisher von ihm eine Reihe ausgezeichnet feiner Epigramme und sechs Hymnen, deren Wesen und Zweck oft gröblich verkannt worden sind. Vor 18 Jahren kamen, auf einer ägyptischen Holztafel erhalten, interessante Reste eines kleinen Epyllions Hekale hinzu, und ganz neuerdings haben uns die ebenso unermüdlichen wie glücklichen englischen Papyrologen Grenfell und Hunt umfangreiche Bruchstücke eines seiner Hauptwerke, der Aitia, und der weniger oft genannten Jamben, beschert. Gerade diese neuen Funde

haben das Bild des interessanten Mannes sehr belebt und, wie mir scheint, dem unserer Romantiker noch ähnlicher gemacht. Ehe ich auf die dem Kallimachos und seinem Kreis mit der deutschen romantischen Schule gemeinsamen Züge eingehe, sei nur kurz einiges über sein Leben und seine Tätigkeit vorangeschickt. Es ist wenig genug, was wir über sein äußeres Leben wissen. Kurz vor 300 wurde er in der alten afrikanischen Griechenstadt Kyrene geboren. Sein Vater hieß Battos, wie der mythische Gründer der Stadt, sein Großvater Kallimachos hatte eine hervorragende Stellung im heimischen Gemeinwesen eingenommen. So erzählt uns der Dichter selbst als alter Mann in einem fingierten Grabepigramm auf seinen Vater [1]:

Der meinem Grabe du nahst, vernimm: ich bin von Kyrene,
Und des Kallimachos Sohn bin ich und Vater zugleich.
Beide wirst du sie kennen: der eine führte der Heimat
Heere, des anderen Lied bleibt unerreichbar dem Neid.
Ganz mit Fug. Wen die Musen mit freundlichen Blicken als Knaben
Einst betrachtet, der bleibt ihnen im Alter noch lieb.

Nach einigen in Athen verbrachten Studienjahren lebte Kallimachos eine Zeitlang in der alexandrinischen Vorstadt Eleusis als Schullehrer, anscheinend in ziemlich dürftigen Verhältnissen. Dieser Zeit werden wir die Mehrzahl seiner reizenden Epigramme, besonders die erotischen, verdanken, aber auch größere poetische Arbeiten gehören ihr an.

Der erste der erhaltenen Hymnen, der die Geburt und Kindheit des Zeus mit schalkhafter Feierlichkeit besingt, ist um 280 für eine Tafelrunde gelehrter literarischer Feinschmecker gedichtet, und woran es diesem Kreise gebrach, das lehren recht deutlich die halb scherzhaft, halb ernst gemeinten Schlußverse:

Lebe denn wohl, Kronide, du Höchster, Spender des Guten,
Spender behaglichen Lebens. Wer kann deine Taten besingen?
Niemand konnt es noch wird es, wer soll Zeus' Taten erschöpfen!
Vater, leb wohl, und noch einmal, leb wohl. Gib Tugend und Wohlstand.
Kann doch ohne die Tugend kein Reichtum den Sterblichen frommen,
Noch ohne Wohlstand die Tugend — so gib zur Tugend den Wohlstand.

Und der Vater Zeus, oder vielmehr sein irdisches Abbild, der König, erhörte des Dichters Flehen, Kallimachos erhielt von Ptolemaios II. den Auftrag, einen ausführlichen Katalog der alexandrinischen Bibliothek anzufertigen, und damit eine volle Lebensarbeit. Was Kallimachos in den 120 Büchern seines Katalogs gab, war viel mehr, als was wir von einem Bibliothekskatalog erwarten: er gab gleichzeitig ein Schriftstellerlexikon und damit die Grundlage der gesamten griechischen Literaturgeschichte. Wir besitzen das Werk leider nicht mehr, aber sein Einfluß ist bis in byzantinische Zeiten hinab zu verfolgen, und von seiner Anlage können wir uns eine Vorstellung machen. Jedem einzelnen Schriftsteller war eine kurze Biographie und ein Verzeichnis seiner Werke, auch der verlorenen, gewidmet. Die Einteilung des gewaltigen Stoffs erfolgte anscheinend nach großen sachlichen Gruppen, also etwa Epiker,

[1] Alle Übersetzungsproben dieses Aufsatzes sind von mir; ihrer Unzulänglichkeit bin ich mir bewußt.

Tragiker, Komiker, Lyriker, Philosophen, Redner, Historiker; alles was sich in keins dieser Schubfächer bringen ließ, folgte in einer besonderen Gruppe „Allerlei". Wie weit die Grenzen der Literatur gesteckt waren, lehrt z. B. die uns zufällig erhaltene Liste der Schriftsteller über Kuchenbäckerei. Bei jedem einzelnen Werke waren die Anfangsworte — zur Kontrolle der oft schwankenden Titel — und die Zeilenzahl angegeben; wo Zweifel über die Echtheit eines Werkes auftauchten, waren auch diese vermerkt. Auch wenn man annimmt, daß Kallimachos bei dieser Riesenarbeit durch Gehilfen unterstützt worden ist, bleibt ihre Bewältigung eine erstaunliche Leistung; kein anderer Bibliothekskatalog hat je wieder eine so große Bedeutung für die Geschichte der Literatur gewonnen.

Bei dem Durchwühlen aller Schätze der Bibliothek hat Kallimachos sicher viel gefunden, was auch zur dichterischen Bearbeitung reizte; aber allmählich haben doch die gelehrten Arbeiten die dichterischen in den Hintergrund gedrängt. In den neugefundenen Schlußversen seiner Aitia spricht er es selbst aus, daß er künftig nur noch in Prosa zu schreiben gedenke:

> Zeus, leb wohl, und beschirme der Herrscher ganze Familie,
> Ich aber wandle zu Fuß künftig im Musengebiet.

Die Verse sind im Deutschen nur verständlich, wenn man daran denkt, daß der πεζὸς λόγος, der sermo pedestris, „die zu Fuß wandelnde Rede" im Griechischen und Lateinischen eben die Prosarede bedeutet.

Ganz ist freilich seine Muse auch späterhin nicht verstummt, wie ja auch das erwähnte Epigramm auf den Vater rühmt. Als alter Mann noch dichtete er die umfangreiche Elegie „Die Locke der Berenike", die uns in Catulls Übersetzung erhalten ist[1]). Dies Gedicht, ums Jahr 245 verfaßt, ist für uns das letzte Lebenszeichen des Kallimachos; wann und in welchem Alter er gestorben ist, wissen wir nicht. Aber mag er auch als Greis noch das eine oder andere Gedicht geschaffen haben, so viel ist doch sicher, daß die Hauptzeit seiner poetischen Wirksamkeit die Jahre der Jugend und des ersten Mannesalters waren.

Schon diese enge Verbindung von Poesie und gelehrter Arbeit, die wir auch bei den meisten seiner Genossen beobachten können, ist ein Zug, der sich bei unseren deutschen Romantikern wiederfindet. August Wilhelm Schlegel hat mit einer philologischen Arbeit begonnen, die an Trockenheit und Entsagung Kallimachos' Katalog noch übertraf: er lieferte 1788 den sehr umfangreichen, noch heute wertvollen Index zu Heynes Vergilausgabe. Bei ihm hat der Gelehrte ja eigentlich immer den Dichter überwogen, und seine letzten Bonner Jahrzehnte sind fast ganz den indischen Studien geweiht. Unter den Werken seines Bruders Friedrich haben ebenfalls die literarhistorischen, vor allem die über griechische Poesie, den bleibendsten Wert. Aber auch der dichterisch produktivste unter den Begründern der romantischen Schule, Ludwig Tieck, hat z. B. mit seiner Erneuerung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" gelehrte Arbeit geleistet. Doch man darf ja weitergehen in der

[1]) Meisterhaft behandelt von Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 193.

Vergleichung: Wie die Alexandriner das geistige Erbe der Hellenen bergen und sichten, so verdanken wir den Romantikern die sorgsame Pflege der älteren deutschen Literatur, und wie auf die ersten Alexandriner, die zugleich Dichter und Gelehrte sind, dann die reinen Philologen, Aristophanes von Byzanz und Aristarch, folgen, so entwickelt sich aus den Bestrebungen der Romantiker die neue Wissenschaft der deutschen Philologie, auf Tieck folgen die Grimm und Lachmann.

Eine bekannte Eigentümlichkeit unserer frühen Romantiker ist ferner der starke Hang, über die Poesie zu theoretisieren. Immer wieder legt namentlich Friedrich Schlegel in Briefen und Aufsätzen seine Auffassungen von Zielen und Mitteln der Poesie, vom Verhältnis des Dichters zu seinem Stoff, vom Unterschied der antiken und modernen Literatur dar, und diese Neigung zur Theorie ist ja für die eigene poetische Produktion verhängnisvoll geworden. Etwas Ähnliches finden wir auch bei Kallimachos. Freilich dringen seine theoretischen Erörterungen nicht entfernt so in die letzten Tiefen dichterischen Schaffens ein wie die Schlegels, sie beschäftigen sich mehr mit dem Technischen; aber kein anderer griechischer Dichter hat sich doch so oft über seine Ziele, über das, was vermieden und erstrebt werden müsse, geäußert wie er. Sein Kampf gilt ganz besonders den Epikern, die in den ausgefahrenen alten Gleisen bleibend, mit den bequemen homerischen Floskeln wirtschaftend, langatmige Gedichte zusammenschrieben. Ihnen gegenüber spricht er den oft wiederholten Grundsatz aus, ein großes Buch sei ein großes Übel. Selbst das uns verlorene, damals viel gefeierte Elegienbuch des Antimachos, Lyde, heißt ihm ein schwerfälliges, nicht gefeiltes Gedicht. Wenn er nun auf knappen Umfang und sorgfältigste Ausarbeitung der Form drängt, so stimmt das freilich weder zur Theorie noch zur Praxis unserer Romantiker, aber ganz in ihrem Sinne ist es, wenn er gegen alle Trivialität und Plattheit zu Felde zieht. Besonders scharf spricht er seine Abneigung gegen den Geschmack des großen Haufens in folgendem, freilich kaum übersetzbarem Epigramm aus:

> Greulich ist mir ein triviales Gedicht. Nicht lieb ich die Straße,
> Welche der Wanderer Schar hierhin und dorthin begeht.
> Allerweltschönheiten lassen mich kalt, und den Trunk aus der Leitung
> Haff' ich; zum Ekel ist mir, was dem Philister gefällt.

Das Betonen der Theorie führt in der Poesie zum schulmäßigen Zusammenschluß Gleichgesinnter. Es ist daher kein Zufall, daß wir gerade bei den Romantikern noch heute von einer Schule reden, und daß sie selbst dieses Wort gern auf fremde Literaturen anwenden. „Von den Schulen der griechischen Poesie" heißt die erste literarhistorische Schrift Friedrich Schlegels, eines seiner geistvollsten Werke. Wenn er hier versucht, die gesamte griechische Poesie in vier Schulen, die jonische, dorische, athenische und alexandrinische, aufzuteilen, so wird ihm heute kaum jemand die Existenz der ersten drei Schulen zugestehen, aber mit der alexandrinischen Schule, die man auch die kallimacheische nennen könnte, hat er vollkommen recht. Wir können deutlich sehen, wie die theoretischen Forderungen des Kallimachos von einer An-

zahl seiner Zeitgenossen angenommen werden, und wie diese seine Schule nun die Draußenstehenden oder Abtrünnigen bekämpft. Der literarische Kampf, der nur zu leicht in gehässigen Zank ausartet, ist leider anscheinend eine unerläßliche Begleiterscheinung literarischer Schulbildungen. In wie unerfreulicher Weise die Romantiker besonders gegen Schiller gekämpft haben, ist ja bekannt, aber an Gehässigkeit werden sie doch von der Schule des Kallimachos noch übertroffen. Der Zankapfel war hier vor allem das Argonautenepos des Appollonios von Rhodos. Appollonios hatte zu Kallimachos' Schülern gehört, ist auch in der Verstechnik immer dessen Vorschriften treu geblieben, aber die Wahl eines großen heroischen Stoffes verstieß durchaus gegen das Schulprogramm. Die ersten beiden Bücher der Argonautika wurden von Kallimachos und den Seinen schroff abgelehnt; der gekränkte Epiker blieb die Antwort nicht schuldig, und nun tobte der Kampf mit wachsender Bitterkeit. Man läßt es sich gefallen, wenn Kallimachos den von den Gegnern ausgesprengten Vorwurf, er lehne das große Epos nur ab, weil er selbst es nicht bemeistern könne, mit folgenden, seinem Apollonhymnus angehängten Versen abtut:

Heimlich flüstert der Neid in das göttliche Ohr des Apollon:
„Keinen Dichter bewundr' ich, des Lied nicht so groß wie das Meer ist."
Aber Apollon versetzte dem Neid einen Tritt und erwidert:
„Groß ist die Flut des assyrischen Stroms, doch wälzt sein Gewässer
Mit sich vielerlei Schlamm und vielerlei garstigen Unrat.
Der Demeter bringen die Mädchen nicht jegliches Wasser,
Nein, nur solches, das rein und unbesudelt emporquillt
Aus dem heiligen Born, eine kleine, doch köstliche Spende."
Herr, leb wohl — und der Tadel, der gehe dahin, wo der Neid wohnt.

Diese derbhumoristische Abfertigung blieb aber nicht das letzte Wort in dem Streit; unter dem Titel „Ibis" verfaßte Kallimachos gegen seinen Feind ein großes schwergelehrtes Werk in elegischen Distichen, von dem wir uns aus einer freien Nachbildung des Ovid ungefähr eine Vorstellung machen können. Die Angriffe erfolgten nicht offen, sondern eingehüllt in allerlei Geschichten, deren Spitzen nur den Eingeweihten verständlich waren; so wurde das unerfreuliche Gedicht eine Plage für alle Ausleger. Eine erfreulichere Wirkung der Fehde war es, falls wir einem antiken, nicht unverdächtigen Zeugnis trauen dürfen, daß Kallimachos, durch sie veranlaßt, ein kleines Epos „Hekale" schrieb, als Musterbeispiel des epischen Stils, den er für angemessen erachtete. Unsere Kenntnis dieses anmutigen Werkes ist sehr erfreulich bereichert durch den Fund einer ägyptischen Holztafel, die in vier Kolumnen gegen 60 Verse der „Hekale" enthält. Das Epyllion behandelte eine Episode aus dem Leben des Theseus, seine Einkehr bei der armen, aber gastfreien alten Hekale, als er auszog, den marathonischen Stier zu bändigen. In dem erhaltenen Rest führt größtenteils eine Krähe das Wort, die mit einem anderen Vogel schwatzt, und es läßt sich berechnen, daß das Vogelgespräch etwa 100 Verse eingenommen hat. Wir bekommen die Geschichten zu hören, warum keine Krähe die Akropolis von Athen besuchen darf, und warum der bisher weiße Rabe schwarz werden wird. Dies starke Wuchern der Episode,

diese Freude an Märchenmotiven und endlich diese Versetzung der heroischen Helden in enge, mit liebevoller Kleinmalerei geschilderte Verhältnisse sind alles Züge, die bei unseren Romantikern ganz ähnlich zu beobachten sind. Das Epyllion gipfelte in der Einsetzung eines attischen Opfers, des Hekalesion, durch Theseus; die gute Alte hatte nämlich, vom Tode überrascht, ein den Göttern gelobtes Dankopfer für den Sieg ihres Gastes nicht mehr ausrichten können.

Der Stoff des Epos ist also der Gründungssage eines Festes entnommen, und damit erweist sich das Gedicht als nächstverwandt mit Kallimachos' Hauptwerk, den „Aitia" (Ursachen), es ist gewissermaßen ein selbständig gewordener Bruchteil der Aitia. In diesem, vier Bücher umfassenden, in elegischen Distichen geschriebenen Werk behandelte nämlich Kallimachos die Ursprünge aller möglichen Feste, Spiele, Kultvorschriften und Sitten, auch Gründungen von Heiligtümern und Städten. Es war ein erlesenes Material von entlegenen Legenden, das der Dichter mit großer Gelehrsamkeit zusammengebracht hatte und nun in anmutiger poetischer Form vorlegte. Der Stoff gehörte offenbar größtenteils dem Gebiet an, das wir heute Volkskunde nennen, gerade das Versteckte, Wildgewachsene, Unberührte hat den Dichter angezogen. Wie nahe sich dieses Interesse mit dem unserer Romantiker für Legenden, Volksbücher, Märchen und mit der ganzen daraus erwachsenen volkskundlichen Forschung berührt, springt in die Augen. Von der Art der Behandlung geben uns jetzt die Fragmente aus Oxyrhynchos, 89 Verse, eine Vorstellung. Ausführliche poetische Darstellungen wechselten ab mit katalogartigen Aufzählungen, in die eine Erzählung wurden andere Aitia kurz andeutend eingeschoben; kurz mit jener raffinierten Kunst, die einen Hauptreiz in Ovids Metamorphosen ausmacht, wird die Fülle verschiedenartigen Stoffs zu einem schillernden, bunten, abwechselungsreichen Ganzen verwoben. Es ist ein günstiger Zufall, daß das Erhaltene mitten in einer Geschichte anfängt, die uns schon aus dem Brief eines gezierten späten Epistolographen Aristainetos und aus Ovids Heroiden besser bekannt war als irgendein anderer Teil der Aitia. Es handelt sich um die Liebe des Akontios aus Keos zu der Kydippe aus Naxos; was für ein Brauch aus dieser Liebesgeschichte hergeleitet wurde, können wir jetzt ebenso wenig sagen wie vorher. Der schöne Akontios erblickt im Tempel der Artemis auf Delos die reizende Jungfrau Kydippe und verliebt sich aufs glühendste in sie. Um sie zu gewinnen, ersinnt er ein seltsames Mittel: Er ritzt in einen schönen „kydonischen Apfel", d. h. eine Quitte, die Worte „bei der Artemis, ich werde den Akontios heiraten". Diese Frucht läßt er zu Boden fallen, das Mädchen nimmt sie auf und liest erstaunt die Aufschrift. „Bei der Artemis, ich werde den Akontios heiraten", spricht sie laut aus, und durch diesen Schwur im Heiligtum der Göttin ist sie ohne ihr Wissen und Wollen gebunden. Sie kehrt nach Naxos zurück, ohne den Eltern das Erlebnis zu erzählen. Bald darauf beschließt der Vater, sie mit einem Naxier zu vermählen; die Hochzeit wird gerüstet, aber am Tage des Festes erkrankt die Braut. Nach ihrer Genesung wird die Hochzeit zum zweiten Male angesetzt,

aber wieder befällt ein Fieber die Jungfrau, und das Gleiche wiederholt sich ein drittes Mal. Da fährt der Vater in Angst zum delphischen Apollon, und dieser enthüllt ihm, seine Tochter sei durch den Schwur im Artemisheiligtum gebunden und dürfe niemand anderes heiraten als Akontios. Nun wird Akontios nach Naxos geholt, die beiden feiern fröhliche Hochzeit und werden Stammeltern eines blühenden keïschen Geschlechts. Ich habe die ganze Erzählung vorausgeschickt, weil es gar nicht so leicht ist, den Faden dieses schlichten Märchens beim Anhören der kallimacheischen Darstellung festzuhalten. Der Papyrus beginnt da, wo die Hochzeit zum ersten Male vorbereitet wird, und zwar mit der Erwähnung eines sehr seltsamen naxischen Hochzeitsbrauchs, dessen Aition nur gerade angedeutet wird:

Und schon hatte die Maid sich zu dem Knaben gesellt.
Denn so gebot es der Brauch, daß die Braut in der Nacht vor der Hochzeit
Sei einem Knaben vereint, der von den Göttern geliebt.
Hera nämlich soll einst — doch halt! fürwitziges Herze,
Willst du verraten im Lied, was zu verschweigen dir Pflicht?
Welch ein Glück, daß du nie die Weihen der furchtbaren Göttin
Sahst, sonst schwatztest du gar deren Geheimnisse aus.
Ach, viel wissen ist schlimm für den, der die Zunge nicht zähmet,
Nur zu wahr ist der Spruch: „Messer sind nichts für ein Kind.“ —
Früh als die Stiere den hitzigen Mut im Wasser sich kühlten,
Denen zur Abendzeit drohte des Opferers Stahl,
Da befiel schlimme Blässe die Braut, jene Krankheit befiel sie,
Die man mit Zauberspruch wälzt auf die Ziegen des Bergs,
(Trüglich pflegen wir sie die heilige Krankheit zu nennen),
Und die brachte die Maid hart bis zum Rande des Grabs.
Abermals wurde das Brautbett gerüstet, und abermals quälte
Sieben Monde hindurch hitziges Fieber die Maid.
Und noch ein drittes Mal plante man Hochzeit, jedoch der Kydippe
Schlichen ein drittes Mal Schauer des Fiebers ins Blut.
Doch kein viertes Mal wartet der Vater, er eilte gen Delphi
Hin zum Phoibos, und der gab in der Nacht ihm den Spruch:
„Heiliger Schwur deiner Tochter bei Artemis hemmt ihre Ehe.
Denn meine Schwester war nicht damals um Tenos bemüht,
Flocht in Amyklä Binsen sich nicht, noch spülte den Staub sie
Im Parthenios ab nach den Beschwerden der Jagd.
Nein, zugegen war sie in Delos, als einst deine Tochter
Schwur, den Akontios nur und keinen andern zu frein.
Aber beliebt es dir, mich zum Mitberater zu nehmen,
Nun, so führst du das aus, was deine Tochter gelobt.
Nimmst den Akontios du, so mischest du Blei nicht mit Silber,
Nein, ich denke, du einst klüglich Elektron mit Gold.
Ein Kodride bist du, der Schwiegervater, von Abkunft,
Aber der Tochter Gemahl stammt von den Priestern des Zeus,
Denen ihr Amt gebeut, auf des Ixmios felsigen Klippen
Zu beschwören die Glut, wenn sich der Sirius zeigt,
Und vom Zeus zu erbitten des Windes frischeres Wehen,
Wenn sich der Wachteln Volk stürzt in die Netze aus Garn.“
Also der Gott. Doch der fuhr heimwärts wieder nach Naxos
Und befragte sein Kind. Selbst hätte nie sie's gesagt.
Ausgesandt ward ein Schiff, den verbärmten Jüngling zu holen,
Und er fuhr übers Meer zur dionysischen Stadt.

Was bei der Göttin gelobt war, erfüllte sich; ohne zu säumen
Sangen das Hochzeitslied junge Gespielen der Braut.
Damals hättest, Akontios, du den Gürtel der Jungfrau,
Den du lösest zur Nacht, nimmer, ich wette, vertauscht
Gegen des Iphiklos Fuß, der über die Ähren dahinlief,
Oder das Gold, das einst Midas der Phryger besaß.
Und bestätigen werden dies Urteil alle mit Freuden,
Deren Herzen sich je Eros der Quäler genaht.
Und es sollte gar herrlicher Ruhm jenem Bunde entsprießen,
Denn des Akontios Stamm wohnt bis zum heutigen Tag
Blühend und reich mit Ehren geschmückt im keischen Julis.
Wir aber hörten die Mär, wie du gebangt und geliebt,
Von Xenomedes dem Alten, der einstmals alle die Sagen
Seiner Insel vereint, späten Geschlechtern zur Lust.

Hier breche ich ab. Die Geschichte von Akontios und Kydippe ist zu Ende, und die Erwähnung des Xenomedes, eines Lokalhistorikers etwa Perikleischer Zeit, gibt nun dem Dichter Anlaß, im Sturmschritt, in 22 Versen, die ganze Urgeschichte der Insel Keos bis zur Gründung ihrer vier Städte zu durchlaufen, so wie Xenomedes sie dargestellt. Dieser katalogartige Anhang, der eben wieder neue keische Aitia, die Stadtgründungen, erledigen soll, ist poetisch ziemlich reizlos und schon durch die verwirrende Fülle der Namen, ich zähle 26 in den wenigen Versen, zur Übertragung in deutsche Verse wenig geeignet. Welch eine Fülle gelehrten Materials ist aber auch in die Geschichte von Akontios und Kydippe hineingezwängt. Da haben wir gleich am Anfang den eigentümlichen naxischen Brauch, daß die Braut die Nacht vor der Hochzeit mit einem Knaben, dessen beide Eltern noch leben, und der deshalb für kultliche Handlungen besonders geeignet ist, zubringen muß. Es handelt sich nicht etwa um ein voreheliches Beilager, wie es Immermann im Oberhof als bäuerliche Sitte schildert, der Knabe ist nicht der Bräutigam, sondern der menschliche Vertreter einer Gottheit, der einst ein Recht auf die Jungfrauenschaft aller Töchter ihres Landes zuerkannt war. Solche symbolischen Vermählungen mit einem Gott sind der griechischen Religion auch sonst nicht fremd, alljährlich wird in Athen die Frau des Königs, die Basilinna, an den Antheſterien dem Dionysos vermählt. Viel jünger als der gewiß uralte Kultbrauch ist die erklärende Legende, die Kallimachos nur andeutet, die wir aber aus Homerscholien kennen, und die in der Ilias selbst eine Spur hinterlassen hat: Zeus und Hera hatten sich vor der heiligen Ehe schon heimlich in Liebe gesellt. Aber das bleibt nicht die einzige volkskundliche Belehrung, die uns der Dichter auftischt. Im Vorbeigehen streift er den Brauch, die „heilige Krankheit", die Epilepsie, durch Beschwörung auf wilde Ziegen zu übertragen, so wie Christus die Geister der Besessenen in die Gergesener Säue fahren läßt. Dann gibt ihm die Weissagung Apollons Anlaß, den Ursprung des Namens Parthenios, „Jungfrauenfluß", zu erklären; er heißt so, weil die jungfräuliche Göttin Artemis in ihm nach der Jagd zu baden pflegt. Die Abkunft des Akontios führt auf einen eigentümlichen Kult des Zeus Aristaios in Keos, dessen Priester im Hochsommer, wenn der Hundstern am Himmel erscheint, die verderbliche Hitze der Hundstage durch ihr Gebet lindern und

wieder im ersten Frühjahr um den günstigen Nordwind bitten müssen, der die Scharen der Zugvögel in die Netze der Inselgriechen treibt. Gerade der letzte Zug ist so recht für das Leben der Kykladenbewohner charakteristisch, und es sollte mich nicht wundern, wenn heutigentages irgendein Heiliger an Stelle des Zeus um günstiges Wetter zum Wachtelfang gebeten würde. Selbst die Schilderung von Akontios' Liebesglück wird mit einem kleinen gelehrten Schnörkel verziert. Daß dem Jüngling der Besitz der Geliebten nicht um alles Gold des Phrygerkönigs Midas feil wäre, scheint uns freilich ein so billiger Vergleich, daß man sich über ihn in dieser Umgebung fast wundert, aber die Geschichte von Midas ist erst durch die hellenistischen und römischen Dichter, vor allem Ovid, zu einer der bekanntesten Sagen geworden. Um so fremdartiger mutet uns das andere Glück an, gegen das Akontios den Besitz seiner Braut nicht eintauschen würde, die Schnellfüßigkeit des Iphiklos. Von ihm erzählt schon Hesiod, er sei mit den Winden um die Wette so schnell und leicht über ein Kornfeld gelaufen, daß sich die Ähren unter seinen Tritten nicht beugten. Nur der unendliche Wert, den die Griechen auf alle sportlichen Leistungen legten, macht es verständlich, daß ein solcher athletischer Vorzug als Äquivalent für die Geliebte auch nur erwähnt werden kann.

Trotz aller Gelehrsamkeit ist aber Kallimachos' Darstellung ganz und gar nicht trocken. Alles, was er erzählt, gibt lebendige Bilder. Die todgeweihten Opferstiere, die am Morgen des Festtags ihre frische Kraft im Meer austoben, die leidende Jungfrau, die Artemis, die am Eurotas Binsen flicht und sich im Parthenios den Staub der Jagd abwäscht, die Priester auf der felsigen Küste der kleinen Insel mit ihrem Gebet um guten Wachtelfang, die singenden Mädchen bei der Hochzeit und der glückstrahlende Bräutigam — alle sieht man sie vor sich. Auch die Sprache hält sich von jedem Schwulst frei, ja sie erstrebt mit Wendungen wie „Messer taugt für Kinder nicht" und „du mischst nicht Blei mit Silber" volkstümliche Wirkungen. Am besten ist der Ton des Märchens, der die Großen der Erde und des Himmels reden läßt wie Leute aus dem Volke, wohl in dem Orakel des Apollon getroffen. In seiner spießbürgerlichen Biederkeit gemahnt dieser ehestiftende Olympier etwa an Tiecksche Märchenkönige.

Aber freilich durchgeführt ist die volkstümliche Schlichtheit so wenig wie bei den älteren Romantikern — und Einheitlichkeit des Tons wird von Kallimachos gewiß ebensowenig erstrebt wie von jenen. Wenn der Dichter kurz vor einem Höhepunkt seiner Geschichte sich anschickt, die Erklärung eines merkwürdigen Kultbrauchs zu geben, aber dann diese Erklärung jäh abbricht und eine längere Betrachtung über die Gefahren der Schwatzhaftigkeit einschiebt, oder wenn er dem glücklichen Märchenschluß die trockene Mitteilung anhängt, das alles habe er bei Xenomedes gelesen, so sind das bewußte Zerstörungen der Stimmung; es freut ihn, seinem Leser ein Schnippchen zu schlagen. Gerade diese absichtliche Zerreißung der Illusion ist aber wieder für unsere Romantiker höchst bezeichnend. Friedrich Schlegel hat schon 1794 in seinem Aufsatz „Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie" die Verletzung der Illusion bei Aristophanes mit folgenden Worten verteidigt:

„Diese Verletzung ist nicht Ungeschicklichkeit, sondern besonnener Mutwille, überschäumende Lebensfülle, und tut oft gar keine üble Wirkung, erhöht sie vielmehr, denn vernichten kann sie die Täuschung doch nicht. Die höchste Regsamkeit des Lebens muß wirken, muß zerstören; findet sie nichts außer sich, so wendet sie sich zurück auf einen geliebten Gegenstand, auf sich selbst, ihr eigen Werk; sie verletzt dann, um zu reizen, ohne zu zerstören." Hier haben wir die Grundlage der romantischen Ironie, die für die Komödie der Romantiker von Tiecks Gestiefeltem Kater bis zu Platens Romantischem Ödipus das Lebenselement gewesen ist, aber auch auf die epische Dichtung und, namentlich von Heine, auf die Lyrik übertragen worden ist.

Wie eng Kallimachos sich mit der Ironie der Romantiker gelegentlich berührt, das möge zum Schluß noch ein Beispiel aus der Hekale zeigen. Ich erwähnte schon, daß in dem Epyllion ein langes Vogelgespräch vorkommt. Schließlich ist aber die Krähe samt ihrer Zuhörerin müde geworden, und sie schlafen beide ein. Dann fährt der Dichter fort:

Aber sie schliefen nicht lange, denn bald kam geflogen ein Nachbar,
Feucht von des Morgens Tau: „Steht auf, schon sind ja die Diebe
Nicht bei der Arbeit mehr, schon leuchten die Lampen des Morgens,
Schon vernimmt man das Lied des wasserschöpfenden Mannes,
Wer an der Landstraße wohnt, den weckt schon die knarrende Achse
Eines Wagens, ihn stört das betäubende Lärmen der Schmiede."

Wie unendlich oft hatten die Dichter Hahnenschrei und Lerchenschlag benutzt, um den Menschen den nahenden Morgen zu verkünden, nun kehrt Kallimachos einmal den Spieß um und läßt die Vögel den Morgen aus dem unruhigen Treiben der Menschen erkennen. Und diese Menschen, deren Lärm die Vögel der attischen Berge beobachten, sind die Bewohner der geräuschvollen Großstadt Alexandria. Das, was ihm selbst oft den Morgenschlaf gekürzt haben mag, das Lied des Wasserträgers, knarrende Wagen und Schmiedegehämmer, legt der Dichter keck seinen Vögeln der Vorzeit in den Schnabel — kein Romantiker hätte sich dieses drolligen Purzelbaums der Phantasie zu schämen gehabt.

Freilich etwas Zwiespältiges haftet der Poesie des Kallimachos immer an. Er hat Gefühl für die schlichte Einfalt des Märchens, für die schmucklose Frömmigkeit alter Kulte und Sitten, aber er kann nicht in diesem Empfindungskreise aufgehen, er bleibt doch der gelehrte, geistreiche Mann der Großstadt. Wirklich populär konnten seine Dichtungen deshalb ebensowenig werden, wie es die charakteristischen Werke der älteren deutschen Romantiker je geworden sind. Aber für den, der zu lesen versteht, liegt doch ein eigener Reiz in diesem kapriziösen schillernden Stil. Seltsamerweise haben auch die Philologen bis vor kurzem für Kallimachos' Eigenart gar kein Verständnis gezeigt, und er könnte ihnen mit Recht das Epigramm zurufen, das Tieck am Schluß des „Gestiefelten Katers" dem Publikum vorhält:

Publikum, soll mich dein Urteil nur einigermaßen belehren,
Zeige, daß du mich nur einigermaßen verstehst.

Dichtung und Wahrheit.

I.

Die Überschrift dieser Betrachtungen ist wohlbekannt als der Titel von Goethes Lebenserinnerungen. Dieses indessen mehr durch die Laune des Schicksals als nach dem Willen des Autors. Denn der Haupttitel heißt „Aus meinem Leben", und der Untertitel, sozusagen die Erläuterung für das, was man als Erinnerungen aus jenem Leben in diesem Buche zu erwarten habe, er lautet „Wahrheit und Dichtung". Daß der Untertitel zum Haupttitel vorgerückt ist, mag teils durch die überlegene Kraft des Wortklanges gekommen sein, teils durch den eigenartigen Reiz, den die Vermengung der Wahrheit mit der gewollten und der ungewollten Nichtwahrheit im sachlichen Sinne bedeutete. Ja, der Usus tyrannus hat die Wortfolge, die der Autor gewollt, umgedreht und die „Dichtung" der „Wahrheit" vorangestellt.

Mit welchem Rechte? Die Gelehrten sind längst damit beschäftigt, die Lücken der Wahrheit zu füllen und den Raum der Dichtung zu verengen. Das Volk, das in diesem Falle einen immerhin noch recht kleinen Teil der Bevölkerung bedeutet, oder die „Gebildeten", sie halten es mit der Dichtung. Und sie werden damit den Wünschen des Dichters vielleicht besser gerecht als die Gelehrten. Wenn irgendeiner, war dieser der höheren Gattung der Wahrheit hold, die dem Dichter am Herzen liegt und die das Kleinzeug der Wirklichkeit verschmäht. Das hat er durch gar manche Äußerung bestätigt. „Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung' — so sagt er einmal — „weil es sich durch höhere Tendenzen aus den Regionen einer niederen Realität erhebt — ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hat. Jean Paul hat aus Geist des Widerspruches ‚Wahrheit' aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen."

Goethe zeigt Eckermann eines Tages den Plan der Stadt Rom, und auf die Porta del Popolo weisend, sagt er: „In einer dieser ersten Straßen zum Tor herein wohnte ich, in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll; es ist aber nicht das rechte. Doch das tut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen." — Ein andermal: „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem, Hermann und Dorothea' gemeint ist. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige Stadt zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit, und verdirbt dadurch die Poesie."

„Meine Idee von den Frauen" — heißt es an einer dritten Stelle — „ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie. Die von mir dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen; sie sind alle besser als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind. Denn dem echten Dichter ist die Kenntnis der Welt angeboren, und zu ihrer Darstellung bedarf es keineswegs vieler Erfahrung . . . Ich schrieb meinen ‚Götz' als junger Mensch von 22 Jahren, und erstaunte 10 Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung; erlebt hatte ich dergleichen nicht."

Ja noch mehr! „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit? Wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben."

„So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Mosis, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen; denn hierbei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat."

Mit dieser kleinen Zahl von Aussprüchen haben wir unseren Dichter die Forderungen der Dichtung gegenüber der Wahrheit immer weiter führen lassen, bis er endlich an dem Punkte anlangt, wo er kehrt macht. In eben den Tagen, da er jenen großen verheißungsvollen Forschungen der historischen Schule den Weg versperren will, ist es er selber, der Niebuhr dafür rühmt, daß dieser einen Handelsvertrag der Römer und Karthager aufgefunden habe, wodurch erwiesen sei, daß alle Geschichten des Livius vom frühen Zustande des römischen Volkes nichts als Fabeln seien; denn es sei aus jenem Traktat ersichtlich, daß Rom schon sehr früh in einem weit höheren Zustande der Kultur sich befunden habe, als aus dem Livius hervorgeht.

Und zu welchem Zwecke führt er diese Entdeckung Niebuhrs an? Im Interesse seiner eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen — bei einer Gelegenheit, da er, von der Bedeutung seiner Farbenlehre und von seinem Siege über Newton durchdrungen, den kühnen Trumpf ausspielt, es gereue ihn keineswegs, daß er die Mühe eines halben Lebens in jene Arbeiten hineingesteckt habe; denn er hätte andernfalls vielleicht ein halb Dutzend Trauerspiele mehr geschrieben, und dazu würden sich noch Leute genug nach ihm finden. Hier redet er von den Rechten der fortschreitenden Wissenschaft; er redet von seiner Kritik an der Lehre Newtons als von einer gleichartigen Erscheinung mit der Kritik Niebuhrs an den Fabeln des Livius. Hier ist die Wissenschaft bei ihm an die Reihe gekommen; hier führt sie das große Wort, hier kämpft sie — subjektiv — für die Wahrheit gegen die Dichtung.

So sehen wir, wie derselbe große Geist sich im Kreise dreht und uns die ewigen Forderungen der Wahrheit gegenüber der Dichtung zeigt — in jener tragischen Verkettung, da ihn die Überschätzung seiner naturwissen-

schaftlichen Forschungen zur verschwenderischen Geringschätzung seiner Dichtungen verleitet.

Mit diesen wenigen Worten sollte nur eine Einleitung gegeben werden zur Erörterung des Problems, das uns im folgenden beschäftigen wird.

II.

Der Wahrheit stehen vielerlei Hindernisse im Wege — objektive und subjektive, unüberwindliche und gewollte. Die Verzweiflung des Forschers darüber, daß „wir nichts wissen können", steht an dem einen Ende der Schwierigkeiten aufgepflanzt; der künstlerische Wille des Dichters, der eine höhere Wahrheit will als die Wahrheit der Wirklichkeit, er steht an dem anderen Ende. Zwischen diesen beiden extremen Punkten breitet sich ein weites Gebiet aus unter der Herrschaft problematischer Anlässe, deren Ansprüche auf die Unterdrückung der Wahrheit zu untersuchen sind, deren Macht bestreitbar ist. Von ihm verschieden ist die objektive Macht, die dem Forschertrieb Schranken setzt, eine vielleicht dehnsame, aber in der Hauptsache unerschütterliche. Denn der Faustische Drang wird niemals gestillt werden. Ihnen gegenüber ist aber auch die Macht des Poeten eine souveräne. Denn er hat ein Recht von Gottes Gnaden, die höhere Wahrheit seiner Kunst an die Stelle der Wahrheit der Tatsachen zu setzen. „Wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten?" fragt Goethe. Der Dichter muß weitergehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, die Charaktere des Shakespeare von der seinigen. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. „Hätte ich (Goethe) den ‚Egmont' so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dieses ist, wie Klärchen sagt, *mein* Egmont."

Hier ist die Frage geklärt. Hier ist freie Bahn. Hier ist das unbestreitbare Recht des Dichters. Das Problem trübt sich, wenn wir das Reich des Dichters verlassen. Wie steht es mit der Wahrheit, die nicht als eine unkünstlerische, sondern als eine unliebsame unterdrückt wird? Nicht poetische Rücksichten stehen ihr im Wege, und nicht der Dichter ist es, der sie unterdrückt. Und doch — eine gewisse Anmut des Bildes der Wahrheit ist es, um derentwillen ein Stück der Wahrheit geopfert wird. Ja, hinter der Anmut und ihren Ansprüchen ist es die Pietät, die Familienliebe, die Dankbarkeit, welche schweigt, weil sie durch die nüchterne Wahrheit verletzt wird.

Man denke an die ergiebige Fülle der „Lebenserinnerungen", die uns mit bequemer Freigebigkeit Unterhaltung und Belehrung spenden — wie groß sind hier die Lücken, die (neben der wünschenswerten, das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidenden Selbstkritik) über erhebliche Stücke des individuellen Lebens mit Stillschweigen hinwegführen, weil hier die schmerzhaften Stellen

liegen, die man im tatsächlichen Leben sorgsam vor den Blicken der Welt zu verhüllen suchte, und die man keineswegs durch eigene Hand der Öffentlichkeit aufzudecken geneigt ist. Auf diese Weise entsteht für die Geschichte ein zum mindesten geschmeicheltes Bild von einem Lebenslauf, der glücklich darum erscheint, weil über das Unglück dieses Lebens aus guten Gründen geschwiegen worden ist. Oder man denke an die Lebensbeschreibungen von fremder Hand, aus Zeugnissen des alltäglichen Zusammenlebens. So hat über das letzte Jahrzehnt unseres großen Dichters uns Eckermann Mitteilungen gemacht — „Gespräche mit Goethe", die zugleich vielerlei von seinem Charakter erzählen. Sie sind wohl vorzugsweise einflußreich gewesen für das Bild, das wir uns von ihrem Helden gemacht haben, für das Bild einer abgeklärten Persönlichkeit, die als Mensch gerade so schön war wie als Poet. Allerdings drängt sich in die hohe Heiterkeit dieses großen Geistes, selbst nach der Darstellung seines hingebendsten Bewunderers, ein dunkler Schatten verräterisch herein. Es ist der unglückselige Streit für die Farbenlehre. Der große Dichter, hier ein Dilettant, wagt den Kampf gegen einen der größten Naturforscher aller Zeiten — einen Kampf, der uns heute, an dem Maßstabe der Arbeitsteilung in den Wissenschaften gemessen, unbegreiflich erscheint — und erntet die bittere Frucht dieses ohnmächtigen Kampfes in der zeitweiligen Verbitterung seiner eigenen Seele. Sie wird der dunkle Punkt in der Herrlichkeit seines Alters. Er redet von der berufsmäßigen Forschung seiner überlegenen Gegner wie ein unterdrückter Privatdozent. Er kommt in immer erneuten Invektiven auf diesen Gegenstand zurück. Und eben hierdurch ist es Eckermann selber, der uns eine Seite aufdeckt, über die er — bei ausreichender Kritik — im Sinne seiner Aufzeichnungen hätte behutsam schweigen sollen, die aber deutlicher beleuchtet wird von einem seiner Nachbarn und Zeitgenossen, von Friedrich Soret[1]). Man höre die Schilderung der folgenden Szene. Der König von Bayern hat seinen Maler Stieler nach Weimar geschickt, damit er ein Ölbild von Goethe anfertige. Dieser ist mit einem Porträt der Münchener Schauspielerin Charlotte von Hagn eingetroffen, das sein Empfehlungsbrief sein soll. Das Bild Goethes wird hergestellt. Und Goethe zeigt es eines Tages nach einem vertraulichen Diner. Er läßt Soret in das Kabinett neben dem Speisezimmer treten, wo das Stielersche Bild hängt, und führt ihn dann geheimnisvoll weiter in das Majolikazimmer, wo sich das Bild der schönen Schauspielerin befindet. Dabei macht er allerhand Scherze über die Art, wie Stieler ihm seine Zustimmung abzulocken gesucht habe durch die Hoffnung, unter seinem Pinsel werde ein ebensolcher Engel aus dem Kopfe eines alten Herrn hervorgezaubert werden. Man ist wieder in das Eßzimmer zurückgekehrt; Goethe hat beide Türen zu den anderen Zimmern geschlossen — da erscheint der Kanzler v. Müller, um das Bild Goethes zu sehen, freilich auch das der Schauspielerin. Goethe heißt ihn

[1]) Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teiles der Eckermannschen Gespräche, herausgegeben von Dr. C. A. H. Burckhardt, Großherzogl. Sächs. Archivdirektor. Weimar 1905. S. 54 f.

in das erste Zimmer eintreten und gleich zurückkommen, um seine Meinung über Goethes Porträt abzugeben. Müller tritt ein, kommt aber nicht zurück. Goethe schöpft Verdacht, daß Müller auch ins zweite Zimmer gegangen sei, steht auf und erwischt ihn wirklich vor dem Bilde der Charlotte von Hagn. „Kommen Sie heraus," schreit Goethe wütend; „man darf Sie nicht einen Augenblick allein lassen, daß nicht Ihre Neugierde Sie zu einer Indiskretion verleitet." — „Diese und andere ähnliche starke Ausdrücke mußten den armen Neugierigen ebenso aus der Fassung bringen, wie sie mich in Verlegenheit setzten" — erzählt Soret. „Nachdem der Zorn sich gelegt hatte, schritt der alte Herr in den Salon, schmiß die Tür hinter sich zu und ließ uns wie vom Donner gerührt stehen. Ich ging mit dem armen Kanzler hinaus und suchte ihn nach Kräften zu trösten. — Übrigens war das weder der erste Sturm, den der Kanzler erlebt hat, noch der letzte, der ihm drohte. Denn er hat immer unter solchen Ausbrüchen zu leiden, und weil er daran gewöhnt ist, werden die freundschaftlichen Beziehungen nicht weiter dadurch gestört. Am anderen Morgen ist es, als sei nichts vorgefallen. Ich (Soret) glaube der einzige zu sein, der niemals ein Donnerwetter von Goethe bekommen hat."

Das erzählt Soret. Eckermann hat nicht ein Wort von diesen Zornanfällen erzählt. In den langen zeitlichen Pausen, die oft zwischen seinen Aufzeichnungen verfließen, hat (Soret zufolge) sicherlich so manch ein Donnerwetter sich über ihn gleich denen über den Kanzler v. Müller entladen. Er hat aber mit dankbarer Andacht Regen und Gewitter über sich ergehen lassen, ohne davon zu berichten, daß zu den Charakterzügen des hochbejahrten Jupiter immer noch das Donnern seines klassischen Vorgängers gehört hat. Nur ist von diesem letzteren nicht berichtet, daß er um solcher Kleinigkeiten willen in Zorn geriet. Wir stehen hier vor einer Frage, die weniger leicht zu beantworten ist als die Frage des Rechtes, das der Dichter hat auf die Gestaltung der Wirklichkeit im Sinne seiner höheren Wahrheit. Hier handelt es sich nicht mehr um die poetische Wahrheit, um ein Kunstwerk, das nichts anderes will, als uns ein schönes Bild von einem Menschenleben geben, das die Wahrheit der Tatsachen hinter sich läßt. Nein, hier wollen wir die Tatsachen der Wirklichkeit erfahren. Und jede Lücke in den Berichten darüber ist ein Verlust an der Wahrheit. Oder aber, ist das keine Lücke, ist es kein Verlust? Ist die planmäßige Schönmalerei auch für den Biographen, für den Historiker die wahre Aufgabe?

III.

Wir gehen einen Schritt weiter. Daß einzelne Persönlichkeiten, Dichter, Künstler, Staatsmänner u. dgl., in mehr oder weniger idealer Färbung der nachlebenden Welt dargestellt werden, daß die Tradition ihrer Vollkommenheit mehr oder weniger rein erhalten wird — es ist am Ende doch nur die Sache einer gläubigen Gemeinde. Es ist niemals oder selten die Angelegenheit einer Gesamtheit des Volkes oder gar der Völker. Dem eifrigen Kultus der Anhängerschaft, mag diese nun sich auf den Höhen der geistigen Bildung oder in der Breite der Volksmasse zusammenfinden, steht in jedem Falle eine oppositionelle Gruppe gegenüber, die dafür besorgt ist, daß den Übertreibungen

in der Richtung des Guten und Vollkommenen reichlich ebenso starke Übertreibungen nach der anderen Seite hin die Wage halten. Wir wissen, in wie hohem Grade dieses an den Charakterschilderungen Goethes, Bismarcks und vollends Luthers geleistet worden ist. Nun sollten derartige schroffe Widersprüche dazu geeignet sein, die Leute rechts und links darauf hinzuweisen, wie es am Ende nur ein einziges Mittel des Friedens gibt für diese Gegensätze, nämlich die unerbittliche Liebe zur Wahrheit und die Entfernung aller subjektiven Zutaten. Wie daher jedes Zudecken, jedes Beschönigen der Schattenseiten des Helden durch die Klugheit selber verboten ist, da diese die Waffen dem Gegner aus den Händen nimmt. Wohl liegt es in der beschränkten Fassungsgabe und Geistesbildung jeder Mehrzahl, daß sie die Dinge und die Persönlichkeiten in einfachen Formeln aufnimmt, auf Schwarz und Weiß gestellt, auf Ja und Nein. Ihren robusten Bedürfnissen ist nicht mit verwickelten Einzelheiten, mit vorsichtig umschriebenen Wahrheiten gedient; sie wollen lieben oder hassen, bewundern oder verachten, anbeten oder steinigen. Es wird daher immer nur der Beruf einer kleinen Minderheit sein können, jene Richtung auf die reine Wahrheit und jene gemäßigte Stimmung, die dazu gehört, festzuhalten, um dann etwa zu versuchen, ob es möglich sei, aus einer solchen erlesenen Sphäre die objektive Wahrheit allmählich in die Vorurteile der Menge hinabträufeln zu lassen. Aber der Erfolg wird nur ein langsamer sein können, und zunächst wird die Macht der instinktiven Gewalten die stärkere bleiben. Noch viel schwieriger wird das Problem, wenn sich nicht die subjektiven Irrtümer des Haufens, sondern die großen Objektivitäten selber in den Weg der Wahrheit stellen. Wie steht es mit den Rücksichten, die der Patriotismus jedes Volkes für die Schicksale, für die Helden, für die Taten seiner Geschichte fordert? Soll vor diesen die unbestochene Wahrheit des Geschichtsforschers haltmachen? Und für welche Zwecke, in welcher Gestalt im einzelnen soll haltgemacht werden? Soll ein Unterschied, eine Abstufung bestehen für die Äußerung der Wahrheiten, die sich aus der vaterländischen Geschichtsforschung ergeben, derart, daß etwa unterhalb der Schicht einer rein wissenschaftlichen Literatur die Schichten der pädagogischen Zweckbestimmung anheben mit patriotischer Beschränkung der Wahrheit? Und diese letztere wiederum abgestuft je nach der Höhe des Unterrichts, zwischen Hochschulen, Mittelschulen, Volksschulen? Ist so etwas möglich, ist es durchführbar? Kann man den Vaterlandshelden, den großen Herrscher und Feldherrn, in der einen Kategorie der Literatur mit Schattenseiten, in der anderen Kategorie ohne Schattenseiten schildern?

Es bedarf auch nicht der Herrscher und der Dynastien, um uns dieses Problem vorzulegen. Karl Mathy, jener treffliche Mann, der in den Jahren der Demagogenverfolgungen aus seiner badischen Heimat über die schweizerische Grenze verschlagen wurde und im Kanton Solothurn als Schullehrer ein Unterkommen fand, erzählt uns, wie der Unterricht in der vaterländischen Geschichte der Schweiz überall dort mit Sorgfalt betrieben wurde, indessen nur für die glänzenderen Partien. Die Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten weiß jedes Kind; aber die Untertänigkeit ihrer Regenten, die

französischen Pensionen und Gnadenketten werden gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen. Ihm selber, Mathy, sei es zweckmäßig erschienen, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben. In der Tat, soll ein Volk sich an der Unwahrheit ernähren —? an der Unwahrheit, die immer noch darin liegt, daß von den Schatten seiner Geschichte geschwiegen wird? Und sollte nicht jedes Kulturvolk dieses für seine eigene Erziehung anerkennen, wie es gern bereit ist, das gleiche für jede fremde Nation anzuerkennen? Entspringt aus der Unterdrückung der geschichtlichen Wahrheit nicht eben die Verblendung über heimische und fremde Schicksale, die den ewigen Nährstoff bildet für die Feindschaft der Völker? Oder aber, haben jene dunklen Mächte im Völkerleben ihr eigenes, ihr höheres Recht? Sollen sie walten, unzersetzt von der Vernunft und von der Erkenntnis der Wahrheit?

IV.

Es liegt eine tiefe Kluft zwischen dem Berufe der Wissenschaft und der großen Mehrzahl der Menschen. Die hohen Worte, die zumal in dem heutigen Zeitalter gang und gäbe sind, die verbreiteten Bemühungen, die Ergebnisse der Forschung aus Natur und Geschichte den weiteren Kreisen des Volkes mitzuteilen — wir wollen sie nicht unterschätzen. Um aber die Intensität ihres Wertes zu würdigen, betrachte man mit einiger Sorgfalt die Früchte, die aus solchen Bemühungen etwa gefallen sind in die Geister selbst der gebildetsten Schichten. Ja, eben dieselben Leute, die mit höchster Feinheit der Methoden bewaffnet die Forschungen des physikalischen Kabinetts oder der philologischen Quellen zum Lebenszweck gemacht haben, sie ruhen aus von der Anstrengung ihrer berufsmäßigen Methoden, oder sie haben sie vergessen, wenn sie Urteile über staatliche und gesellschaftliche Angelegenheiten fällen. Abgekürzte Wege zur Erkenntnis der Dinge wählen sie hier: die Vorurteile der sozialen Schicht, die Schlagworte der Partei, die Interessen des Lebenskreises, dem sie angehören — und es zeigt sich, daß sie merkwürdig ähnlich urteilen wie die Masse der minder Gebildeten, ja daß manche Gruppen der unteren Klassen gelegentlich eindringender geschult sind in dem politischen Denken als sie selber. Und dazu nun die Macht der Phantasie, die einen Nebel wirft über die Klarheit der Tatsachen, die eine Welt willkürlicher Vorstellungen an den Platz ernsthaften Nachdenkens und verantwortungsvoller Auffassung der Wirklichkeit setzt. Der Phantasie, die aus einer Kreuzung mit geheiligten Vorurteilen Legenden erzeugt, die eifrig gepflegt werden, die von der Spitze der Gesellschaft in die Masse des Volkes hinabreichen und sich wie ein steinerner Wall der unbefangenen Erkenntnis der Wahrheit entgegenstellen.

Wie handlich, wie bequem sind doch diese Legenden. Wie kurz ist der Weg, den man mit ihrer Hilfe zur vermeintlichen Wahrheit findet. Wie ehrwürdig ist ihr Ansehen und wie überlegen ihr Anschein gegenüber der unruhigen Wahrheitsliebe des Forschers. Wie sehr entsprechen sie dem Bedürfnis nach einer abgekürzten Gestalt der Wahrheit, die keine Zeit, die kein Nachdenken kostet, die sich friedfertig dem Dafürhalten einer großen Mehr-

zahl anschließt. Aber die Legenden haben noch viel stärkere Stützen. Das sind die Ideale, die den besten Inhalt des Völkerlebens bilden. Das erste dieser Ideale ist die Idee der menschlichen Vollkommenheit. Sie ist die Sehnsucht der besten Stunden jedes einzelnen Menschen, der von dem Bewußtsein seiner Unvollkommenheit ergriffen ist. Daß es Persönlichkeiten gibt, daß es Persönlichkeiten gegeben hat, die jener Idee entsprechen, ist die Tröstung, an der die Unvollkommenheit vieler Tausende, ja vieler Millionen von Menschen sich auferbaut. Die uralte Vorstellung von den auserwählten Wesen, die nach ihrem irdischen Tode unter die Sterne versetzt wurden, von den Führern der Völker, die von göttlichem Ursprunge als Halbgötter geboren oder zu Halbgöttern erhoben wurden, die Gegenstände des Heroenkultus, dessen moderne Umdeutung nur die nüchternere Form mythologischer Gestalten aus vergangenen Jahrtausenden ist — sie ist nichts anderes als die Lebendigkeit jener Idee. Sie knüpft an die Wirklichkeit an, sofern sie Menschen von erhöhter Kraft, Weisheit, Tugend, die gelebt haben, nach ihrem Tode, und mit der Entfernung von der Zeit ihres irdischen Wirkens immer mehr, in die Dämmerung einer überirdischen Welt versetzt, in der die Länge der Zeit, die Entrücktheit der sinnfälligen Erscheinung ihrer wirklichen Persönlichkeit weiten Spielraum gewähren für die Freigebigkeit der Phantasie, die ihre Ideale mit allen Gaben der Vollkommenheit ausstattet. Da es nun keinem wirklichen Menschen gegeben ist, sei es heute, sei es in der Vergangenheit, ein vollkommenes Wesen zu sein, da auch der Größte und Beste zuletzt seine großen Gebrechen hat, da, zumal nach dem Maße unserer modernen Entwicklung, hohe Verdienste in einer bestimmten Richtung gar nichts aussagen über die sonstigen Gaben, Leistungen, Vorzüge, Tugenden, ja da gemäß dem Geschicke menschlicher Unvollkommenheit meistens das helle Licht von dunklen Schatten begleitet ist — so kann jenes Ideal sich überhaupt nicht für die Sehnsucht des Volkes erfüllen, es sei denn, daß — der Wahrheit zuwider — alle die Schatten der Wirklichkeit getilgt oder durch das Licht überstrahlt sind. Die andächtige Menge verlangt danach, aus ihrem Heiligen eine Richtschnur zu machen für alle Vorfälle des Lebens; er soll im großen und kleinen so beschaffen gewesen sein, so gelebt haben, daß er eine Norm bilden kann für das Leben aller anderen Menschen. Seine Worte werden wiederholt, und mögen es die Worte der schwächsten Stunden sein, um Belegstellen zu bilden für das, was recht und gut ist, wie die Worte der Bibel.

Verbindet sich mit der Idee der vollkommenen Persönlichkeit nun noch die Idee des Vaterlandes, so steigert sich vollends die Macht der Legende. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß die drei Völker, die durch ihr starkes Staatsgefühl als die „freien Völker" der Erde hervorragen, daß sie auch durch ihr starkes, ja übertriebenes Nationalbewußtsein ausgezeichnet sind — die Engländer, die Amerikaner, die Schweizer. Man muß wohl zugestehen, daß die reichliche Fülle an nationaler Selbstbewunderung, wie wir sie am meisten oder doch am vernehmlichsten an den Bürgern der Vereinigten Staaten kennen, auch eine Quelle der nationalen Kraft für dieses große Gemeinwesen ist. Und wie ist der Führer in ihrem ersten Befreiungskampfe zu einem Nationalheiligen emporgestiegen, der angetan ist mit allen Tugenden eines

Menschen, Staatsmannes, Feldherrn. Oder — ohne den romantischen Reiz eines großen zeitlichen Abstandes — wie steigt im heutigen England das Parteihaupt jeweilen für die eine Hälfte der Nation zur höchsten Verehrung empor, wie wird das Standbild Disraelis oder Gladstones der Gegenstand eines andächtigen Kultus, zu dem die Gläubigen bis aus den fernsten Landen des Kolonialreiches an seinem jährlichen Gedenktage wallfahrten!

Es kann nicht ausbleiben, daß ein solcher Kultus, selbst in der Helligkeit des heutigen Tages, sich immer wieder fruchtbar an Legenden erweist, an jener Mythenbildung des täglichen Lebens, die aus dem Dunkel des Unbewußten oder Halbbewußten, aus dem Überschusse des Wollens über das Denken entspringt, tief wurzelnd in den Neigungen des Volksgemütes, festwachsend durch jene Instinkte, die dem vegetativen Element im menschlichen Geiste die Vorherrschaft geben vor dem intellektuellen[1]).

Und so gelangen wir zu der Stelle, an der unser großer Dichter uns bereits entgegengetreten ist als Schirmvogt des Kirchenglaubens gegen die wissenschaftliche Forschung. Er hat die großen Taten nicht aufhalten können und im Ernst wohl auch nicht aufhalten wollen, die von der historisch-philologischen Kritik an den Schriften des Alten und des Neuen Testaments seit einem Jahrhundert, zumal in Deutschland, vollbracht worden sind, bis es zuletzt dahin gekommen ist, daß die spezifisch-theologische oder dogmatische Substanz mehr und mehr verflüchtigt worden ist im Dienste der reinen, ununterschiedlichen historischen Forschung. Indessen das große Wort, das er einlegt zugunsten der fünf Bücher Mosis, es hat — in seinem oder in irgendeinem anderen Munde, für die fünf Bücher Mosis oder für irgendwelche anderen Bestandteile der heiligen Schrift — bis zum heutigen Tage und wohl noch auf lange hin seine Kraft behalten. Dessen Zeugnis sind die theologischen Fakultäten, die nicht mehr da sein würden, wenn die wissenschaftliche Konsequenz gezogen wäre, wenn die Zweiheit von Glauben und Wissenschaft, das Bedürfnis eines Miteinanderlebens des Widerspruches zwischen beiden nicht heute noch mächtige Stützen fände in den bestehenden Einrichtungen und den fortwirkenden Vorstellungen. Dessen Zeugnis sind die Volksmassen in allen gesitteten und ungesitteten Ländern, deren mächtigste Empfindungen an die religiösen Triebe gekettet und von der Einwirkung des wissenschaftlichen Denkens um ebensoviel getrennt sind. Dessen Zeugnis ist die Macht der Kirchen über die Gemüter ihrer Gläubigen selber, die desto unbestrittener ist, je weniger sie den scharfen Geisterzahn der Wissenschaft auf den Glauben eindringen läßt.

V.

Und dennoch — die Wahrheit ist auch ein Ideal. Der Kampf für die Wahrheit gilt einer großen Sache. Allerdings einer Sache, die einer kleinen Minderzahl der Menschen anvertraut ist — selbst auf den Höhen der geistigen Kultur eines noch so großen Volkes.

[1]) So sagt Goethe zu Eckermann: „Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein" (II, 45).

„Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugnis zu geben; an meinem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu tun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden sollte, was tat ich denn weiter, als was ich schlechthin tun mußte?"

J. G. Fichte ist es, der diese Worte ausruft und damit seine Auffassung vom Berufe des Gelehrten verkündet. Sein hochgespannter Idealismus wird aus der Entfernung eines Jahrhunderts heute von vielen Leuten gepriesen, denen er in der Nähe sehr unbequem sein würde. Er betont in bezeichnender Weise den Beruf zum Kampfe, der dem Lehrer der Wahrheit als solchem zufällt. An sich — so sollte man meinen — ist das Suchen und Finden der Wahrheit ein Beruf für sich, und ihre Verkündung brauchte keinerlei Gegensatz hervorzurufen, es sei denn, den Streit mit den auf gleiche Ziele gerichteten Forschern, aus dem zuletzt die gesicherten Ergebnisse für den Fortschritt der Erkenntnis hervorgehen sollen. In gewissen Grenzen ist dies auch wirklich der Fall. Es gibt ganze große Gebiete der Wissenschaft und gar einzelne Stücke derselben, die zufolge der Arbeitsteilung so wohlumfriedet, so abgerückt sind von dem Kampfe und dem mutigen Bekennertum der Wahrheit, das Fichte voranstellt. Jedoch es ist dafür gesorgt, daß von allerhand Enden her die Welt der Tatsachen, das wirkliche Leben, die politischen, die sozialen Interessen, die Klassengegensätze, die Herrschaftsverhältnisse, die religiösen Bekenntnisse — daß alle diese Widerstände mit der reinen Wahrheitsforschung in Konflikt geraten. Im Laufe der Zeitalter ändern sich die Kampfstellungen; die großen Märtyrer der Naturwissenschaft werden im neuen Zeitalter nicht mehr verbrannt, den Giftbecher trinkt ein Fichte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr, und noch weniger einer seiner Nachfolger im gegenwärtigen Jahrhundert. Aber die wirkliche Welt bleibt unerschöpflich an neuen Stoffen für den gleichen Gegensatz, für die gleichen Gefahren der Bekenner, mögen diese auch nicht mehr im buchstäblichen Sinne zum Scheiterhaufen und zum Giftbecher führen. Viele Tausende von Kehlen haben in der besten Meinung das Burschenlied erschallen lassen, das dem, der „die Wahrheit weiß und saget sie nicht", ein hartes Urteil spricht. Denn die Gelegenheit ist reichlich vorhanden, solche Gesinnung im Leben zu bewähren. Doch wieviel leichter ist es, so zu singen, als so zu handeln! Jeder Tag, jedes Lebensverhältnis in Staat und Gesellschaft beweist es.

Der Fortschritt des neuen Zeitalters ist gewiß zu einem erheblichen Teile der Neugestaltung der Staatsverfassungen zu danken oder, tiefer gefaßt, dem Erwachen der Völker, das durch die Einflüsse fortschreitender Wissenschaft gefördert worden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in dem neuen Hause, das sich die Nationen seit Menschenaltern gezimmert haben, ein frischerer und reinerer Luftzug für die Wahrheit geschaffen ist. Indessen das vieldeutige Wort der „Freiheit" selbst war ein Ausdruck der Unklarheit, welche die Schwierigkeiten verschleierte. Besser mag es geworden sein im neuen Gemeinwesen für die Macht der Wahrheit. Aber es gibt keine Stelle der Erde, wo die ewigen und mannigfaltigen Abhängigkeitsverhältnisse, auch in dem freiesten Staate,

nicht der Wahrheit Hindernisse in den Weg legen. Man hat für die Demokratie so lange geschwärmt, und groß ist ihre Macht geworden. Aber das helle Licht der Wahrheit, das über sie ausgegossen werden sollte, gerade dort am meisten, wo sie zur vollen Herrschaft gelangt ist, wo sie nach dem Schicksal alles Menschlichen ihre Schattenseiten zeigt, — es wird gehemmt durch die selbstgerechte Gewalt der großen Mehrzahl, die einen Tadel nicht duldet. Was man einstmals den monarchischen Gewalten zum Vorwurf gemacht hat, dasselbe begeht jetzt die Volksherrschaft. Die Wahrheit über den Staat soll sich der Dogmatik der herrschenden Partei unterwerfen oder dem Paragraphen der eben erlassenen Verfassungsurkunde. Das bedeutet: die gerade bestehende Macht soll über der Wahrheit, nicht unter der Wahrheit stehen.

Oder — was heutigentages von so vielfältiger und großer Tragweite ist — das Netzwerk der ökonomischen Beziehungen! Zu allen menschlichen Veranstaltungen, für die höchsten und für die niedrigsten Zwecke, gehören wirtschaftliche Mittel. Der diese Mittel hergibt für die Wissenschaft, für ihre Forschung oder für ihren Unterricht, sei es der Staat, die Gemeinde oder einzelne reiche Stifter — er hat die Macht in Händen, die er nun brauchen kann zur Einschränkung derjenigen Wahrheit, die seinen Interessen nicht zusagt. Ob er die Höhe sittlicher Freiheit erreicht hat, die Wahrheit zu ertragen, unabhängig von seinen praktischen Interessen —? das ist ein Problem oft langwieriger historischer Entwicklung.

Diese Entwicklung wird gerade in dem heutigen „freien Staatswesen" beeinflußt durch die sozialen Mächte — kapitalistische, agrarische, mittelständische, kommerzielle, und gegebenenfalls auch sozialistische —, die durch die Parlamente hindurch imstande sind oder zum mindesten das Bestreben haben, die Wahrheit und ihre Organe ihren besonderen Bedürfnissen zu unterwerfen, aus den Vertretern der Wissenschaft, zumal der ökonomischen, Anwälte für ihre Interessen zu machen, so daß eine gewisse Sicherheit für die Wahrheit darauf gestellt ist, daß möglichst verschiedene Interessengruppen gleichzeitig solche Ansprüche erheben und dadurch sich wechselseitig kompensieren oder unschädlich machen. Der Mensch lebt aber nicht vom Brote allein. Ist für dieses gesorgt, dann fehlt es nicht an anderen Sorgen. Der Ehrgeiz, die Eitelkeit macht abhängig wie das andere. Und eben das in jedem Regime. Im demokratischen Regime, in den Formen des modernen Parlamentarismus ist es das Wohlgefallen, das man bei der „öffentlichen Meinung" erregen, daß man Popularität genießen will, was die starre Wahrheit beugt so gut wie der „voltus tyranni" im monarchischen Regime.

Äußere Ehren und Auszeichnungen sind nirgends eifriger gesucht als in dem klassischen Lande der Revolutionen und auf dem Boden einer heute vierzigjährigen demokratischen Republik.

Als erfreuliches Gegenstück für diese negativen Potenzen dürfen wir die positiven Leistungen der Wissenschaft und ihrer Männer nennen, die darauf gerichtet sind, ihrerseits eine wohltätige Wirkung auszuüben im Dienste der Wahrheit an den Verirrungen des praktischen Lebens in Staat und Gesellschaft. Die gleichsam einen Erdteil umfassende Republik der Vereinigten Staaten

von Amerika, groß und glänzend wie ihre Aussichten für die fernere Zukunft sein mögen, haben nach dem Zeugnis ihrer besten und urteilsfähigsten Kreise noch bedeutende Reformen zu leisten an den Organen, die zwischen Volk und Staat die täglichen Bindeglieder sind. Hier sind große reinigende Arbeiten zu vollbringen, wenn anders die ewig wiederkehrenden Angriffe der Opposition gegen die regierende Partei etwas besseres bedeuten sollen als ein endloses und fruchtloses Schattenspiel, wenn anders bei diesen politischen Kämpfen ein ernsthaftes Ziel erreicht werden soll in der Richtung auf Verbesserung der politischen Sitten. Es ist lehrreich, daß eine hauptsächliche Macht für ein solches Streben sich neuerdings bekundet hat in den Universitäten der Vereinigten Staaten, daß zumal die Professoren der Staats- und Wirtschaftswissenschaften in den Vereinigungen für „gute Regierung" (good government clubs) eine führende Rolle gespielt haben.

Ohne daß in England von so grellen Mißständen die Rede ist, hat das Haupt des letzten konservativen Ministeriums gelegentlich in einer staatswissenschaftlichen Gesellschaft Ansichten kundgegeben, die auf etwas ähnliches hinauskommen und mit edler Bescheidenheit den hohen Beruf der Wissenschaft für das Staatsleben anerkennen, deren reinere Gedankenwelt und Wahrheitsliebe gegenüber den Schlichen und Listen des praktischen Parteilebens. Irgend welche übelgelaunten Geister haben bei uns in Deutschland letzthin den Beruf der Gelehrten für das öffentliche Leben verneinen wollen. Wie wenig ernsthaft dieses im Grunde gemeint war, zeigte sich daran, daß für die Verneinenden selber ein solcher Beruf keineswegs verneint werden sollte. Sie erfüllten den Beruf nur auf andere Art, in anderer Richtung, aber desto energischer und verbissener. Und wie konnte so etwas im allgemeinen oder im einzelnen verneint werden? Ist es denn kein Unterschied im Sinne der Wahrheit, die als Ziel von allen anerkannt wird, ob man unter dem Druck der Parteien, der Erwerbsinteressen, der sozialen Klassen für öffentliche Angelegenheiten eintritt, oder aus einem wahrhaft öffentlichen, d. h. allen gemeinsamen Standpunkte, der höher gelegen ist als die Niederungen der Sonderinteressen? Ist der Beruf für den Dienst der Wahrheit, dem das Leben geweiht ist, nicht eine bessere Vorbereitung für eine Wissenschaft, die dem Ganzen frommt, als der Markt der Interessen, die das Ganze in Stücke zerreißen und die leidenschaftlichen Gegensätze anfachen, von denen jeder behauptet, im Namen des Ganzen zu reden? Man vergleiche doch die an die Öffentlichkeit tretenden Erzeugnisse dieser verschiedenen Arten von Wahrheitssuchern, und man wird an den Gegenständen, an den Methoden, an der Tonart, an den Beweismitteln den grundsätzlichen Unterschied sehr bald bemerken. Die Wissenschaft bietet eine Instanz zur Ausgleichung der Gegensätze; sie bietet ein gerechtes Gericht für die Kämpfe der Parteien.

Ähnliches gilt aber auch von den Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung für die nationalen Gegensätze. Patriotismus, Diplomatie, vaterländische Begeisterung sind das eine. Es steht sicherlich höher als die miteinander streitenden Interessen des Marktes. Und dennoch, es gibt nur *eine* Wahrheit, die alle bindet — nicht nach dem Maße der Gefühle diesseits oder

jenseits der Grenze, so oder so gestaltet, sondern gleichmäßig dieselbe, unabhängig von allen Grenzpfählen. Die Wahrheit, die bis jetzt erreicht ist, kann unvollkommen sein; sie kann fernerer Berichtigung bedürfen, und dies wird oft der Fall sein. Aber niemals gibt es zweierlei Wahrheit über dieselbe Sache, je nachdem die Sache in der einen oder in der anderen Nation entschieden wird. Der Weg ist weit und dornig zur Eroberung der internationalen, gemeinsamen Wahrheit in politischen Dingen, und es wird lange dauern, bis die Völker sich in ihrem sanften Lichte sonnen werden. Jedoch eins ist gewiß — ein großer Teil von all dem Irren und Wirren der internationalen Gegensätze wird einstmals, ob auch in ferner Zukunft, verschwinden in dem Grade, als jenes Licht in das Dunkel der Unwissenheit hineinscheint.

Es sind 120 Jahre her, seit Edmund Burke in seinen Reflexionen über die französische Revolution den befreundeten Franzosen zurief: „Ihr seid nur durch einen schmalen Graben von uns getrennt, und doch, ich bin oft erstaunt gewesen, wie wenig ihr von uns wißt!" Wie viel lebhafter ist seitdem der Verkehr zwischen den beiden Nationen geworden, wie viel mehr hat sich der schmale Graben zusammengezogen durch die Fortschritte der Verkehrsmittel. Aber das Wort gilt heute wie damals. Und es gilt wahrlich nicht für die Franzosen allein hinsichtlich Englands; es gilt vor allen Dingen für die Engländer selber gegenüber allen Völkern und Ländern, die außerhalb Englands liegen. Es gilt für die Gesamtheit der Nationen widereinander. Mit manchen Unterschieden im einzelnen. Hat etwa die deutsche Wissenschaft sich seit lange bemüht, über fremde Völker gründlichere Kenntnisse zu erwerben, so ist wiederum die Ausbreitung dieser Kenntnisse unter der deutschen Bevölkerung, auch der gebildeten und hochgebildeten, noch eine herzlich lückenhafte. Wenige Wochen oder Monate des Aufenthalts im fremden Lande pflegen die Nebelbilder der öffentlichen Meinung meist wesentlich zu verändern. Die öffentliche Meinung begnügt sich gern mit der bequemsten Form der Sachkenntnis oder ihres Scheines. Das sind die großen Allgemeinheiten, das sind die allgemeinen Empfindungen. Bewunderung für das Ausländische schlechthin oder für eine bestimmte Nation — ohne Urteil über die Einzelheiten ihres Charakters, ihrer Geschichte, ihres Staats- und Gesellschaftslebens. Dann wieder, bei gehobenem, nationalem Selbstgefühl gleichsam ein Bestreben, dasjenige nachzuholen, was man so lange versäumt hat, indem man von vornherein über alles Ausländische unfreundlich abspricht. Das Eine ist so wenig wert wie das Andere. Auf die Wahrheit kommt es an, die in solcher allgemeinen und bequemen Form nicht zu haben ist.

VI.

Dergleichen und vieles andere ließe sich nun durch zahllose Beispiele beleuchten. Jedoch dazu ist hier nicht der Ort. Es genügt angedeutet zu haben, was wir meinen. Es ist die Pflicht des Kampfes für die Wahrheit gegen die Legenden und die Nebelgebilde, die überkommen sind oder sich immer wieder neu erzeugen. Der Kampf hat ein großes Stück Arbeit zu tun, und ein Ende ist nicht abzusehen, noch viel weniger der Sieg. Die Aufgabe, so

notwendig, so unverlierbar sie ist, sie hat eine so ungeheure Gegnerschaft in den Dingen und in den Menschen, daß gar mancher kluge Mann den Kampf selber für eine Torheit hält. Eins ist gewiß. Ein glücklicheres Los ist jener „höheren Wahrheit" beschieden, die der Dichter den Menschen beschert. Sie kämpft nicht gegen die dunklen Mächte des Aberglaubens, der Vorurteile, des Fanatismus, der Parteidogmatik — sie hat alles getan, wenn sie die Wirklichkeit des Lebens emporgehoben hat in die reinere Luft des schönen Scheins: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben". Ehre der Wissenschaft, Ehre dem Drange nach Wahrheit und seinen Kämpfern, Ehre auch jenem stilleren Winkel der Wissenschaft und ihres Kampfes, in dem man die Geschichte der (schönen) Literatur erforscht und darstellt. Aber es wird immer so bleiben, daß die Aufzeichnungen „Aus meinem Leben" und „Werther" und „Wilhelm Meister" und „Faust" eine unendlich viel schönere und wirksamere Biographie unseres großen Dichters liefern, als die geistvollsten und gründlichsten Forschungen, die mit aller Dichtung von seinem Leben aufräumen und nur die Wahrheit der Wirklichkeit bieten wollen.

Etwas ähnliches gilt aber auch von dem weiten Gebiete der ganzen historischen Wissenschaft. Ehre den Eroberungen, die heute und gestern und morgen hier gemacht werden; Ehre für jeden Streifen Landes, der durch sie dem Nebelreiche der Phantasien und der Leidenschaften abgewonnen wird. Aber die Hindernisse bleiben so große, selbst innerhalb der kleineren Gemeinden der Forscher und gar bei ihrem Gegensatze zu der Masse der Menschen, daß das Ziel der objektiven Wahrheit ein unabsehbares ist, selbst dann, wenn der Kampf niemals rastet, der zu dem Ziele hinarbeitet. „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet" — gewiß ist das für den Dichter wahr, und nicht bloß, damit er das Gold zurückweist, wie der Sänger vor dem König, sondern auch, wenn er das Glück des dichterischen Schaffens preist, daß „labor ipse voluptas". Doch noch mehr muß es für den Forscher gelten, der oft übel daran wäre, wenn er den Lohn seiner Mühsal darin suchen wollte, daß die Wahrheit, die er gefunden, ja gerade die reinste Wahrheit, alsbald ihren Siegeszug eröffnete wider die Irrtümer und Leidenschaften des großen Haufens. Vielmehr, wer an dem Maßstabe solcher Erfolge seinen Lohn bemessen will, der lasse lieber die Hand von dem gelehrten Beruf und gönne ihn denen, die Opfermut und stillbefriedigte Freude an dem Werke selber haben, weil sie wissen: das Beste, was sie wollen und was sie erreichen, ist nur für einen kleinen Kreis gemacht. So erzählt uns Goethe in den Erinnerungen aus seinem Leben, daß er in den jungen Jahren, da er über die Wahl eines Berufes nachgedacht, wohl zunächst eine akademische Laufbahn als wünschenswert empfunden habe. Am meisten aber habe ihn der Lorbeer gelockt, der die Stirn des Dichters ziert. Leider gibt es nicht viele, von deren Wahl es abhängt, daß ihnen der Lorbeer des Dichters winkt. Desto mehrere ziehen daher den Beruf der Wissenschaft vor, weil zu diesem in geringerem Grade als zu dem anderen das einweihende Lächeln der Muse gehört.

Das ist nun mit der fortschreitenden Arbeitsteilung in den Wissenschaften immer häufiger geworden. Man hat gemeint, die Arbeitsteilung des gelehrten

Handwerks habe den geistigen Gehalt der wissenschaftlichen Erzeugnisse in neuerer Zeit herabgedrückt. Es ist vielleicht richtiger, Ursache und Wirkung umzudrehen: die Arbeitsteilung hat desto öfter mäßigeren Begabungen Gelegenheit gegeben, sich in der Wissenschaft nützlich zu betätigen. Wie nun auch der Kausalzusammenhang gefaßt werde, die Tatsache selber ist oft genug beklagt worden. Ja sie ist beklagt worden an den Stätten der berufsmäßigen Wissenschaft bei festlichem Anlaß gar manchesmal. Heinrich von Treitschke hat mit erstaunlicher Offenheit in einer Festrede für die Berliner Universität von dem „niedrigen Gestrüpp" geredet, aus dem nur wenig Edeltannen noch hervorragen. Ganz kürzlich ist bei der Einweihung von Mommsens Denkmal etwas ähnliches zur akademischen Gemeinde aus dem berufenen Munde gesagt worden. Das Merkwürdigste war, daß niemals in irgendeiner Form Widerspruch oder gar gebührende Entrüstung der Beteiligten sich dawider geregt hat. Es scheint allmählich eine solche Ansicht die herrschende zu werden. Sie nimmt gleichsam ein Schicksal hin, das mit der neuesten Arbeitsteilung als eine Notwendigkeit verknüpft ist. Im Hintergrunde erscheint dann wohl als eine versöhnende Macht die „Universitas literarum", deren übliche Übersetzung leider auf einem verbreiteten Mißverständnis beruht. Denn zwar ist nicht zu bezweifeln, daß „Universität" die Verdeutschung des mittellateinischen „Universitas" ist. Indessen „Universitas" hat mit Universalität des Wissens und der Wissenschaften (wie es gemeinhin verstanden wird — auch von den akademischen Festrednern) gar nichts zu tun. Es ist vielmehr gleichbedeutend mit „Societas", und die Juristenfakultäten, deren es zwei im mittelalterlichen Bologna gab, hießen jede der beiden „universitas".

Die Mißdeutung des Wortes ist ominös für seinen heutigen Inhalt. Die Arbeitsteilung treibt fortschreitend zu dessen Gegenteil, und die Sehnsucht nach dem Universalismus, die als Reaktion daraus entspringt, treibt zum Dilettantismus. Er wird die Gefahr, die gerade den „Edeltannen" droht. Sie sehnen sich nach größeren und freieren Ausblicken. Sie wollen von 3000 Jahren (und gemäß dem neuesten Stande der Geschichtsforschung von etlichen weiteren Jahrtausenden) sich Rechenschaft geben, damit sie nicht im Dunklen unerfahren bleiben, nicht von Tag zu Tage leben — aber aufs tiefste verletzt rächt sich an ihnen die Arbeitsteilung. Auf Schritt und Tritt bei dieser weiten Wanderung sind sie in fremdes Gebiet, in sorgsam angebaute Gärten hineingetreten, von denen sie kaum eine Ahnung hatten. Laut oder leise empört sich der Bienenschwarm, der durch ihren unbedachten Schritt aufgescheucht wird. Das Achselzucken der Kennerschaft folgt dem großen Mann in das Grab, dem die urteilslose Menge Lorbeerkränze gewunden hat.

Diesem Dilemma gegenüber — wie versöhnend ist des Menschen Kraft im Dichter offenbart! Unsere kurzen Betrachtungen haben mit den Worten „Dichtung und Wahrheit" begonnen. Wir wiederholen sie, um mit ihnen zu schließen, indem wir ihnen eine besondere Bedeutung geben. Dieses ist: die höhere Wahrheit, die uns der echte Dichter bietet, jene Wahrheit, die uns über die Wirklichkeit hinaufführt, um uns den Gehalt des Lebens zu zeigen — sie ist das Beste, was der menschliche Geist über menschliche Dinge zu sagen weiß. T.

Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen.

Von
Gustaf Dickhuth.

V.

Napoleon Bonaparte ist von dem Augenblick an fertig, in dem er in die Geschichte eintritt. Man kann eigentlich nicht sagen, daß er überhaupt eine Entwicklung gehabt hat. Der junge General, der das Kommando über die Armee von Italien übernimmt, ist in Art und Unart ganz derselbe wie der besiegte Kaiser bei Waterloo.

Unverkennbar ist die innere Entwicklung Friedrichs des Großen dadurch geleitet worden, daß in Not und Gefahr der Gedanke an das Vaterland, das Bewußtsein der Pflicht gegen den Staat immer mächtiger wurde, und schließlich den anfangs so leidenschaftlichen persönlichen Ehrgeiz völlig zum Schweigen brachte.

Der alt gewordene König sagt mit philosophischer Ergebung: „Die Torheiten des Ehrgeizes, die Torheiten des Eigennutzes — alles das sollte die Seele so wenig dauerhafter Wesen, wie wir es sind, nicht erregen."

In ihm lebt nur noch der Gedanke der königlichen Pflicht gegen sein Vaterland.

Bonaparte hatte kein Vaterland. Die Insel, auf der er geboren war, hat ihn ausgestoßen, und doch ist er immer der Korse geblieben. Frankreich war ihm niemals etwas anderes als der Schauplatz seiner Taten. Es ist von wesentlicher Bedeutung, sich das immer vor Augen zu halten, wenn man versucht, ihn zu verstehen.

Seine Eigenart hat ihn von Kind an einsam gemacht. Auch als junger Offizier in Valence lebte er in völliger Zurückgezogenheit, immer für sich allein. Dumpfes Brüten wechselt mit einer seltsamen, ziellosen Unruhe:

„Selbst dann, wenn ich nichts zu tun hatte, hatte ich doch immer das unbestimmte Gefühl, als hätte ich keine Zeit zu verlieren."

Was für Ziele ihm dabei dunkel vorgeschwebt haben mögen, ist schwer zu sagen. Nach menschlichem Ermessen konnte er es in der königlich fran-

zösischen Armee bis zum Kapitän bringen. Damit war seine Laufbahn zu Ende. Die höheren Stellen waren nur für die Montmorencys.

Die äußere und innere Einsamkeit macht den jungen Offizier schwermütig. Mit siebzehn Jahren schreibt er in sein Tagebuch:

„Immer allein, selbst mitten unter den Menschen, komme ich nach Hause, um mich meinen einsamen Träumen und meiner Schwermut hinzugeben. Nach welcher Seite hat sie sich heute gewendet? Sie sinnt den Tod. Und doch stehe ich erst im Morgenrot meiner Tage und kann hoffen, noch lange zu leben."

In seiner düsteren Grübelei richtet er die Gedanken auf Korsika. Dort, auf der jetzt von Frankreich beherrschten Insel, scheint sich ihm eine Zukunft zu bieten. Das Vaterland befreien, diese Vision taucht vor seinem Ehrgeiz auf, aber zugleich verzweifelt er an der Möglichkeit:

„Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein guter Patriot sterben. Gäbe es nur einen Menschen zu zerstören, um meine Landsleute zu befreien, ich eilte sofort, dem Tyrannen den Stahl in die Brust zu bohren, der das Vaterland und die geschändeten Gesetze rächen soll. Mein Dasein ist mir zur Last, da ich keinerlei Freude genieße und alles mir nur Schmerz verursacht. Es ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und voraussichtlich immer leben werde, so ganz anders geartet sind als ich. Ich kann nicht die Lebensweise führen, die allein mir das Dasein erträglich machen könnte, und daraus folgt unendlicher Widerwille gegen alles."

Sein ganzes Verhalten gegen Korsika hat später unwiderleglich gezeigt, wie unwahr, wie verlogen dieser Schmerz um das Vaterland ist. Was ihn in Wahrheit bewegt, das ist das unruhige Suchen nach einem greifbaren Ziel für seinen verzehrenden Ehrgeiz. Dazu kommt die Melancholie seiner jungen Jahre und die Träumerei der Rousseau- und Werther-Zeit. Doch ist ihm dieser Hang auch angeboren gewesen, und er hat ihn nie ganz verloren. Alle Menschen von großer Leidenschaft sind große Träumer. Es ist bei Napoleon besonders fesselnd, zu beobachten, wie diese Neigung mit dem äußersten Realismus sich mischt.

In der damaligen französischen Armee hatte jeder Offizier das Recht, nach dem ersten Dienstjahr und dann nach jedem zweitfolgenden Jahr ein halbes Jahr auf Urlaub zu gehen.

Der Leutnant Bonaparte überschreitet seinen ersten Urlaub gleich um fünfzehn Monate. Vom September 1786 bis Juni 1788 ist er in Korsika.

Bei seiner Rückkehr wird er nach Auxonne versetzt. Dort hat er dann ein Leben angestrengtester Arbeit begonnen. Ebenso wie Friedrich der Große widmete er seine Arbeit fast allen Gebieten menschlichen Wissens. Doch suchte er vor allem sich eine politische Bildung zu verschaffen. Er studierte die Gesetze, er beschäftigte sich eingehend mit der Nationalökonomie. Besonders die englische Geschichte zog ihn mächtig an, und — merkwürdig — der Mann, der die ganze Gewalt seines titanischen Willens eingesetzt hat, das Inselkönigreich zu bekämpfen — er war in seiner Jugend geradezu ein Anglomane. Interessant und sehr bezeichnend für die Art, wie er Geschichte trieb,

ist eine Notiz bei Gelegenheit des Studiums von Rollins Geschichte des Altertums: „Ich finde keinerlei Mitteilung im besonderen über die Gattung der Steuer, die der Souverän erhob, über die Art, sie zu erheben und über das Land zu verteilen. Sie gehen auch nicht im einzelnen darauf ein, wie der Herrscher den Untertanen seinen Willen kundtat."

Napoleon beschäftigte sich zu dieser Zeit auch mit der Geschichte Friedrichs des Großen. Er lernte das Leben dieses außerordentlichen Mannes kennen in einer außerordentlich schlechten Bearbeitung von Laveaux.

Der Leutnant Bonaparte war sehr arm. Er lebte von seinem Gehalt, das sich für ihn täglich auf 2 Mark 70 Pf. belief. Um leben zu können, suchte er als Schriftsteller etwas zu verdienen. Zwei Novellen haben sich erhalten: „Graf Essex" und „Die Maske des Propheten".

Auch Moltke hat bei noch geringerem Leutnantsgehalt eine Novelle geschrieben: „Die beiden Freunde".

Napoleons ferneres Leben schien vom Schicksal fest vorgezeichnet: er würde langsam bis zum Kapitän avancieren, vielleicht eine Frau mit einer kleinen Rente heiraten und sich endlich in einer kleinen Stadt zur Ruhe setzen. Im königlichen Frankreich war ihm kaum eine andere Möglichkeit gegeben. Wenn sich ihm der Weg zu höherem Geschick öffnen sollte, so mußte sich erst die ganze Welt, in der er lebte, völlig umkehren.

Und das Unerhörte geschah. Die Weltordnung trat in eine neue Phase.

Die Geldverlegenheiten des Staates waren unüberwindlich geworden. Als die Regierung nirgends mehr einen Ausweg sah, entschloß sie sich, die Generalständekammern einzuberufen, die seit 150 Jahren nicht mehr zusammengetreten waren. Die Kammern sollten das Geld bewilligen, das man auf andere Weise nicht mehr erhalten konnte, und dann wieder nach Hause gehen.

Es kam anders. Die Stände ließen sich nicht mehr dazu mißbrauchen, die willfährigen Garanten für die Kreditgeschäfte der Regierung zu sein. Sie legten sich selbst die Befugnisse eines modernen Abgeordnetenhauses bei, und gingen daran, das ganz alte Regime zu beseitigen, ein neues Frankreich zu schaffen.

Es ist Frankreichs Verhängnis geworden bis auf den heutigen Tag, daß diese ganze Bewegung nur von der Theorie geleitet wurde, ohne jeden Sinn für das historisch Gewordene. Die Revolution hat keine organische Entwicklung geschaffen, sondern den radikalen Bruch, der alle Tradition jäh vernichtete. Sehr bald verloren die ursprünglichen Führer die Zügel aus den Händen. Paris war in hellem Aufruhr. Das Volk stürmte die Bastille.

Dies „Volk von Paris" war seltsam gemischt aus den verschiedenartigsten Elementen. Freilich waren viele ehrliche Freiheitsenthusiasten darunter, großenteils Menschen von leidlicher Bildung. Auch Arbeiter, die unter einem tatsächlich harten Druck standen, die um ihr gutes Recht einer menschenwürdigen Existenz kämpften. Aber im Vordergrunde standen doch die methodischen Köpfe. Leute, die — wie unsere Ultra-Liberalen – entschlossen waren, aus erklügelten Grundsätzen die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Kalte Fanatiker. Ihnen folgten nicht nur die ehrlichen Leute, sondern natürlich auch die Menge

der vertierten Vagabunden, die das Elend des platten Landes zu Tausenden in die Stadt getrieben hatte: schamlose Glücksritter, allerlei Diebsgesindel, und endlich die Legion Unwissender, die immer das Gros des Aufruhrs bildet, willenlos fortgerissen von einer auf der Straße erlauschten Phrase. Alle diese Elemente zusammen bildeten eine imposante Armee der Anarchie, die bald eine entsetzliche Bedeutung erlangen sollte.

Der Aufruhr in den Provinzen brach los. Bauernaufstände, Besitzstörungen, Mord, Brand und Todschlag überall.

Der Leutnant Bonaparte sah dem allen mit kalter Ruhe zu. Sein Herz schlug nicht schneller bei dem Zauberworte Freiheit, er jauchzte nicht den Menschenrechten zu, die man stürmisch verkündete. Aber auch für den unglücklichen König erwärmte sich nicht sein Blut. Das alles waren Vorgänge in einem fremden Lande — Dinge, die ihn nichts angingen. Höchstens wurde er angewidert von der Disziplinlosigkeit der Truppen und des ganzen Volkes, deren Zeuge er auch in Auxonne fast täglich war. Die fieberhafte Erregung der französischen Patrioten teilte er nicht. Frankreich war nicht sein Vaterland.

Ruhig und gelassen faßte er den Gedanken, die Revolution zu benutzen, um in Korsika Macht und Ansehen zu erlangen, um zuerst sich selbst unabhängig zu machen und dann die Unabhängigkeit Korsikas zu erkämpfen.

Im September 1789 ging Bonaparte abermals auf Urlaub in die Heimat. Er blieb dort wiederum siebzehn Monate, zweifellos, um seine Pläne zu fördern. Als er nach Frankreich zurückkehrte, hatte bereits die Emigration begonnen. Viele Offizierstellen waren erledigt, und so wurde Bonaparte im Juni 1791 Premierleutnant in seiner alten Garnison Valence.

Wieder führte er ein einsames Leben der Arbeit. Auch belletristisch war er wieder tätig. Er schrieb einen „Dialog über die Liebe". Die Akademie von Lyon hatte eine Preisaufgabe gestellt: „Welche Wahrheiten und Gefühle sind den Menschen beizubringen, um sie glücklich zu machen?" Um den Preis von 1200 Francs bewarb sich auch Bonaparte. Seine Schrift erhielt das Urteil: „Möglicherweise die Arbeit eines gefühlvollen Menschen, aber zu wenig geordnet und zu schlecht geschrieben." Nebenbei bemerkt hat Napoleon niemals gelernt, gutes Französisch zu schreiben.

In seiner Arbeit schreibt er nicht, was er denkt, sondern was nach seiner Ansicht die Aufgabesteller hören wollen: er sucht das Glück in der Mäßigung. Reicher Besitz wird verachtet.

„In der Hütte wie im Palast, gekleidet in Felle oder in Lyoner Stickereien, an der frugalen Tafel des Cincinnatus wie an der des Vitellius kann der Mensch glücklich sein."

Der echte Napoleon kommt heraus in der angehängten Bemerkung:

„Allerdings muß er die Hütte, die Felle und den frugalen Tisch auch haben."

Scharf geht der junge Leutnant ins Gericht mit dem unseligen Ehrgeiz:

„Alexander der Große und Richelieu haben dort das Glück gesucht und nur den Ruhm gefunden."

Mit welchem königlichen Freimut bekennt dagegen der junge Friedrich seinen unruhigen Ehrgeiz. Wie anders klingt das, was der alt gewordene Herrscher von der nichtigen Eitelkeit sagt.

Inzwischen hatte der König Louis den Versuch gemacht, sich an der Grenze in Sicherheit zu bringen. Man hatte ihn zurückgeholt. Durch Annahme einer Konstitution wurde die Ruhe notdürftig wieder hergestellt.

Zu dieser Zeit wurden vier Freiwilligen-Bataillone für Korsika gebildet. Den französischen Offizieren wurde erlaubt, Stellen in diesen Bataillonen anzunehmen. Wie nicht anders zu erwarten, ging Bonaparte im September 1791 nach seiner Heimat, vorläufig mit einem Urlaub von drei Monaten. Da er diesen Urlaub abermals um nicht weniger als dreizehn Monate überschritt, wurde er im Januar 1792 aus den Armeelisten gestrichen.

Es würde zu weit führen, die korsischen Parteikämpfe im einzelnen zu verfolgen. Sie sind für die große Geschichte ohne Bedeutung. Es genügt, zu wissen, daß Bonaparte monatelang inmitten dieser Kämpfe stand und sich schon damals als skrupelloser Mann der Tat zeigte, wo es sich um die Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes handelte. Doch gelang es ihm nicht, sich durchzusetzen. Nachdem er wiederholt die Partei gewechselt, auch ohne Bedenken gegen die französische Besatzung der Zitadelle gekämpft hatte, kehrte er, mit fast ganz Ajaccio verfeindet, im Mai 1792 nach Paris zurück.

Etwas Bestimmtes suchte er dort nicht. Er wollte warten, ob die Umstände etwas bringen würden, was ihm helfen könnte, sich eine neue Existenz zu gründen.

Frankreich hatte inzwischen für die revolutionäre Propaganda den Kampf gegen das Ausland aufgenommen. König Louis hatte den Krieg an Österreich erklärt, in der stillen Hoffnung, daß ein europäischer Konflikt die alten Zustände wieder herstellen würde.

Dieser Krieg wurde sein Verderben. Bei der ersten Niederlage der französischen Waffen wurde in Frankreich der Ruf „Verrat" laut.

Die Sache des Königtums wurde hoffnungslos durch die ungeschickte Proklamation des Herzogs von Braunschweig, in der dieser Rache androhte für alle dem König und den adeligen Grundherren zugefügte Unbill.

Diese Proklamation konnte nur vom König selbst inspiriert sein. Nicht an den Grenzen stand der Feind — er wohnte mitten im Reich.

Die Folgen dieser wahnwitzigen Gedanken sind bekannt. Die Tuilerien wurden gestürmt. Damit begann der wüste Terrorismus der Massen. Das Königtum wurde suspendiert.

Bonaparte, stellenlos, untätig, sah das alles in Paris mit an. Wieder hatte er den ungünstigsten Eindruck. Seine Meinung vom Staate war zu hoch, als daß er es hätte billigen können, wenn dessen Autorität unter die Füße getreten wurde. Er war fest davon überzeugt, daß der König bei richtigem Auftreten den Sieg davongetragen hätte. Hätte er sich entschlossenen Herzens dem Volke gezeigt, hoch zu Roß, vertrauend auf sich selbst, die „vile canaille" wäre erlegen.

„Ich fühlte, wenn man mich gerufen hätte — ich hätte den König verteidigt. Ich war gegen die, die die Republik durch den Pöbel begründen wollten."

Also nicht royalistische Empfindungen bewegen ihn, sondern der Sinn für Ordnung.

Die immer mehr zunehmende Emigration der adeligen Offiziere verhalf dem kassierten Leutnant im Juli 1792 zu einer Kapitänsstelle. Er hat sie nicht lange bekleidet. Im August wurden die adeligen Damenstifte aufgehoben. Damit mußte auch seine Schwester Marianne die Schule von Saint Cyr verlassen, und Bonaparte benutzte gern den Vorwand, um das schutzlose Mädchen zu den Eltern nach Korsika zu begleiten. Acht Monate blieb er auf der Insel. Er erlebte dort die Verwirklichung seiner Jugendträume. Die Heimat riß sich von Frankreich los und gewann die politische Freiheit. Aber das weitere Ziel seines Ehrgeizes erreichte er nicht. Er wollte, wie Fiesco in Genua, nicht nur der Befreier, sondern auch der Beherrscher des Vaterlandes sein. Das mißlang. Er selbst und seine ganze Familie wurden geächtet. Mit Mühe gelang es den Verfolgten, bei Nacht zu entkommen. Ihr Haus wurde geplündert, ihr Gut verwüstet. Tagelang irrten sie an der Küste umher, immer vom Tode bedroht, bis endlich ein zufällig vorbeifahrendes französisches Schiff sie aufnahm und nach Toulon brachte. Bonapartes Rolle in Korsika war ausgespielt für immer.

Hier liegt der Wendepunkt seines Schicksals. Was ihn bisher getrieben hatte, das war die Sucht, in der Heimat zu glänzen, dort selbständig und selbstherrlich aufzutreten — ein König im kleinen.

Dieser ungeheure Drang nach Macht und Geltung hatte nun zunächst keinen Gegenstand mehr. Auf Bonaparte lag der Fluch seiner eigenen Nation. Welches immer seine Gefühle für Korsika gewesen sein mögen — mit seiner Flucht von der Insel wurden sie gänzlich ausgelöscht. Was ihn anfangs noch bewegte, war Haß und Rache. Wenn er je wieder daran gedacht hat, in Korsika als Herr aufzutreten, so jedenfalls als Franzose, im Dienste einer fremden Gewalt.

Als aber nur wenige Jahre später die Heimat sich ihm tatsächlich unterwarf, da war auch diese Regung bereits verschwunden, und Korsika war ihm nichts wie eine Insel, wie etwa auch Korfu oder Malta.

Damit aber verschwindet das sittliche Moment aus seinem Leben überhaupt. Wir Deutsche, die wir so bitter schwer um unser Vaterland gelitten haben, wir wissen, welche läuternde Kraft in der Liebe zum Vaterlande liegt.

Bonaparte hat aufhören müssen, Korse zu sein, und er hat es nie dahin gebracht, Franzose zu werden. So wird sein Ehrgeiz heimatlos. Durch keine Rücksicht mehr gebändigt, von keiner Idee verklärt, erscheint er in seiner abschreckendsten Gestalt. Freilich auch in einer überwältigenden, dämonischen Größe. Waren seine Träume bisher von einem engen Küstensaume umschlossen gewesen, so wurden sie nun hinausgewiesen in die Grenzenlosigkeit der weiten Welt.

Dies ist fortan das für Bonaparte Bezeichnende. Als er eine Pause seiner politischen Laufbahn mit dem tollen Abenteuer von Ägypten ausfüllt, da denkt er bereits daran, zum Islam überzutreten. Er sieht sich selbst auf dem Dromedar, den Koran in der Hand, den Spuren Alexanders des Großen folgen und einer ganzen Welt neue Gesetze geben.

Als er am Ende seiner Laufbahn noch einmal seine Waffe erfolgreich sieht, da ruft er: „Noch ein solcher Sieg, und wir stehen wieder an der Weichsel." Wer außer ihm wollte an der Weichsel stehen? Niemand.

Alles Lebendige trägt den Keim seines Todes in sich. Die gewaltige, glühende, schrankenlose Phantasie, die nicht die letzte Ursache von Bonapartes Erfolgen war, sie ist zugleich eine der Ursachen seines Sturzes. Fortgerissen von seinen Träumen in unendliche Weiten, verlor er mit der Zeit die Empfindung für die Wirklichkeit der Dinge.

Er verlor aber mit dem Gedanken an das Vaterland auch die reinigende Kraft in der eigenen Seele.

König Friedrich hat den furchtbaren Kampf der langen sieben Jahre geführt, um den Staat so zu erhalten, wie er ihn geschaffen hatte. Ruhm hatte er genug erworben. Mit geringen Zugeständnissen, mit verhältnismäßig unerheblichen Gebietsabtretungen hätte er den Frieden erkaufen können. Er hat es nicht getan. Der todmüde Kämpfer hat sich immer wieder aufgerichtet an dem Gefühl seiner Pflicht gegen das Vaterland.

Napoleon hätte in Fontainebleau unbedenklich halb Frankreich weggegeben, wenn die Verbündeten um diesen Preis ihm seinen Thron gelassen hätten. Dies ist eine zweite Ursache seines Sturzes: die Unsittlichkeit, die Verlogenheit, die innere Sinnlosigkeit seines Lebenswerkes.

Als der junge Bonaparte, aus den französischen Armeelisten schon zweimal gestrichen, aus der Heimat verbannt, abermals in Paris eintraf, hatte dort Robespierre seine Schreckensherrschaft aufgerichtet. In Paris gelang es dem Machthaber, diese Herrschaft zu behaupten, mit einer Energie und einer kalten Sicherheit, die ihresgleichen nicht findet. Aber in den Provinzen regte sich die Opposition: in der Vendée, in der Bretagne, in Lyon, in Marseille. So auch in Toulon. Offiziere fehlten. In der Not stellte die Regierung im Dezember 1793 den Kapitän Bonaparte wieder an — als Brigadegeneral.

Seine Tätigkeit vor Toulon ist bekannt.

Das Geheimnis seines Erfolges liegt lediglich in seiner Persönlichkeit. Der Soldat braucht Vorgesetzte, denen zu gehorchen sich von selbst versteht. Solche Männer aber sind seltener, als man denkt Sogar in einer Armee von Berufsoffizieren. Wieviel mehr in dieser Armee der Revolution. Der vor Toulon kommandierende General war seines Zeichens ein Maler, sein Chef des Generalstabes war Arzt. Wohin der General Bonaparte kam, da waren sofort Offiziere und Mannschaften wie durch einen Zauber an ihn gefesselt. Je seltener die Menschen sind, denen andere unwillkürlich gehorchen, um so durchschlagender wirkt ihr Erscheinen und ihr Handeln.

Der kommandierende General berichtete an das Kriegsministerium:

„Ich kann den Ausdruck nicht finden, um das Verdienst Bonapartes richtig zu zeichnen. Viel Wissen, ebensoviel Umsicht und übermäßige Bravour, das ist eine schwache Skizze der Vorzüge dieses Offiziers."

Er fügte hinzu: „Wenn man undankbar gegen ihn wäre, so würde dieser Offizier sich selbst befördern."

Diese Empfehlung lenkte die Aufmerksamkeit Robespierres auf den jungen General. Der Diktator suchte einen Oberkommandierenden für die Armee von Italien. Auf seinen Befehl reichte Bonaparte einen Operationsentwurf ein und begab sich im Mai 1794 nach Genua, um durch eigene Anschauung ein Bild von dem Stande der Dinge zu gewinnen.

Auf dem Rückwege nach Frankreich erfuhr er im Juli in Nizza den Sturz Robespierres. Seine Beziehungen zu dem gestürzten Diktator genügten, um ihn verdächtig zu machen. Er wurde seiner Stelle entsetzt und im August in Antibes ins Gefängnis geworfen.

Wäre das in Paris geschehen — er hätte nach aller Wahrscheinlichkeit schon am nächsten Morgen den Weg zur Guillotine angetreten. In der Provinz behielt er Zeit, einen Brief an die Konventskommission zu richten. Er beteuerte darin, daß er von Robespierre einen rein dienstlichen Auftrag gehabt, daß er niemals zu ihm in persönlichen oder politischen Beziehungen gestanden habe. Was auch richtig ist. Alle seine Handlungen seien immer nur geleitet worden von der Liebe zu Frankreich. Hier finden wir bei Bonaparte zum erstenmal das Wort, das seitdem eine so große Rolle in allen seinen Äußerungen spielen wird: la patrie. Sein Vaterland, Korsika, bezeichnet er in demselben Schreiben als ein département.

Wie viel dieser Brief auf die Kommission etwa gewirkt hat, kann dahingestellt bleiben. Die Verhältnisse lagen so, daß der Konvent einen Mann wie Bonaparte unbedingt brauchte. So wurde er schon nach acht Tagen entlassen und als Brigadegeneral wieder angestellt. Aber nicht bei der Armee von Italien, sondern bei der Westarmee. Diese kommandierte der General Hoche, ein ehemaliger Unteroffizier der königlichen Armee und Altersgenosse von Bonaparte. Unter ihm wollte der ehrgeizige Korse nicht dienen. Statt zur Armee abzureisen, wie ihm befohlen war, begab er sich nach Paris und meldete sich krank.

Er machte bald die Bekanntschaft der Konventsmitglieder Fréron und Barras, die sich für den kleinen, blassen, kränklich aussehenden Italiener lebhaft interessierten. Er imponierte ihnen durch die Kühnheit seiner Ansichten und die Festigkeit seiner Sprache. Hierdurch kühn gemacht, versuchte Bonaparte mit ihrer Unterstützung das Kommando über die italienische Armee zu erhalten. Er entwickelte ihnen eingehend seinen Operationsplan und erhob zugleich Beschwerde über seine Zuteilung zur Westarmee.

Ein unerwarteter Wechsel im Kriegsministerium ließ seine Hoffnungen zuschanden werden. Seine Beschwerde wurde abgelehnt, und im September 1795 wurde er abermals aus den Armeelisten gestrichen.

Da stand er nun wieder dem Nichts gegenüber, ohne Freunde, allein in dem großen Paris, ohne einen Sous, ohne die Aussicht, einen wenn auch dürftigen Lebensunterhalt zu gewinnen, der eigentlichen Not preisgegeben.

Aber dem Tüchtigen bietet sich auf Schritt und Tritt die Möglichkeit, sich zu betätigen. Oder vielmehr – sie bietet sich jedem Menschen. Aber der Tüchtige entdeckt und benutzt Gelegenheiten, von denen dem Durchschnittsmenschen nicht einmal eine Idee kommt.

In Paris erhob sich ein royalistischer Aufstand gegen den Konvent. Dieser beschloß, sich mit Gewalt zu behaupten, und ernannte Barras zum Befehlshaber der Armee des Inneren.

Barras fühlte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen. In der Nacht zum 5. Oktober (13. Vendémiaire) berief er den ihm persönlich bekannten Bonaparte. Damit war der rechte Mann gefunden. Bonaparte schickte sofort den Leutnant Murat — seinen späteren Schwager —, um den Artilleriepark in Sicherheit zu bringen, der sich außerhalb der Stadt befand. Einmal im Besitze der Kanonen, hatte die Regierung gewonnenes Spiel. Der Aufstand wurde niederkartätscht.

Zur Belohnung wurde Bonaparte am 16. Oktober Divisionsgeneral und am 26. Oktober Oberkommandierender der Armee des Inneren.

Wie seltsam mußten ihm die Fügungen des Schicksals erscheinen, wenn er sein Leben rückwärts sah. Es ist begreiflich, daß er Fatalist wurde. Der Glaube an seinen Stern setzt sich in seiner Vorstellung fest. Er fühlt sich zu hohen Zielen berufen.

Die Herrschaft des Konvents hatte einen völligen Umschwung im Pariser Leben herbeigeführt. Seit Jahren hatten die Menschen unter dem Schrecken gezittert. Ihr ganzes Streben hatte sich auf den einen ängstlichen Gedanken zusammengezogen, nur nicht aufzufallen. Sie hatten kaum gewagt zu leben, ihr Dasein war eigentlich nur noch ein Vegetieren gewesen. Der Sturz Robespierres gab das Leben wieder frei, und die Menschen stürzten sich hinein mit dem tollen Rausch der halb Verschmachteten. Es war, als ob sie sich entschädigen wollten für das, was sie entbehrt hatten, als ob sie schnell genießen wollten, ehe vielleicht ein neuer Staatsstreich den Becher wieder von ihren gierigen Lippen riß. Vielleicht ist niemals leidenschaftlicher und leichtsinniger gelebt worden als in Paris zur Zeit des Konvents. Das war eine große Zeit für die Frauen, die unter dem Regimente Robespierres sich scheu verkrochen hatten.

Bonaparte war gesellschaftlich zu unbeholfen, um sich in diesem Treiben wohl zu fühlen. Er war klein und mager. Der stark entwickelte Oberkörper stand im Mißverhältnis zu den kurzen Beinen. Die eckigen Linien des Gesichts, die gelbe Hautfarbe fielen beim ersten Blick in die Augen. Vernachlässigt in Anzug und Körperpflege, zeigte er in Gesellschaft ein seltsam exaltiertes Benehmen, das keineswegs anziehend war. Seine Manieren waren ungleich, sein Lächeln war gemacht, die Ausbrüche seiner Heiterkeit waren roh und unangenehm.

Zweifellos war Bonaparte damals nervenkrank. Kein Wunder, nach dem, was er erlebt hatte. Er schlief durchschnittlich nicht mehr als drei Stunden. Das Zucken seines Mundes und seiner Schulter war er außerstande zu beherrschen, und nicht selten wurde er von Weinkrämpfen befallen.

Und trotz alledem richteten sich die Blicke der Frauen auf ihn, wenn er in einen Salon trat. Was ihn interessant machte, das war die imponierende Zuversicht, die er ungewollt zur Schau trug.

Als Josephine Beauharnais ihm ihre Empfehlungen anbot, da sagte der junge General:

„Glauben Sie, daß ich Gönner brauche, um emporzukommen? Die werden eines Tages überglücklich sein, wenn ich ihr Gönner sein will. Ich habe meinen Degen an der Seite — mit dem werde ich weit kommen."

Josephine bemerkt dazu:

„Ich weiß nicht, aber manchmal bestrickt mich diese lächerliche Zuversicht derart, daß ich alles für möglich halte, was dieser sonderbare Mensch sich in den Kopf setzen wird, zu tun."

Bonaparte verlobte sich, ehe er Divisionsgeneral wurde, mit Desirée Clary, der Tochter eines Weinhändlers. Sie sollte ihm die Mittel zu einer wenn auch bescheidenen Existenz gewähren. Als er aber wieder festen Fuß im Leben gefaßt hatte, war ihm die Partie nicht mehr gut genug. Er löste die Verlobung auf. Später hat dann Bernadotte die verlassene Braut geheiratet. Bonaparte aber bewarb sich um die Hand der reichen Witwe Permon. Die gab ihm einen Korb. Seine Bewerbung um Josephine Beauharnais schildert er selbst folgendermaßen:

„Ich war nicht unempfänglich für die Reize der Frauen. Aber bis dahin hatten sie mir nichts angehabt. Mein Charakter ließ mich schüchtern werden in ihrer Nähe. Erst Frau von Beauharnais gab mir meine Sicherheit. Sie sprach sich eines Tages, als ich neben ihr zu sitzen kam, mit schmeichelhaften Worten über meine militärischen Talente aus, und dieses Lob berauschte mich. Ich wendete mich fortwährend an sie, folgte ihr überall hin, verliebte mich endlich leidenschaftlich, und unsere Gesellschaft wußte es bereits, als ich noch keineswegs wagte, es ihr zu gestehen. Als die Sache bekannt wurde, sprach Barras mit mir darüber. Er riet mir, sie zu heiraten. Sie gehöre zur Gesellschaft des alten und zugleich des neuen Regime. Das würde mir Rückhalt geben, meinen Beinamen des Korsen verwischen, mich vollständig französisch machen, da ihr Haus das beste von Paris sei. Und ich wollte absolut Franzose sein. Unter allen Beschimpfungen, die damals gegen mich geschleudert wurden, war mir die des Korsen die empfindlichste."

Wer das dem Kapitän Bonaparte vor drei Jahren gesagt hätte, daß er so bald die Bezeichnung als Korse für eine Beschimpfung halten würde! Welche Fahnenflucht!

Barras' Ratschläge waren übrigens nicht ganz uneigennützig. Er stand in den intimsten Beziehungen zu der schönen Witwe und wünschte sie auf gute Weise los zu werden.

Bonaparte hat sich später über seine Empfindungen für seine erste Gemahlin so ausgesprochen: „Ich habe nie von Herzen geliebt. Josephine etwa ausgenommen, und auch die nur, weil ich siebenundzwanzig Jahre zählte, als ich sie kennen lernte."

Die Frau hat seine Sinne in einem Zauberbann gehalten. Zu ihrem bestrickenden Liebreiz ist er von seinen unzähligen Abenteuern immer wieder zurückgekehrt, obgleich er gut genug wußte, daß sie ihn betrog.

Daß er sie zu seiner Frau machte, daran war nicht nur seine Leidenschaft schuld. Er erwartete von dieser Ehe eine soziale Stellung und Vorteil für seine Laufbahn. Diese Erwartung täuschte ihn nicht.

Am 6. März 1796 übertrug ihm der dankbare Barras das Kommando über die Armee von Italien. Am 9. März war die Hochzeit. Am 12. März ging Bonaparte zur Armee ab.

Damit trat er auf die Schwelle eines Feldherrnlebens, wie es ohnegleichen ist in der Kriegsgeschichte.

In Paris war er immer der Mann der Partei geblieben. Auch als Oberkommandierender der Armee des Innern. Mit der Partei war er gestiegen — mit der Partei mußte er fallen. Erst die Stellung an der Spitze einer Armee, die im Felde stand, gab ihm den festen Punkt außerhalb des politischen Getriebes. Von diesem Punkt aus hat er den Hebel angesetzt, um die Welt aus den Angeln zu heben.

Der Kaiser Napoleon hat später darauf hingewiesen, wie sehr er bei seinen Unternehmungen getragen worden ist von den Umständen, von den sozialen Verhältnissen. Man sprach in seiner Gegenwart davon, daß Mohammed alle Bedingungen für eine welthistorische Stellung bei seinem ersten Auftreten bereits vorgefunden habe. Da sagte der Kaiser:

„Das ist so wie bei mir. Auch ich fand alle Elemente für ein Kaiserreich vor. Man hatte die Anarchie satt und wollte sie los sein. Wäre ich nicht gekommen, so hätte wahrscheinlich ein anderer das Gleiche getan. Frankreich hätte immer die Welt erobert. Ich wiederhole: ein Mensch ist nur ein Mensch. Seine Mittel sind nichts, wenn ihn nicht Umstände und Stimmung begünstigen. Die Stimmung beherrscht alles."

In der Tat gibt es Ideen, die den Zeiten gewissermaßen angehören. Es ist oft beobachtet worden, daß Erfindungen an mehreren Orten gleichzeitig und voneinander unabhängig gemacht worden sind. Die Gedanken liegen sozusagen in der Luft. Wie man zur Rosenzeit Rosen sieht überall.

Bonaparte ist der Schöpfer des modernen Krieges. Aber die Gedanken, die ihn leiteten, lebten gleichzeitig in tausend Köpfen. Die Kinder der Revolution dachten eben anders als die Kinder des Rokoko. Sie brauchten die neuen Ideen nicht durch ein Studium sich anzueignen die Ideen waren da, man brauchte sie nur in die Tat umzusetzen.

Der General Hoche war ein Mensch von bescheidenster Bildung. Sein Vater war Parkwärter, die Schwester seines Vaters hielt einen Gemüsekram. Er selbst war mit vierzehn Jahren Stalljunge, mit sechzehn Grenadier, mit zwanzig Sergeant. Da brach die Revolution aus, und innerhalb eines einzigen Jahres wurde er Leutnant, Major und Brigadegeneral. 1793 gewann er die Schlacht bei Kaiserslautern. 1796 ist er gestorben, für Frankreich zu früh.

„Hört auf," sagt Hoche, „unsere Kräfte zu zersplittern, vereinigt eine überwältigende Masse und ergreift in stolzem Vordringen den Sieg. Wir führen einen Krieg der Nachahmung, einen Krieg der Marionetten, und folgen den Feinden, wo sie sich zeigen. Wir gehen an den Punkt, wohin sie uns führen, ohne eigenen Plan, ohne eigene Idee. Können wir nicht erwagen, was wir zu tun haben, ohne erst an ihre Bewegungen zu denken?"

Genau dieselben Worte könnte Bonaparte gesprochen haben. Das Verhängnis für das alte Europa lag nun darin, daß die französische Revolution an dem heiligen römischen Reich deutscher Nation spurlos vorübergegangen war. Die Deutschen lebten gewissermaßen in einem alten Haus mit geschlossenen Fensterläden, durch die der Frühlingssturm nicht hereindringen konnte. So stießen die Ideen der Revolution hart zusammen mit den Vorstellungen des Rokoko. Kein Wunder, daß die Welt des Puders dabei in Scherben ging.

Welche Macht in neuen Ideen liegt, das zeigt der erste Feldzug Bonapartes sehr eindringlich, denn das Instrument, mit dem er seinen Operationsplan durchführte, die Armee, war an sich sehr minderwertig.

Die Armee der Republik war geschaffen worden durch Aufruf von Freiwilligen. Auf diesem Wege sollten 169 Bataillone gebildet werden aus 100 000 Nationalgardisten. Offiziere und Unteroffiziere sollten sich die Truppen selbst wählen. Es kamen aber nur 65 000 Freiwillige, das heißt auf dem Papier. In den Listen standen sie, aber zur Gestellung kamen sie nicht. Das war auch ganz natürlich bei der Art, wie Revolution gemacht wurde. Von persönlicher Freiheit sprach jeder Mensch. An das notwendige Gegengewicht persönlicher Pflicht dachte keiner.

Der Präfekt von Amiens berichtet denn auch über die Nationalgarden-Bataillone, sie hätten „ni discipline, ni instruction, ni solidité!“ Ein anderer schreibt dem Konvent: „Wartet nicht auf den allgemeinen Losbruch unseres Landvolkes gegen diese Räuber, die am besten in einem festen Platz an der Grenze aufgehoben wären, um da über ihren Stand und den Gehorsam gegen die Gesetze belehrt zu werden.“

Zu den Listen drängte sich hauptsächlich das Menschenmaterial niedrigster Sorte. Übrigens auch körperlich. Das Kriegsministerium sah sich veranlaßt, zu erinnern: „Der Eifer, mit dem man in allen Gemeinden jeden angenommen hat, der sich zum Dienste des Vaterlandes anbot, ließ zu sehr vergessen, daß ein Soldat imstande sein soll, die Waffen, die man ihm anvertraut, zu tragen und mit Erfolg zu gebrauchen.“

Als 1792 die Invasion der deutschen Heere drohte, erließ die Regierung den berühmten Aufruf: „Das Vaterland ist in Gefahr!“

Ganze 30 000 Freiwillige kamen. Die levée en masse ist eine der großen Lügen, an denen die Geschichte der französischen Revolution so reich ist.

Als König Friedrich Wilhelm von Preußen 1813 sein Volk zu den Waffen rief, da war der Erfolg so groß, wie ihn selbst Scharnhorst nicht für möglich gehalten hatte. Das verarmte kleine Volk stellte neben 46 000 Mann Linientruppen 95 000 Rekruten auf, dazu 10 000 freiwillige Jäger und 120 000 Landwehrleute, zusammen 271 000 Mann. Das bedeutete im damaligen Preußen einen Soldaten auf siebzehn Einwohner die größte kriegerische Leistung, die die Geschichte kennt. Als Scharnhorst den König an das Fenster des Breslauer Rathauses führte und ihm den endlosen Zug der Freiwilligen zeigte, die stundenlang vorüberzogen in buntem Gewimmel,

zu Roß und zu Fuß, jubelnd vor heller Begeisterung, da stürzten dem schwergeprüften Monarchen die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines Amtes gewaltet in der langen Zeit des Leidens. Was ihm gefehlt hatte, das war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Landeskinder. Jetzt fand er ihn wieder. Tief erschüttert sah er, wie das alte waffengewaltige Preußen aufstand, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten, das Volk der sieben Jahre. Die Hörsäle, die Fabriken, die Schreibstuben verödeten. In hellen Haufen liefen die Studenten, die Schüler zu den Fahnen. Allein in Berlin wollten dreihundertundsiebzig Gymnasiasten mitgehen, und mancher schwächliche Junge irrte verzweifelt von Regiment zu Regiment, bis er endlich doch einen nachsichtigen Obersten fand, der ihn mitnahm. Der König sah sich genötigt, ein Verbot gegen die Einstellung seiner Beamten zu erlassen, weil die Staatsmaschine drohte stillzustehen. So war es in Preußen 1813.

Dem Aufruf der französischen Regierung 1792 gelang es noch nicht, den dringendsten Bedarf zu decken. Dazu hatte die Pöbelherrschaft ein Dekret durchgesetzt, nach dem jeder Freiwillige am Schluß des Feldzuges in die Heimat zurückkehren durfte, wenn er diese Absicht zwei Monate vorher seinem Hauptmann angezeigt hatte. Die Frage: wann ist der Schluß des Feldzuges? beantworteten sich die Freiwilligen selbst: wenn der Winter eintritt. Im Dezember gab es Kompanien, die nicht mehr als neun Mann zählten.

Da griff der Konvent ein, um den völligen Zerfall der Armee zu verhindern. Durch Dekret vom 20. Februar 1793 wurde die zwangsweise Rekrutierung von 300 000 Mann angeordnet. Das ist eine sehr interessante und, wie ich glaube, wenig bekannte Tatsache, daß Frankreich aus der Hand der Revolution das erste Gesetz über den erzwungenen Waffendienst erhalten hat. Der Wohlfahrtsausschuß ging dann noch weiter. Am 23. August desselben Jahres wurden alle jungen Leute zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren zu den Fahnen gerufen. Das war tatsächlich die allgemeine Wehrpflicht.

Am 1. Dezember wollten auch die so ausgehobenen Soldaten wieder in die Heimat gehen. Aber die Zeit der Pöbelherrschaft war vorüber. Der Wohlfahrtsausschuß griff schonungslos durch. Abgesehen davon, daß die weggelaufenen Soldaten vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, mußte die Gemeinde des Heimatsortes viertausend Francs Strafe zahlen, der Ortsvorstand wurde gefangen gesetzt; ebenso die Eltern des Fahnenflüchtigen, deren Vermögen außerdem eingezogen wurde. Das half.

Mit gleicher Schonungslosigkeit wurden die materiellen Hilfsquellen des Landes nutzbar gemacht. Der Bedarf für die Armee wurde einfach weggenommen. So wurden im Juli alle Pferde und Wagen in Paris mit Beschlag belegt, in der Provinz 14 000 Ackerpferde, und alle Wiesen in zweiunddreißig Departements, ohne jede Entschädigung. Die Stiefel für die Soldaten nahm die Regierung einfach den Schuhmachern weg, die Glocken wurden von den Türmen geholt und zu Geschützen umgegossen.

So sah diese seltsam improvisierte Armee vor sich die Kanonen des Feindes — hinter sich das Schafott. Ihre Eigenschaften ergeben sich aus der

Art ihrer Entstehung: höchste Tapferkeit, aber auch viel habgierige Roheit; viel Enthusiasmus, aber wenig Disziplin; im Glück Energie — im Unglück Auflösung.

So war die Armee geartet, die Bonaparte übernahm. Sie war zudem heruntergekommen durch schlechte Verpflegung und erbärmliche Bekleidung. Viele gingen barfuß. Die Leute waren nicht einmal durchweg bewaffnet. Es ist begreiflich, daß die Truppe zur Selbsthilfe schritt und das Fehlende durch Plünderung zu ersetzen suchte.

Der General Augereau berichtet unter dem 13. Januar: „Ich bin mager wie ein Hering aus Mangel an Fleisch; meine Soldaten haben seit zwei Tagen nichts als etwas Öl und Brot bekommen. Urteilen Sie danach, ob man alle Tage exerzieren kann, wenn man nichts im Leibe hat. Was mich betrifft — ich bin am Ende mit meinem Latein."

Der Leutnant la Bouline schreibt an das Direktorium: „Bürgerdirektoren ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen. Die Offiziere und Soldaten sind im größten Elend. Seit Monaten sind sie ohne Sold. Während dieses ganzen Feldzuges kann man daher sehen, wie Offiziere sich an die Spitze ihrer Kompagnien setzen und mit den Soldaten auf Raub ausgehen."

Aus dem Bericht eines Regierungskommissars: „Keine Armee hat mehr Entbehrungen ertragen. Die Indisziplin ist die natürliche Folge. Man kann die Armee vor völliger Zerrüttung nur bewahren, wenn man den Offizieren zu Hilfe kommt, die ihr letztes Hemd verkaufen, um in diesem Lande von Juden und Arabern bestehen zu können. Ich sehe mit Schmerz, daß sogar Generale genötigt sind, ihre Pferde zu verkaufen."

Am 26. März traf Bonaparte in Nizza ein. Von hier datiert seine berühmte Proklamation:

„Soldaten! Ihr seid unbekleidet, schlecht genährt. Die Regierung schuldet euch viel, aber sie kann euch nichts geben. Eure Geduld, euer Mut, die ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewundernswert. Aber sie schaffen euch keinen Ruhm. Kein Glanz fällt auf euch. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eure Gewalt kommen. Ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichtümer finden. Soldaten der Armee von Italien — werdet ihr es an Mut und Ausdauer fehlen lassen?"

Clausewitz hat geurteilt:

„Bonaparte hat nie etwas Besseres geschrieben und nie etwas Besseres getan als diesen Aufruf."

Sybel meint:

„Es ist unmöglich, kürzer, hinreißender, schärfer zur Sachlage zu sprechen."

Begreiflicherweise urteilen die Österreicher anders. Sie heben hervor, daß der Aufruf sich nicht an das Ehrgefühl, an die Vaterlandsliebe der Soldaten wendet, sondern an ihre Begehrlichkeit. Diese Worte könne man ohne weiteres dem Räuber Moor in den böhmischen Wäldern in den Mund legen. Das Interessante ist nun, daß die Proklamation in dieser Form überhaupt gar nicht erlassen worden ist.

Das Urteil über Bonapartes Handlungen wird dadurch außerordentlich erschwert, daß er sie in seinen Denkwürdigkeiten planmäßig fälscht. Er stellt die Dinge nicht so dar, wie sie gewesen sind, sondern wie er will, daß die Nachwelt sie sehen soll. Die Proklamation ist eine Erfindung von St. Helena. In Wirklichkeit hat er eine solche nicht erlassen. Er reiste an der Front der Truppen entlang, besichtigte deren Aufstellung und richtete einige Worte an sie. Durch einen glücklichen Zufall sind die Worte erhalten geblieben, die er in Albenga gesprochen hat. Dort sagte er:

„Ich kenne eure Leiden. Ich weiß, daß ihr oft eure wertvollsten und teuersten Kostbarkeiten verkauft habt, um euch Brot zu verschaffen. Ich vertraue auf euren Mut und auf eure Disziplin. Ihr werdet ruhmvoll aus dieser Lage hervorgehen. Auf der anderen Seite der Appenninen kommen wir in ein fruchtbares Land, in dem ihr alles finden werdet, was ihr braucht. Bevor ihr dorthin gelangt, werdet ihr starke Märsche zurücklegen und zahlreiche Gefechte bestehen müssen. Unsere vereinten Anstrengungen werden alle Schwierigkeiten überwinden."

Das klingt einfacher und würdiger als die Proklamation.

Die Franzosen hatten ihre gesamte Aufstellung dem Feinde gegenüber verschanzt. Bonaparte ordnete sofort an, daß die Verschanzungen eingeebnet werden sollten.

Es traf sich glücklich, daß er zur Armee nicht mit leeren Händen kam. Aus Genua waren 60000 Francs beigetrieben worden, und bald darauf kam eine Million zu Schiff aus Frankreich. Das reichte aus, um den Sold für einen Monat zu zahlen und Schuhe, Fleisch und Gemüse zu kaufen.

Bonaparte schreibt an das Direktorium: „Die Lage der Armee hinsichtlich der Verwaltung ist schlimm, aber nicht verzweifelt. Große Hindernisse stehen im Weg, aber die größten sind überwunden."

Immerhin war die Armee, als Bonaparte das Kommando übernahm, nicht in der Lage, die Operationen beginnen zu können. Der leichten Artillerie fehlten 5400 Pferde, der schweren Artillerie 4400. Bei der Infanterie gab es überhaupt keine Pferde. Dort gingen sogar Generale zu Fuß. Den Divisionen Massena und Serrurier fehlten je 2000 Gewehre, der Division Augereau 1000. Schuhe, Decken und Lagergeräte fehlten überall. In der Division Laharpe gingen die meisten Soldaten barfuß. Es ist geradezu ergreifend, wenn man liest, wie Laharpe an Bonaparte schreibt:

„Man kündigt Schuhe an: das würde die Ankunft des Messias sein!"

Noch nach den ersten Gefechten wird berichtet:

„Die Truppen murren sehr. Viele haben sich schlecht geschlagen, indem sie sagten, sie schlügen sich, wie sie bezahlt würden."

Das schlimmste war, daß Bonaparte anfangs kaum auf unbedingten Gehorsam und auf pünktliche Ausführung seiner Befehle rechnen durfte. Er mußte die Gewohnheit des Gehorsams in dieser Revolutionsarmee erst schaffen. Der Befehlsmechanismus, überhaupt die ganze Heeresorganisation war erst im Werden.

Es ist von Interesse, die Männer etwas näher anzusehen, mit denen Bonaparte in seinem ersten Feldzuge gearbeitet hat.

Chef des Generalstabes war Berthier, der nachher Napoleons Chef gewesen ist bis 1815. Er war damals zweiundvierzig Jahre alt, hatte große Kriegserfahrung, die er im nordamerikanischen Freiheitskriege gewonnen hatte, und kannte die Alpen genau. Erstaunlich war seine ungewöhnliche Arbeitskraft, die ihn befähigte, unermüdlich tätig zu sein. Tags zu Pferde und nachts am Schreibtisch. Und das bis zu vierzehn Tagen hintereinander, fast ohne zu schlafen.

Berthier hatte nicht die Stellung, die nach modernen Begriffen einem Chef des Generalstabes zukommt. Dazu fehlte ihm die Weite des Blickes, und neben einem Napoleon war wohl für eine solche Stellung überhaupt kein Raum. Er war sein eigener Chef. Berthier war der Redakteur seiner Befehle. In dieser Tätigkeit aber war er unübertroffen.

Bonaparte hat 1796 über ihn geurteilt:

„Talent, Tätigkeit, Mut, Charakter — alles spricht für ihn."

Adjutanten waren Murat und der fünfundzwanzigjährige Junot, der spätere Herzog von Abrantès.

Junot war vor Toulon Schreiber gewesen. Er hatte dem General Bonaparte ein Schriftstück zum Unterzeichnen in die Batterie gebracht. In dem Augenblick schlug eine Bombe dicht neben ihm in die Brustwehr und überschüttete ihn im Zerspringen mit Erde. „Gut," rief Junot lachend, „nun brauche ich keinen Sand zum Abtrocknen der Tinte." An diesen kleinen Vorfall erinnerte sich Bonaparte, als er nach Italien ging, und nahm Junot als seinen Adjutanten mit sich.

Der bedeutendste Unterführer war fraglos Massena. Er war neununddreißig Jahre alt, hatte vierzehn Jahre als Unteroffizier in der königlichen Armee gedient, war 1792 Leutnant geworden und bereits im folgenden Jahre Divisionskommandeur. Ein Offizier seines Stabes sagt von ihm:

„Er war zwar ohne Erziehung und Unterricht, aber in seinem Gesicht drückten sich Klugheit und Energie aus. Sein Blick war wie der eines Adlers. Nach seinem ganzen Charakter war das ein Mann, wie gemacht, um sich Autorität zu verschaffen und zu befehlen."

Napoleon hat auf St. Helena über Massena geurteilt:

„Er war entschlossen, tapfer, unerschrocken und ehrgeizig. Sein hervorstechender Charakterzug war Standhaftigkeit. Niemals war er verzagt. Er bekümmerte sich wenig um die Disziplin, vernachlässigte die Verwaltung und wurde daher von den Soldaten wenig geliebt. Aber beim ersten Kanonenschuß, inmitten der Kugeln und der Gefahr erlangte sein Geist Kraft und Klarheit. Wurde er geschlagen, so begann er von neuem, als wenn er gesiegt hätte."

Wenn es wahr ist, daß Massena eigentlich Manasse geheißen hat, dann war er jedenfalls aus dem Geschlecht der Makkabäer.

Noch weniger als Massena hat Augereau jemals den gewesenen Korporal verleugnen können. Auch er war erst achtunddreißig Jahre und schon seit

vier Jahren Divisionskommandeur. Alles, was von ihm berichtet wird, zeigt einen rohen und charakterlosen Menschen.

Thiébault hat ihn so beschrieben: „Was man auch Augereau in bezug auf Verwegenheit und Glück zuerkennen mochte — er war doch nur ein gewöhnlicher Mensch und von gemeinem Äußeren."

Napoleon hat auf St. Helena gesagt:

„Augereau war ohne Bildung und Erziehung, ohne großen Gesichtskreis und ohne Schärfe des Geistes, verstand aber im Gefecht geschickt und unerschrocken zu disponieren."

1796 urteilt der General Bonaparte:

„Viel Mut, Festigkeit, Tätigkeit. Besitzt Kriegserfahrung. Wird von den Soldaten geliebt. Hat Glück in seinen Operationen."

Der einzige Divisionskommandeur, der in der königlichen Armee Offizier gewesen, war der General Serrurier. Er war früher Major, daher auch älter als seine Kameraden. Damals dreiundfünfzig. Er war streng, rechtlich und zuverlässig. Wegen seiner ernsten Korrektheit zwar geachtet, aber nicht populär. Bonaparte sagt von ihm:

„Schlägt sich wie ein Soldat. Übernimmt keine Verantwortung. Hat keine gute Meinung von seinen Truppen. Ist kränklich."

Der Liebling Bonapartes war der Reitergeneral Stengel, aus Neustadt in der Pfalz, zweiundfünfzig Jahre alt. Von ihm hat der Kaiser gesagt: „Ein glänzender Kavallerist, intelligent und flink, die Eigenschaften der Jugend mit denen des vorgerückten Alters vereinigend. Zwei oder drei Tage vor seinem Tode" — Stengel fiel schon am 28. April — „war er als erster in Lesegno eingerückt. Ich kam einige Stunden nach ihm an und fand alles, was ich brauchte. Die Engwege und Furten waren erkundet, Führer waren sicher gestellt, der Pfarrer und der Postmeister ausgefragt, mit den Einwohnern waren schon Beziehungen angeknüpft, Spione bereits in mehreren Richtungen ausgeschickt, die Briefe auf der Post beschlagnahmt und, soweit sie militärische Nachrichten enthielten, übersetzt und geordnet. Es waren alle Maßregeln getroffen für die Einrichtung von Magazinen und die Erholung der Truppen. Seit seinem Tode habe ich keinen höheren Kavallerieoffizier mehr, der zu fechten versteht."

Die Stellung aller dieser Generale gegen Bonaparte war anfangs ablehnend, mindestens zurückhaltend. Auch hier darf man sich auf Bonapartes eigene Angaben nicht verlassen. Er berichtet nach Paris:

„Ich bin sehr gut von der Armee aufgenommen worden. Sie zeigt mir ein Vertrauen, das mich zu lebhafter Erkenntlichkeit zwingt."

Augenzeugen berichten aber übereinstimmend, daß der neue Oberkommandierende mit großem Mißtrauen empfangen wurde. Was schließlich begreiflich war, bei seiner Jugend und bei der eigentümlichen Rolle, die er bisher in der Armee gespielt hatte.

Dazu kam, daß der erste Eindruck seiner Persönlichkeit nicht günstig war. Auch seine Ansprachen an die Truppen wirkten nicht. In den Biwaks traten

Spaßmacher auf, die die kleine dünne Figur und den korsischen Akzent des Generals Bonaparte nachahmten.

Bezeichnend für die Stimmung der Generale ist der Brief eines Brigadekommandeurs: „Dieser Korse hat kein anderes Verdienst als das eines guten Geschützführers, das er sich vor Toulon erworben hat. Als General kennt ihn niemand als die Pariser. Dieser Intrigant stützt sich auf nichts."

Offiziell hatten Massena und Augereau doch für zweckmäßig gehalten, ihrem neuen Vorgesetzten ihren Glückwunsch zur Ernennung auszusprechen. In der Antwort Bonapartes an Massena heißt es:

„Ich werde mich freuen, unsere alte Freundschaft" — sie waren flüchtig bekannt — „zu erneuern, und hoffe, daß auch Sie sie erneuern wollen. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich meinerseits für Sie Achtung und Freundschaft empfinde."

Bald darauf wurden die Divisionskommandeure nach Nizza befohlen. Massena und Augereau kamen unterwegs dahin überein, daß sie diesem Gelbschnabel nicht gehorchen würden.

Sie hatten eine Stunde zu warten. Dann trat Bonaparte ein. Ohne jede persönliche Begrüßung gab er knapp, trocken, gemessen seine Befehle. Dann eine Handbewegung — die Generale waren entlassen. Vor der Tür blickten sie sich verblüfft an — und gehorchten.

Masson in seiner sehr anschaulichen Schilderung dieser Szene vergleicht Bonaparte mit einem Tierbändiger: „mais il les regarde dans les yeux, et les fauves s'applatissent."

Immerhin hatte es der junge General anfangs nicht leicht. Erst als er Gelegenheit gefunden hatte, sein Können zu zeigen, als die ersten Erfolge kamen, da wurde es anders.

„Jede Machtfrage," sagt Marmont, „hörte bei ihm auf. Wo er auftrat, mußte man sich seinem Einfluß unterwerfen."

Gleich in den ersten Tagen meuterte ein Bataillon. Es weigerte sich, aus Nizza auszurücken, ehe es Schuhe und Sold erhalten habe.

Die Leute sollten den neuen Herrn kennen lernen. Der Kommandeur wurde verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, die Rädelsführer erschossen, das Bataillon aufgelöst, die Leute bei anderen Truppenteilen untergesteckt.

Bonaparte berichtet an das Direktorium:

„Ich habe die Armee nicht nur von allem entblößt, sondern auch ohne Disziplin und ohne Gehorsam gefunden. Aber seien Sie sicher, daß Disziplin und Ordnung wieder hergestellt werden."

Sobald Bonaparte mit der Truppe wirklich Fühlung gewonnen hatte, begann er seine unvergleichliche Macht über Menschen auszuüben. Mit dem steigenden Erfolg wuchs dann die Begeisterung. Nach Groß-Görschen wird berichtet: „Man hätte meinen können, daß beim Anblick Napoleons die Verwundeten keinen Schmerz mehr empfanden, denn das Schlachtfeld hallte unaufhörlich wider von dem Ruf: Vive l'Empereur!"

(Ein Schlußartikel folgt.)

Mitteilungen aus Kotzebues Nachlaß.

Von
seinem Enkel **Constantin von Kotzebue.**

Mit Erläuterungen von **Albert Leitzmann.**

1. Goethe an Kirms und Kirms an Kotzebue.

Wollen Ew. Wohlgebor. beykommendes Stück wenn Sie es angesehn dem H. Verfaſſer kommuniciren; den ich von den darin vorgenommenen Veränderungen, gestern, im Conzert, prävenirt habe.

W. d. 26. Febr. 02. G.

Ich habe es angesehen und — sende Ew. Hochwohlgeboren das Buch zum beliebigen Anschauen, mit gehorsamster Bitte, mir es bald wieder zu senden, damit die etwaige wenige Abänderungen in den Rollen gemacht werden können.

Unser Fritz hat dem Herrn geheimen Rath sehr wohl gefallen und er wünscht nur, daß Ew. Hochwohlgeboren die etwaige Decorationes dem Herrn Becker angeben möchten.

Mit Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
F. Kirms.

Freytag den 26. Febr. 1802.

Für die Kenntnis der persönlichen und literarischen Beziehungen Goethes zu Kotzebue war man bisher auf die nicht durchweg fehlerfreien und in wesentlichen Punkten unvollständigen Darlegungen angewiesen, die Woldemar Freiherr v. Biedermann 1880 in der wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung“ (wiederholt 1886 im zweiten Bande seiner Goethe-Forschungen) gegeben hatte. Das reizvolle Thema, das hier nur in Umrissen gezeichnete Bild im einzelnen auszumalen, insbesondere das reiche und wertvolle Material heranzuziehen, das die weimarische Goetheausgabe in mehreren Abteilungen, vornehmlich in den Tagebüchern und Briefen des Dichters, das weiterhin Goethes Gespräche eröffnet haben, hat erst in allerjüngster Zeit einen Be-

arbeiter gefunden in Dr. Gerhard Stenger, einem meiner Jenenser Schüler, der sich dadurch in der wissenschaftlichen Welt trefflich eingeführt hatte, seitdem aber leider in der Blüte der hoffnungsvollsten Jugend verschieden ist (Goethe und August v. Kotzebue, Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte Heft 22, 1910). Auf diese Schrift müssen diejenigen der Leser verwiesen werden, die die gesamten Beziehungen beider Männer eingehender zu studieren Lust empfinden. Kotzebues Nachlaß hat nur ein bisher unbekanntes Dokument von Goethes Hand neben den bereits dem Wortlaute nach bekannten, von Biedermann veröffentlichten Briefen vom 12. Dezember 1799 und 28. Februar 1802 erhalten.

Goethes ganz eigenhändig geschriebenes Billett an den Hofkammerrat Franz Kirms, seinen treuen Mitarbeiter in allen theatralischen Angelegenheiten, bildet den stimmenden Akkord jener berüchtigten Kleinstädteraffäre, die im Verlaufe weniger Tage nicht nur Kotzebue mit Goethe und Schiller gänzlich auseinanderbrachte, sondern im Verein mit der nicht minder besprochenen, für den 5. März 1802 geplanten oppositionellen Huldigungsfeier für Schiller, die durch Goethes energisches Einschreiten unmöglich gemacht wurde, ihn, den kaum aus der sibirischen Verbannung Heimgekehrten, dauernd aus Weimar vertrieb. Zu Anfang 1802 waren „Die deutschen Kleinstädter", die sich ja auch in unsern Tagen wieder als höchst bühnenwirksames Lustspiel erwiesen haben, an mehreren Theatern mit Erfolg gegeben worden: auch Goethe wünschte eine Aufführung des damals noch nicht gedruckten Stückes in Weimar und ließ sich eine Handschrift davon geben, um es näher zu prüfen, was er stets mit neuaufzuführenden Dramen in sehr gewissenhafter Weise zu tun pflegte. Wegen aktueller literarischer Anspielungen auf die Theorie und poetische Praxis der Romantiker, auf Vulpius' Räuberromane, auf Jakob Böhme usw. wünschte er einige Stellen verändert und hatte bereits die betreffenden Anzüglichkeiten durch harmlose Scherze ohne persönliche Spitzen ersetzt. Da Kotzebue nur einige von Goethes Veränderungen billigte, bei andern Stellen aber auf Wiederherstellung seines Wortlauts hartnäckig bestand und Goethe seinerseits unerschütterlich festblieb, so erfolgte die Ablehnung des Dramas, das erst nach seiner Drucklegung in Weimar gespielt worden ist. Schon ehe Goethe, in gutem Glauben, daß Kotzebue sich fügen werde, den obigen Brief an Kirms schrieb, war es am Abend vorher (25. Februar) auf einem Konzert im Palais der Herzogin Anna Amalia, einer Gönnerin Kotzebues, zu dem Goethe und er geladen waren, zu einer mündlichen Auseinandersetzung gekommen, deren Ton nach Kotzebues Brief an Kirms bei Biedermann (als dessen Datum nunmehr, da er sich auf das „vorgestern" stattgehabte Gespräch bezieht, der 27. Februar feststeht) und nach Karolines Bericht („So ist der Gott unter die Fischweiber geraten" an August Wilhelm Schlegel, 11. März) sehr scharf gewesen sein muß. Da dann auch Schiller, an den Kotzebue appelliert hatte, sich in einem Briefe an ihn ganz auf Goethes Seite stellte (daß der in Jonas' Sammlung fälschlich ins Jahr 1803 gesetzte Brief in diesen Zusammenhang gehört, hat Schlösser zuerst nachgewiesen), so war nichts weiter zu machen. Für die weiteren Folgen dieser Niederlage und Kotzebues Racheartikel im „Freimütigen" verweise ich auf Stengers Darstellung.

Auch zur Aufführung des von Kirms erwähnten andern Dramas „Unser Fritz" (gedruckt 1803 im „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande"), das Goethes Beifall gefunden hatte, kam es nun natürlich nicht, und der Regisseur Heinrich Becker brauchte nicht herangezogen zu werden.

2. Aus Briefen Böttigers an Kotzebue.

Weimar, d. 10. August 1801.

Ich war vorige Woche einige Tage in Göttingen. Auch dort interessirte man sich aufs lebhafteste für Sie und Ihre Rückkehr. Göthe arbeitete in der dortigen Bibliothek und war ein Gelehrter unter Gelehrten. Schiller kommt, wie ich höre, über Dresden auch nach Berlin und wird dort bei Unger, dem Verleger seines Mädchens von Orleans, wohnen. Er hat zuletzt hier noch eine lange Romanze, Hero und Leander, vollendet.

Weimar, d. 1. Febr. 1804.

Neulich schickte ich Ihnen durch Freund Wieland etwas über die Frau v. Stael. Sie sind dieser Frau eine große Reparation schuldig, da Sie in dem Blatt, was doch immer Ihre Firma trug, ein so böses Urtheil aufnahmen. Ich kann mir vorstellen, wie arg Sie in Paris auf sie lästern hörten. Aber lassen Sie sie nur 14 Tage in Berlin gewesen sein. Sie mögen sich sträuben, wie sie wollen; auch Sie müssen dem geistreichen, Wahrheit und Freiheit liebenden, nichts affichirenden, gemüthvollen Weibe huldigen. Hier vereinigt sie alle Parteien zu ihrem Lobe. Die regierende und verwittwete Herzogin wünschen sie um die Wette bei sich.

Weimar, d. 15. Febr. 1804.

Frau von Stael hat sich sehr geschmeichelt gefunden, daß im Freimüthigen der Aufsatz stand, der hier in jedem Wort von allen für wahr anerkannt wurde, und ich habe dafür gesorgt, daß man ihr hier nichts gegen Sie einflüstern konnte. Sie ist überhaupt nicht die Frau, die auf Parteigeschwätz hört. Sie hat Göthen, dessen schönste Dichterblüthe aus seiner frühen Sammlung sie meisterhaft übersetzte, die freimüthigsten Urtheile über seine Eugenie, die sie le noble ennui nennt, und andere falsch bewunderte Tendenzen gesagt. Er macht gute Miene zum Spiel, da der Herzog selbst ihrem Geist mit einer Wärme huldigt, die wir alle ihm kaum zugetraut hatten. Sie wird künftigen Montag d. 20sten Februar von hier abreisen, 4 Tage in Leipzig bleiben und also den 1. März in Berlin sein.

Hier geht es übrigens im alten Gleise. — Ihre Hussiten werden heut Abends hier aufgeführt und Frau v. Stael freut sich sehr darauf. Schillers Tell wird in Berlin eher aufgeführt werden, als hier. Iffland hat schon die 4 ersten Akte. Den letzten erhält er zu Ende künftiger Woche. Voigt,

Generalsuperintendent in Eisenach, wird an Herders Stelle kommen. Jena sinkt fürchterlich. Auch Ackermann in Maynz, der an Loders Stelle berufen war, hat wieder abgesagt. Dafür betreibt Göthe das große Literaturwerk mit unglaublichem Eifer. Lesen Sie doch *seine* Vorrede zum Januarheft der neuen Jenenserin.

Dresden, d. 9. August 1814.

Göthe hat das sonderbarst allegorische Bewillkommungsdrama, wozu Weber zu ihm in den Schwefelpfuhl nach Berka kommen mußte, für Berlin zusammengedrechselt, welches gewiß aufs neue beurkunden wird, daß es mit seiner Genialität ganz am Ende ist. Warum ward *Ihnen* der Auftrag nicht?

Dresden, d. 30. März 1815.

Sie wissen unstreitig durch Briefe aus Weimar, was sich dort am Hof selbst zutrug. Zu der Großfürstin Geburtstag spielten einige Dilettantinnen im Schlosse selbst Ihre Mädchenfreundschaften. Dabei plagt nun der Teufel einige Herren, Ihre Posse, den Grafen von Gleichen hinzuzufügen. Die Narren ahndeten darin garnicht Ihre Parodie von Göthes Stella. Göthe, herrischer als je, besonders in der langen Abwesenheit des Herzogs in Wien, schäumte und wüthete darüber, wie ein angeschossener Eber.

Es kann nicht verwundern, den weimarischen Gymnasialvorstand, späteren Dresdener Studiendirektor und Hofrat Karl August Böttiger, den Goethe und Schiller trotz aller präsenten Gelehrsamkeit und Freundlichkeit so unsympathischen „Herrn Ubique", den „unermüdlich unverschämten Präger papierner Münze", im Kreise der Intimen Kotzebues zu finden, der seit dem Weggange von Weimar alle gegen die großen Dichter frondierenden Elemente um sich zu vereinigen suchte. Beiden war ja, mit Goethe zu reden, der schönste Gewinst im Dasein trotz aller schöner Gaben versagt, „zu schätzen mit Freude fremdes Verdienst". Böttiger hat nicht nur bis zu seinem Weggang von Weimar 1804 Kotzebue über die literarischen Ereignisse der Stadt auf dem laufenden erhalten, sondern auch noch von Dresden aus gern ihm seine Randglossen zu weimarischen Nachrichten und Neuigkeiten mitgeteilt, von denen unter Ausschluß alles eigentlichen Klatschs nur ein paar der wichtigsten hier ausgehoben worden sind.

Auch in Göttingen war, wie damals in ganz Deutschland, die wunderbare Rückkehr Kotzebues aus seiner sibirischen Verbannung und sein jäher Glückswechsel ein beliebtes Gesprächsthema: in seinem noch 1801 erschienenen Buche „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" hat er dann selbst seine Gefangennahme, Verbannung und Befreiung beschrieben. Goethe war auf seiner im Sommer 1801 unternommenen Badereise nach Pyrmont zweimal in Göttingen gewesen, zunächst vom 6. bis 12. Juni, dann wieder vom 18. Juli bis 14. August; sein Tagebuch zeigt ihn uns im engen täglichen Verkehr mit den Zelebritäten der Hochschule und in eifriger wissenschaftlicher

Arbeit für die Geschichte der Farbenlehre. Aus Schillers Besuch der preußischen Hauptstadt, der schon für den Sommer 1800 geplant, dann aber aus Gesundheitsrücksichten auf den nächsten Sommer verschoben worden war, sollte auch diesmal noch nichts werden: seine Briefe an den Verleger Unger lassen uns die Geschichte dieses Reiseplans genau verfolgen. Der Titel seiner bei Unger im Herbst 1801 veröffentlichten romantischen Tragödie erscheint auch sonst vielfach als „Das Mädchen von Orléans", wofür dann die uns heute geläufige Bezeichnung eintrat. „Hero und Leander" war am 17. Juni abgeschlossen worden: daß Schiller selbst die Romanze Böttiger mitgeteilt und daß dieser den Text damals schon kennen gelernt hat, ist nicht wahrscheinlich; die Worte „zuletzt hier noch" beziehen sich darauf, daß der Dichter am 6. August für mehrere Wochen zum Besuche Körners nach Dresden abgereist war.

Über den weimarischen Aufenthalt der Frau v. Stael von Mitte Dezember 1803 bis Ende Februar 1804 hat Lady Blennerhassett zu Beginn des dritten Bandes ihrer Biographie eingehend gehandelt und auch die Beobachtungen zusammengestellt, die wir aus dem Munde von Augenzeugen über die Ereignisse dieser Wochen und den Verkehr der geistvollen Französin mit den Größen Weimars besitzen. Goethe hat in den Annalen von 1804 mit vorsichtiger Ausführlichkeit diese für die kleine Residenz so merkwürdige Zeit mit ihren eigenartigen Konflikten verschiedener Welt- und Kunstansichten geschildert; Schiller schrieb bei ihrem Abschluß, es sei ihm zumute, als habe er eine schwere Krankheit überstanden. Der von Kotzebue im Verein mit Merkel herausgegebene „Freimütige" bringt in seiner Nr. 19 vom 27. Januar 1804 einen anonymen Aufsatz „Aus einem Briefe aus Weimar", voller Lobes für Frau v. Staels körperliche und geistige Erscheinung und voll Enthusiasmus über ihre Aufnahme in Weimar, völlig kritiklos: sicher ist dieser Aufsatz der oben erwähnte, durch Wieland überschickte, und Böttiger der Verfasser. Merkel fügt eine Redaktionsnote bei, die auf das zu reparierende „böse Urteil" hinweist: „In einem Blatte des vorigen Jahrgangs des Freimütigen stand eine ältere Charakteristik der berühmten Frau, die nicht sehr verbindlich war. Mit Vergnügen liefere ich hier eine ganz neue, die den Vorstellungen des Publikums wahrscheinlich mehr entspricht." Was uns Böttiger an Urteilen der Frau v. Stael über Goethe vermittelt, stimmt fast wörtlich zu dem bisher schon bekannten Bericht aus seiner Feder, der teilweise in die Sammlung von Goethes Gesprächen übergegangen ist, so z. B. die Bemerkung über die „Natürliche Tochter", deren Aufführung am 21. Dezember 1803 sie beigewohnt hatte. Die so meisterhaft übersetzte „schönste Dichterblüte" ist Goethes Gedicht „Geistesgruß", dessen Übertragung sie am 26. Januar dem Dichter übergab. Den Rückgang der Universität Jena in den Jahren 1803 und 1804, veranlaßt durch den Wegzug einer Reihe bedeutender Lehrer an andre Hochschulen, sah Kotzebue, der schon in Artikeln seiner Zeitschrift sich mit dieser Krisis beschäftigt hatte, ebenso wie Böttiger selbst nicht ohne Schadenfreude. Für die berühmte, zusammen mit ihrem Redakteur, dem klassischen Philologen Professor Schütz, nach Halle auswandernde „Allgemeine

Literaturzeitung" hatte sich Goethe eifrigst bemüht einen unmittelbaren Ersatz zu schaffen: an dem unter Eichstädts Leitung mit Neujahr 1804 ins Leben getretenen neuen Journal hat er selbst dann eifrig mitgearbeitet, nicht nur durch eigene kritische Artikel, sondern auch durch eingehende Anteilnahme an den eigentlichen, sehr mühevollen Redaktionsgeschäften. Die Notiz über die Aufführungen des „Tell" stimmt nicht zu den späteren Tatsachen: während er in Weimar schon am 17. März zum ersten Male gegeben wurde, folgte Berlin unter Ifflands Direktion erst am 4. Juli.

Während Goethe im Mai 1814 im Schwefelbade Berka bei Weimar zur Kur sich aufhielt, erhielt er die Aufforderung Ifflands, zur Feier der Rückkehr des Königs aus dem Kriege für das Berliner Theater ein Festspiel zu dichten, zu dem der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber die erforderliche Musik schreiben sollte. Während des Badeaufenthalts entstand so „Des Epimenides Erwachen" und wurde am 12. Juli abgeschlossen. Um Johanni war Weber zu persönlicher Besprechung einiger Einzelheiten in Berka gewesen. Die Aufführung in Berlin verzögerte sich dann von Monat zu Monat und fand erst nach Ifflands Tode am 30. März 1815, dem Jahrestage des Einzugs der Verbündeten in Paris, statt. Auf eine Beurteilung des künstlerischen Wertes der Dichtung kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

Zur Erläuterung der Notiz über die am 17. Februar 1815 am erbprinzlichen Hofe aufgeführten Kotzebueschen Stücke („Mädchenfreundschaft oder der türkische Gesandte" von 1805 und „Der Graf von Gleichen, ein Spiel für lebendige Marionetten" von 1808) diene folgende Stelle aus einem Briefe von Lotte Schiller an ihren Freund Knebel vom 22. Februar: „Die Geschichte, die eine heilige Volkssage ist, herunterzusetzen ist in meinen Augen schon ein Verbrechen des Dichters. Stella zu travestieren ist auch ein ebenso großes Verbrechen. Aber Kotzebue habe ich schon lange aufgegeben und traue ihm alles Schlechte zu. Doch daß die Herren von Poseck, Hopfgarten usw. dieses Stück spielen konnten, und daß der Prinz, der diese fête gab, dieses in seinen Augen gesellschaftliche Vergnügen zu einer solchen Plattheit herabwürdigen konnte, ist sehr traurig, und es hat mich gelehrt, daß ich mich lieber von einer solchen Welt entfernen möchte, wo man, wenn man nicht selbst den guten Geschmack erkennte, doch so viel Ehrfurcht für das Schöne in sich bewahren sollte, dem Schlechten nicht Raum zu geben . . . Goethe hat sich darüber ereifert und mit Recht."

3. Wieland an Böttiger.

Oßmanstätt den 12. 9ber 1802.

Ich habe mir, wie Sie sehen, Zeit genommen, den Antrag, den Sie mir im Nahmen und mit den Worten des Herrn von Kotzebue zu machen sich haben verwenden wollen, von allen Seiten wohl zu überlegen. So ehrenvoll dieser Antrag für mich ist, so glaube ich doch, Sie werden, nach einer gleichmäßigen näheren Beherzigung der Sache, selbst gestehen müssen, daß ich durch überwiegende Beweggründe genöthigt bin, die mir zugedachte Ehre eines

Kampf und Preis-Richters bey dem Wettlauf, wozu die Herren von Kotzebue und Iffland den Thyrsos des Bacchus und der Thalia in Germanien mit Aussetzung eines so ansehnlichen Preises einladen, gänzlich von mir abzulehnen. Ich müßte (wozu ich weder Lust noch Muße habe) eine kleine Dissertazion schreiben, um alle die Gründe, die mich dazu bewegen, auseinander zu setzen; mich dünkt aber, sie fallen so ziemlich stark von sich selbst in die Augen. So ist z. B. mein Nahme gewiß nicht von solcher Wichtigkeit, daß er einem Institut, das an sich selbst und durch das Gewicht von 100 goldnen Friedrichen schon anlockend genug ist, zu sonderlichem Vorschub dienen könnte; wenn dies aber auch der Fall wäre, so bin ich doch fest entschlossen, meine Firma zu keinem Geschäfte mehr herzugeben, woran ich nicht würklich gerade so viel Theil nehme als das Publikum zu erwarten berechtigt ist. Ich müßte alle um den Preis ringende Stücke selbst gelesen, verglichen und aufs schärfste untersucht haben, ehe ich von mir selbst erhalten könnte das Richteramt zu verwalten um dem Würdigsten den Preis zuzusprechen. Wo nähme ich aber zu einer solchen Corvée Zeit, Geduld und Augen her? Herr von Kotzebue sieht dies wohl ein, und will mir daher das aufgetragene Ammt so leicht als möglich machen. Er scheint aber übersehen zu haben, daß dies moralisch unmöglich ist, und daß ich entweder das Ammt eines Richters recusiren, oder mit Übernahme desselben auch alle seine Pflichten übernehmen muß. Hiezu kommt noch, daß, so wie die Sachen dermahlen auf unserm Parnaß stehen, ich die mir angetragene Rolle unmöglich spielen könnte, ohne in den Augen des Publikums das Ansehn eines chef de parti zu bekommen, oder wenigstens von einer Partey dafür ausgeschrien zu werden. Ich wünsche aber den Rest meiner Tage in Ruhe hinzubringen, und so wenig von mir reden zu machen als mir möglich ist. — Die Sache hat noch mehrere abschreckende Seiten; aber es mag an dem Gesagten genug sein. Dürfte ich den Herren von Kotzebue und Iffland einen Vorschlag thun, so wäre es, den Preis durch ein heimliches Gericht von zehen oder zwölf gebildeten und mit hinlänglichen Kenntnissen versehenen Theaterfreunden, worunter keiner selbst Autor wäre, und zwar in zwey Commités zuerkennen zu lassen. Das größere Commité wählte aus den eingegangenen Stücken (deren vermuthlich eine große Anzahl seyn wird) sechs oder vier, welche hierauf von einem engeren Ausschuß auf zwey oder drey reduciret würden. Diese würden in pleno gelesen, darüber debattiret und endlich durch Stimmen-Mehrheit entschieden, welches das Beste oder Mindest Schlechte sey. Auch hielte ich für rathsam ein accessit zu statuieren und daher für das beste Stück nur 80 Friedrichsdor, die übrigen 20 aber dem accessit zur Consolation zu bestimmen.

Dies, lieber Freund, ist, was ich Sie ersuche dem Herrn von Kotzebue nebst meiner besten Empfehlung, als meine unabänderliche Antwort auf den bewußten Antrag mitzutheilen. Noch einmahl, das Institut ist an sich selbst zu einladend als daß es eines Rahmens zur Unterstützung bedürfte. Die Hauptsache ist, daß die Welt von der Unpartheylichkeit des Gerichts überzeugt werde, und dies kann schwerlich besser als auf die von mir vorgeschlagene, oder irgend eine andere ähnliche Weise erhalten werden.

Uebrigens, woher wissen Sie, daß ich nicht selbst (risum teneatis, amici!) Lust bekommen könnte, um der Ehre und der 80 Friedrichsdor willen um den Preis zu konkurriren und das erste und letzte Lustspiel in meinem Leben zu schreiben? 400 Thaler wäre wenigstens um ein hübsches Häufchen Gold mehr als ich je für 8 oder 10 Bogen bekommen habe, seit ich die Ehre habe Autor zu seyn.

Nihilne novi ex Africa? — Seitdem ich wieder in meiner Klause zu Oßmannstätt stecke, bin ich wie von der Welt abgeschnitten.

Spaßes halber theile ich Ihnen hier einen von Ramberg in Hannover erhaltenen Brief mit[1]), bitte mir ihn aber baldmöglichst wieder zurück.

Vale et fave Tuo
Wieland.

Von dem in diesem Briefe erwähnten Plane Kotzebues, zusammen mit Iffland ein Preisausschreiben für ein deutsches Lustspiel zu erlassen und Wieland als Preisrichter dafür zu gewinnen, ist, da er infolge der Ablehnung Wielands nicht zur Ausführung kam, wenig bekannt geworden, und auch in den Briefwechseln der Zeitgenossen habe ich keine Erwähnung desselben auffinden können. Eine öffentliche Ankündigung des Preisausschreibens ist allerdings in der ersten Nummer des „Freimütigen" vom Jahre 1803 erfolgt, scheint aber keine Konsequenzen gehabt zu haben. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich in Kotzebue, nicht in Iffland den Urheber der ganzen Idee und in der Idee selbst einen in erster Linie gegen Goethe und Schiller gerichteten Schachzug zu erkennen glaube. Zu Ende 1800 war in den „Propyläen" ein Preisausschreiben von seiten des weimarischen Theaters für das beste Intrigenstück erschienen, an dessen endgültiger Fassung jedenfalls beide Dichter beteiligt waren: von den dreizehn zum Herbst 1801 eingelaufenen Stücken, unter denen sich auch Brentanos „Ponce de Leon" befand (die Stücke selbst, soweit sie nicht den Verfassern zurückgesandt wurden, und einige Begleitschreiben besitzt die Jenaer Universitätsbibliothek), wurde jedoch keines des Preises für würdig erachtet, und der Versuch, auf diesem Wege unsrer Bühne zu einigen guten Lustspielen zu verhelfen, war im Sande verlaufen. Kotzebue, der sich, soviel ich sehe, nicht an dieser Konkurrenz beteiligt hat, was vielleicht durch sein sibirisches Abenteuer verschuldet wurde, dessen Lustspielproduktion in den ersten Jahren des Jahrhunderts aber zweifellos, wie schon Goethe bemerkt hat, mit jener Preisaufgabe in einem inneren Zusammenhange steht, hoffte wohl besseren Erfolg mit seinem Preisausschreiben zu haben und vielleicht gar selbst gekrönt zu werden. Welcher Triumph wäre es für ihn gewesen, wenn eins seiner neueren Dramen, die durch den Konflikt mit Goethe von der weimarischen Bühne ausgeschlossen worden waren, in demselben Weimar durch Wieland, den Patriarchen der älteren Dichtergeneration, des Preises

[1]) [Anmerkung Böttigers.] Ramberg protestirt sehr ernstlich gegen die ihm in der eleganten Zeitung erwiesene Ehre, daß er in die hiesige Ausstellung etwas eingesendet habe, und will den Falsarius, der hier unter seinem Nahmen ein Gemälde ausgestellt habe, es koste was es wolle, herausbaben, um ihn belangen zu können. B.

für würdig erklärt worden wäre! Dieser jedoch war vorsichtig genug, das ihm gestellte Ansinnen höchst diplomatisch, aber sehr bestimmt abzulehnen, was den ganzen Plan im Keime erstickte. Seine Rache an Goethe hat Kotzebue dann auf einem andern Felde, in den gehässigen Artikeln seines „Freimütigen", gekühlt, wofür ich wieder auf Stengers Buch verweisen darf.

4. Herzogin Anna Amalia an Kotzebue.

Weimar d. 9. May 99.

Die Zueignes-Schrift, mit welcher ich die Ausgabe Ihrer dramatischen Werke zu empfangen das Vergnügen gehabt habe, ist so verbündlich abgefaßt, daß ich Ihre Güte darin nicht verkennen kann. Ich erwiedere dieses, mir sehr schätzbare Geschenk mit dem wahresten Dank, und theile das Gefühl mit allen Freunden unserer vaterländischen Schaubühne, um welche Sie sich, auf eine so entschiedene Weise, verdient machen.

Erlauben Sie mir diese Versicherung, nebst der meiner aufrichtigsten Achtung, Ihnen hier zu erneuern, mit welcher ich bin

Ihre sehr wohl affectionirte
Amelie.

Nach Niederlegung der Wiener Theaterdirektion zu Ende des Jahres 1798 beschloß Kotzebue, seinen Wohnsitz wiederum in Weimar zu nehmen, wo er nach einer längeren Reise durch Süddeutschland gegen Ende April 1799 eintraf: Goethe ließ ihm durch den „Wöchner", d. h. den Regisseur der betreffenden Woche, „das Kompliment machen" und einen Freiplatz anbieten. Nach fast genau einem Jahre, Anfang April 1800, trat er dann die verhängnisvolle Reise nach Rußland an, die zu seiner Verhaftung und Deportation nach Sibirien führte. Um sich bei der verwitweten Herzogin Anna Amalia wieder in Erinnerung zu bringen, deren Kabinettssekretär einst sein Vater gewesen war, ließ er ihr bald nach seiner Ankunft in Weimar die ersten Bände seiner „Neuen Schauspiele" überreichen, die seit 1798 zu erscheinen angefangen hatten. Die Herzoginmutter hat dann stets, auch in den Tagen der Opposition gegen Goethe, auf dessen Seite der Herzog Karl August trat, Kotzebue die Stange gehalten, konnte allerdings nicht hindern, daß ihm Weimar unmöglich gemacht wurde.

5. Karl August an Kotzebue.

Sehr werther Herr Collegien Rath

Für Uebersendung des gestern Abend empfangenen Buches sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank; so aufrichtig der Antheil war den wir hier alle an Ihrem Schicksale nahmen wärend es traurig und ungewiß war, eben so aufrichtig ist auch derjenige den ich Ihnen gewidmet habe wenn ich Sie hier vergnügt und mit Ihrer Lage zufrieden unter Ihrer Familie, Freunden und

Landesleuten sahe: daß Sie uns auf eine so angenehme Art das merkwürdigste Jahr Ihres merkwürdigen Lebens mittheilen ist ein vorzügliches Geschenk das wir mit lebhaftem Vergnügen erkennen. Den 1. Theil habe ich seit gestern Abend mit anhaltender Aufmerksamkeit und ungestörter Befriedigung schon durchgelesen. Der 2. soll mir eine andere Nacht verbringen. Leben Sie wohl, ich verbleibe hochachtungsvoll

des Herrn Collegien Rath
sehr wohlwollender
Carl August.

Weimar 24. Nov. 1801.

Hochwohlgebohrner
Sehr werthgeschätzter Herr Staatsrath und General-Consul

Ew. Hochwohlgeb. mir angenehme Zuschrift, nebst den übersendeten zwey Bänden der von Ihnen herausgegebenen Geschichte des deutschen Reichs, ist mir ein schätzbarer Beweis von der Fortdauer Ihrer mir gewidmeten achtungswerthen Gesinnungen die ich stets mit Wohlgefallen wahrnahm. Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank auch für das erneuerte Merkmal Ihres Attachements, daß Sie den dritten Band dieses meine Aufmerksamkeit verdienenden Werks mir zuzueignen gesonnen sind. Ich nehme dieses als ein schätzbares Andenken Ihrer Freundschaft an und wiederhole die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung verbunden mit den aufrichtigen Wünschen Ihrer noch langen Erhaltung, indem ich sehr gerne verbleibe

Ew. Hochwohlgeb.
sehr wohlwollender
Carl August.

Weimar den 9. April 1816.

Das Buch, dessen Karl August in dem ersten, ganz eigenhändigen Briefe so wohlwollend gedenkt, ist bereits oben bei Gelegenheit der Briefe Böttigers erwähnt worden: es ist Kotzebues Beschreibung seiner Verbannung nach Sibirien und seiner unerwarteten Befreiung, die damals in den weitesten Kreisen der deutschen Lesewelt schon rein stofflich das höchste Interesse erregte, zu gleicher Zeit französisch erschien und sehr bald auch ins Englische und Dänische übersetzt wurde. Goethe hat sie für das Schlechteste erklärt, was er je geschrieben habe; das Publikum verschlang sie mit Begierde.

Kotzebues „Geschichte des Deutschen Reichs von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergange", für deren Zusendung der Großherzog in dem zweiten Schreiben sich bedankt, bei dem nur die Namensunterschrift eigenhändig ist, erschien in zwei Bänden 1814 und 1815 in Leipzig. Ein dritter Band, der Karl August zugeeignet werden sollte, ist bei Lebzeiten des Verfassers nicht herausgekommen. Kotzebues Brief an den Großherzog, auf den das vorliegende Schreiben die Antwort bildet, datiert Königsberg den 21. März 1816, ist von Döring in seiner Biographie des Dichters (S. 304) mitgeteilt worden:

er nimmt dort den Mund etwas sehr voll, wenn er als Hauptzweck seines Buches ansieht, „jungen Fürsten die Geschichte mit steter Rücksicht auf das Recht zu lehren, dem glücklichen Verbrecher den lockenden Ruhm zu entreißen und so in den Seelen künftiger Herrscher den Keim der Eroberungssucht zu ersticken." Das Buch gehörte zu den verhaßten Werken der Feinde der guten Sache, die am 18. Oktober 1817 auf der Wartburg von den leidenschaftlichen Vertretern der Burschenschaft dem flammenden Scheiterhaufen überantwortet wurden. Eine Wirkung hat es außer der hierdurch erlangten traurigen Berühmtheit nicht ausgeübt.

Ein dritter Brief Karl Augusts an Kotzebue vom 27. Dezember 1816, die Antwort auf ein Schreiben Kotzebues aus Reval vom 29. November desselben Jahres (Döring S. 317), ist bereits bekannt: es wird ihm darin die nachgesuchte Erlaubnis erteilt, zur Abfassung der ihm vom Kaiser Alexander von Rußland aufgetragenen monatlichen Berichte über die deutschen literarischen Verhältnisse seinen Wohnsitz in Weimar zu nehmen. Es ist bekannt, daß Kotzebue durch diese Angelegenheit fälschlich in den Verdacht kam, eine Art russischer Polizeispion im Herzen Deutschlands zu sein, und daß diese Überzeugung im März 1819 dem Studenten Sand den Mordstahl gegen ihn in die Hand gedrückt hat.

6. Herzogin Luise an Kotzebue.

Mein sehr werthgeschätzter Herr Collegienrath!

Ich habe Ihren Brief vom 1. März richtig erhalten, und mich über Ihr Andenken, so wie über die gegen mich darin geäußerten freundlichen Gesinnungen gefreut. Sie rechnen mir übrigens die geringen Dienste, die ich Ihrer Frau Mutter zu leisten Gelegenheit hatte, viel zu hoch an; ich habe sowol in diesem Stücke, als auch bei allen andern Vorfällen, die durch den Sturm unserer Zeit hervorgebracht wurden, nur dasjenige gethan, was jede andere an meiner Stelle ebenfalls gethan haben würde. Es ist mir übrigens immer schmeichelhaft, wenn gebildete Männer eine gute Meinung von mir hegen, und in dieser Rücksicht bin ich Ihnen für die Ihrige vielen Dank schuldig. Es wird mir angenehm seyn, wenn ich von Ihrem und der Ihrigen Wohlseyn gute Nachrichten erhalte, und ich wünsche daß dieses immer der Fall seyn möge.

Rechnen Sie dabei stets auf die vorzügliche Werthschätzung, womit ich bin

des Herrn Collegienraths

ergebene

Weimar d. 24. Jun. 1807. Luise H. zu Sachsen.

Dies charakteristische Schreiben der Gemahlin Karl Augusts, das in so bescheidener Weise der hohen Verdienste gedenkt, die sie sich in den Schreckenstagen von 1806 um ihr Land und um viele Bürger der Residenzstadt erworben hatte, wird man gern den mannigfaltigen Zeugnissen vom geistigen Wesen der edeln Frau einordnen, die uns Eleonore von Bojanowski in ihrer vortrefflichen Biographie der Fürstin kennen gelehrt hat. Der vierte Abschnitt

dieses Buches schildert Luisens aufopfernde Tätigkeit für das allgemeine Wohl. Wie Charlotte von Stein, so hatte auch Kotzebues Mutter bei der Plünderung Weimars durch die Franzosen schwer gelitten.

7. Vertuch an Kotzebue.

Weimar d. 16. Decbr. 1787.

Der traurige Verlust unseres lieben theuren Musäus ist die Veranlassung dieses Briefchens an Sie, hochzuverehrender Freund. Die Frau Mama theilte mir gestern Ihre Idee und Wunsch, seine sämmtlichen Werke zum Besten der Wittwe sammeln und herausgeben zu können, mit, und fragte mich darüber um Rath. Ich muß bekennen, daß ich als des seeligen Musäus ältester litterarischer Freund in Weimar gleich nach seinem Tode, als ich mich der Vollendung der Ausgabe seiner Moralischen Kinderklapper annahm, denselben Gedanken und Wunsch hatte; und daß wir einander also auf einerley Wege begegnen; daß mich aber auch die unüberwindlichen Schwierigkeiten diesen Wunsch auszuführen, die ich dabey sahe, den Plan wieder aufgeben machten. Hören Sie meine Gründe. — Unser seeliger Freund besaß bekanntlich eine so gränzenlose Bescheidenheit über sein Schriftsteller-Verdienst, und dabey eine so wunderbare eiserne Anhänglichkeit an seine Verleger, daß er sich ordentlich von ihnen mißhandeln ließ, mit einem wahren Tagelohne statt eines billigen Honorars zufrieden war, und nie daran dachte aus seinen Werken einen verdienten dauernden Vortheil zu ziehen. Ein Gegenstand worüber ich so oft mit ihm gesprochen, gezankt und ihn doch nie auf einen anderen Weg, den ich ihm vorzeichnete, habe bringen können. Eben dieß hat gemacht, daß er auch seine Werke seinen drey Hauptverlegern, Richtern, Ettingern und Nicolai ganz unbedingt, und ohne sich das Eigenthum vorzubehalten, um das äußerst mäßige Honorar überlassen hat. Sie kennen das räuberische aber leider einmal durch alten Possess bestättigte Princip der Teutschen Buchhändler, daß der Verleger auf sein Verlagswerk ein immerwährendes Eigenthum acquirire, wenn der Autor sich nicht durch Contrakt ausdrücklich das Gegentheil bedungen, und ihm den Verlag nur entweder auf gewisse Jahre oder eine oder mehrere Auflagen überlassen habe. Selten gelingts einem Schriftsteller der anfangs nicht vorsichtig gewesen ist, diese Fesseln zu zerbrechen; und gerade befindet sich unser seeliger Musäus in diesem Falle. Wir wollen seine Werke Stückweise durchgehen. Sie würden ohngefähr bestehen aus 1, Grandison dem Zweiten; 2, dem Gärtnermädchen; 3. den physiognomischen Reisen; 4, den Volksmährchen; 5. Freund Heins Erscheinungen; 6. den Straußfedern; 7. einem Bande kleiner vermischter Werke. Nun wünschte ich aber ad 1 und 2 daß Grandison und das Gärtnermädchen nicht mit in die Sammlung aufgenommen würden, weil sie zu unvollkommen und seiner nicht würdig sind; denn nicht alle Werke eines Meisters sind auch Meisterstücke. 3., die physiognomischen Reisen hat Richter, ein harter unbilliger Mann, in den Händen, der sie sicher nicht losgiebt, wenn noch irgendwas damit zu verdienen ist, woran ich doch beynahe zweifle, weil die Periode

dieser Narrheit in Teutschland glücklich vorbey ist; dazu hat er schon mehrere und gewiß starke Auflagen davon gemacht, den seeligen Musäus dafür bezahlt, und sich also ein jus tacitum darauf erworben. Ebenso geht es 4., mit den Volksmährchen, wo Ettinger schon mit dem seeligen Musäus die 2. Auflage, an der er jetzt druckt und der erste Band heraus ist, à 1 Thaler pro Bogen pro revisione behandelt würklich bezahlt hat, und wo also die Wittbe den Contrakt halten muß.

5., Freund Heins Erscheinungen sind, um wahr und gerecht zu seyn, nichts unsres Musäus sondern Steiners in Winterthur Entreprise und Eigenthum. Steiner gab Schellenbergen die Idee einen modernen Todtentanz zu zeichnen und zu radiren. Schellenberg hatte schon 8 bis 10 Platten davon fertig und ausgeführt, als Steiner damit zu uns nach Weimar kam, und unter uns einen guten Schriftsteller aufsuchte, der ihm die Epigraphen dazu machte. Er frug Wieland und mich um Rath, und ich schlug Musäus dazu vor; der es auch annahm, und dem ich noch die Idee, den Text zu den Kupfern in allerhand Formen und Variationen zu bearbeiten, angegeben habe; welches er auch gethan hat. Steiner also kann den Text zu seinen Platten, wofür er auch Musäus ganz gut bezahlt hat, als sein wohlerworbenes Eigenthum betrachten, und wird sichs nicht rauben lassen. 6., von den Straußfedern wird Nicolai, obgleich mit weniger Grunde ein gleiches behaupten. Das Werk ist übrigens Fragment, die Ausgabe neu, die Auflage gewiß stark und nachhaltend, und aus Nicolais Händen ist Erlösung so schwer als aus der Hölle. 7., dem Bande seiner kleinen vermischten Schriften steht nichts im Wege. Die kleine naive Erzählung aus Pandora, und das Gedicht der Schiffsbrand möchten wohl die interessantesten Stücke davon, das Uebrige aber wohl meist lauter Gelegenheits Gedichte seyn; denn von ungedruckten Sachen ist kein Blatt von ihm da. Die Straußfedern ließ er liegen, aus Verdruß, weil er mit Nicolai nichts über das Honorar bedungen hatte, sich wie gewöhnlich auf seine Generosität verließ, und dieser ihm endlich bei dem ungeheuern Formate nur 5 Thaler pro Bogen gab. — Das letzte aller seiner Werke ist eine kleine artige Bearbeitung der Hochets moraux des Monget, die ihm Ettinger aufgetragen hatte unter dem Titel Moralische Kinderklapper, für Kinder und Nichtkinder; die er nicht weiter als bis zur 15. Erzählung vollenden konnte, und deren Druck, damit sie nicht untergehe, ich jetzt noch besorge; so wie ich auch eine kleine Vorrede dazu gemacht habe.

Aus allem diesen sehen Sie, Verehrtester Freund, daß, wohlüberlegt, das Unternehmen seine großen Schwierigkeiten und Hinderungen habe. Machen Sie selbst den Versuch, und schreiben an die Verleger, und Sie werden sehen daß ich aus Erfahrung spreche. Wollten Sie es |ohne| ihre Einwilligung eigenmächtig wagen, so behandeln sie Ihre Unternehmung als einen Nachdruck, lassen kein Exemplar davon auf die Leipziger Messe, und vernichten Ihnen sehr leicht den ganzen Debit in Teutschland, und Sie selbst risquiren dann vielleicht noch Ihre Auslagen bey der Unternehmung. Das Einzige was ich vielleicht noch zum Vortheile der Wittbe und Kinder für möglich halte, ist, die sämmtlichen 4 Verleger dahin zu bringen, daß sie aus Ehrgefühl und

Billigkeit der Wittbe von jeder neuen Auflage des einzelnen Werks das jeder hat, etwas Gewißes abgeben. Ettingern hab ich schon bey der Gelegenheit, als ich ihm Musäus Todt meldete, dahin gebracht, daß er mir dieß Versprechen gethan hat. — Hier, lieber Freund, haben Sie also meinen aufrichtigen Rath und Meinung über diese Sache. Ich überlaße Ihnen nun ob Sie ihn gegründet finden, und billigen wollen oder nicht. Ich wünschte Sie wenigstens auf das Risico der Unternehmung, in die Sie Ihr warmes und theilnehmendes Herz gar leicht verwickeln könnte, aufmerksam zu machen. Mein Rath soll Ihnen überhaupt nie bey Ihren buchhändlerischen Entreprisen, nebst meiner ziemlich langen Erfahrung auf dieser schlüpfrigen Bahn, entstehen, wenn Sie ihn irgends für sich nützlich finden können.

— — —

Am 28. Oktober 1787 war Johann Karl August Musäus, Professor am Gymnasium, in Weimar gestorben; zwei Tage später hielt ihm Herder als Ephorus des weimarischen Schulwesens eine Gedächtnisrede, die mit warmen Worten den freundlichen und beliebten Lehrer, den guten und einfachen Menschen feiert. Was er als humoristischer Schriftsteller in der Weise Sternes seiner Zeit gewesen ist, ist heute aus dem allgemeinen Bewußtsein geschwunden: sein Hauptwerk, die Verspottung der physiognomischen Torheiten Lavaters und der Lavaterianer, das sich allerdings mit Lichtenbergs glänzender Streitschrift an Schlagkraft des Witzes nicht messen kann, hat für uns höchstens historisches Interesse. Die Betrachtungen, die er den krausen Totentanzzeichnungen Schellenbergs beigegeben hat, sind mit ihrem sinnigen Ernst vielleicht zu unrecht ganz vergessen worden. Seine Volksmärchen, das einzige Werk seiner Feder, das sich heute noch einer gewissen Bekanntschaft, ja Popularität erfreut, konnten mit ihrem reflektierten, vielfach ins Ironische, nicht selten ins Frivole hinüberspielenden Ton die Konkurrenz mit den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm nicht aufnehmen, die für uns das unerreichte Muster wahrhaft volkstümlichen Märchenstils geworden und geblieben sind.

Kotzebue verbanden enge Beziehungen mit Musäus: seine Mutter und Musäus' Gattin waren Schwestern; außerdem hatte Musäus sowohl durch seine Tätigkeit als Lehrer am Gymnasium als in Privatstunden einen maßgebenden Einfluß auf Kotzebues Knabenjahre gehabt und auch die ersten Schritte der dichterischen Entwicklung seines Zöglings, dessen Talent sich sehr früh offenbarte, mit strenger Kritik und offener Einsicht für die mannigfachen Fehler des jungen Menschen, die sich in seinen Produktionen widerspiegelten, geleitet. So war eine warme Verehrung für den gütigen Lehrer die vorherrschende Empfindung Kotzebues für Musäus geblieben. Sofort nachdem er in Livland die Nachricht von Musäus' Tode empfangen hatte, entwickelte er in einem aus Reval am 13. November 1787 an seine Mutter gerichteten Briefe seinen Plan, zum Andenken des Verstorbenen und zum Besten seiner nachgelassenen Familie eine Ausgabe von Musäus' Schriften zu veranstalten, und insbesondere dessen kleine zerstreute Aufsätze und Gedichte zu sammeln.

Die Mutter teilte diesen Plan sogleich dem Buchhändler und Schriftsteller Bertuch in Weimar mit, damit dessen fachliche Erfahrung dem Gedanken zugute kommen könne, und der obige Brief Bertuchs an Kotzebue zieht die Richtlinien, in denen sich dann auch die Ausführung des pietätvollen Planes bewegt hat. Diese zog sich allerdings noch sehr in die Länge: erst zu Ostern 1791 erschienen in Kummers Verlag in Leipzig die „Nachgelassenen Schriften des verstorbenen Professor Musäus, herausgegeben von seinem Zögling August von Kotzebue". Den stimmenden Akkord der Sammlung bilden „Einige Züge aus dem Leben des guten Musäus, von der Hand seines Schülers entworfen" und Herders Gedächtnisrede; dann folgen ein paar Prosaaufsätze, eine ganze Reihe Gedichte (darunter der oben erwähnte „Schiffsbrand" und poetische Glückwünsche an seine Gattin) und etliche Briefe an Kotzebues Schwester Amalie Gildemeister (die erste Marianne in Goethes „Geschwistern"); den Beschluß macht ein Brief über den weimarischen Schloßbrand von 1774. In den Gedichten und Briefen ist vielfach gekürzt worden, „denn", heißt es im Vorbericht, „ich möchte keine Sünde auf mich laden wie die, welche man an Lessing beging, als man die unbedeutendsten Briefe an seine Frau drucken ließ." Literarisch hat die Sammlung neben den größeren Werken von Musäus keine Bedeutung, dagegen ist sie wertvoll für die Erkenntnis des Menschlichen in ihm.

8. Chamisso an Kotzebue.

[Berlin, Juni oder Juli 1815.]

Euer Hochwohlgebohren gütigen und eifrigen Bemühungen verdanke ich die Erfüllung meiner ersten und eifrigsten Wünsche. Ich erkenne es dankbar, nur verstehe ich schlecht meinem Danke Worte zu geben. Ich habe mich manchmal innig gefreut, wenn ich einen sonst mir fremden Menschen, nach langem blinden Irren, und fruchtlosem Ankämpfen, die Bahne und Richtung finden gesehen, die seiner Eigenthümlichkeit entsprach, und ihm, in einer ihm angemessenen Wirksamkeit, Beruhigung und Befriedigung zusicherte, indem der Keim in ihm sich entfalten, und Blüthe und Frucht gedeihen konnte. Ich freute mich an diesem Bilde des Glückes, schon ohne daß ich zu demselbigen beigetragen hätte. Schöner muß noch das Gefühl sein, selbst die Hand dazu gereicht zu haben, und auf solches Selbstgefühl, verehrter Herr Etats-Rath, muß ich Sie zurücke weisen. Noch bleibt mir ein Wunsch zu erreichen, der Meinung, die Ihnen mein Freund von mir eingeflößt hat, zu entsprechen und mich Ihrem Herrn Sohn während der langen und engen Berührung, als ein freudiger Gehülfe und kein überlästiger Gast zu bewähren.

Ich habe die Ehre mit inniger Erkenntlichkeit und ausgezeichneter Hochachtung zu sein,

Herr Etatsrath,

Ihr ergebenster Diener

Ad. v. Chamisso.

Eure Hochwohlgebohren geb ich mir die Ehre von dem Orte aus zu schreiben, von wo wir unsere eigentliche Reise anzutreten im Begriff sind. Wir verlassen hier die äußersten Europäer um neue Erden und Menschen aufzusuchen. Ich muß Ihnen herzlich und innig den Dank wiederholen, den ich, an dieser Expedition Antheil gewonnen zu haben, Ihnen schuldig bin. Bis auf das eine Glied, das nun als ausgeschieden betrachtet werden kann, bildet die kleine schwimmende Welt auf dem Rurik eine einträchtliche Familie, deren Hausvater der geliebte Otto Afistafitsch[1] ist, und schon dieses Verhältniß auf dem Schiffe dürfte dem genügen, der in unserem zerrißenen Europa so zerrißen war. Herr Wormskiold, über den zu schweigen mir geziemen würde, wenn [mir] nicht der ehrende Wunsch des Captain die Zunge lösete, wird noch bis Kamtschatka bei uns bleiben, er zieht diesen Rath dem vor, sich schon hier bei überschrittenen spanischen Verordnungen von einer Welt los zu reißen, worin er längst durch eigene Schuld alle Liebe und Achtung unwiederruflich verscherzte, und nur der gütigen Schonung des Captain den letzten Schein von Ansehn verdankte, den er oft in seiner Tücke zu pöbelhaften Auftritten mißbrauchte. Er hatte von Anfang an seine Sache von der der Expedition getrennt, und so wird ihr dieser Verlust in wissenschaftlicher Hinsicht weniger fühlbar. — Ich habe Sie, bei Hitzigs Bürgschaft und Ihres Herrn Sohnes Güte, mit der Besorgung meiner Briefe beschwert, und muß Sie noch fortan um den gleichen Dienst bitten. Sie haben mir, durch das was Sie für mich gethan, auf Ihre Güte zu rechnen ein Recht gegeben. — Wie mögen Briefe einen ansehen, die, von einer solchen Reise aus geschrieben, spät durch Raum und Zeit nachhallen. Die Wehen worin wir diese Welt fanden, mahnten uns an das Heimische, sie führten mir, in meinem reifen Alter, das Bild meiner Kindheit wieder vor. Wird für Amerika wie für Frankreich so vieles Blut fruchtlos gefloßen sein? und was wird, indem uns unbekümmert die Wellen schaukeln, aus unserm deutschen Vaterland?

Ich habe die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung und Erkenntlichkeit zu sein,

Herr Etatsrath,
Ew. Hochwohlgebohren
ergebenster Diener
Adalbert v. Chamisso.

pord de Talcaguano, baye de la Conception,
Chile. $\frac{21 \text{ Fevr.}}{4 \text{ M.}}$ 1816.

In der Einleitung zur Beschreibung der Romanzoffschen Entdeckungsreise um die Welt (1815—1818) hat Adalbert v. Chamisso selbst erzählt, durch welchen glücklichen Zufall es ihm möglich wurde, nachdem sich die Aussicht, mit dem Prinzen Max von Neuwied nach Brasilien zu gehen, zerschlagen hatte, den Kapitän Otto v. Kotzebue, den Sohn des Dichters, auf der russischen

[1] Russische Anrede mit Tauf- und Vaternamen. Awstafitsch = Sohn des Auguft, sollte eigentlich heißen Awgustowitsch, wird aber abgekürzt Awstafitsch gesprochen.

Brigg Rurik als Naturforscher zu begleiten. Chamissos Freund Hitzig, der in alten freundschaftlichen Beziehungen zu Kotzebue stand, hatte bereitwillig den Vermittler seiner Reisewünsche gemacht, worauf sofort der Antrag auf Teilnahme an der Expedition erfolgte. In dem ersten mitgeteilten Briefe spricht Chamisso dem Vater seines Kapitäns seinen Dank für sein tatkräftiges Eingreifen aus.

Der zweite, von der chilenischen Küste geschriebene Brief, wo der Rurik fast vier Wochen in der Bucht von Talcaguano sich aufhielt, bedarf keiner besonderen Erläuterung. Der hier erwähnte Wormskiold, ein dänischer Gelehrter, der schon früher eine Reise nach Grönland unternommen und sich der russischen Expedition als freiwilliger Naturforscher angeschlossen hatte, geriet während der Ozeanfahrt mehrfach in Konflikte mit Chamisso wie mit dem Kapitän, so daß seine Trennung von der Expedition zur Notwendigkeit wurde, die dann in Petropawlowsk in Kamtschatka erfolgte.

Hier sei noch eine Stelle aus Chamissos Reisebeschreibung zitiert, die uns zeigt, welchen Weltruhm damals die Dramen Kotzebues hatten: „Überall hallte uns sein Name entgegen. Amerikanische Zeitungen berichteten, daß The stranger („Menschenhaß und Reue") mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden. Sämtliche Bibliotheken auf den aleutischen Inseln, soweit ich solche erkundet habe, bestanden in einem vereinzelten Bande von der russischen Übersetzung von Kotzebue. Der Statthalter von Manila, huldigend der Muse, beauftragte den Sohn mit einem Ehrengeschenke von dem köstlichsten Kaffee an seinen Vater, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erfuhr der Berliner Naturforscher Mundt die Ankunft des Ruriks, auf dem er mich wußte und erwartete, von einem Matrosen, der ihm nur zu sagen wußte, daß der Kapitän des eingelaufenen Schiffes einen Komödiantennamen habe. Vom Alarcos, vom Jon und deren Verfassern habe ich in gleicher Entfernung vom Hause nichts gehört."

J. Haydn an Kotzebue.

Verehrungswürdigster Herr v. Kotzebue.

Schon seit vielen meiner Jüngeren Jahren war stets mein heißer Wunsch etwas von Ihrer erhabenen Poesie in Musie setzen zu können, da ich nun aber ein 70^ms Jähriger immer kränklicher alter Knabe bin, und derowegen mich nicht getraue mit jenen mir angezeigten Grossen Meistern in einen Musicalischen Wettstreit einzulaßen: in welchem ich sehr leicht unterliegen könnte: so muß ich leyder diesem meinen Wunsch gänzlich entsagen, und Sie Edler Mann um Vergebung bitten, daß ich Ihnen hierinfalls nicht dienen kann. Indessen bin ich mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener
Joseph Haydn.

Wienn den 24ten Febr. 1802.

Ich habe nicht feststellen können, um welchen musikalischen Wettstreit, zu dem Haydn von Kotzebue aufgefordert war, es sich in diesem Briefe handelt: Pohls große Biographie Haydns, die er unvollendet hinterließ, reicht noch nicht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, und die sonstigen biographischen Quellen lassen den Suchenden im Stich. Handelte es sich vielleicht um die Komposition der Gesänge zu der 1801 erschienenen Zauberoper Kotzebues „Des Teufels Lustschloß"? Der Brief selbst gibt treffend die rührende Kindlichkeit und Bescheidenheit des Meisters wieder, der bald darauf, altersschwach und kränklich, aber stets heiteren und gottergebenen Sinnes, sich unfähig zu fühlen begann, neue Werke zu schaffen.

10. Beethoven an Kotzebue.

Hochverehrter, hochgeehrter Herr!

Indem ich für die Ungarn Ihr Vor und Nachspiel mit Musik begleitete, konnte ich mich des lebhaften Wunsches nicht enthalten, eine oper von ihrem einzig dramatischen Genie zu besitzen, möge sie romantisch, gantz ernsthaft, heroischkomisch, sentimental [sein;] kurzum, wie es Ihnen gefalle werde ich sie mit Vergnügen annehmen, freilich würde mir am liebsten ein großer Gegenstand aus der Geschichte seyn, und besonders aus den dunkleren Zeiten z. B. des Attila etc. Doch werde ich mit Dank annehmen, wie der Gegenstand auch immer sey wenn etwas mir von ihnen kommt, von ihrem poetischen Geiste, das ich in meinen musikalischen übertragen kann. — Fürst Lobkovitz, der sich ihnen hiermit emphielt und die Direckzion jetzt über die Oper allein hat, wird ihnen gewiß mit einem ihren Verdiensten angemeßnen Honorar entgegenkommen; — Schlagen sie mir meine Bitte nicht ab, sie werden mich jeder Zeit ihnen aufs höchste dankbar dafür finden, in Erwartung einer günstigen und baldigen Antwort nenne ich mich ihr Verehrer

Ludwig van Beethoven.

Wien am 28ten Jenner 1812.

Nur die erste Hälfte dieses Briefes (bis „übertragen kann") war bisher, allerdings in mehrfach ungenauer Wiedergabe, bekannt und findet sich in den neueren Sammlungen der Briefe Beethovens. Für die Eröffnung des neuen deutschen Theaters in Pest, das am 9. Februar 1812 feierlich eingeweiht wurde, hatte Kotzebue ein Vorspiel „König Stephan oder Ungarns erster Wohltäter" und ein Nachspiel „Die Ruinen von Athen" verfaßt. Zu beiden Stücken schrieb Beethoven im Jahre 1811 Ouverturen und die sonstige erforderliche Musik, Chöre, Märsche, Arien, Rezitative, melodramatische Begleichungen usw., die später als op. 117 und 113 erschienen. Der Wunsch, eine romantisch-historische Oper aus dem Mittelalter (für Attila war Beethovens Interesse wohl besonders durch Zacharias Werners 1808 erschienene Tragödie angeregt worden) von Kotzebue zur Komposition zu erhalten, ist Beethoven nicht in Erfüllung gegangen, ebensowenig wie Grillparzers Melusine und andre Opernpläne zur Vollendung gediehen.

Aus der Jugendzeit der deutschen Eisenbahnen.

Von

Dr. **Alfred v. der Leyen.**

I.

Das Zeitalter der Eisenbahnen beginnt nach allgemeiner Annahme am 27. September 1825. An diesem Tage gelang es George Stephenson, mit einer von ihm gebauten Lokomotive auf einer Schienenbahn zwischen Stockton und Darlington in England einige Güterwagen fortzubewegen. Diese erste Fahrt war ein Versuch, der zu weiteren Versuchen anregte. Die erste, dem allgemeinen Personen- und Güterverkehr tatsächlich dienende Eisenbahn ist die am 17. September 1830 dem öffentlichen Betrieb übergebene Bahn zwischen Liverpool und Manchester, deren erste Lokomotive gleichfalls von Stephenson gebaut war. Außer in Großbritannien wurden in den nächsten Jahren Eisenbahnen hergestellt in den Vereinigten Staaten, in Frankreich, in Österreich. In Deutschland ist die erste kleine Vorortbahn zwischen Nürnberg und Fürth (rund 6 km lang) am 7. Dezember 1835, zehn Jahre nach der Erfindung des neuen Verkehrsmittels, in Betrieb gesetzt, und noch beinahe $1\frac{1}{2}$ Jahre dauerte es, bis die erste Strecke der ersten größeren deutschen, der Leipzig—Dresdener Bahn, die Strecke von Leipzig nach Althen am 24. April 1837 fertiggestellt war. In den seit dem Beginn des Eisenbahnzeitalters nunmehr verflossenen 86 Jahren hat sich das Schienennetz allmählich mit stets wachsender Schnelligkeit über die ganze bewohnte Erde verbreitet. Im Jahre 1909 ist die erste Million Kilometer Eisenbahnen überschritten worden, die Länge des Eisenbahnnetzes der Erde betrug am 1. Januar 1910 1 006 748 km.

Über die unermeßlichen Wirkungen des neuen Verkehrsmittels auf Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, auf die Entwicklung unserer geistigen Kultur, auf die Politik, die Kriegführung braucht man heute kein Wort zu verlieren. Um so auffallender scheint es, daß eine wirkliche Geschichte der Eisenbahnen bis jetzt noch nicht geschrieben ist, nicht einmal die eines einzelnen größeren Staates, vielleicht mit einer Ausnahme. Im Jahre 1898 erschien eine aus fünf starken Bänden bestehende Geschichte der Eisenbahnen Österreich-

Ungarns, die im Jahre 1908 durch zwei Nachtragsbände ergänzt worden ist. Bei aller Anerkennung der Verdienste dieses großen Werkes ist es doch nicht eine systematisch und organisch aufgebaute Eisenbahngeschichte, schon weil es aus einer Reihe von selbständigen Beiträgen verschiedener Verfasser zusammengesetzt ist, die nicht gleichmäßig gearbeitet und nicht in inneren Zusammenhang miteinander gebracht sind. Von den deutschen Staaten haben Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden Darstellungen der geschichtlichen Entwicklung ihrer Eisenbahnnetze veröffentlicht. Aber diese Werke können doch nur, wie die Arbeiten über die Geschichte einzelner Unternehmungen, als Bausteine zu einer deutschen Eisenbahngeschichte gelten. Eine solche gibt es noch nicht. Vielleicht war der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen? Vielleicht liegt es daran, daß sich an ein solches Werk, das nicht allein eisenbahnfachliche, sondern auch wirtschaftspolitische, juristische und wenigstens gewisse technische Kenntnisse erfordert — von den rein bau- und betriebstechnischen Seiten des Eisenbahnwesens könnte abgesehen werden — noch niemand herangewagt hat.

Einige in den letzten Jahren herausgekommene Einzelarbeiten aus der Jugendzeit preußischer Eisenbahnen haben in mir aufs neue den Gedanken angeregt, ob nicht jetzt doch einigermaßen genügende Vorarbeiten für eine Geschichte wenigstens der Jugendjahre der deutschen Eisenbahnen vorliegen, die sich etwa auf die ersten drei Jahrzehnte, bis zum Jahre 1850, erstrecken könnte. Damit wäre der schwierigste, aber auch der anziehendste Teil des Gesamtwerkes vollendet.

II.

Die nächste Aufgabe des Geschichtschreibers würden Quellenstudien sein, soweit er nicht Arbeiten benutzen kann, die auf solchen Studien beruhen. Und ein großer Teil der Quellen ist erst zu entdecken und zu erschließen. Ich denke dabei hauptsächlich an die Akten bei den Behörden, die wohl nur zum Teil in die Archive übergegangen sind. Wahrscheinlich sind diese Aktenstücke nicht alle aufgehoben, vieles wird vernichtet sein, manches könnte aber vielleicht jetzt noch gerettet werden. Von einer solchen glücklichen Rettung habe ich selbst einmal großen Nutzen gehabt. Der Begründer einer der ältesten preußischen Eisenbahnen, der Magdeburg—Leipziger Eisenbahn, war der Oberbürgermeister Francke in Magdeburg. Ein von ihm zum größten Teil eigenhändig geschriebenes Aktenstück gibt eine geradezu fesselnde Darstellung seiner Bestrebungen und Erfolge, es gibt nebenbei wichtige Aufschlüsse über die Entstehung des preußischen Eisenbahngesetzes vom 3. November 1838. Durch Zufall kam dieses Aktenstück in die Hände eines Mannes, der sich für die Entwicklung des Unternehmens interessierte. Dieser bewahrte es vor dem Schicksal des Einstampfens. Es war für mich eine der wichtigsten Quellen für eine im Jahre 1880 im Archiv für Eisenbahnwesen veröffentlichte Geschichte der Magdeburg—Leipziger Eisenbahn. Die in diesem Aktenstück erwähnten Protokolle des Magdeburger Eisenbahnkomitees, die für die Entstehung des preußischen Eisenbahngesetzes von größtem Wert gewesen wären, waren leider nicht mehr aufzufinden.

Außer den Akten kommen aber in Betracht die vielen Einzelarbeiten aus der ersten Zeit der Eisenbahnen, die zum Teil in Zeitschriften und in Tageszeitungen verstreut vorliegen und gesammelt und geordnet werden müssen. Ferner die statistischen Quellen und endlich die sonstige allgemeine und Fachliteratur, bei der es wiederum darauf ankäme, die Spreu von dem Weizen zu sondern.

Schon die Vorarbeiten des Sammelns dieser Quellen sind für einen einzelnen, und wenn er auch seine ganze Zeit dem Werke widmen könnte, außerordentlich schwierig. Es ist daher mit besonderem Danke zu begrüßen, daß wenigstens für einen Teil unseres Vaterlandes ein vielversprechender Anfang mit der Sammlung und Sichtung des Quellenmaterials gerade auch für unser Gebiet gemacht worden ist. Im Jahre 1906 ist durch die Handelskammer in Köln und die Stadtverwaltung in Köln ein Archiv für rheinisch-westfälische Wirtschaftsgeschichte begründet worden, dessen Zweck darin besteht, „das handschriftliche und gedruckte Quellenmaterial, das die Entstehung und Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens während des 19. Jahrhunderts zu veranschaulichen geeignet ist, zu sammeln, zu ordnen und für die Forschungen auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte zur Verfügung zu stellen". Die Verwaltung des Archivs erfolgt durch einen aus Mitgliedern der Handelskammern, der Universität Bonn und der Handelshochschule in Köln bestehenden Vorstand, die Geschäftsführung durch einen besonderen fachmännisch gebildeten Beamten. Es wird durch freiwillige Beiträge der rheinisch-westfälischen Handelskammern, hauptsächlich der Kölner Handelskammer und einzelner ihrer Mitglieder sowie durch die Stadt Köln unterhalten. Die Bemühungen des Archivs um Sammlung von Material haben sehr bald einen schönen Erfolg gehabt. Die Behörden, die Handelskammern, eine große Anzahl der Aktiengesellschaften, andere bedeutende Firmen haben ihre Berichte, ihre Handelsbücher, wichtigere Korrespondenzen usw. dem Archiv übergeben. Eine Reihe von Privatpersonen hat aus ihren Familienarchiven Beiträge gesteuert. Besonders rühmend wird das Entgegenkommen der Königl. Eisenbahndirektionen in Köln, Essen und Elberfeld hervorgehoben, die einen sehr bedeutenden Teil ihres älteren Aktenbestandes dem Archiv anvertraut haben.

Die Verwaltung des Archivs ist nun weiter dazu übergegangen, zur Nutzbarmachung ihrer Schätze durch wissenschaftliche Arbeiten anzuregen. Die erste dieser Arbeiten ist erschienen unter dem Titel: Die Entstehung der rheinischen Eisenbahngesellschaft (1830—1844). Ein erster Beitrag zur Geschichte der rheinischen Eisenbahn. Von Dr. Karl Kumpmann, Privatdozent der Staatswissenschaft an der Universität Bonn[1]. Eine Anzahl weiterer wirtschaftgeschichtlicher Arbeiten ist in Angriff genommen.

[1]) Essen-Ruhr, G. D. Bädecker, Verlagshandlung. 1910

III.

Die Provinzen Rheinland und Westfalen mit ihrer blühenden Industrie, ihrem lebhaften Handelsverkehr, sind später als andere Teile Preußens und Deutschlands in das Eisenbahnzeitalter eingetreten. Dies, obgleich ein hervorragender Industrieller und um die Wohlfahrt des Landes hochverdienter Mann, der Westfale Friedrich Harkort, schon bei dem ersten Bekanntwerden der Eisenbahnen in England im Jahre 1825 in einer vielgelesenen Zeitung auf die hohe wirtschaftliche Bedeutung der neuen Erfindung hingewiesen und weiterhin mit Wort und Schrift für die Herstellung von Eisenbahnen in seiner Heimatprovinz und ihren Nachbargebieten unausgesetzt tätig gewesen war. So sehr auch diese Tätigkeit dazu beigetragen hat, die öffentliche Meinung aufzuklären und den Boden für das neue Verkehrsmittel zu bereiten, praktische Erfolge hat Harkort kaum erzielt. In einem von seinem Biographen und Schwiegersohn Berger[1]) mitgeteilten Briefe spricht sich Harkort selbst darüber aus und schiebt dies auf „unsere unüberwindliche deutsche Schlafmützigkeit und die Engherzigkeit und das mangelnde Verständnis der Regierung". Einem anderen Deutschen ist es gelungen, diese Widerstände zu überwinden, und ihm verdankt die erste deutsche größere Eisenbahn ihre Entstehung und das deutsche Eisenbahnnetz seinen Grundstein. Es war der große schwäbische Volkswirt Friedrich List, der nicht nur in flammenden Worten zu reden und zu schreiben, sondern der auch praktisch zu handeln, größere Ziele zu erreichen verstanden hat.

List hatte freilich, als er 1832 von Amerika nach Deutschland zurückkehrte, nicht allein schon praktische Erfahrungen beim Bau einer Eisenbahn gewonnen, sondern er hatte auch gelernt, wie man es anfangen müsse, eine Eisenbahngesellschaft zu gründen. Es galt einmal, Stimmung in der Bevölkerung zu machen, und sodann ein Komitee zu bilden, das selbständig und zunächst, ohne an Staatshilfe zu denken oder auf solche zu rechnen, die Arbeiten für eine Eisenbahn in die Hand nahm. In Leipzig, wo List seinen Wohnsitz nahm, veröffentlichte er die berühmte kleine Flugschrift: „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems, insbesondere über die Anlage einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden," ein wahres Meisterwerk nach Form und Inhalt[2]). Diese Schrift hat, wie keine andere, das Interesse Deutschlands an den Eisenbahnen wachgerufen. Sie hatte die weitere Folge, daß eine Anzahl angesehener Leipziger Bürger und Geschäftsleute, darunter Gustav Harkort, ein Bruder des oben genannten Friedrich Harkort, sich mit List in Verbindung setzte zur gemeinsamen Beratung über die Anlage einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Die Hauptperson bei den Beratungen war List. Er trat ein in das im Jahre 1834 auf seinen Vorschlag gebildete Komitee. Dieses hielt sich in dauernder Verbindung mit der Bevölkerung, es veröffentlichte von Zeit zu

[1]) Der alte Harkort. Leipzig 1890. S. 247 ff.

[2]) Die Schrift wurde in 500 Abdrücken verbreitet, an Behörden, angesehene Personen usw. verschickt. Sie ist wieder abgedruckt in der Reclamschen Universalbibliothek Nr. 3669.

Zeit Rechenschaftsberichte über seine Tätigkeit. Am 12. Mai 1835 erschien der „Prospektus, die Eisenbahn von Leipzig nach Dresden betreffend". Am 14. Mai 1835 sollten die Zeichnungen auf das Aktienkapital von 1½ Millionen Talern, eingeteilt in 15 000 Aktien zu 100 Talern, beginnen. Schon am ersten Tage waren diese 15 000 Aktien bis auf einen kleinen Rest, der am 15. Mai vergriffen war, gezeichnet, ein bisher einzig dastehender Erfolg. Alsbald wurde der Bau der Bahn begonnen, die in ihrer ganzen Ausdehnung (115 km) am 7. April 1839 für den Betrieb eröffnet wurde. Auf den schnöden Undank, mit dem die Leipziger Biedermänner das Verdienst Lists um die Begründung dieses für ihre Vaterstadt hoch bedeutsamen Unternehmens lohnten, will ich hier nicht eingehen. Er ist eine der vielen Stationen auf dem Leidenswege des unglücklichen Mannes. List wollte gleichwohl das Eisen schmieden, solange es warm war. Er fuhr nach Berlin, um dort die maßgebenden Kreise für weitere, mit der Leipzig—Dresdener Bahn zu verbindende Eisenbahnen zu gewinnen, zunächst eine Eisenbahn von Leipzig nach Magdeburg. Herrn Gustav Harkort gelang es, diesen Plan durch sein Intrigenspiel zu vereiteln und List aus Berlin zu verdrängen. Dieser begründete darauf in dem Eisenbahnjournal eine eigene, meines Wissens die erste Zeitschrift, die sich die Förderung des Eisenbahnwesens zur Aufgabe stellte und eine Reihe glänzender Aufsätze aus der Feder Lists enthält. Er besprach darin alle die verschiedenen Eisenbahnpläne, die damals auftauchten, begleitete mit Aufmerksamkeit die Vorgänge in anderen Ländern und war bemüht, das Interesse an den Eisenbahnen wachzuhalten. Ende 1836 wurde die Zeitschrift plötzlich in Österreich verboten, und damit war, wie Häußer in seiner Biographie Lists zutreffend bemerkt, auch diesem Unternehmen der Lebensfaden abgeschnitten. Die Zeitschrift, von der heute nur noch wenig Exemplare in einzelnen Bibliotheken vorhanden sind, verdiente, als eines der wichtigen Dokumente aus der Geschichte des Eisenbahnwesens, neu gedruckt zu werden.

List hat dann noch praktisch mitgearbeitet an einer Reihe deutscher Bahnen. Bei der ersten Bahn in Baden, der Bahn von Mannheim über Heidelberg nach Basel, wurde er zu Rate gezogen von dem Kaufmann Newhouse und dem berühmten Staatsrat Nebenius, einem der Gründer des deutschen Zollvereins. Die Bahn ist später vom Staate gebaut worden.

Als List im Jahre 1840 aus Paris zurückkehrte — im Jahre 1837 hatte er dem undankbaren Vaterland aufs neue den Rücken gekehrt und in Paris an seinem „Nationalen System der politischen Ökonomie" gearbeitet —, kam er durch Thüringen und hörte dort von der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit dem Gang der Verhandlungen über die Thüringische Eisenbahn. Preußen wollte, unter Umgehung der alten Handelsstraße von Halle über Weißenfels, Naumburg, Weimar, Eisenach, direkt von Halle nach Cassel bauen. List, dem aus seinen früheren Studien die Verhältnisse in Thüringen bekannt waren, machte sich sofort daran, in der Presse Preußen zu bekämpfen, setzte sich dann mit den drei beteiligten Regierungen (Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg-Gotha und Sachsen-Meiningen) in Verbindung und brachte es fertig,

daß diese in einem Staatsvertrag vom 19. August 1840 sich zu einem thüringischen Eisenbahnverein zusammenschlossen. Für seine Bemühungen erhielt List ein Ehrengeschenk von 100 Louisdor (= etwa 1700 Mark) und wurde von der juristischen Fakultät in Jena zum Ehrendoktor ernannt[1]. Bei seinem Wirken in Thüringen kamen List seine freundschaftlichen Beziehungen zu Joseph Meyer zustatten, dem bekannten Begründer des Meyerschen Konversationslexikons und des Bibliographischen Instituts, der schon seit Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts für die Erschließung Thüringens durch Eisenbahnen tätig gewesen war.

Die Verdrängung Lists aus Berlin hatte mittelbar die erfreuliche Folge, daß die Verhandlungen des Oberbürgermeisters A. W. Francke in Magdeburg mit der preußischen Regierung wegen der Konzessionierung einer Eisenbahn von Magdeburg nach Leipzig in ein schnelleres Tempo kamen, wie denn auch Franckes Pläne durch den unerwartet glänzenden Erfolg der Aktienzeichnung bei der Leipzig—Dresdener Bahn gefördert waren. Francke ist neben List eine der bedeutendsten Erscheinungen in der ältesten Geschichte des preußischen Eisenbahnwesens. In ihm sehen wir einen hervorragenden Beamten aus alter preußischer Schule, einen Mann von durchaus konservativer Gesinnung, aber frei von Vorurteilen und mit weitem Blick für die Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens. Gerade dem Verkehrswesen, dem neuen Verkehrsmittel der Eisenbahnen gegenüber, war sein Standpunkt ein viel freierer als der seiner Kollegen in der Stadtverwaltung und zahlreicher angesehener Vertreter der Magdeburger Kaufmannschaft. Seiner unermüdlichen Tätigkeit ist es wesentlich zu verdanken, daß die preußische Regierung ihren, wenn auch nicht ablehnenden, so doch zurückhaltenden Standpunkt den Eisenbahnen gegenüber allmählich verließ. Er hat mit der Regierung zusammen die ersten grundlegenden Bedingungen für die Eisenbahnkonzessionen beraten, aus denen dann das altbewährte, noch heute in Geltung stehende Gesetz über die Eisenbahnunternehmungen vom 3. November 1838 hervorgegangen ist[2]. Die Konzession für die Magdeburg—Leipziger Eisenbahn wurde dem von ihm gebildeten Komitee am 13. November 1837 erteilt. Die Bahn wurde am 18. August 1840 für den Personenverkehr, am 1. November 1840 für den Güterverkehr eröffnet. Francke hat sich dann später auch um das Zustandekommen der Bahnen von Magdeburg nach Halberstadt und von Magdeburg über Wittenberge nach Hamburg große Verdienste erworben.

Von den Männern, die einen bahnbrechenden Einfluß auf die Entwickelung des Eisenbahnwesens gehabt haben, erwähne ich ferner den braunschweigischen Staatsminister v. Amsberg, den Begründer der am 1. De-

[1] Vgl. Lins, Die thüringischen Eisenbahnverhältnisse. Jena 1910. S. 111 ff. Daselbst ist das Doktor-Diplom und ein hierauf bezüglicher Brief Lists in Faksimile abgedruckt.

[2] Vgl. v. d. Leyen, Die Entstehung der Magdeburg Leipziger Eisenbahn, Archiv für Eisenbahnwesen 1880. S. 217 283. — Lic. theol. Henri Tollin, August Wilhelm Francke. In den „Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg". Magdeburg 1884. Heft 1—3.

zember 1838 eröffneten ersten deutschen Staatsbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel, auch er ein Mann von reichen Kenntnissen und Erfahrungen, die früh zu praktischen Ergebnissen führten. Amsberg hatte schon 1825 für den Bau von Eisenbahnen gewirkt, zunächst in der Hoffnung, daß Aktiengesellschaften dafür zu haben wären. Erst als es auf diesem Wege nicht gehen wollte, gelang es ihm, die Regierung und die Volksvertretung für den Bau der Bahn durch den Staat zu gewinnen.

In den westlichen Provinzen der preußischen Monarchie sind es drei Kaufleute, denen das größte Verdienst um den Bau der Eisenbahnen zufällt, der Kölner Ludolf Camphausen, der Aachener David Hansemann und der Elberfelder August v. d. Heydt[1]). Neben ihnen finden wir, außer Friedrich Harkort, den Direktor der damaligen Realschule in Elberfeld, späteren Geheimen Regierungsrat und Direktor des Königlichen Gewerbeinstituts in Berlin, Egen, der sich vor allem in den bergischen Landen hohe Verdienste um die Eisenbahnen erworben hat, nicht allein durch eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit, sondern auch durch praktische Mitarbeit an den Entwürfen und deren Ausführung. Die Bestrebungen dieser Männer wurden unterstützt durch die höheren Beamten der Provinzialregierung, darunter besonders der Provinzialsteuerdirektor Krüger; sie fanden Entgegenkommen bei dem Oberpräsidenten v. Vincke und dem Frhr. v. Stein. Die Tätigkeit dieser hohen Beamten war aber mehr eine vermittelnde den Ministerien in Berlin gegenüber, auch waren sie behilflich bei der Beschaffung der technischen und der finanziellen Unterlagen.

Das Ministerium in Berlin nahm eine abwartende Stellung ein. Dem König Friedrich Wilhelm III. waren die Eisenbahnen unbequem, es fehlte ihm an Verständnis für die neue Bewegung, während der Kronprinz aus seiner Freude, ja Begeisterung für diesen Fortschritt in der Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens kein Hehl machte. Es war ein unglücklicher Zufall, daß ein Zusammentreffen zwischen ihm und Friedrich List vereitelt wurde. Aber der Einfluß des Kronprinzen war nur ein recht bescheidener.

Die entscheidende Persönlichkeit im Ministerium war in den dreißiger Jahren der Chef des Departements für Handel, Fabrikation und Bauwesen, Wirklicher Geheimrat Rother. Aus ganz kleinen Verhältnissen hervorgegangen, hatte er sich zu einem hervorragenden Finanzmann entwickelt und war allmählich in immer höhere Stellen aufgerückt. Er hatte sich besondere Verdienste um den Ausbau des Chausseenetzes in Preußen erworben und war zunächst der Meinung, daß dieses für die Bedürfnisse des Verkehrs in Preußen vollständig genüge; daß zur Förderung des Eisenbahnbaues um so weniger Anlaß vorliege, als die in anderen Ländern mit dem neuen Verkehrsmittel gemachten Erfahrungen keineswegs zur Nachahmung reizten. Dennoch ließ Rother sich allmählich umstimmen, zumal

[1]) Von diesen drei Persönlichkeiten sind Lebensbeschreibungen erschienen, in denen ihre Verdienste um das Eisenbahnwesen voll gewürdigt werden. Vgl. A. Bergengrün, David Hansemann. Berlin 1901. — Derſ., Staatsminister August v. d. Heydt. Leipzig 1908. — A. Caspary, Ludolf Camphausens Leben Berlin 1902.

nach den Erfahrungen mit der Leipzig—Dresdener Bahn. Das Zustandekommen der Magdeburg—Leipziger Eisenbahn hat er wesentlich gefördert, was wohl auch mit seinen Grund hatte in seiner nahen persönlichen Beziehung zu Francke, den er sehr hoch schätzte.

So hat eine stattliche Anzahl hervorragender Persönlichkeiten aus allen Berufskreisen den Eisenbahnen schon in ihrer Jugendzeit auch in Preußen lebhaftes Interesse entgegengebracht und mit mehr oder weniger Erfolg den Bau von Eisenbahnen in ihren Heimatgebieten zu fördern gesucht. Und diese Männer standen in Fühlung miteinander, sie tauschten ihre Erfahrungen aus, sie waren als Ehrenmitglieder auch in Komitees solcher Eisenbahnen vertreten, die von ihrem Wirkungskreis weit ab lagen. Dessenungeachtet haben gerade die ersten Eisenbahnen in Rheinland und Westfalen mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ihre Entstehungsgeschichte eine wahre Leidensgeschichte genannt wird.

IV.

Drei große Privatbahnen haben den Verkehr der westlichen Provinzen Preußens entwickelt, nach der Reihenfolge ihrer Entstehung die Bergisch-märkische Eisenbahn, die Rheinische Eisenbahn und die Cöln—Mindener Eisenbahn. Das oben genannte Buch von Kumpmann handelt von der Rheinischen Bahn und, in einem besonderen Kapitel, von den Anfängen der Cöln—Mindener Bahn. Eine Geschichte der Bergisch-märkischen Eisenbahn ist im vergangenen Jahre aus Anlaß des sechzigjährigen Bestehens der Königlichen Direktion dieser Bahn in Elberfeld (15. Oktober 1910) geschrieben worden, das nahe zusammenfiel mit der Jubelfeier des dreihundertjährigen Bestehens der Stadt Elberfeld [1]).

Wie die Linien der drei Unternehmungen, die in den Jahren 1880 bis 1882 in den Besitz des Staates übergegangen sind, sich mehr und mehr genähert, vielfach gekreuzt haben, so lassen sich ihre ersten Anfänge kaum auseinanderhalten. Die Unternehmer der einzelnen Strecken arbeiten einmal miteinander, ein anderes Mal gegeneinander. Die technischen Untersuchungen erstrecken sich das eine Mal auf diese, das andere Mal auf jene Strecken und erst nach und nach schälen sich feste Linienzüge heraus, die zunächst wenigstens auch eine äußerliche Selbständigkeit des Unternehmens herstellen. Die erste Strecke der rheinischen Bahn, durchweg auf dem linken Rheinufer von Köln über Aachen nach Herbesthal, scheidet zwar von selbst aus und beherrscht ein geschlossenes Gebiet für sich. Aber noch vor Vollendung dieser ersten Strecke versucht die Bahn auf das rechte Rheinufer hinüberzugreifen und tritt damit ein in das Verkehrsgebiet der bergisch-märkischen Eisenbahn. Dieser Versuch gelingt nicht. Eine andere, die Cöln—Mindener Gesellschaft, tritt die Erbschaft der rheinischen Bahn an.

[1]) Waldeck, Die Entwicklung der bergisch-märkischen Eisenbahnen. Archiv für Eisenbahnwesen. 1910. Heft 3—5. Auch als besonderer Abdruck von der Direktion Elberfeld verteilt. Vgl. auch Sondernummer der „Bergisch-märkischen Zeitung" vom 15. Oktober 1910.

Die bergisch-märkische Bahn, deren wirtschaftlichen Mittelpunkt die Städte Elberfeld—Barmen bilden, ist in der allerfrühesten Zeit, schon in den Jahren 1825 und 1826, angeregt worden, nachdem Fr. Harkort den oben erwähnten Artikel über Eisenbahnen in der Zeitschrift Herrmann veröffentlicht, und im Garten der Museumsgesellschaft in Elberfeld eine auf seine Kosten angefertigte kleine Probebahn aufgestellt hatte. Diese Anregung fand weder bei der Bevölkerung noch bei der Regierung Entgegenkommen, obgleich der Bahn die rein wirtschaftliche, doch gewiß bedeutsame Aufgabe gestellt war, das Ruhrkohlengebiet und den Rhein mit den gewerbtätigen Städten Elberfeld Barmen näher zu verbinden und die Beförderung der Kohlen nach den Industriestädten zu erleichtern und zu verbilligen.

Anders waren die Anfänge der rheinischen Bahn. Sie verdankt ihre Entstehung internationalen Erwägungen, dem Wunsche Belgiens, die angrenzenden preußischen Gebiete durch wirtschaftliche Maßnahmen sich näher zu bringen. In Belgien erhoffte man davon eine Hebung und Kräftigung der neuen Regierung, in den Rheinlanden eine Erweiterung des Absatzgebietes und Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen. Die Mittel hierzu sollten sein einmal der Abschluß eines Handelsvertrages und sodann der Bau einer Eisenbahn von Köln über Herbesthal nach Antwerpen. Hier tritt zum ersten Mal in die Geschichte der Eisenbahnen der internationale Zug des neuen Verkehrsmittels in die Erscheinung, Deutsche sollen mit einem außerdeutschen Lande durch eine Eisenbahn verbunden werden. Es ist ein eigenes Zusammentreffen, daß die erste größere preußische Eisenbahn, die Magdeburg—Leipziger, gleichfalls insofern international war, als sie die Gebiete von drei selbständigen deutschen Staaten, Preußen, Anhalt und Sachsen, berührte. Landesgrenzen sind also für die Eisenbahnen von Anfang an kein Hindernis, und so ist es geblieben bis heute. Die Eisenbahnen sind eines der wichtigsten Mittel geblieben, die Völker wirtschaftlich und politisch einander näher zu bringen.

Die Konzession ist an die bergisch-märkische Eisenbahn erteilt worden am 12. Juli 1844, ihre erste 10,4 km lange Strecke von Elberfeld nach Schwelm ist am 9. Oktober 1847 dem Betriebe übergeben worden. Zu ihr ist später, durch Fusionsvertrag vom 22. September 1856, die bis dahin selbständige Bahn von Düsseldorf nach Elberfeld getreten, die schon am 23. September 1837 konzessioniert und am 20. Dezember 1838 eröffnet war.

Die rheinische Eisenbahn hat ihre Konzession erhalten am 21. August 1837, ihre erste Strecke von Köln nach Müngersdorf wurde am 2. August 1839, die Strecke von Köln bis Aachen am 1. September 1840 eröffnet.

Bei der bergisch-märkischen Bahn hat es also etwa fünfzehn Jahre, bei der rheinischen Bahn sieben Jahre gedauert, bis die Konzession erteilt werden konnte. Die Gründe für ein nach unseren heutigen Anschauungen so außerordentlich langsames Verfahren werden in den beiden vorliegenden Büchern sehr eingehend dargestellt. Nicht zum wenigsten lagen sie auf finanziellem Gebiete; man hatte eben damals noch gar keine Erfahrungen gemacht, was so eine Eisenbahn kostete, und die Notwendigkeit, immer neue Mittel zu

beschaffen, weil die veranschlagten nicht ausreichten, hatte natürlich immer neue Verzögerungen zur Folge. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, stand es bei der bergisch-märkischen Bahn. Sie hatte in viel größerem Umfang als die rheinische Staatshilfe in Anspruch nehmen müssen und konnte aus ihrer mißlichen finanziellen Lage nur dadurch herauskommen, daß am 15. Oktober 1850 der Staat ihre Verwaltung übernahm. Sie gab damit einen großen Teil ihrer Selbständigkeit auf, sie wurde aus einer reinen Privatbahn eine Privatbahn unter Staatsverwaltung. Die rheinische Bahn ist bis zu ihrem Ankauf durch den Staat im Jahre 1881 eine selbständige, unabhängige Privatbahn geblieben.

IV.

Die Geschichte der beiden Unternehmungen ist reich an Wechselfällen, die wieder in Zusammenhang stehen mit dem wirtschaftlichen Leben im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Bei der späteren bergisch-märkischen Bahn gingen die Bestrebungen zuerst auf den Bau einer Linie von Elberfeld nach dem Ruhrkohlengebiet. Von den leitenden Persönlichkeiten werden Untersuchungen über die Linienführung angestellt, Berechnungen der Kosten aufgemacht und Pläne entworfen, in welcher Weise die Geldmittel zu beschaffen seien. Es handelte sich zunächst um 300 000—500 000 Taler, die aber die Elberfelder Kaufmannschaft nicht ohne Staatshilfe aufbringen zu können glaubt. Ein unglückliches Zusammentreffen waren die Verluste bei überseeischen Unternehmungen (der rheinisch-westindischen Kompagnie und des mexikanischen Bergwerksvereins), von denen die Elberfelder stark mitgenommen waren. Dazu kamen die Vorurteile gegen die Eisenbahnen. Im Jahre 1834 richteten z. B. die Einwohner von Mettmann eine Eingabe an den König, in der sie darum flehten, der König möge doch nicht zugeben, daß von Minden nach Düsseldorf von reichen Kaufleuten und Kapitalisten eine Eisenbahn gebaut werde. Die Einwohner von Mettmann — sie waren meist Fuhrleute — würden dadurch an den Bettelstab gebracht. So kam man nicht von der Stelle, als im Jahre 1833 ein anderes Projekt auftauchte, das eine Bahn, die den Rhein mit der Weser, die Städte Köln und Düsseldorf einerseits mit Minden anderseits verbinden sollte, die Rhein-Weser-Bahn genannt. Für dieses Unternehmen zeigte sich in der Bevölkerung ein größeres Interesse; die technischen Ermittlungen ergaben, daß es wohl ausführbar und nicht sehr kostspielig sein werde. Zudem lag die Möglichkeit vor, diesen Plan mit dem anderen zu verbinden, indem die Rhein-Weser-Bahn von Düsseldorf nach Elberfeld und von dort über Witten weiter geführt werde. Diese Pläne gewannen greifbare Gestalt, als am 19. Juni 1835 der Kommerzienrat August von der Heydt, der spätere Staatsminister, an die Spitze der Bewegung trat und sich nun mit allem Nachdruck der Eisenbahnsache annahm. Zunächst ging die finanzielle Entwicklung besser vorwärts. Die für die Bahnen Düsseldorf—Elberfeld und Elberfeld—Witten erforderlichen Geldmittel wurden gezeichnet. Als aber von der Heydt mit einer Deputation am 29. März 1836 in Berlin eintraf, um dort die Konzessionierung dieser Bahnen weiter zu betreiben, erfuhr er,

daß drei Tage vorher der Rhein-Weser-Bahn die Konzession bereits zugesichert war. Das konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Nur das erreichte von der Heydt, daß dieser Gesellschaft die Bedingung gestellt wurde, innerhalb dreier Monate die Zeichnung von $^2/_3$ des Aktienkapitals nachzuweisen, widrigenfalls die Konzession nicht erteilt werde. Man hatte in Elberfeld bestimmt darauf gerechnet, daß diese Bedingung nicht erfüllt werden könne und in Erwartung dessen am 29. und 30. Juli in Elberfeld eine Elberfeld-Wittensche Eisenbahn gegründet. Aber man hatte sich geirrt. In den Tagen vom 28. und 29. September bildete sich in Minden die Rhein-Weser-Eisenbahn-Aktiengesellschaft, und das erforderliche Aktienkapital wurde gezeichnet. Damit war der Elberfeld-Wittenschen Eisenbahn vorerst das Lebenslicht ausgeblasen. Dies war um so verhängnisvoller, als die Rhein-Weser-Bahn auch nicht zustande gekommen ist, das Aktienkapital wurde nicht eingezahlt, das Unternehmen war augenscheinlich für die damalige Zeit zu großartig angelegt. Die Arbeiten daran sind allerdings nicht umsonst gewesen, sie haben mit als Unterlage gedient für die spätere Köln-Mindener Eisenbahn.

Im bergisch-märkischen Lande mußte man sich einstweilen zufrieden geben mit der Eisenbahn von Düsseldorf nach Elberfeld. Der Plan der Bahn nach Witten wurde erst im Jahre 1843 wieder aufgenommen. Eine am 24. Mai nach Berlin entsandte Deputation fand dort freundliches Entgegenkommen. Die Regierung erklärte sich bereit, eine Bahn von Elberfeld nach Witten zu konzessionieren, lehnte aber die Unterstützung durch Staatshilfe und die Strecke bis nach Dortmund ab. Den vereinten Bemühungen der Elberfelder Bürger und der Provinzialregierung gelang es indes, von dem König das Versprechen zu erhalten, daß die Fortsetzung der Bahn auch über Witten hinaus nach Dortmund zum Anschluß an die damals in Aussicht genommene Köln-Mindener nicht verweigert werden solle; auch werde sich der Staat mit einem Viertel des Kapitals (einer Million Taler) an dem Unternehmen beteiligen. Nun war das Zustandekommen der Bahn gesichert. Am 18. und 19. Oktober 1843 schlossen sich 145 Aktionäre zu der „Bergisch-märkischen Eisenbahngesellschaft" zusammen. Erst am 12. Juli 1844 erhielt sie die Konzession. Jetzt wurde möglichst schnell gebaut und die Bahn auch oberflächlich fertig gestellt. Aber das Unternehmen stand auf zu schwachen finanziellen Füßen. Wie oben bemerkt, waren die für die wirkliche Verwaltung und die Führung des Betriebes noch erforderlichen Geldmittel nur unter der Bedingung zu beschaffen, daß der Staat am 15. Oktober 1850 die Verwaltung übernahm.

V.

Nachdem sich Belgien von den Niederlanden getrennt hatte und im Jahre 1831 ein selbständiges Königreich geworden war, ging das nächste Bestreben dahin, das Land wirtschaftlich zu heben und zu kräftigen, die Industrie und den Handel zu neuem Leben zu erwecken. Dazu diente vor allem eine innigere wirtschaftliche Verbindung mit den benachbarten preußischen Landesteilen. Mit der Hebung der Schiffahrt allein ging es nicht, zumal Belgien

abhängig blieb von Holland. Da kamen, wie Kumpmann bemerkt, anscheinend Bürger von Lüttich, der nächsten größten Stadt jenseits der preußischen Grenze, zuerst auf den Gedanken, das neue völkerverbindende Verkehrsmittel, die Eisenbahn, in den Dienst der belgischen Interessen zu stellen, eine Bahn zwischen Schelde, Maas und Rhein zur Verbindung der Städte Antwerpen, Aachen und Köln zu bauen. Die ersten in den Jahren 1831 und 1832 angestellten technischen Untersuchungen der belgischen Ingenieure Simons und de Ridder erstreckten sich sogleich auf die an Belgien angrenzenden preußischen Landesteile, weil man der Ansicht war, daß nur eine bis nach Köln gehende Bahn nachhaltige wirtschaftliche und finanzielle Erfolge haben könne. Die belgischen Bestrebungen fanden in Köln freundliches Entgegenkommen. Indessen Belgien verfolgte auch gleichzeitig die Pläne der Anlegung von Eisenbahnen im eigenen Lande, und durch Gesetz vom 1. Mai 1834 wurde der Bau eines Eisenbahnnetzes genehmigt, das von Mecheln als dem Mittelpunkt ausgehend ostwärts über Löwen, Lüttich und Verviers nach der französischen Grenze, nordwärts nach Antwerpen, westwärts nach Ostende über Termonde, Gent und Brügge, südwärts nach Brüssel zur französischen Grenze sich erstrecken sollte. Der Bau dieser Eisenbahnen sollte auf Kosten des Staates erfolgen. Das Königreich Belgien ist das erste Land, in dem das Staatsbahnsystem eingeführt worden ist. Am 5. Mai 1835 war die erste Strecke dieses Netzes, die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln und damit die erste Eisenbahn für Personenbeförderung auf dem europäischen Festlande vollendet.

Anträge an die preußische Regierung auf Konzessionierung der anschließenden preußischen Strecke gingen von dem Aachener Bürger James Cockerill aus; sie veranlaßten, daß die Regierung sich wenigstens mit Untersuchungen über die zweckmäßigste Leitung der neuen Bahn beschäftigte. Bald darauf kam eine neue Anregung von Köln aus, und zwar von Ludolf Camphausen, der damit auf den Plan tritt. Camphausen betrieb in Köln mit seinem Bruder August ein Ölgeschäft, später auch ein Bankgeschäft. „Er war," so bemerkt Kumpmann, „kaufmännisch geschult, aber anscheinend auch in der nationalökonomischen Theorie bewandert, dabei ein gewandter Redner und noch in viel höherem Maße ein klarer und glänzender Schriftsteller." Seine in den ersten Jahren des Eisenbahnzeitalters verfaßten Schriften gehören zu den besten Arbeiten über die Eisenbahnfrage und verdienen auch heute noch volle Beachtung. Camphausen brachte in Köln ein Komitee für eine Eisenbahn von Köln nach Antwerpen zustande, das am 3. Mai 1833 seine erste Versammlung abhielt. Schon am 5. Dezember 1833 erhielt es eine vorläufige Konzession, so daß zur Aktienzeichnung aufgefordert und mit den technischen Vorarbeiten begonnen werden konnte. Das erforderliche Kapital wurde — vorläufig auf 1½ Millionen Taler angenommen, und bald war der dritte Teil gezeichnet. Nun aber regten sich die Widerstände. Die Rheinschiffer legten Verwahrung ein, über die Linienführung wurde gestritten, insbesondere als die Absicht des Komitees, Düren, Eupen und Aachen zu umgehen, bekannt wurde. Indessen, diese Widerstände wurden

vorläufig überwunden. Am 25. Juli 1835 trat die konstituierende Generalversammlung zusammen, genehmigte die Statuten und wählte den Administrationsrat.

Damit war man aber noch nicht am Ziele. In Aachen herrschte starke Verstimmung darüber, daß diese Stadt von der neuen Bahn nicht berührt werden sollte. Der Aachener Wollhändler David Hansemann, eine sehr angesehene Persönlichkeit, die sich schon viele Verdienste um das Gemeinwohl erworben, unter anderem die Aachener Feuerversicherungsgesellschaft begründet hatte, stellte sich an die Spitze der Partei, die unter allen Umständen eine Führung der Bahn über Aachen durchsetzen wollte. Die Kämpfe zwischen Hansemann und Camphausen um die Linienführung werden in einem der spannendsten Kapitel (S. 109 bis 169) von Kumpmann ausführlich geschildert. Sie endigten mit einer Niederlage Camphausens, einem glänzenden Siege Hansemanns. Auch die Regierung hatte sich für den Bau über Aachen entschieden. Nun wurde eine neue, die rheinische Eisenbahngesellschaft, gegründet, in deren vom 25. Mai bis 8. Juni 1837 dauernden Generalversammlung es sehr stürmisch herging. Schließlich setzte die Partei der Aachener alle ihre Anträge durch, und Camphausen zeigte seinen Austritt aus dem Vorstande der Gesellschaft an. In einem Abschiedsbrief teilte er seinen Entschluß mit. „Tief war der Eindruck dieser schlichten, ehrlichen Worte." Camphausen schrieb später an seinen Bruder Otto, „von Oppen (einer der Mitdirektoren) sei ihm schon zuvor weinend um den Hals gefallen, auch er selbst habe beim Verlassen des Rathauses und der Eisenbahn etwas Feuchtigkeit verspürt. Und bei den Teilnehmern der Generalversammlung, so wird erzählt, sei kaum ein Auge trocken geblieben, als der Brief verlesen wurde." (Kumpmann, S. 162, 163.)

Nun übernimmt Hansemann, der am 9. Juni 1837 zum Vizepräsidenten gewählt wird (Präsident wurde der Landgerichtspräsident v. Oppen in Köln) die Führung. Es gelingt, in dem Ingenieur Pichel einen tüchtigen Techniker für die bauliche Ausführung zu gewinnen. Die ausführlichen Vorarbeiten werden angefertigt, Verträge wegen Beschaffung der Betriebsmittel (aus England) werden abgeschlossen und mit dem Bau wird begonnen. Bald zeigt sich, daß die Anlagekosten viel zu niedrig veranschlagt worden sind. Schon im Oktober 1837 beschloß man die Erhöhung des Aktienkapitals um $1^1/_2$ Millionen Taler. Nachdem bei dem damaligen hohen Kurs der Aktien (bis 120 %) die Unterbringung der neu auszugebenden Papiere zu günstigen Bedingungen schnell gelungen war, trat von 1838 an unter dem Einfluß der damaligen Überspekulation in Eisenbahnpapieren ein allgemeines Sinken der Kurse ein, die Aktien waren nur mit großem Verlust zu verkaufen, die preußische Regierung wurde vergeblich um Hilfe gebeten. Und da wandte man sich an die belgische Regierung, die sich nach langen Verhandlungen bereit erklärte, 4000 Aktien zu 250 Talern, d. h. also eine Million des Aktienkapitals, zum Parikurse zu übernehmen. Die Genehmigung dieses Vertrages durch das Parlament erfolgte erst nach sehr langen und schwierigen Verhandlungen. Hansemann hatte sich nur sehr ungern zu dem „Bittgang

nach Belgien" entschlossen. Er habe, so sagte er, die Verhandlungen in Brüssel mit Scham und Betrübnis für sein Gouvernement geführt. In Berlin dachte man darüber anders. Die Mehrheit der Minister konnte sich nicht davon überzeugen, daß die Hilfeleistung eines fremden Staats in einer so großen Sache eine nationale Schande bedeute. Wenn sich Belgien mehr für die Eisenbahn interessiere, so könne es auch mehr dafür tun. Bis zur Verständigung mit Belgien hatte die Verwaltung, um die nötigen Geldmittel für Fortsetzung des Baues zu erhalten, allerhand nicht einwandfreie Schiebungen mit den Aktien und sonstige Geschäfte gemacht, die nunmehr eingestanden wurden und zu höchst unerquicklichen Erörterungen in den Versammlungen und in der Presse führten. Schon im Jahre 1839 waren die vorhandenen Mittel wieder aufgebraucht. Man schätzte, daß zur Vollendung der Bahn noch 2 Millionen Taler erforderlich waren. Diese wurden durch Ausgabe von $4\frac{1}{2}$prozentigen Proritäten beschafft, von denen die Regierung auf Grund einer Kabinettsorder vom 30. April 1841 1 Million Taler übernahm. Das genügte zur notdürftigen Fertigstellung der Bahn von Köln bis Aachen, die am 1. September 1841 feierlich eingeweiht und am 6. September für den Personen- und Güterverkehr eröffnet wurde. Die Betriebsergebnisse der ersten Jahre waren recht günstig.

Schon vor der Fertigstellung der Bahn Köln—Aachen hatte Hansemann im Jahre 1840 den Plan aufgenommen, die im Jahre 1838 verunglückte Rhein-Weser-Bahn zu neuem Leben zu erwecken. Er bemühte sich, die Konzession der Bahn für die Rheinische Bahn zu erlangen, deren Macht und Bedeutung wesentlich gehoben würden, wenn sich ihre Linie auf das rechte Rheinufer erstreckte. Bei den Aktionären der rheinischen Bahn fand dieser Plan ungeteilten Beifall. Hansemann verhandelte nun mit großem Eifer mit den Provinzialbehörden und den Regierungen in Berlin und Hannover. Denn er wollte ganze Sache machen und die Bahn von Minden auch nach Hannover weiterführen. Bei all diesen schwierigen Verhandlungen bewährte sich Hansemann als ein zäher, gewandter Geschäftsmann. Gleichwohl gelang es ihm nicht, diese Konzession für die rheinische Gesellschaft zu erwerben. Sie wurde schließlich einer neu gebildeten Gesellschaft erteilt, die sich zuerst ostrheinische, später Köln-Mindener Eisenbahn nannte. Die Bahn führte von Köln über Düsseldorf, Gütersloh, Bielefeld nach Minden. Ihre erste Strecke wurde schon am 20. Dezember 1845 eröffnet und am 15. Oktober 1847 war die ganze Bahn vollendet.

Der rheinischen Bahn fehlte noch die letzte Strecke von Aachen nach Herbesthal. Ihr Bau bereitete neue technische und finanzielle Schwierigkeiten. Besonders die geneigte Ebene bei Ronheide verursachte viel Kopfzerbrechen, da es sich dabei um eine ganz neue, eigenartige Anlage handelte, für die es an Vorbildern fehlte, und deren Betrieb mit besonderer Sorgfalt geleitet werden mußte und recht kostspielig war. Im Jahre 1842 erfolgte eine neue Berechnung der Kosten, und dabei kam man zu dem höchst unerfreulichen Ergebnis, daß zur gänzlichen Fertigstellung der Bahn noch $2\frac{1}{4}$ Millionen Taler nötig waren. Man beschloß, sie durch Ausgabe der Prioritäts-

obligationen zu decken. Ohne Hilfe des Staates aber konnten diese nicht untergebracht werden. Da traf es sich günstig, daß inzwischen infolge der Beratungen der im Jahre 1842 einberufenen Vereinigten provinzialständischen Ausschüsse die Regierung zu einer finanziellen Unterstützung der Eisenbahnen durch Gewährung von Zinsbürgschaften ermächtigt worden war. Eine solche wurde der rheinischen Bahn für $1\frac{1}{4}$ Millionen Taler zugestanden, für den Rest von 1 Million Talern wurden später vierprozentige Prioritätsaktien ausgegeben. „So kam es", bemerkt Kumpmann, „daß die kleine, wenn auch bedeutende Bahnstrecke, die man anfänglich mit 2 Millionen Talern hatte bauen wollen, schließlich rund $10\frac{1}{2}$ Millionen Taler kostete, eine Summe, die durch Aktien in Höhe von 6750000 Talern und Prioritätsobligationen von 3750000 Talern aufgebracht wurde."

Die feierliche Eröffnung der Bahn fand statt durch ein großes internationales deutsch-belgisches Verbrüderungsfest, das sich teils in Antwerpen, teils am Rhein abspielte und einen glänzenden Verlauf nahm. Aber bald darauf führten Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern der Direktion und des Verwaltungsrats über eine finanzielle Frage noch zu recht bedauerlichen Zerwürfnissen. Die Ansichten gingen darüber auseinander, ob den Aktionären nach Fertigstellung der Bahn noch die ihnen zugesagte feste Dividende gezahlt werden könne, oder ob die Aktionäre nunmehr lediglich auf die Überschüsse anzuweisen seien; ferner von welchem Zeitpunkte ab die Zahlung der festen Dividende in Wegfall komme. Hansemann hielt den Wegfall der festen Dividende für erforderlich. Anderer Meinung war Oppenheim. Die lebhaften Kämpfe zwischen den beiden Männern und den hinter ihnen stehenden Parteien führten zu einer Niederlage Hansemanns, der infolgedessen aus der Direktion austrat. Ludolf Camphausen, der, wie wir oben gesehen haben, von Hansemann verdrängt worden war, sprach den wärmsten Dank dem nun scheidenden Gegner aus, „von dem es notorisch sei, mit welcher Aufopferung und Beharrlichkeit er sich dem Zustandekommen des großen Werkes unterzogen habe". Hansemann erwiderte: „Daß dieser Dank ihn herzlich freue, und besonders weil er zuerst aus dem Munde des Herrn Camphausen geflossen sei. Sie hätten sich beide in der Vergangenheit oft in ihren Ansichten schroff entgegengestanden, das verhindere aber nicht, daß der Mann den Wert des Mannes erkenne"[1]).

VI.

Dieses ist die Jugendgeschichte der großen rheinisch-westfälischen Eisenbahnunternehmungen. Sie ist reich an Kämpfen, Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen, aber auch reich an Zügen echt vaterländischer Gesinnung und wirtschaftlichen Scharfblickes und Unternehmungsgeistes. Und dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die Kinderjahre solcher Unternehmungen nicht frei sein können von Kinderkrankheiten. Als die drei großen Bahnen einmal fertig waren, haben sie sich ununterbrochen weiter ausgedehnt, neue Haupt- und Nebenlinien sind

[1]) Kumpmann, S. 435.

gebaut, der Betrieb, die Verwaltung haben gelernt an den Erfahrungen. Nicht nur Handel, Gewerbe und Landwirtschaft der von ihnen durchzogenen Gebiete sind in ungeahnter Weise gefördert worden, sondern gerade diese Bahnen sind in manchen Beziehungen vorbildlich geblieben für die Eisenbahnunternehmungen in den übrigen preußischen Landen, nicht allein die Privatbahnen, sondern auch die Staatsbahnen. Mag man auch ein überzeugter Anhänger des Staatsbahnsystems für das Deutsche Reich sein, so wäre es doch grundverkehrt, den segensreichen Einfluß gerade dieser großen, gut geleiteten rheinisch-westfälischen Unternehmungen auf die glänzende Entwicklung unseres Eisenbahnwesens zu leugnen. Als ihre Zeit gekommen, als sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, sind sie unter vorteilhaften Bedingungen vom Staate erworben und haben sich als wichtige Glieder des preußischen Staatseisenbahnnetzes glänzend weiter entwickelt.

Die ersten Lebensjahre der Bahnen konnten hier natürlich nur in ihren Hauptzügen geschildert werden. Auf weitere Einzelheiten und die umfassenden, mehr für Fachleute bestimmten übrigen Abschnitte der beiden verdienstvollen hier hauptsächlich behandelten Schriften konnte ich hier nicht näher eingehen.

Aber eine Frage drängt sich uns noch auf. Wie kommt es, daß in Preußen in wirtschaftlich und politisch so weit vorgeschrittenen Landesteilen wie Rheinland und Westfalen die Anlage der Eisenbahnen so spät und unter solchen Schwierigkeiten erfolgt ist? Es wird vielfach behauptet, die Schuld trage hauptsächlich die Regierung mit ihren rückständigen Anschauungen. Die neuesten Veröffentlichungen beweisen, daß ein solcher Vorwurf nicht begründet ist, und daß das oben von mir angeführte harte Urteil Friedrich Harkorts doch wohl über das Ziel hinausschießt. Die preußische Regierung konnte selbst Bahnen nicht bauen wie die belgische und einige deutsche mittelstaatliche Regierungen, weil Preußen keine Verfassung hatte und nach dem Gesetze von 1820 Anleihen — ohne die der Bau von Eisenbahnen nicht möglich war — ohne Zustimmung von Reichsständen nicht aufgenommen werden durften. Die Einführung einer Verfassung mit ständischer Vertretung lediglich zu dem Zwecke, um Anleihen für Eisenbahnen aufzunehmen, stand in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. ganz außer Frage. Erst viel später, im Jahre 1847, hat der Umstand, daß die Notwendigkeit der Anlage von Staatsbahnen (der Ostbahn) nicht mehr von der Hand zu weisen, und daß der Bau einer Eisenbahn ohne Staatsanleihe nicht möglich war, zum Erlaß der preußischen Verfassung wenigstens mitgewirkt.

Aber auch die große Masse der Bevölkerung stand dem neuen Verkehrsmittel mißtrauisch gegenüber; man hatte wenig Neigung, Kapital in Eisenbahnen anzulegen; man zog Unternehmungen vor, die mit größerer Wahrscheinlichkeit Gewinn abwarfen. Dazu kam, daß Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, infolge der eigentümlichen Konjunkturen, viele Eisenbahnaktionäre schwere Verluste erlitten hatten. Wenn man also sein Geld in Eisenbahnen anlegte, so verlangte man, daß der Staat, durch Beteiligung an dem Unternehmen in einer oder der anderen Form, wenigstens einen Teil des Risikos mittrüge. Dazu aber hatte wieder der Staat wenig

Neigung. Nicht ganz mit Unrecht sagten die leitenden Staatsmänner, daß ein solches Unternehmen von der Bevölkerung ausgeführt werden müsse. Wenn diese so wenig Vertrauen habe, so könne man dem Staate nicht wohl zumuten, in die Bresche zu treten.

Wenn aber der Staat sich nicht oder nur schwer entschließen konnte, die Unternehmungen zu fördern, so durfte er ihnen wenigstens keine Hindernisse in den Weg legen. Und solche wurden gefunden in den ersten Konzessionsbedingungen, in einigen Bestimmungen des Eisenbahngesetzes von 1838, darunter vor allem in den Ansprüchen, die die Postverwaltung an die Eisenbahnen erhob, Ansprüche auf weitgehende finanzielle Leistungen, auf die sich die Unternehmer nicht einlassen zu können glaubten. Wie hemmend die Ansprüche des Herrn v. Nagler, der damals an der Spitze der Postverwaltung stand, gerade auf das Zustandekommen auch der rheinischen und der bergisch-märkischen Eisenbahn gewirkt haben, dafür geben die Schriften von Kumpmann und Waldeck eine große Anzahl neuer Beweise[1].

So lag die Sache. Der Staat konnte selbst nicht bauen. Er gewährte nur zögernd und nur unter dem Zwange der Notwendigkeiten finanzielle Beihilfe, er stellte bei der Genehmigung Bedingungen, die — ob mit Recht oder Unrecht, will ich hier nicht untersuchen — tatsächlich abschreckend gewirkt haben. Und bei der Bevölkerung mußte erst allmählich das Verständnis für die Bedeutung des neuen Verkehrsmittels sich ausbreiten. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die schweren Wunden, die die napoleonischen Kriege uns geschlagen hatten, noch kaum vernarbt waren, daß selbst in einem so vorgeschrittenen Gebiete wie den westlichen Provinzen Preußens erst ganz allmählich die Spuren eines neuen Wohlstandes zur Erscheinung kommen.

Alle diese Umstände haben mitgewirkt, daß wir erst später als andere Nationen das neue Verkehrsmittel für uns nutzbar gemacht haben. Desto erfreulicher ist es, daß heute und schon seit langen Jahren das Deutsche Reich in der Gestaltung und der Verwaltung seines Eisenbahnnetzes den Vergleich mit keiner anderen Nation zu scheuen hat.

---

[1] Vgl. Kumpmann, S. 124, 141, 173, 230—239, 264. Waldeck, S. 52.

Das Rettungsboot.

Von

Sigfrid Siwertz.[1])

I.

Antonius schlenderte in der Södervorstadt herum. Er mochte die Nordvorstadt nicht. Er war früher einmal dort zur Schule gegangen, und die Furcht, alten Kameraden zu begegnen, verließ ihn nicht, seit er zum ersten Male einen zweifelhaften Rock trug. Das war schon eine Reihe von Jahren her, aber er war noch immer nicht so recht abgehärtet.

Es war eine stille Vorsommernacht, und die Laternen brannten nicht. Der Himmel hing wolkenlos, stumm schimmernd über den Gäßchen. Kein kühlender Wind wehte vom Wasser her, das unter nebeligen Mastsilhouetten blank da lag. Nur hier und da brannte eine Schiffslaterne ein Loch in den graublauen schwebenden Schleier der Dämmerung.

Antonius wanderte in einer toten Stadt umher. Eine große schwarze Katze sprang lautlos über seinen Weg. Er spuckte aus alter Gewohnheit dreimal aus und warf einen Stein, der an eine Planke prallte und die lauernde Stille in den Winkeln aufscheuchte. Er stieß einen Fluch aus, gleichsam um seiner selbst sicherer zu werden, und bog um eine Ecke, wo eine Laterne schläfrig brannte und ein Karren sich müde an die Wand lehnte.

In dem Tor eines alten gelben Steinhauses glitten zwei Schatten auseinander, als Antonius sich näherte. In dem nächsten gelben Steinhaus standen auch zwei Schatten im Tor. Eine Frauenstimme flüsterte: „Aber Fridèn . . . das dürfen Sie nicht."

„Aber Fridèn . . . das dürfen Sie nicht," echote Antonius gutmütig und machte eine sanft mißbilligende Theatergeste.

In dem Lichtschein eines niedrigen Fensters mit einer zerrissenen roten Gardine blieb er stehen, suchte in seinen Hosentaschen und bekam ein paar Kupfermünzen heraus. Er legte sie in eine Reihe in die flache Hand und zählte hin und her. Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht, er schleuderte das Geld auf die Straße und entfernte sich mit großen Schritten. Aber dann

[1]) Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

besann er sich eines Besseren, kehrte mit einem Achselzucken um, vergewisserte sich, daß keine Zeugen vorhanden waren und las wieder sorgsam auf, was er zwischen den Steinen finden konnte.

Vor einem alten grüngestrichenen Plankentor mit Gitterwerk und kleinen koketten geschnitzten Rosengirlanden blieb Antonius einen Augenblick in tiefem Nachdenken stehen. Dann tastete er unter das Tor und zog den Schlüssel hervor, der zu groß war, um ihn in der Tasche zu tragen, und nach einem stillschweigenden Übereinkommen zwischen dem vierten und fünften Nagel links lag. Das Tor drehte sich knirschend in den Angeln, und Antonius trat in einen Hof, der von zwei großen Linden beschattet und von niedrigen roten Häuschen mit kleinen Erkern und roten Ziegeldächern eingefaßt war. Über einem Tor hing ein gespenstisch weißes, schadhaftes Gallionsbild, das die schaumgeborene Venus vorstellte. Da wohnte ein alter Schiffer. Im Fond leuchtete das Riesenfenster eines Bildhauerateliers und zeichnete ein großes Lichtquadrat auf den Rasenplatz unter den Linden. Über ihre Kronen zuckten dicht hintereinander kleine rasche Lichtblitze. Die kamen von einem kleinen Schärenleuchtturm, der, von der Buchsbaumhecke des Nachbarhofes halb verborgen, dastand und mit den Augen zwinkerte. Auch in einem Fenster im Hause gegenüber blinkte es in regelmäßigen Zwischenräumen hinter dem herabgelassenen Rouleaux auf. Da wohnte ein Ingenieur, der an einem neuen Leuchtturmsystem experimentierte . . . Antonius setzte sich in eine Fliederlaube und starrte seine eigene Silhouette an, die sich unheimlich vergrößert auf dem Atelierfenster abzeichnete und auf dem Rasenplatz und dem Kiesweg auf dem Streckbrett lag.

Er hatte dem berühmten Bildhauer Modell gestanden. Es war der Schatten der fertigen Statue, den er sah.

Sollte er versuchen, hineinzugehen und noch etwas Geld zu schinden oder nur um ein Nachtlogis bitten? Er hatte eigentlich zu beidem gleich wenig Lust. Er haßte diese kleine Arbeitsameise mit den harten, eigensinnigen Augen. Nun, das Kostüm, das er bekommen hatte, war ja recht nett. Aber eine solche verfluchte Idee, seine vorübergehende Geldverlegenheit auszunützen und ihn für lumpige fünfzig Öre die Stunde Modell stehen zu lassen. Und nicht einen einzigen Tropfen hatte er während der Sitzungen bekommen, trotz aller Winke. Na, anfangs hatte ihm das Ganze vielleicht in gewisser Weise geschmeichelt. „Ich habe doch ein interessantes Gesicht," dachte er, „häßlich vielleicht, aber interessant. Ich begreife, daß diese alten Züge, die von Leidenschaften verheert, von Gedanken gefurcht sind, einen Bildhauer interessieren müssen . . ."

Aber als er dann erfuhr, daß es ein Don Quichote werden sollte, verschwand aller Zauber; er, Antonius Friis . . . Modell zu einem Don Quichote! Dieser schäbige Arbeiter in seiner lehmbespritzten Bluse wagte, ihn einen Don Quichote zu nennen. Der verdammte Analphabet, der nicht mehr von Kastilien wußte als ein halbgegessenes Radieschen!

Antonius starrte immer wütender seine Silhouette an. Plötzlich schlug er sich aufs Knie. „Ich hab's," dachte er. „Haraldson wollte ein Porträt

machen, aber er konnte die Ähnlichkeit nicht treffen, und so nannte er sein Machwerk Don Quichote. Solch eine feige, lächerliche Flucht. Das Dümmste ist, daß der Kitsch natürlich noch in den Zeitungen gelobt werden wird. Pfui Teufel, diese vorgeschobenen Lippen und dieses kleine, eingesunkene Kinn. Und diese große, krumme Nase dazu . . . Na, übrigens, die Nase mag hingehen," murmelte Antonius plötzlich und fuhr sich prüfend mit der Hand über das Gesicht . . . „Aber die Lippen und das Kinn . . . nie, nie. Wie hätte ich denn mit einem solchen charakterlosen Kinn den Cäsar spielen können? Nein, ich will mich, hol's der Teufel, nicht erniedrigen und diesen boshaften Fälscher noch ansprechen. Ich geh meiner Wege, stolz wie ein König!"

Antonius schlug mit der Faust auf den Tisch und stand auf, um sich zu entfernen, aber blieb gleich wieder stehen, die Beute einer lähmenden Unschlüssigkeit. Sein Unterbewußtsein hatte die ganze Zeit rasch und still gearbeitet. Das halbgegessene Radieschen, das er in einem anderen Zusammenhang erwähnt hatte, entwickelte sich blitzschnell zu einem feinen, kalten Tisch mit Branntweingläsern und Pilsener Flaschen. Er war wirklich hungrig und durstig, vor allem durstig.

„Wenn ich mir doch etwas pumpte," dachte er. „Es ist so verwünscht heiß, meine Kehle ist ganz trocken. Gehe ich doch hinein? Ich kann ihn ja immerhin verachten, im geheimen."

Im selben Augenblick sah Antonius etwas auf dem Tisch vor sich leuchten. Es war ein großes, schönes Taschenmesser mit Silberbeschlägen und Perlmutterschaft. Blitzartig durchzuckte es ihn, daß das Messer sich in Geld verwandeln ließe und das werden konnte, was er brauchte. Er fühlte es schon heiß durch die Kehle rinnen . . . Aber dann war es ihm klar, daß die Sache unmöglich schon an diesem Abend verwertet werden konnte. Und der morgige Tag war fern und gleichgültig. Er zog die Hand zurück, worauf seine offizielle Persönlichkeit sogleich einen moralischen Sieg feierte und sich stolz und verzichtend aufreckte.

„So etwas tut man nicht, Antonius Früs, so etwas tut man nicht!"

Als die Geste einmal gemacht und die Worte gesagt waren, bekamen sie solche Macht über ihn, daß er stolz und düster wie der Held eines spanischen Dramas aus der Laube stolzierte, quer über ein Beet mit hübschen Ringelblumen und hinaus zum Tore, das mit einem gewaltigen Krach zufiel. Er hohnlachte über die elende Verlockung, sich einen Schnaps und eine Abendmahlzeit zu erbetteln. Er fluchte in seinen Bart und murmelte abgerissene Blankverse, die irgendwo in der Rumpelkammer seines Gedächtnisses lagen. Er taumelte dahin wie ein Blinder, in einem Rausch von stolzer Selbstgenügsamkeit. Als er über eine Treppe zwischen ein paar baufälligen Häuschen hinunterkletterte, fühlte er den Hermelinmantel förmlich nachschleifen. Er war der tragische Lear, der von seinem Thron herniederstieg. Als er dann unten zwischen den Grabsteinen des Kirchhofes umherirrte, wurde er sogleich Hamlet, Prinz von Dänemark in der Totengräberszene . . .

Aber dann geriet Antonius in eine häßliche, kerzengerade Großstadtgasse mit hohen, protzigen Häusern und breiten Trottoirs. Da wurde er wieder ganz klein und dachte mit bitterem Neid an alle einstmaligen Freunde, die es jetzt mit Weib und Kind gut hatten. Er erinnerte sich an die gut bürgerlichen Feste seiner Jugend, an all das herrliche Essen, die dummen, gutgemeinten Reden, den Kaffee . . . die Walzer mit den weißgekleideten Mädchen . . . Er lehnte sich müde an das hohe Eisengitter eines Hauses mit Marmortreppe und Lift und dachte darüber nach, was für ein Gefühl es wohl sein mußte, dick zu sein. Das war wohl etwas Weiches, Wohlgeschütztes, Molliges, so wie zwischen Polstern und Kissen. Man empfand es wohl so, als läge man beständig in einem bequemen Bett. Dieser Tage war Antonius einem Bekannten begegnet. Er hieß Fredrick und war ungewöhnlich dick geworden. Er grüßte nicht. Zuerst war Antonius wütend und hatte ihn unaussprechlich verachtet. Aber jetzt bekam er gegen seinen Willen eine Art heimlichen Respekt. Er hatte es gut, dieser Fredrick. Er war natürlich ein schlauer, rücksichtsloser Mensch . . . Ein Gourmet und Menschenverächter . . . ein schlauer Kerl mit einem Wort.

„Das Leben ist doch sehr hart gegen mich gewesen," dachte Antonius. Er erschauerte plötzlich vor Kälte, mitten in der schwülen Nacht. Die große, gerade Straße ängstigte ihn wie etwas Feindliches und Grausames. Steine anstatt Brot. Keine Laterne, die brannte, kein Huf, der klapperte. Er fühlte sich unendlich einsam und hilflos. Er mußte mit einem Unglücksgenossen sprechen, einem Mitschuldigen — einem Menschen. Etwas mußte geschehen. Ja, er hatte das absolute Gefühl . . . so kann es nicht weitergehen, *etwas muß geschehen*.

Antonius bog in die innere Stadt ein. Vielleicht erwartete ihn ein Abenteuer in Gestalt von betrunkenen Matrosen, oder ein Hotelauftritt oder eine Schlägerei. Er liebte die Seeleute, seit er einmal in seiner Jugend Marryats Romane gelesen hatte. In Augenblicken der Zerknirschung pflegte er es zu bereuen, daß er nicht als Knabe zur See gegangen war. Der Oberbefehl auf einem Fahrzeug, die Verantwortung, die freien Weiten, die großen Verhältnisse, die Gefahr, zuletzt ein edler Tod, der Kapitän stolz und unerschütterlich auf seinem Posten auf dem sinkenden Schiff, das wäre etwas für ihn gewesen. Das hätte besser zu ihm gepaßt, als zu sehen, wie seine Kunst langsam in diesem verfluchten Rattenloch von einem Lande verfaulte.

Antonius ging bis zur Nordbrücke, ohne daß ihm ein Abenteuer begegnete. Nichts wollte geschehen. Eine tote Stadt! Wenn doch wenigstens ein Gewitter käme . . . oder eine Feuersbrunst.

Der Strom brauste dumpf durch die schwüle Stille.

Antonius kletterte zum Stromparterre hinunter. Die Pappeln standen dunkel wie Zypressen und ganz regungslos. Aus einem Beet kam der schwere Duft von Narzissen. Er bog sich über die Barriere. Der Gegenstrom schlug in kleinen Wirbeln an die Steinmauer, so, als steckte man unsichtbare Finger ins Wasser. Zwei Kähne mit Fischernetzen rieben sich aneinander.

Dicht unter der Brückenwölbung, von der der Schmutz in Stalaktiten hing, lag ein rotes Boot. Auf dem Kiel stand etwas geschrieben, was Antonius in der Dämmerung kaum entziffern konnte . . . Rettungsboot.

Antonius war vor Hunger und Müdigkeit etwas wirr im Kopfe. „Rettungsboot," murmelte er. „Das ist etwas für mich. Und wenn ich jetzt in dieses rote Boot klettere, muß doch etwas geschehen."

Er sprang an Bord, löste die Kette und setzte sich mit verschränkten Armen hin. Das Boot trieb rasch den Strom hinunter.

„Wenn mich jemand vom Ufer sieht, dann sage ich, daß es eine Wette ist," dachte Antonius. „Ich habe mit einem reichen Engländer, der im Grand Hotel wohnt, gewettet, daß ich den Strom in einem Rettungsboot passieren werde, ohne daß mich die Polizei arretiert . . . Aber wenn mich nun die Polizei arretiert, dann stelle ich mich stumm, bis man mich aufs Kommissariat geführt hat. Dann werde ich sagen, daß mein Hausarzt mir frische Seeluft verordnet hat. Es wird doch ein Heidenspaß sein, die Miene des Kommissärs zu sehen, wenn ich von meinem Hausarzt spreche. Natürlich kommt es in die Morgenblätter: Der in der Provinz sehr bekannte Schauspieler Antonius Früs hatte gestern abend einen exzentrischen Einfall" usw. . . .

Niemand bemerkte Antonius. Das Boot war schon mitten im Strom. Das ölig blanke Wasser schlug lüstern an die Planken. Das Viereck des Schlosses lag in der Dunkelheit unter dem schwebenden Abendstern, die weißen Boote ruhten Seite an Seite wie müde Riesenvögel. Unter dem Söderfelsen funkelte die kleine grüne Steuerbordlaterne eines einfahrenden Bugsierschiffes.

Jetzt, da das Boot in breiteres Wasser gekommen war, trieb es nur unmerklich vorwärts. Antonius war sehr müde. Er saß in einer halben Betäubung da und dachte an einen Briefbeschwerer, den er als Junge gehabt hatte. Es war eine weiße Burg mit Zinnen und Türmen, ganz tief drinnen in einer Kugel aus dickem grünen Glas. Jetzt in der Sommernacht lag die Welt so einsam und still da wie in Wänden aus dickem grünen Glas.

Das Boot trieb gerade auf ein großes englisches Schiff zu, das sich an schlaffen Ketten wiegte, den Steven der Schleuse zugekehrt. Jetzt saß Antonius gerade unter dem schwarzen Eisenbug. Die Nachtwache hob sich in dunkler Silhouette von dem Abendhimmel ab, hing hoch oben über der Steuerbordreeling wie ein Dachdecker auf einem Dach. Der Pfeifenrauch trieb in einer kleinen, braunen Wolke um die Maste der Jolle. Der Mann spuckte aus und murmelte etwas, wie daß das Boot gestohlen sei; dann spuckte er noch einmal aus und rauchte gemächlich weiter . . .

. . . Antonius wußte nicht, wie lange er so dagesessen und vor sich hingestarrt hatte; aber als er wieder aufsah, war die Stadt schon in einem graublauen Nebel verschwunden, und das Boot lag zwischen zwei einfahrenden Holzschuten, die sich in der Windstille mit schlaffen, tautriefenden Segeln im Wasser spiegelten. Der Steuermann der einen war mit dem Kopf auf dem Steuerrad eingeschlafen, und die andere hatte überhaupt keinen Mann an Deck.

Der Himmel glühte braun über den Dampfwolken, die über dem blanken Wasser hingen, und der einzige Laut, den man vernahm, war das Stampfen der großen, ziegelroten Dampfmühle, die mit ihren brennenden Fenstern unter der himmelhohen Riesenpinie des Nußpfeilers dem Tempel eines barbarischen Feuergottes glich.

Ein Keil von silbergrauem Licht zerteilte den dunklen, blanken Spiegel des Wassers. Der sich vergrößernde Wasserring erreichte die Schuten, deren Segel sich sogleich weit blähten. Der Steuermann der einen erwachte, und die andere hatte gleich einen Mann an Deck. Die Brise kam von der Stadt her.

Antonius begann zu frieren. Er knöpfte seinen dünnen Rock bis unters Kinn zu und kroch unter die Ruderbank. Er war gleichgültig und bitter, weil nichts passiert war. Keine Macht auf Erden hätte ihn bewegen können, zu den Rudern zu greifen. Es war so unsäglich gleichgültig, wohin er kam. Er begnügte sich mit der Gewißheit, daß er doch irgendwo landen würde. Er spürte keinen Hunger mehr, nur eine große Müdigkeit. Mit geschlossenen Augen saß er da, das Kinn auf der Brust und sehnte sich, daß die Sonne wieder sein Gesicht und seine Hände bescheine . . . die sanfte, gesegnete Morgensonne . . .

. . . Und schließlich kam die Sonne auch. Sie tauchte als eine goldene Kugel weit weg aus einem blanken Sund auf. Dann rollte sie über das Wasser und wurde immer größer und größer, bis sie dicht vor Antonius angelangt war und er mit der Hand danach greifen konnte. Da öffnete sich die goldene Kugel plötzlich wie ein Zauberei, und ein schwarz gekleideter Herr trat heraus mit einer Schnapsflasche und einem Kaviarbutterbrot, das er sogleich verzehrte. Dann zog er eine Magenpumpe aus der Revolvertasche und legte sie geschickt Antonius an, der gar nicht Zeit hatte, zu protestieren, sondern nur unverwandt einen halb abgebrochenen Vorderzahn anstarrte, der immer zum Vorschein kam, wenn der Herr lachte.

II.

Antonius erwachte dadurch, daß ein Bootshaken sein Boot enterte. Das Segel eines Kutters leuchtete in der Morgensonne. Drei junge Gesichter starrten ihn an. Er spürte sogleich, daß es aus der Kajüte nach Kaffee roch, und fragte hungrig und unüberlegt: „Offerieren mir die Herren vielleicht eine Tasse?"

Das älteste der drei Gesichter wurde barsch und unzugänglich:

„Wo haben Sie das Boot gestohlen?"

Antonius blinzelte gegen das Licht, rieb sich die Augen und stellte sich aus alter Gewohnheit vor:

„Ich bin Schauspieler. Mein Name ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt . . . Antonius Friis, Friis mit zwei i. Es ist eine Wette . . . Ich bin zufällig eingeschlafen . . ."

„Hört ihr? Schauspieler," rief entzückt ein magerer, sonnverbrannter Jüngling mit frühreifem, aber doch etwas weiblichem Mund, blondem Haar und glänzenden, blauen Augen.

Der ältere schob seine Augengläser ein wenig zurück und starrte den Schauspieler mißtrauisch an. Er schien ein Stubenhocker, noch blaß vom Studieren, trotz der Sonnverbranntheit.

Er hatte schmale, gerade Lippen, hohle Wangen und eine kleine, spitzige Nase.

„Welcher Gesellschaft gehören Sie augenblicklich an?" murmelte er sarkastisch.

Antonius wühlte in seiner Tasche und zog einen schmutzigen Zeitungsfetzen heraus.

„Bitte sehr," rief er, „hier ist eine Rezension. Man rühmt meine Auffassung des Pförtners in ‚Macbeth'."

Er vergaß zu sagen, daß dieses Lob über zehn Jahre alt, einzig in seiner Art und getreulich für den Fall der Not und des versagenden Selbstvertrauens aufbewahrt war.

Der jüngere Seemann lächelte freundlich befangen und hielt den Kameraden zurück, der das Rettungsboot fortstoßen wollte.

„Laß doch, Eskil," rief er. „Sei doch kein solcher Philister. Er ist doch großartig, kommt herangesegelt, ganz wie Tristan in der Sage. Wollen wir ihm nicht eine Tasse Kaffee anbieten?"

Antonius kletterte sofort an Bord des Kutters und stieß das rote Boot mit dem Fuße weg.

„Das kommt schon zurecht. Ich gestatte mir, für kurze Zeit die Gastfreundschaft der jungen Herren anzunehmen. Es war, wie gesagt, eine Wette. Man überredete mich, ein wenig zu trinken, und da habe ich dann immer solche Einfälle. Ich bin dafür bekannt. Verzeihung . . . Ich habe den Namen der Herren nicht gehört."

Der Jüngling mit dem freundlichen Lachen reichte ihm sogleich die Hand und sah Antonius groß und erwartungsvoll an.

„Mein Name ist Bror Simonsson. Wir sind auf einer längeren Segelfahrt!"

Der Jüngste an Bord, ein Knabe von fünfzehn Jahren, mit blondem, in die Stirn gekämmtem Haar und kleinen, lebendigen, aber unschuldigen Pfefferkörnern von Augen, nahm die Mütze ab, kam höflich auf Antonius zu und verbeugte sich:

„Ich heiße Svante Sivert. Ich bin der Bruder von Eskil, der am Steuer sitzt."

Er zupfte an seinem Sportgürtel und starrte verwundert Eskil an, der schweigend und mürrisch dasaß.

Antonius wandte sich ein wenig verletzt an den Steuermann:

„Der Herr ist offenbar nicht empfänglich für das Humoristische dieses Zusammentreffens. Wenn ich ein Dieb wäre, hätte ich wohl das Boot behalten . . . Es wäre wirklich ganz nett, ein Stückchen mit Ihnen zu segeln . . . Vortrefflicher Kutter, soweit ich sehen kann . . . Habe augenblicklich gerade Zeit . . . Die Gesellschaft ist zerstreut . . . Die Proben beginnen nicht vor August."

Bror Simonsson appellierte energisch an den Besitzer des Kutters:

„Bist du heute mit dem linken Fuße aufgestanden, Eskil? Man kann doch Geschmack am Unerwarteten haben, wenn man auch Wege- und Wasserbauingenieur werden soll. Es ist doch ein wahres Glück, wenn bei dieser Windstille überhaupt etwas passiert."

Eskil Sivert zog sein weißes Ruderhemd herauf, nahm feierlich einen Browningrevolver aus der Tasche und zeigte ihn Antonius. Es war nicht zu leugnen, daß er ein klein wenig lächerlich aussah.

„Sie können inzwischen als Schiffsmaat mitkommen," erklärte er kalt wie eine Gefriermaschine. „Sie werden das Deck scheuern und in der Koje schlafen. Führen Sie irgendeinen Streich im Schilde, so sehen Sie, daß wir in der Lage, uns zu verteidigen."

Bror spuckte ärgerlich ins Wasser und murmelte etwas, wie daß dies doch zu lächerlich sei.

Antonius atmete den Kaffeegeruch ein und unterdrückte geschickt seine Unzufriedenheit. Er machte eine präzise und abschließende Geste, die zeigen sollte, daß er die Auffassung des anderen vollkommen verstand und auf alle gerechten Forderungen einging.

„Gut, Sie sind ein kluger und vorsichtiger Mann, Ingenieur Sivert ... Sie werden sicherlich mit der Zeit ein smarter Arbeitgeber ... Ich glaube, Sie werden Nutzen von mir haben. Ich bin ein alter, erprobter Seemann" (er warf einen forschenden Blick auf die Segel); „haben Sie übrigens nicht das Fockfegel zu fest gespannt? Junge Leute spannen immer etwas zu fest. Das sagte mein alter Freund, Kapitän Frank, stets. Das war ein prächtiger Kerl. Ich machte viele lange Segelfahrten in seiner großen Jacht. Das war ein magnifiques Boot, jedes Brett aus Mahagoni, Mittagstisch für fünfzehn Personen, Wasserklosett und alles. In den letzten Jahren fesselte ihn die Gicht den ganzen Winter ans Bett, aber so wie es Sommer wurde, ließ er seinen Rollstuhl an Bord tragen, und da saß er und segelte von Küste zu Küste ... bis zum Mittelmeer hinunter ... Er konnte nicht einmal das Steuerrad halten, war nahezu lahm ... Hatte den Salon voll Medizinflaschen. Aber einen eisernen Willen ... einen eisernen Willen ... Die Herren hätten ihn hören sollen, wie er den Schiffsjungen zusammenschimpfte ... Aber jetzt kocht der Kaffee wohl schon ..."

Antonius kletterte in den unteren Schiffsraum, sah nach dem Kessel und raffte im Vorübergehen ein paar Cakes an sich.

Beim Kaffee wurde über Bootstypen und Segeln geplaudert. Antonius sprach klar und konzis wie ein alter Fachmann. Er überraschte sich selbst durch seine Sachkenntnis und erstickte frohgemut jeden Verdacht, daß Eskil Sivert mit eisenharten Falten im Hinterhalt saß.

Der Kutter kreuzte bei mäßigem Wind, der nach Osten umgeschlagen hatte. Der Zenit war mit federleichten, rosigen Zirruswolken bestreut. Die Sonne hing wie ein gewaltiger Tropfen geschmolzenen Kupfers in dem leichten Morgennebel, und die Wolkenschleier trieben über die Schilfbucht hin ... In weiter, strahlender Herrlichkeit glitt der Sommertag über das Chaos der Wälder, Berge und Seen der Schären, jenen ewig unentschiedenen

Grenzstreit, mit Scharmützeln und Guerillakriegen zwischen dem Lande und dem Meere.

Antonius probierte Bror Simonssons Pfeife und spuckte unablässig auf die Leeseite, um die Schnelle der Fahrt zu messen. Er sah mit Kennermiene den Himmel an und prophezeite für den Vormittag eine frische Brise.

Eskil Sivert meinte, auf diese Brise könnte man sich nicht verlassen.

Antonius schwor, daß zwischen zehn und elf Uhr ein tüchtiger Wind kommen würde . . . Es kam zwischen zehn und elf kein tüchtiger Wind . . . Da setzte Antonius sich auf das Vorderdeck zu Bror Simonsson und sprach von seiner Kunst. Es war schön, diesen gierigen, blauen Augen zu beichten, die alles für bare Münze nahmen. Er erreichte allmählich einen Gipfelpunkt pathetischer Beredsamkeit und überwältigte in aller Freundlichkeit den jungen Mann durch seine tragischen Kämpfe für die Kunst, die kurzen Glanztage, die schweren Konflikte und die lähmenden Peripetien des Lebens. Er war, wie gesagt, Schauspieler. Er hatte die Provinz zu seinem Tätigkeitsfeld erkoren. Dort waren die Gemüter reiner und empfänglicher. In der Hauptstadt war alles nur Varieté. Man war nicht undankbar gegen seine Bemühungen gewesen, gewiß nicht. Das Volk bewunderte ihn. Aber die Kritik und die Kollegen hatten sich gegen seine guten Absichten verschworen. Lange, lange hatte er allem gemeinen Neid, aller niedrigen Verleumdung getrotzt. Aber jetzt fühlte er sich doch alt und gebrochen, ja, er mußte es zugeben, alt und gebrochen . . . allerdings einen ehrlichen Freund, der seine Originalität zu schätzen wußte, hatte er schließlich in dem bekannten Bildhauer Haraldson gefunden, der eben seine Züge in Marmor festgehalten. Gerade nach dem Enthüllungsfest war er diese Wette eingegangen und im Rettungsboot fortgefahren. Dort in Stockholm glaubten sie wohl, daß er ertrunken sei. Sie ahnten nicht, daß er vielmehr einen neuen Freund gefunden hatte, einen jungen Freund, auf den er stolz war. Antonius klopfte Simonsson herzlich auf die Achsel. „Was wären wir ohne die Jugend? Weniger als nichts. Sie haben so interessante Augen, Sie werden sicherlich etwas Künstlerisches werden, Herr Simonsson. Wollen wir nicht ein für allemal die Titel ablegen, nicht wahr? Also was willst du eigentlich werden, lieber Freund?"

Bror Simonsson errötete und sah hinab auf das Verdeck. Sein Lächeln war ängstlich und abwesend.

„Ich möchte auch Schauspieler werden."

Antonius fuhr zurück wie von der Tarantel gestochen und wurde dunkel wie eine Gewitterwolke.

„Schauspieler willst du werden? Überlege dir das. Überlege dir das beizeiten! Es ist eine Hölle!"

Bror schüttelte schweigend den Kopf. Sein Gesicht verzerrte sich schmerzlich unter dem Druck der großen, ungewissen Zukunft. Er sah aus, als wollte er entfliehen, unter dem Wasser verschwinden.

„Lee," erklang Eskil Siverts schrille Kommandostimme von rückwärts. Sie mußten unter dem Focksegel durchkriechen. Aber das machte nichts. Antonius war beharrlich, Brors Schwermut schien ihm ein wahrer Genuß, und er hatte noch einen Trumpf in der Hand.

„Welchem Rollenfach gedenkst du dich zuzuwenden?“ begann er das Kreuzverhör. „Willst du Held werden, Komiker, Liebhaber oder Räsoneur? Locken dich die Klassiker oder die modernen Sachen?“

Bror dämpfte die Stimme, als fürchtete er, daß sie zu einem Schrei werden könnte.

„Ich weiß noch nichts davon,“ murmelte er, „ich weiß nur, daß ich Schauspieler werden will.“

Eine tiefe Stille voll Liebe und Haß lag hinter den Worten.

Antonius saß da und schnurrte förmlich vor Zufriedenheit.

„Ja, ja,“ murmelte er sanft und überlegen. „Novize also ... ehrgeizig, zweifelnd, unruhig. Ich kenne das alles. Aber es kann ja geschehen, daß einmal doch alles kommt, der Erfolg, der Ruhm, das Geld. Nichts ist unmöglich unter der Sonne. Erinnere dich nur immer, was der alte Antonius Friis gesagt hat: Es ist eine Hölle ... Bitte, gib mir noch ein bißchen Tabak.“

Die Brise wollte nicht kommen, obgleich man den Mast kratzte und ein Zweiöreſtück auf das Segel warf. Es war gerade nur so viel Bewegung in der Luft, daß sie den Pfeifenrauch fortblies. Schneckenhaft kroch man über das kaum gekräuselte Wasser. Die Segel blähten sich schlaff, wenn ein Schärendampfer vorübersauste, auf dem die Stockholmer in Reihen saßen und ihre Morgenzeitungen lasen. Die Sonnenreflexe brannten Wange und Auge. Es wurde ein heißer Tag.

Antonius spie aus, voll Verachtung für die Elemente, die ihn desavouiert hatten. Er hätte gern den Rock abgelegt und verwünschte im stillen sein zerrissenes Hemd. Nun ging er nach rückwärts in den Schatten des großen Segels und begann zu erzählen, wie verdammt es einmal an der holländischen Küste gestürmt hatte. Der Sand stand in Säulen über den Dünen. Er sah mit eigenen Augen, wie vier Mann weggespült wurden. Er selbst und seine Kameraden waren mit Stricken am Verdeck angebunden, und so segelten sie fünf Tage ... Sie lebten von purem Whisky ... Ja, das war etwas anderes, als hier in diesem lächerlichen Ententeich.

Bror Simonsson legte den Sweater ab. „Es ist doch nicht möglich, daß es so stürmen kann,“ seufzte er schwer. Sogar Eskil Sivert schien besänftigt und träumte sehnsüchtig von Sturm und Platzregen. Um zwölf Uhr erhob sich schließlich doch etwas Wind.

Antonius blähte sich vor Stolz.

„Habe ich es nicht gesagt,“ rief er. „Herrgott, um eine Stunde kann man sich doch leicht irren.“

Das Lüftchen dauerte präzise fünfzehn Minuten. Da hatten sie sich immerhin bis nach Vaxholm bugsiert. Antonius sah mit großen Augen die Herren an, die oben auf der Veranda des Restaurants saßen, den Stock zwischen den Knien und ihren Whisky mit Soda tranken. Aber für ihn fiel kein Whisky ab.

Dann verschwanden die großen Granitmauern der Festung, und sie waren im Trälmeer.

Antonius schlug eine Partie Karten vor. „Ich bin eigentlich kein Spieler," sagte er. „Ich habe im Spiel nie mehr gewonnen als sechzehnhundert Kronen. Das war nicht in Monaco, nein, ich bin tatsächlich nie in Monaco gewesen. Es war im Kasino eines französischen Badeortes. Auf dem Heimweg mußte ich meinen Gewinn mit dem Revolver in der Hand verteidigen. Irgendein Bandit war im Spielsaal gewesen und hatte mich gewinnen sehen . . . Was würden die Herren zu einer kleinen Partie Einundzwanzig sagen?"

Da es an einem Spiel fehlte, verfertigte er eines aus Postpapier und erleichterte dann Bror Simonsson um eine Krone siebenundzwanzig Öre, die nonchalant in die rechte Westentasche gesteckt wurden. Die linke hatte nämlich ein großes Loch. Eskil Siwerts Interesse erwachte, und er überließ Bror das Steuer. Eine Weile hielt er sich, aber dann verlor er auch eine Krone. Antonius sehnte sich heftig, diese zwei Kronen und siebenundzwanzig Öre zu verwerten.

Nicht einmal zum Mittagessen bekam Antonius etwas Starkes. Er wies auf den unteren Schiffsraum und sagte bedeutungsvoll:

„Ist da unten . . . nicht . . . etwas?"

Aber Eskil Siwert brummte nur, daß sie am Morgen das Schiff gepumpt hätten. Alle Winke blieben unverstanden . . .

. . . Sie kamen allmählich in enges, untiefes Wasser, und die Seezeichen standen dicht beisammen wie die Zaunpfähle.

Da war es plötzlich als stiege eine Kälte aus dem Wasser auf.

Eskil sah die lange Rinne hinunter, von der die weißen, flachen Türme der Leuchtfeuer wie in einem grauen Staub verschwanden.

Svante warf den Rock ab und starrte die Sonne an; sie war ein wenig rötlich geworden. Die weißgrauen Bänder auf der Meerseite nahmen wechselnde undeutliche Konturen an.

„Es zieht wohl ein Regen herauf," murmelte Antonius.

„Nein, kein Regen," sagte Eskil und suchte den Kompaß hervor.

Die bewaldeten Inseln vor ihnen verschwanden eine nach der andern . . . Dann kam eine niedrige graue Wolke und hüllte die Landufer auf der Backbordseite in eine langsam vernichtende Umarmung ein. Wolke auf Wolke segelte heran und löste die Ufer in kalte, rauhe Feuchtigkeit auf. Die Möwen hielten sich kreischend landwärts. Vorne war alles schon eine meergraue, undurchdringliche Unendlichkeit — hinter ihnen leuchtete noch das klare, lichte Idyll des Sommertages.

„Der Nebel," rief Antonius, als hätte er eine Entdeckung gemacht. Eskil lächelte beinahe freundlich.

Nach einer Weile waren Sonne und Land ganz verschwunden.

Eskil gebot Schweigen und starrte den Kompaß an.

„Wir liegen mitten in der Dampfschifflinie. Man muß aufpassen," murmelte er.

Alle blieben regungslos, beinahe feierlich sitzen. Das Wasser schlug sachte an den Bug. Man wußte nicht, wie weit man sah, man konnte sich

draußen auf offenem Meere glauben. Das Licht hatte keine Quelle, sondern lebte geheimnisvoll wie eine Phosphoreszenz des feinen, sprühenden Wasserstaubes.

„Dieses Wetter kommt vom Bottnischen Meerbusen," sagte Eskil. „Dort oben ist das Eis noch kaum geschmolzen."

„Verdammtes Winterland," fluchte Antonius, der die Hitze eben erst schon vergessen hatte. Dann saß man wieder lange still da und lauschte.

Plötzlich war ein schwaches Brausen zu hören. Es wuchs und wuchs, dumpf wie die lähmende Drohung einer unsichtbaren Macht. Alle dachten: Wir müssen rufen! Wir müssen uns Gehör verschaffen! Aber niemand konnte sich aufraffen. Es kam ihnen wie ein unnatürliches Verbrechen vor, diese weiße verzauberte Stille zu stören.

Schließlich knallte Eskils Revolver. Bror duckte sich, so als fürchtete er, daß der Himmel zur Strafe über ihren Köpfen einbrechen könnte. Antonius kauerte sich zusammen und starrte in das leere Nichts. Ohne zu wissen, was er sagte, murmelte er:

„Gott, wer doch ein Gläschen hätte!"

Nichts war zu sehen. Svante, der vorn gestanden hatte, kroch zu den andern hinüber. Einen Augenblick war es, als stünde das Brausen still, ohne zu steigen oder zu sinken . . .

Dann kamen die Wellen des unsichtbaren Dampfers majestätisch aus einer grauen Unendlichkeit in eine andere gerollt. Die feuchten Segel schlugen schwer. Dann war alles wieder still.

„Ich sehe dort vorn eine Insel," sagte Antonius nach einer Weile. „Ich habe ausgezeichnete Augen." Alle glaubten die Insel zu sehen. Eskil fand es zwecklos, bei solchem Wetter in der Segellinie zu liegen, und schlug den Kurs nach Antonius' Anweisung ein. Die Insel erwies sich als unerreichbar. Eine Viertelstunde lang hielt sie sich beharrlich am äußersten Horizont . . . Man zog Antonius später ein wenig mit seiner Insel auf.

Eskil fluchte über sich selbst und nahm südlichen Kurs. Es begann etwas zu dunkeln. Sie saßen dicht nebeneinander mit leuchtenden Augen und jenem Gefühl guter Kameradschaft, das die Einsamkeit und der Schatten einer Gefahr schenkt.

Fünf Faden vor ihnen tauchte ein Seezeichen auf und verschwand wieder einsam und melancholisch im Nebel.

„Hätte ich es einen Augenblick später gesehen, wären wir jetzt auf den Grund gefahren," rief Eskil. „Herunter mit dem Großsegel."

Das große Segel kam herunter und legte sich feucht und schwer Antonius auf die Schulter. Er wollte aufspringen und helfen, aber verwickelte sich in die Flaggenleine und saß wieder auf dem Boden.

Über ihren Häuptern wurde eine Ahnung brauner Konturen sichtbar. Es waren Tannenwipfel. Das Fockfegel wurde eingezogen, und der Kutter trieb sachte einem Sandstrande zu, der, grau und mit Baumskeletten bestreut, zwischen zwei hohen, bewaldeten Klippen lag.

„Herunter mit dem Anker und heraus mit der Jolle," rief Eskil. „Wir werden in irgendeiner Scheune schlafen, denn wer weiß, was dem Kutter im Nebel passieren kann."

Sie landeten an der unbekannten Küste, wo formlose Nebelwesen vom Meerwind umhergetrieben wurden. Das Terrain mußte rekognosziert werden. Sie kletterten über triefendes Moos und Heidekraut, mit dem Taschenkompaß, um Kurs zu halten und zurückzufinden, aber kamen nur an einen neuen Strand, der von den Wellen bespült war. Sie gingen in einer anderen Richtung, aber stießen wieder auf Wasser.

Es war eine Insel ohne eine menschliche Wohnstätte. Das Dunkel kam wie eine schleichende Krankheit durch den Nebel heran. Das Rauschen der gespenstischen Bäume in dieser schattenlosen, grauen halben Dämmerung war tiefer als irgendein Schweigen.

Bror drängte mit hungrigen Augen und roten Wangen vorwärts.

„Das ist die verzauberte Insel," rief er. „Wir sind Sindbad und seine Genossen . . ." Er wies auf einen großen weißen Felsen. „Das ist Vogel Rocks Riesenei. Vogel Rock ist größer als ein Berg, und seine kleinste Flügelfeder ist wie eine Tanne."

„Nein, zum Teufel, das ist Prosperos Insel," keuchte Antonius atemlos. „Ich habe einmal in Västervik den Caliban so gespielt, daß die Frauen ohnmächtig wurden." Er hüpfte auf seinen alten Vogelbeinen durch das Heidekraut und schnitt entsetzliche Grimassen.

So böser Tau, als meine Mutter je
Von faulem Moor mit Rabenfedern strich,
Fall auf euch zwei! Ein Südwest blas euch an
Und deck euch ganz mit Schwären.

Sie fanden allmählich den Weg zum Kutter zurück und legten sich in Decken und Ölröcken auf den Sand schlafen, der noch von der Tagessonne warm war. Nach einem Weilchen stieß Antonius Bror an, der neben ihm lag. „Schläfst du? Ich höre Stimmen."

Bror fuhr auf und glaubte eine Laterne aus dem Dickicht schimmern zu sehen. Er rief laut: „Hallo! Wer da! Hallo!"

Er erschrak förmlich vor seiner eigenen Stimme. Alle fuhren auf, und es wurde Kriegsrat gehalten. Dann tastete man sich nach der Richtung, aus der das Licht kam. Keine Spur von Menschen, keine verhallenden Schritte im Heidekraut.

„Jemand ist im Nebel fortgefahren, um ein Kind zu begraben. So etwas geschieht hier draußen in den Schären."

Svante hielt sich dicht an Eskil. Er wußte nicht, warum sie im Nebel ausfahren sollten und ein Kind begraben.

Eskil meinte, es würde jemand gekommen sein, um Holz zu stehlen, und wickelte sich wieder in seine Decke.

. . . Als sie am Morgen erwachten, widerhallte die verzauberte Insel von schrillen Vogelstimmen. Der Kuckuck rief ungesehen fern und nah im Westen und Osten. Die Wacholderbäume waren grau von Tau, und die rosigen Glocken der Linnea erzitterten vor ihren Köpfen.

„Ich habe kein Auge geschlossen," murmelte Bror und rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Ich habe nur dagelegen und auf den Vogel Rock gewartet."

„Man muß ja noch nicht schlafen, weil man schnarcht," bemerkte Eskil boshaft. „Ich hörte dich, als ich unten war und nach dem Boot sah."

Antonius war so grau im Gesicht wie ein Novembertag und jammerte nach Kaffee. Er hatte das geheimnisvolle Licht siebenmal in der Nacht gesehen. Der Nebel lag noch schwer auf der Insel.

Man trabte erfroren auf dem Strande auf und ab und diskutierte die Stimmen und die Laterne. Nirgends war eine Spur zu entdecken. Die Sache blieb ein geheimnisvoller Punkt, auf den man während der ganzen Fahrt mit Vorliebe zurückkam, wenn alle anderen Gesprächsthemen erschöpft waren.

Endlich trieb ein rauher Nordwind den Nebel weg. Das weiße Meer, über das die Wellen eines unsichtbaren Dampfers aus einer Unendlichkeit in eine andere gewandert waren, wurde wieder zu einem Sund, über den man hinüberrufen konnte, und die verzauberte Insel war eine Schäre unter tausend anderen.

Als sie das weiße Seezeichen auf der nächsten Landspitze umschifften, sahen sie Scharen grauer Gänse durch eine große Bucht waten. Der Kutter legte sich seitwärts, und die Wellen sprühten über das Fockegel. Dann ließ man sich vom Wind treiben, und die graue Bucht öffnete sich anderen grauen Buchten, und Wasser und Himmel vermählten sich in einem Nebel.

Es war, als ob der dunkle Zug der stürmischen Stunden selbst den Kutter vorwärts triebe. Die Wellen jagten in tiefen, zerrissenen Reihen dahin wie flüchtende Heere. Es war, als strömten sie einer fernen, südlichen Bucht zu, wo die Sonne leuchtete und es ganz still war. Die Segler saßen da, ganz durchweht, feucht und grau im Gesicht. Aber irgendwo tief drinnen im Körper glühte das Blut warm und frisch, und der Rausch der raschen Fahrt umwehte ihre Schläfen. Sie schwiegen und schlürften mit kleinen blinzelnden Augen die weite Aussicht in sich ein.

Ein Seezeichen wuchs aus dem Nichts empor, wiegte sich im Wogenschwall und verschmolz wieder mit Luft und Wasser. Vorüber, vorüber! Der schneeweiße Streif einer Brandung leuchtete auf und erlosch. Vorüber, vorüber! Das ewige Mysterium der Elemente. Ein großes, herrliches Vergessen, eine treulose, unwiderstehliche Freude!

Eskil umklammerte das Steuerruder.

„Ich könnte mein ganzes Leben lang so sitzen," murmelte er zwischen den Zähnen.

Antonius rauchte Brors Pfeife und schwieg. Schwieg tatsächlich. Er saß da und vergaß und wurde ein anderer. Es ist schön und gefährlich, zu vergessen und ein anderer zu werden. Er war fünfzehn Jahre und ein Familienknabe. Er hatte mit einem Kameraden die Schule geschwänzt und daheim aus dem Büfett eine Flasche Portwein gemaust. Nun lagen sie draußen im Lilliantswalde im Gras und sprachen davon, durchzugehen . . .

Weit, weit weg zu fahren . . . Wie war doch das Gras grün und die Wolken wie groß und wunderlich an diesem Tage . . . Antonius sah Brors Hand an, die sonnverbrannt, geballt, mit weißen Knöcheln die nassen Segelleinen umklammerte. Er hätte sie gerne gestreichelt. Er schloß die Augen und dachte mit einem Zittern in der Brust an diese blauen, leuchtenden Augen . . .

Nun waren sie schon bei dem großen, nach dem Meer zu offenen Mysingen. Da kamen mehr Register in die Orgel des Windes, die Wellen eilten wie zischende Katzen mit ausgestreckten Klauen heran, und das Wasser sog sich an die Seiten des Kutters fest. Kein Segler war weit und breit zu sehen. Die ganze Bucht war öde und leer.

„Wir müssen reffen," sagte Eskil.

„Ach, laß es laufen," rief Bror und spie unerschrocken aus.

„Wer gehängt werden soll, ersäuft nicht," murmelte Antonius mit einem abwesenden Lächeln. Aber Eskil steuerte einem schmalen Tor in der steilen Küstenklippe zu. Da drinnen lag unter hohen, dunklen Bergkämmen ein schmales, kreisförmiges Wasser, schwarz und tief wie ein Brunnen.

Sie atmeten schwer und starrten einander einen Augenblick an, betreten über diese plötzliche dumpfe Stille.

„Älfsnabben," sagte Eskil und drehte das Boot gegen den schwachen, flatternden Wind. „Rasch, jetzt ein Reff!"

„Am 13. Juni 1630 segelte die schwedische Flotte von Älfsnabben aus," deklamierte Svante aus der Schulgeschichte. Er ahnte nun erstaunt und entzückt die Wirklichkeit dessen, was bisher nur eine langweilige Lektion gewesen.

„Werft doch den Anker aus," bat Bror, über die Taugarne gebeugt. „Diese schwarze Tiefe birgt sicher viel. Vielleicht ziehen wir einen alten Enterhaken heraus oder ein paar Kettenkugeln . . ."

Er stand an den Mast gelehnt und sah sich einen Augenblick schweigend um . . . „Habt ihr daran gedacht, daß gerade an einem solchen Junitag das große Abenteuer begann? Es ist, als würden die Klippen älter und grauer, wenn man daran denkt, daß Gustav Adolf hier gestanden und sie angesehen hat. Er mußte lange auf den Nordwind warten."

Das Segel war gerefft, und sie sausten nun durch ein zweites Felsentor in die große, rauchende graue Bucht hinaus.

„Jetzt ziehen wir auf Abenteuer aus," rief Bror und suchte die Flagge zu hissen, die sich um die Stange gewickelt hatte.

„Mach doch zum Teufel den alten Lappen flott," murmelte Antonius voll Nationalstolz und seemännischem Dekorum.

„Das geht nur bei Gegenwind," rief Eskil. „Du fällst noch über Bord."

Aber Bror gab sich nicht zufrieden, bis nicht die Fahne flatterte. „Der hat sich wirklich einen ehrlichen Whisky verdient," seufzte Antonius.

Die Stunden wehten fort wie kalter, weißer Schaum.

Sie aßen Biskuits und tranken dampfenden schwarzen Kaffee, den Svante durch die Luke heraufreichte. Er war wirklich sehr nützlich, dieser Svante.

Eine Weile hielten sie sich neben der Brigg „Hanna" von der Ausinsel. Sie war nicht beladen und hoch wie ein Haus. Der Schiffer stand breitbeinig am Steuer unter den geflickten, grauen Segeln und kaute Tabak. Der Junge saß auf der Reeling und spielte Harmonika. Auf dem Deck lag die Katze und leckte sich.

Zwischen Eskil und dem Schiffer entspann sich ein Gespräch.

„Guter Wind heute."

„Ja, ja."

„Es geht schön vorwärts."

„Ja, ja."

Aber dann wurde der Junge über das viele Schwatzen ungeduldig und drohte mit der Faust: „Schert euch zum Teufel, Sonntagsherren!"

„Pöbel," murmelte Antonius mit einem Achselzucken.

Sie zogen das Fockfegel auf und fuhren von der Brigg „Hanna" wieder fort.

„Das Meer," murmelte Bror und wies hinaus in das Grau am äußersten Ende der Bucht.

„Das Meer," wiederholte Antonius andächtig. Er saß da, ganz naß im Gesicht, und lächelte beglückt mit seinen tabakschwarzen Zähnen. Er strahlte eine tiefe Befreiung aus. Er sah alt, aber sehr gut aus. Als Eskil ihn ein wenig auslachte, erhob er nur sanft abwehrend die Hand. Bror traten beinahe die Tränen in die Augen, wie er da saß und den alten Kameraden anschaute, den das Schicksal ihnen an Bord gespült. Er fühlte eine väterliche Zärtlichkeit für die plötzliche groteske Weichheit der großen häßlichen Züge. Er flüsterte Eskil zu, doch zu schweigen:

„Es ist eine Gemeinheit, einen Menschen mit solch einem Gesicht zu stören. Gott weiß, woran er denkt. Er ist beinahe schön so."

Antonius starrte gerade vor sich hin.

„Ich hatte einen Bekannten, der Rydèn hieß," murmelte er. (Antonius hatte immer Bekannte bei der Hand.) „Adolf Rydèn hieß er übrigens. Er war ein großer blasser, blondbärtiger Mann mit großen Porzellanaugen. Ein bißchen leidend war er . . . überanstrengt, schlechtes Blut . . . ein hoffnungsloser Fall eigentlich . . . Enfin, ein Arzt ordinierte ihm das Segeln. Das war schon ein verflucht kluger Arzt. Rydèn kaufte sich ein Boot, denn er hatte die Mittel dazu. Und dann segelte er und segelte, vom Frühling bis zum Winter, von Hafen zu Hafen . . . Bis hinauf zum nördlichen Eismeer. Im Winter wohnte er auf Lastdampfern, die nach den Tropen gingen . . . Auf diese Weise hielt er sieben Jahre aus. Man nannte ihn den fliegenden Holländer . . . Und schließlich sprang er in die See. Das Meer nahm ihn, als er reif war . . . Ja, das war ein verflucht kluger Arzt . . . ein verflucht kluger Arzt."

Antonius hüllte sich enger in seinen Rock. Er hatte die Augen geschlossen und lächelte müde und glücklich vor sich hin. Dann begann er einzunicken. Er murmelte in sich hinein, bis er schließlich einschlief, mit verschränkten Armen, den Kopf auf dem Ruffdach. Noch im Schlafe lächelte er kindlich und vergnügt.

„Er ist doch ein guter, alter Narr," bemerkte Eskil.

Bror zog seinen Ölrock ab und legte ihn Antonius um die Schultern: „Der hat wohl schon viel durchgemacht."

Svante breitete Antonius eine Decke über die Beine. Er konnte es nicht fassen, daß Bror zu einem so alten Herrn ‚du' sagte ... er war doch älter als Papa.

Unterdessen begann die Luft immer dicker zu werden, und man sah schon schlecht. Die Möwenschreie verstummten. Ein kalter Schauer lief über den breiten Rücken des Meeres. Und so kam der Abend des zweiten Tags.

Sie steuerten einem Nachthafen zu. Als die Luft plötzlich still ward und das Wellenrauschen erstarb, fuhr Antonius erschrocken und verwirrt auf: „Ist es schon aus?"

„Für heute," sagte Eskil. „Jetzt gehen wir ans Land und holen Süßwasser.

„Süßwasser," seufzte Antonius.

Sie gingen ans Land, zitternd vor Müdigkeit, über Klippen, die sich schaukelten, zwischen Tannen, die tanzten.

Unter einer Tanne stand ein alter Herr, bloßköpfig, mit einem Schlafrock bekleidet, dessen Schnüre im Winde wehten. Er sah ganz aus wie Karl IX. Mit raschen Schritten kam er auf die Gesellschaft zu.

„Wer, zum Teufel, sind denn die Herren, daß sie bei solchem Wetter gesegelt kommen? Ich sitze schon die längste Zeit da und schaue mir die Herren durch meinen Feldstecher an. Was wollen die Herren hier?"

Die Gesellschaft prallte vor der unerwarteten Erscheinung zurück.

„Wir wollen nur Süßwasser holen und bis zum Morgen hier im Hafen liegen."

„An Bord dieser Nußschale? Nein, die Herren sollen, hol mich der Henker, heut auf Eiderdaunen liegen. Und einen rechtschaffenen Grog sollt ihr haben, dafür laßt nur mich sorgen. Diese Insel gehört mir."

Antonius horchte auf und sagte zeremoniös:

„Grog, das ist sehr scharmant, Herr Gutsbesitzer ... Mein Name ist Antonius Friis, Schauspieler."

„Grog, ja ... ihr sollt Grog haben, und wenn ich ihn euch eingießen müßte ... ich vertrage keine Abstinenten ... Schauspieler. Schön, sehr schön! Ich war einmal in Stockholm und sah den ‚Ball beim Hutmacher'. Es war sehr lustig, ha ha ha! Kommt jetzt, dann können wir miteinander sprechen ..."

Plötzlich blieb der Mann im Schlafrock in seiner Rede stecken und packte Eskil beim Kragen. Seine Stimme war furchtbar:

„Ihr seid doch hoffentlich keine verdammten Sozialisten, he?"

Eskil starrte ihn verblüfft an und schüttelte verneinend den Kopf. Es wäre übermenschlich gewesen, das nicht zu tun. Der Herr der Insel beruhigte sich.

„Ach nein," murmelte er. „Ihr seht aus wie ordentlicher Leute Kinder ... ich bin ein ehrliches Schwedenherz. Dafür bin ich auf zwanzig Meilen im

Umkreis bekannt. Seid ihr nicht hungrig? Ja, natürlich seid ihr hungrig. Schön, ihr sollt blutige Beefsteaks kriegen! Kommt nur mit! Folgt mir im Gänsemarsch. Eins zwei, eins zwei!"

Sie folgten ihm halb bewußtlos über den schlüpfrigen, geschlängelten Waldpfad. Hinter den Strandklippen lagen Roggenfelder und duftende Kleewiesen, und große Eichen umrauschten ein weißes Haus mit Turm und Veranda.

Der alte Herr trat mit furchtbarem Lärm ein: „Anna, Christina, Sara! Wo zum Teufel steckt ihr? Essen! Schnaps! Pilsner! Whisky! Essen!"

Eine aufgescheuchte Mägdeschar flatterte durch den Flur.

Das Essen kam, und die Segler verzehrten es rasch und schweigsam. Dann saßen sie stumm wie Fische um den gewaltigen eichenen Speisetisch und ließen den Kopf hängen. Nicht einmal Antonius muckste sich. Der alte Herr lehnte sich auf seinem Hochsitz zurück wie ein isländischer Stammhäuptling und sprach unablässig. Er schimpfte auf die Sozialisten, prahlte mit gewaltigen Heldentaten, seltsamen Jagden, großen Fischzügen und allerlei Schlägereien. Alle mußten seine Armmuskeln anfühlen. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch, so daß alle Gläser und Flaschen tanzten.

„Herrgott, das ist doch schön, wenn man mal mit jemandem seine Ansichten austauschen kann. Ich höre, daß ihr verständige Leute seid. Prosit!"

Die Gäste fuhren auf und griffen nach den Gläsern. Antonius' Grogs verschwanden lautlos, unmerklich.

Nun mußte die Gesellschaft ins Herrenzimmer, sich Gewehre und Vögel ansehen. Antonius blieb bei den Flaschen. Vror wendete sich zufällig in der Tür um und sah, wie er mit einer hastigen, lüsternen Geste die ganze Flasche an die Lippen führte und den ungemischten Whisky hinabstürzte. Sein Gesicht war entsetzlich anzusehen, wie er so trank ... kein Funke von Seele ... einen Augenblick sank er röchelnd in den Stuhl zurück.

Der junge Mann stand wie gelähmt da. Das war etwas, was er nicht verstehen konnte. Eine dunkle Ahnung ergriff ihn. Er fühlte sich plötzlich kalt, fremd, traurig. Und als dann Antonius der Tür zuwankte, blaurot im Gesicht, mit blanken, irrenden Augen, machte er unwillkürlich einen großen Schritt von ihm weg.

Der furchtbare alte Mann saß mit einem Gewehr in jeder Hand da, vier zitternde Hunde zu seinen Füßen. Auf Schreibtischen, Wandbrettern und Schränken standen rings um ihn seine Trophäen, die ganze Vogelwelt des Meeres und der Küste mit starren Flügeln und toten, gläsernen Augen. Die Köpfe der müden Segler schwankten bei seinen wilden Kraftausbrüchen wie Rohr im Winde.

Antonius lag halbschlummernd auf einem Sofa. „Laßt mich in Frieden sterben," murmelte er. Das war das erste Wort, das er den ganzen Abend gesprochen hatte. Aber ihr Wirt war erbarmungslos. Er schleppte die Unglücklichen in den Stall, in die Scheune, in die Orangerie.

Endlich gähnte er wie ein Löwe und trompetete:

„Nein, aber jetzt sollt ihr, hol mich der Teufel, auf Eiderdaunen schlafen!"

Er führte die taumelnden Segler in ein großes, helles Fremdenzimmer mit schwellenden Betten und geblümten Tapeten. Dafür hatte er seine stolzeste Geste aufgespart:

„Das gefällt euch, he? Hier hat Seine Exzellenz, der Staatsminister, einmal geschlafen."

„Da werden wir große Träume träumen," murmelte Antonius und schlief auch schon.

III.

Als die Segler erwachten, schien ihnen die Sonne ins Gesicht. Antonius lag angekleidet auf der Decke. Er war schwer zu erwecken. Er schlug um sich und brummte etwas von einer Erkältung, die er sich durch die Strapazen des gestrigen Tages zugezogen hatte.

„Dann fahren wir ohne ihn," rief Bror mit so ungeduldiger Stimme, daß Eskil erstaunt die Augengläser zurückschob.

Doch da fuhr Antonius in die Höhe und stürzte an ein Fenster. Wie ein Blinder starrte er hinaus ins Sonnenlicht. Dann griff er sich an die Stirn, schwankte hinunter in die Küchenregion, um sich Bier zu verschaffen, und kam mit frischer, wenn auch etwas verworrener Tatkraft zurück.

Der Hausherr hatte sich schon längst auf seine Felder begeben und einen Zettel des Inhalts zurückgelassen, daß die Siebenschläfer sich ohne weitere Zeremonien zum Teufel scheren sollten. Antonius verfaßte mit zitternder Hand eine Dankadresse, die ins Schlüsselloch geschoben wurde, umarmte zu Svantes Entsetzen im Vorzimmer ein kicherndes, rothaariges Dienstmädchen und schmückte seinen schwarzen Schlapphut mit rotem Mohn aus einem Gartenbeet. Dann wanderte man über den schmalen, taufeuchten Pfad hinunter zu den Klippen und dem Meere.

Glücklich im Boot angelangt, sank Antonius, den Hut tief im Nacken, auf eine Bank und sah seine Finger an, während die anderen die Segel aufzogen. Wenn er sich rührte, war es ihm so, als rollte etwas Schweres in seinem Kopf herum.

Sie hielten sich am Ufer. Es wurde ein sonniger, stürmischer Tag. Das Meer lag dunkelblau da unter einem unendlich lichten Himmel. Die Wellen leuchteten eisig frisch, weiß schäumend. Der von Jahrtausenden geschliffene Granit des Ufers färbte sich in der Sonne rosig, und darüber standen die schwarzen Wälder. Der Tauchervogel mit seinem schwarzen Schopfe schoß in die Wellen hinab. Die Eidergänse zogen mit flatternden Schwänzen und vorgestrecktem Hals in niedrigem Fluge über die Schären hin. Die Möwen wirbelten und kreischten in der wilden Freude ihres Freibeuterlebens.

Antonius, der durch seine Faulheit böses Blut gemacht hatte, wurde ein wenig barsch in die Koje geschickt, um das Essen zu bereiten.

Da geschah etwas Großes und Verhängnisvolles — er erblickte eine ganze volle Kognakflasche, die die nüchternen, aber vorsorglichen Segler für den Notfall mitgenommen hatten. Da stand sie uneröffnet in dem kleinen Schrank, halb von Konservenbüchsen verdeckt.

Antonius hob die Flasche auf. Sie war schwer und fühlte sich in der Hand schmeichelnd glatt an. Die Marke war gut.

Wie eine lange, heiße Welle durcheilte die Verlockung seinen Körper. Er stellte die Flasche wieder hin, zitternd, mit halbgeschlossenen Augen. Er seufzte schwer und sank auf die Bank . . .

Dann fuhr er auf und begann mit den Kochgeräten zu hantieren. Er bemühte sich emsig, und es gelang ihm, eine wirkliche Festmahlzeit herzustellen.

Nun saßen sie wieder unter dem großen Schatten des Segels zwischen Schoten und Holznägeln in der engen Sitzwanne. Die Pfeifen qualmten, und die helle Sonne stimmte zu Plaudern und Scherzen.

Antonius hatte seine Schlaftrunkenheit schon längst überwunden. Eine wunderliche Spannung, eine Art hartnäckiger Trotz beherrschte ihn. Es war, als wollte er seine Zuhörer um jeden Preis gewinnen, und als suchte er zugleich selbst einen Gedanken zu vergessen, der im Hinterhalt lauerte.

Und er war nicht umsonst ein alter Bruder in Bacchus' Sold und ein Handelsreisender Thalias. Er erzählte mit furchtbarer Mimik alte Studentengeschichten, über die Eskil sich vor Lachen wälzte. Er kam auf das ‚Weib' zu reden, und schon seine Art, das Wort auszusprechen und dabei mit der Zunge zu schnalzen wie ein vielerfahrener erotischer Gourmet, verdiente lebenslängliche Strafarbeit. Er prahlte mit den allerdelikatesten Abenteuern und entrollte so verführerische Bilder, daß Svante rote Wangen bekam und in tiefe Träumereien versank.

Nur Bror blieb kalt und verschlossen.

Antonius sah es mit Unruhe und Verwunderung. Er ließ das Weib links liegen und überrumpelte ihn mit dem Vorschlag, daß sie zusammen ein humoristisches Loggbuch schreiben und es irgendeiner großen Hauptstadtzeitung verkaufen sollten. Der Vorschlag reifte ruckweise, durch Einfälle, die sogleich auf die schmutzige Manchette fixiert wurden. Er hielt schon bei einer approximativen Schätzung der Höhe des Honorars, als er merkte, daß Bror ihn trotz alledem mit einem Ausdruck der Müdigkeit und schlecht verhehlten Mißtrauens ansah.

Da wandte sich Antonius wieder Eskil zu und begann mit sachlichem Tone gewisse sexuelle Abnormitäten zu erörtern, kannegießerte dann einiges über die Rolle des Luftschiffs in einem eventuellen Krieg zwischen Deutschland und England, wog das Trustwesen auf der Wage der Gerechtigkeit, reduzierte in erfinderischer Weise die Alkoholstatistik und warf schließlich einige kühne philosophische Paradoxe hin, bei denen sich Eskils naturwissenschaftlicher Dogmatismus geradezu aufbäumte.

„Ihr glaubt zum Beispiel, daß dieser Kutter hier wirklich existiert," murmelte er und klopfte voll Verachtung aufs Deck. „Keine Spur! Er ist nur meine Vorstellung. Ihr seid auch nur eine Vorstellung von mir. Das einzige, was existiert, bin ich, Antonius Friis . . . und auch das ist nicht so absolut sicher. Ich hatte einen Kollegen in Upsala, der konnte tadellos beweisen, daß nichts existiert, und daß mein alter Stiefel Gott ist."

Er war gerade zu diesem etwas bedenklichen Punkt gediehen, als sie an einer Schäre landeten, um zum Mittagessen Feuer zu machen.

Eskil rollte das Großsegel zusammen und machte ein überlegenes Gesicht.

„Aber als ich den Kutter im Frühling kaufte, war er da auch Antonius Friis' Vorstellung? . . ."

Antonius starrte einen Augenblick angestrengt vor sich hin. Dann machte er eine unsäglich hochmütige Handbewegung:

„Was kommt es auf früher und später an. Die Zeit existiert doch gar nicht, das ist ja eine der Grundlagen, die man innehaben muß . . . Aber lassen wir doch lieber die philosophischen Fragen, zu deren richtiger Auffassung ja eine gewisse philosophische Schulung des Geistes gehört . . ."

Auf der Schäre wuchs Antonius' Tätigkeitsdrang in geradezu beängstigendem Grade. Er badete, turnte und erzählte Svante allerlei Streiche, die er den Lehrern gespielt, wobei er, der um so viel älter war, gewissermaßen eine ehrwürdige Tradition repräsentierte. Mit Eskil diskutierte er die Geologie der Schäre, ausgehend von den parallelen Riefen, den weißen Quarzdrusen und den phantastisch verstreuten erratischen Blöcken. Worauf er wieder mit poetischem Schwung an Bror appellierte, der auf dem Deck des Kutters auf dem Bauche lag und durch die klare schimmernde Ferne in die wehenden braunen Tangwälder, die erbsengrünen Salzbeete, die welligen Sandwüsten und die einsamen Riffe des Meeresgrundes starrte.

Antonius hatte dabei die ganze Zeit einen einzigen unklaren, aber hartnäckigen Gedanken im Kopfe: „Ich darf nicht locker lassen, darf sie nicht abstoßen. Ich bin jetzt heraufgekommen, habe ein bißchen Luft geschnappt, ich bin besser geworden, ich habe den Kopf über Wasser . . . ich darf nicht wieder untersinken!" . . .

Brors plötzliche seltsame Kälte wühlte wie Zahnschmerzen in ihm.

Sie segelten weiter . . . lange, blaue, stürmische Meilen.

Antonius wurde immer unruhiger. Er vergaß zu rauchen. Die tiefen Falten um seinen Mund zuckten nervös. Es war, als ahnte er ein unvermeidliches Unglück. Er wurde beängstigend freundlich, zuweilen fast weinerlich. Er begann von sich selbst zu sprechen, von seinem schweren Leben, deutete dunkel an, daß nicht alles so war, wie es sein sollte, hüllte gewisse nicht näher präzisierte Schwächen in ein interessantes Helldunkel.

Eskil schob seine Augengläser zurecht, starrte in die Seekarte und lächelte freundlich und ein wenig geniert wie ein guter Familiensohn, wenn er die Älteren von etwas reden hört, was er nicht verstehen soll. Svante lauschte mit großen gierigen Augen, die das Unbegreifliche fassen wollten. Bror trommelte ungeduldig auf den Bootsrand und murmelte etwas in sich hinein.

Und so kam der Abend des dritten Tags. Das Meer lag schwarzblau stürmend unter der riesenhaften rauschenden Perlmuttermuschel des Himmels. Ein Leuchtturm blinkte weit weg in der Abendferne, ein kleines funkelndes Glied in der feinen Kette gesammelten Lichts, die die Menschen um die Küsten der Erde gespannt, um den Meeresnächten zu trotzen. Die Segel steiften sich, und das Deck war perlend feucht vom Tau. In dem Dunkel

der Koje krochen ein paar kleine blaßgrüne Lichtpünktchen wie lebendige Smaragde herum, von dem Spiegel über dem Schrank verdoppelt. Es waren Leuchtkäfer, die Svante in einer zerbrochenen Laterne gesammelt hatte und mit Schnecken und Gras fütterte.

Sie steuerten in eine Bucht, die auf der Seekarte mit einem Anker bezeichnet war.

Antonius war die Beute einer seltsamen Angst. Er ging auf dem engen Verdeck auf und ab. Er steckte die Hände aus den Rocktaschen in die Hosentaschen und dann wieder in die Rocktaschen. Er starrte vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Während die anderen sich mit dem Anker plagten, stürzte er hinunter und verriegelte die kleine Luke zwischen Koje und Ruff. Dann sprang er wieder auf Deck, aber nur um abermals hinunterzustürzen und den Riegel wieder zurückzuschieben.

Die jungen Leute krochen ein. Nur Antonius lag vorn in der Koje wach. Er lauschte in zitternder Unruhe dem Wasser, das dicht an seinem Ohr gegen die Planken schlug. Er starrte einen großen weißen Stern an, der gerade über der Luke hoch oben auf dem grünblauen Himmelszipfel brannte. Aber er machte ihm nur Angst. Er fürchtete sich vor der Nacht, die unsere Vernunft verschlingt und all das Böse, das sich vor der Sonne scheut, groß werden läßt. Der Teufel, der in seinem Fleisch wohnte, begann sich zu rühren und tastete nach Beute. Mit leisem heimlichen Erschauern fühlte er die unheimliche Gebundenheit seines alten verderbten Körpers.

„Ich tu es nicht . . . ich tu es nicht," murmelte er, halb weinend, aber im selben Augenblick wurde seine Hand ein fremdes aufrührerisches Wesen, das die Luke zum Ruff zurückschob, und die Finger tappten zu dem kleinen Schränkchen, in dem die Flasche stand. Zitternd bog er die Hand zurück, drückte den Kork ein, riß die Flasche an die Lippen und ließ sie erst los, als sie fast ganz geleert war.

Alles verschwand, versank rings um ihn. Er fiel zurück und rang schwer nach Atem. Wie ein Wahnsinniger hinter seinem Gitter starrte er den weißen Stern an. Dann fluchte er verzweifelt und richtete sich auf dem Arm auf, um die letzten Tropfen hinunterzustürzen.

Und er versank in eine Betäubung, die mehr dem dunklen Tod als seinem sanften blonden Bruder, dem Schlaf, verwandt war . . .

Svante kam nach vorn gestürzt.

„Seht, seht, er hat Papas ganzen Kognak ausgetrunken."

Eskil und Bror sprangen auf, gegen die Morgensonne blinzelnd, und eilten aufs Vorderdeck.

Dort unten in der Koje lag Antonius ausgestreckt, die leere Flasche in der Hand. Die Sonne schien auf seinen kahlen Schädel und die grauen Haarzotteln. Ein Zug tierischer Stumpfheit lag um den häßlichen halboffenen Mund.

Eskil prallte tödlich erstaunt zurück, krank vor Ekel. Er stampfte aufs Verdeck. „Pfui Teufel, und so etwas schleppt man mit!"

„Tote Last . . . Muster ohne Wert," murmelte Bror. Er schien gar nicht verwundert, nur traurig und müde.

„Er ist doch nicht tot?" jammerte Svante.

Bror lächelte bitter. „Doch, er ist tot, und er wacht in der Hölle auf. Ich habe es eigentlich geahnt."

Eskil packte den Schlafenden am Fuß. „Aufstehen!"

Antonius drehte sich stöhnend um, stieß einen Fluch aus und war wieder tot.

„Wir fahren nach Hause," rief Eskil erbittert. „Ich habe genug . . ."

Sie überließen Antonius seinem Schicksal und zogen verdrossen und schweigend die Segel auf, wie zu einer zweifelhaften Tat verschworen. Ihre steifen Finger schmerzten, der Magen knurrte, das schräg einfallende Licht blendete unbarmherzig, und das Meer schien ihnen in dem kalten bleichen Morgengrauen öde und wild.

Es dauerte ziemlich lange, bis sich vorn in der Koje etwas rührte. Es begann mit Husten, Räuspern und Fluchen. Dann steckte sich ein alter Bettlerkopf mit fliegendem grauen Haar aus der Luke, wie der Teufel aus der Schachtel, und zwei Augen hefteten sich in stumpfer Wut auf die Segler dort rückwärts.

„Wohin — zum Teufel . . . hm . . . geht es? . . . Ich . . . hm . . . was – he? —" Er griff sich an den Kopf und fiel zurück, als der Kutter plötzlich eine Drehung gegen den Wind machte.

Dann krabbelte er langsam aufs Deck. Seine Augen waren ganz verglast, und die Hände zitterten. Er wollte zum Steuer hin.

„Vorn bleiben!" brüllte Eskil.

Antonius glitt aus, umarmte mit dem einen Arm den Mast und machte mit dem andern eine drohende Bewegung zum Achterdeck hin.

„Was? Vorne? Ihr Muttersöhnchen, ihr Zuckerpüppchen! Geht in ein Kloster! Dies ist Sir John, Herr von Europa, hört ihr? Habt ihr mich in Marmor gesehen, was? Glaubt ihr nicht, daß ich mich meiner Haut wehren kann? Vorne, habt ihr vorne gesagt, was? Habt ihr schon einmal ein Radieschen gegen einen blauen Himmel gesehen, he? Pfui Teufel, ich glaube, ich kriege Zwillinge! Her mit einem Pilsner, aber kalt! Vorne habt ihr gesagt? Da soll doch der Henker . . . wo ist denn überhaupt mein Hut? . . ." Er schwankte wieder in die Koje und kam mit dem Hut im Nacken heraus. Der war voll welker roter Mohnblumen. Er hatte ein abgebrochenes Ruder in der Hand und wollte aufs Achterdeck, aber sank zu Boden und schlief mitten in einer langen verworrenen Kriegserklärung wieder ein.

Eskil lachte ärgerlich und beschämt. Bror schlang Antonius ein Tauende um den Leib, damit er, wenn die Wellen das Deck bespülten, nicht ins Wasser falle.

Nach einer Stunde erwachte Antonius zum zweiten Male, nüchtern, elend und reuevoll. Er löste den Knoten um seinen Leib und kam mit hängenden Ohren aufs Achterdeck. Sein Gesicht war alt und traurig wie das Judas', als er mit dem Stricke fortging. Bror reichte ihm stillschweigend Essen und

Trinken. Dann kümmerte sich niemand mehr um ihn. Alle waren mit dem Segeln beschäftigt, das jetzt sehr schwierig war. Man mußte beständig kreuzen, da überall Untiefen waren. Alle hüteten sich, ihm zu nahe zu kommen, scheuten seine Berührung wie die eines Unreinen.

Antonius bewegte unablässig die Lippen, so als wollte er etwas sagen, aber brachte es nicht heraus. Anstatt dessen suchte er sich nützlich zu machen, pumpte, zog Leinen und Bardunen an, scheuerte das Deck, räumte die Koje auf und war so demütig wie die ersten Christen.

Als sie sich nicht erweichen ließen, geriet er in Verzweiflung. Er griff sich mit seinen ungelenken Greisenhänden an die Stirn, und dann brach es hilflos, brutal aus ihm heraus:

„Ich kann nichts dafür. Ich muß . . . versteht ihr . . . ich muß!"

Bror wurde rot. „Haben Sie denn gar keinen Stolz, Mensch?"

Antonius zuckte zusammen, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Er saß da und zitterte am ganzen Körper, unrein, grau und einsam. Das wilde Verlangen übermannte ihn, sie durch seine Erniedrigung zu erschrecken, um jeden Preis ihr Mitleid hervorzurufen.

„Ihr seid jung, ihr," murmelte er . . . „ein wohlhabendes Heim . . . Kaffee im Bett und weiße Decken. Fürsorgliche Eltern . . . ihr versteht das nicht . . . das rettungslose . . . ihr seid als kleine Kinder auf die Welt gekommen, ihr . . . ich bin nie im Leben jung gewesen . . . ich bin alt und verfallen auf die Welt gekommen . . . seht euch nur diese große Nase an! Das ist die Nase des letzten Azteken. Ich will meinen Kopf verwetten, daß ich mit einer giftigen Zigarre im Mund geboren wurde und die Muttermilch ausspuckte. Mein Vater war ein Trinker. Meine beiden Brüder haben sich totgesoffen. Wißt ihr, was das heißen will? Ich war der jüngste. Ich hatte einen guten Kopf, wie man so sagt . . . ja, ein frühreifer Apfel, mit Würmern im Kerngehäuse. Ich verstand alles, aber ich konnte nichts Ordentliches tun. Ich hatte das Gefühl, daß alles wirklich war, nur ich selbst und mein Wille nicht. Ich sah all mein Eignes so gleichgültig und überdrüssig an, wie man die Zeitungen im Wartezimmer des Doktors ansieht. Aber ich konnte mich selbst und andere sinnreich belügen. Ich war listig wie ein Teufel, wenn es galt, den Schein aufrechtzuerhalten. So kam ich nach Upsala; ach, dieses verdammte Loch. Nach meinem ersten Rausch war ich gerichtet. Fünf Jahre tat ich nichts, dann wurde ich Schauspieler, ein elender Provinzschauspieler. Wißt ihr, woraus die Provinz besteht? Ja, aus Wartesälen dritter Klasse und den Stadthotels. Hol mich der Teufel, wenn ich nicht die Tapeten sämtlicher Stadthotels Schwedens beschreiben kann . . . wißt ihr, wo ich heuer im Winter kampierte? Ja, in Kiruna. Das erste, was ich sah, als ich in den Zug stieg, war ein alter Lappe mit drei kleinen, einäugigen Jungen. Sie hatten mit Dynamitpatronen gespielt . . . Das ist das Einzige, was die Kinder in Kiruna zum Spielen haben. Kiruna, das ist nichts anderes als Schnee und Berge und Dunkelheit und Dynamit . . . und dann kommen die Schnapskisten aus Malmberg . . . Dort spielte ich Theater: ‚Eine Hochzeit in der großen Welt,' in Kiruna, versteht ihr, in

einem alten Bethaus . . . ja, und dann kam ich nach Stockholm, und dort wurde ich Bauernkomiker in einem Kinematographen. Aber ein Mann, der Feuer schluckte, bekam den ganzen Applaus, und so wurde ich gespritzt. Die Kerls begriffen nicht, daß ich auch Feuer schluckte . . . Ja, da habt ihr die Geschichte . . ."

Es war, als hätte es Antonius ein wenig getröstet, als er sich endlich zu dieser Beichte entschloß. Er sah ängstlich, erwartungsvoll Bror an, um die Wirkung seines düstern Geständnisses zu ermessen.

Aber dann erstarrte sein Gesicht plötzlich, und er sah wie gelähmt auf das Wasser, das in der mittäglichen Windstille bleich mit langen, glatten Streifen dalag. „Wohin steuert ihr denn?" flüsterte er angstvoll flehend.

„Heim," brummte Eskil barsch.

„Heim," seufzte Antonius, ganz weiß im Gesicht. „Geschieht das meinetwegen?"

Niemand antwortete.

Antonius war furchtbar anzusehen, wie er da saß, schamgebeugt, mit hängenden Armen und rotgeränderten Augen.

„Es war doch schön für einen alten verkommenen Landstreicher, mit euch Jungens zusammen zu sein," murmelte er.

„Wir wären auf jeden Fall jetzt umgekehrt," sagte Bror mit unklarer Stimme.

Antonius erhob sich, düster wie ein alter Prophet.

„Ihr kehrt heim zu Papa und Mama, ja. Ihr habt weißgekleidete Schwestern, die am Strande stehen und euch winken. Aber wohin soll ich gehen? Ich will nicht nach Stockholm zurück, hört ihr? Da sind die Kollegen, die mich nicht grüßen. Da stehen die Theater, in denen ich nie spielen durfte. Da starb meine Mutter in einer Dachkammer aus Kummer über drei verlorene Söhne . . . ich will nicht nach Stockholm zurück, ich will nicht!"

Antonius wandte sich langsam von den anderen ab. Er wankte aufs Vorderdeck. Da setzte er sich hin mit gekreuzten Armen, den Rücken an den Mast gelehnt, regungslos wie ein Fakir. Er starrte über das Wasser hin, als erwarte er, daß die Lösung des Rätsels aus der kühlen, toten Tiefe aufsteigen werde.

Die Segler dort rückwärts sahen einander verstohlen an. Sie waren beschämt und niedergeschlagen. Ihre gesunde Jugendkraft erschauerte vor dem Unrettbaren. „Wir müssen ihm ein bißchen helfen, bevor wir uns trennen," flüsterte Eskil tonlos . . . „auf gut Glück."

Bror schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich will hinuntergehen und ihm eine Hummeromelette machen," sagte Svante bleich und feierlich. Hummeromelette war das beste, was er kannte.

Eskil kletterte auch in den Ruff, um beim Mittagessen zu helfen.

Antonius starrte ins leere Nichts.

Er grübelte über all das, was der Schmerz ihm erpreßt hatte. Er begriff selbst nicht, woher seine Worte gekommen waren. Nie hatte er sich so verraten wie eben jetzt. Seine Gedanken wurden wirr und müde

davon, ewig dasselbe zu umkreisen. Schließlich ertranken sie in einem dumpfen Schmerz, der sich allmählich auch auflöste und zu einem grauen Nichts wurde.

Als Antonius erwachte, träumte er gerade von einem Mädchen, das er als Knabe geliebt hatte. Sie hatte blondes, lockiges Haar gehabt. Es war kurz gewesen wie bei einem Knaben, denn sie hatte Nervenfieber gehabt. Sie trug immer ganz feine, gelbe Schuhe mit schönen Spangen. Er küßte sie an einem Sommertag auf einer leeren Veranda . . .

Sie war jetzt tot. Sie verheiratete sich und starb im ersten Kindbett. Er sah es einmal in der Zeitung, Geburtsanzeige und Partezettel nebeneinander. Von ihr hätte er gern mit Vror ein wenig gesprochen.

Dann tauchte ein alter Freund vor Antonius' Blicken auf. Leonard war ganz glatzköpfig und hörte es gern, wenn man sagte, er sähe genau so aus wie Bismarck. Er sprach durch die Nase, ein bißchen langsam und eintönig. Er pflegte Heldenväter zu spielen. Er war manchmal so freundlich, wenn er sehr müde war. . . . Leonard war jetzt auch tot. Beim Frühstückstisch hatte ihn der Schlag getroffen.

„Hier sitze ich und denke daran, daß Leonard tot ist," sagte Antonius zu sich selbst. „Das ist doch gar nicht wunderlich. Es ist im Gegenteil ganz in Ordnung, daß Leonard tot ist . . . Warum kann ich mir nicht mich selbst als tot denken?"

Antonius' rechte Hand zuckte, und er fühlte einen kalten Griff ums Herz. . . . Halt . . . ja . . . konnte er sich nicht als Leonard denken . . . weg . . . hatte er nicht die Grenze überschritten . . . die geheimnisvolle Grenze?

Wieder sah er übers Wasser hin. Es war nun ganz fahl geworden. Alles war nur Glanz und Stille. Die Möwen schwebten leicht wie Fläumchen in dem weichen, blauen Nebel zwischen Meer und Himmel. Die fernen Linien des Waldes verhauchten bebend.

Ein einsames, feuerrotes Seezeichen erhob sich steil aus dem blanken, fließenden Blau. Es glich dem Stengel einer seltsamen, submarinen Riesenlilie.

Mit Antonius war etwas Wunderliches vorgegangen. In ihm war es totenstill. Er sah sein Leben, sah es klar und unbarmherzig . . . Früher hatte er nur darüber geredet. Er empfand jetzt kein Entsetzen, nur ein Gefühl der Befreiung. „Es geschieht nichts, wenn ich in dieser Stille verschwinde," dachte er, „absolut nichts. Ich bin schon tot. Das Wirkliche in uns ist das Streben nach Wahrheit. Bei meiner ersten Lüge begann ich zu sterben. Seither starb ich Stück für Stück, mit jeder Schlaffheit, jeder sinnlosen Handlung, jedem leeren Wort. Ich bin eine Lüge, ein Popanz, ein schlechter Schauspieler, der eine Weile auf der Bühne gelärmt hat. Ich existiere nicht mehr. Bis jetzt habe ich gar nicht recht gewußt, daß andere Menschen wirklich existieren. Ich war ein Schatten, also waren alle anderen auch Schatten. Wie eine ansteckende Krankheit bin ich herumgegangen. Es ist Zeit für meinen Abgang. Verzeih mir, Vror Simonsen, verzeih mir!"

Antonius sah die scheuen, leuchtenden Augen des jungen Mannes vor sich, die so kalt über ihn hinweg gestarrt hatten . . . in die Zukunft hinein.

„Ich verstehe dich," murmelte er. „Du wirst es vollbringen. Du bist jung und rein. Hart kannst du auch sein, und das ist notwendig. Ich taugte zu nichts. Ich möchte nur gerne, daß du freundlich zu mir sprächest . . . bevor ich gehe . . ." Antonius wandte sich um. In der Windstille standen die Segel blendendweiß und gerade wie Mauern da. Es war leer auf Deck.

„Ja so, du willst nicht mit mir reden, Bror Simonson," dachte er, „du willst, daß ich es allein tue. Nun wohl . . . du sollst nicht sagen, daß ich feig war . . ." So tat er, sonnenblind vor aller Furcht, erlöst von aller Schwäche, seines Lebens erste und einzige Tat. Er faßte mit der Hand in die Ruff hinunter und zog aus dem Ballast eine Eisenplatte heraus. Die stopfte er in seinen Rock und knöpfte gut zu.

„Jetzt nimmt man ein Bad," hörte er sich selbst weit, weit weg murmeln . . . „jetzt beginnt man wieder auf einem anderen Planeten . . . es gilt nur, sich mit den Elementen gut zu verhalten."

Dann ließ er sich von der Brüstung in das reine, tiefe Blau hängen, durch das die Sonne ihre goldenen Lanzen stach. Die Finger ließen los. Ein blanker Ring weitete sich still auf dem glatten Spiegel. In der Mitte quirlten ein paar Blasen auf . . .

Antonius verschwand schmerzlos in dem seltsamen blauen Glanze. Das stille Meer nahm ihn auf, hellwach, von der Wahrheit geblendet. Er starb lebend . . .

Es war, als sei der Kutter leichter geworden. Ein kleiner Wind legte sich ins Großsegel, und die Leinen strammten sich. Eskil eilte zum Steuer.

„Wo ist Antonius?" rief er und lief zur Ruffluke. „Wo ist Antonius?"

Seine Stimme war unnatürlich gespannt und schrill.

Bror stand auf. Lange stand er da und blickte auf das leere Vorderdeck. Er war sehr bleich. Aber seine Augen leuchteten so, als hätten sie eine große Feier gesehen. „Ich hab es gefühlt," murmelte er, „ich hab es ihm an den Augen angesehen . . . Darum hab ich mich wohl ferngehalten . . ."

Eskil wurde leichenblaß. Seine schmalen Hände zitterten.

„Was für ein Teufel bist du?" schrie er. „Du wußtest es und ließest ihn gewähren? . . ."

„Ich konnte es nicht hindern," sagte Bror. Seine Stimme war leise, aber fest.

Eskil griff sich an die Stirn und warf einen Blick voll unsäglichen Entsetzens auf das tote spiegelnde Wasser. Er hatte nur in den Büchern gelebt, Eskil. Er war im Grunde ein verwöhntes Kind.

Svante saß mit seiner Hummeromelette in der Hand da und starrte hinab in die Ruffluke. Er zitterte am ganzen Körper, und große Tränen rollten über seine Wangen.

„Was werden Papa und Mama sagen?" schluchzte er.

Aber Bror nahm mit seiner mageren, braunen Knabenhand das Steuer. Und er segelte heimwärts, mit einer Erinnerung, um darüber zu grübeln, wie er sie überwinden und sühnen könne.

Aus dem Berliner Musikleben.

Unter den Opernwerken, die während der letzten Jahre aufgeführt sind, nicht nur in Berlin, sondern in Deutschland überhaupt, nehmen die „Königskinder" von Engelbert Humperdinck einen besonderen und sehr hohen Rang ein. Schon der Umstand sichert dem Werk allgemeinere Beachtung, daß es gar nichts Sensationelles hat, sondern ganz stille, reine Kunst ist. Wie eine Befreiung wirkt es, wenn man heute, da so vieles Mittelmäßige, Kranke, Verdorbene und Verderbliche als künstlerisches Ereignis ausgerufen und begierig aufgenommen wird, wenn man in dieser seltsamen Zeit wieder einmal einer Oper begegnet, die ohne jedes Reklamegeräusch in die Welt getreten ist und mit ihren feinen Reizen immer weitere Kreise des Publikums gefangen nimmt.

Die „Königskinder" sind zuerst vor einer Reihe von Jahren als Melodram aufgeführt worden; die Musik hatte ein eigentlich bestimmendes Wort darin nicht zu sprechen, und der Eindruck blieb damals ein ziemlich geringer. Jetzt, wo das Märchen ganz in Musik aufgelöst ist, bestimmt auch die Musik die Wirkung, und sie ist nun eine wesentlich andere, eine viel sicherere und stärkere geworden. So ergibt sich das Wertverhältnis von Musik und Dichtung ganz von selbst.

In der Tat lassen sich gegen E. Rosmers Dichtung Einwände nicht unterdrücken. Sie ist ein Märchen, aber kein naives Märchen, sondern ein symbolisches, nur daß man den Sinn der Symbole nicht genau erfassen kann, und deshalb mit zwiespältigen Gefühlen dem Spiel zuschaut. Ein Königssohn hat seine Krone in den Rucksack getan und ist auf die Wanderschaft gegangen, um die Welt zu erkennen. Er gerät in den Hexenwald, findet die holde Gänsemagd und will sie als sein Weib mit sich nehmen. Aber er kann sie nicht aus der Gewalt der Hexe lösen und zieht grollend von dannen. Erst der Spielmann macht sie frei. Sie wandert in die Stadt, findet ihren Königssohn wieder, doch das Volk will von solchem Fürsten nichts wissen und jagt beide unter Spott und Hohn hinaus. Bettelarm irren sie durchs Land, denn der Prinz findet nicht den Weg in sein Reich zurück; so kommen sie endlich wieder in den verschneiten Hexenwald und essen sich an dem Giftbrot, das die Gänsemagd selbst gebacken hat, den Tod. Das etwa sind die Ereignisse, hinter denen ein tieferer Sinn zu lauern scheint, doch wenn man ihn greifen will, weicht er zurück.

Es ist, wie schon erwähnt, die Musik, durchaus die Musik, die dem Stück seinen Wert gibt. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß seit Richard Wagner eine schöner klingende Partitur nicht geschrieben worden ist. Das würde an sich nicht viel bedeuten, verdient aber hervorgehoben zu werden, da heute für viele Komponisten die Kakophonie das Normale zu sein scheint, wobei freilich bemerkt werden muß, daß der Begriff „Wohlklang" ein gerade so wandelbarer und wechselnder ist wie der Begriff „Moral". Das Orchester strotzt von Melodie; aus dem durchsichtigen Ganzen lösen sich oft einzelne Instrumente heraus, die

irgendeine Szene mit feinen Fäden charakteristisch umspinnen; eine kräftige Stimmung strömt aus der Musik: Märchenstimmung, und übt so starken Zauber aus, daß der Zuhörer unbewußt in sie hineingezogen wird. So bedeuten die „Königskinder" eine wirkliche Bereicherung der Opernliteratur.

Das Königliche Opernhaus war es, das sich dieses reizenden Werkes angenommen hatte und es unter Heranziehung seiner besten Kräfte und in wundervoller dekorativer Ausstattung würdig aufführte.

Weniger glücklich war unsere Oper mit einem Stück von Leoncavallo, „Maïa", das weder in der Musik noch in der Dichtung besondere Vorzüge aufwies. Ein Mädchen wird von dem, den es liebt, betrogen und heiratet dafür einen anderen, den es nicht liebt. Der erste kehrt aber reuig zurück, es kommt zum Kampf zwischen den Nebenbuhlern, und der Dolchstoß, der einen von beiden niederstrecken sollte, trifft Maïa. So physiognomielos wie die Behandlung dieser schematischen Ereignisse und Persönlichkeiten ist auch die Musik. Sie erhebt sich nirgends zu einschneidender Bedeutung, sie bleibt im wesentlichen illustrativ und versagt deshalb gerade an den Hauptpunkten, während in Nebensachen manches Hübsche vorkommt, wie zum Beispiel in dem Schäferfest des zweiten Aktes. Diese volkstümlichen Lieder und Tänze haben ein eigenartiges Gepräge und würden in besserer Umgebung ein kleines Schmuckstück bilden. Doch reichten sie nicht aus, um die Oper auf dem Spielplan zu halten.

Ferner hat uns das Königliche Opernhaus zwei bemerkenswerte Neustudierungen geboten. Die eine war Donizettis „Liebestrank". Zu ihm hatte man wohl Carusos wegen gegriffen, der den Nemorino sang, und zwar völlig unvergleichlich, denn vollendete Kunst der Darstellung, ein Spiel, das immer bescheiden im Rahmen des Ganzen blieb, nie selbstsüchtig virtuosisch hervortrat, und vollendete Gesangskunst flossen hier zu einer Einheit zusammen, wie sie kaum noch dagewesen sein dürfte. Auch die Besetzung der anderen Hauptrollen durch Fräulein Hempel und Herrn Mantler war gut, und da über dem Ganzen der Geist einer geschmackvollen Regie schwebte, so nahm diese Opernvorstellung unter den Aufführungen der letzten Wintersaison einen hervorragenden Platz ein. Der Reiz der alten, in ihrer Naivität so liebenswürdigen italienischen Buffooper konnte wieder einmal mit aller Kraft zur Geltung kommen.

Und die andere wichtigere war Mozarts „Zauberflöte". Was dieses Werk uns wert macht, ist Mozarts Musik, nicht Schikaneders Stück, das hier wirklich nur das Gerüst bildet. Die Musik modelliert uns alle Persönlichkeiten: die zarte Pamina, den reinen Toren Tamino, das lustige Paar Papageno und Papagena, die leidenschaftliche Königin der Nacht, den hoheitsvollen Königspriester Sarastro. Die Musik in die hellste Beleuchtung zu stellen, sie herauszulösen aus dem Gestrüpp des platten Dialogs, soweit es nur irgend möglich, muß hier die Aufgabe einer umsichtigen Regie sein, und Graf v. Hülsen-Haeseler hat diese Aufgabe vortrefflich gelöst. Die Wechselreden sind auf ein Mindestmaß beschränkt; nur soviel ist von ihnen übrig geblieben, als zum Verständnis der musikalischen Bilder unbedingt nötig war, und auch das hat noch durch Umarbeitung eine geschmackvollere Fassung erhalten. Einzelne Szenen sind umgestellt, um besseren Anschluß zu ermöglichen und überflüssigen Dekorationswechsel zu vermeiden, und alle haben einen wundervollen dekorativen Rahmen erhalten. Der Schauplatz der bunten Ereignisse ist von Ägypten weg in das persisch-indische Hochland versetzt. Warum nicht? Das Ganze spielt ja doch im Phantasieland, und wenn dies Land auf die Erde verlegt wird, dann genügt es, daß es möglichst weit entrückt liegt, um uns die nötige Märchenstimmung zu geben. Manche der Bilder erschienen wahrhaft hinreißend in ihrer eigentümlichen Schönheit, wie der unterirdische Tempel, oder der Hain mit den drei Tempeln, oder die Schlußszene, der Blick von einem erhöhten Forum über die ganze Sarastrostadt hin. Und die Erscheinung der geharnischten Männer hat eine überaus originelle Lösung gefunden, nicht minder

als die Prüfungsbahn, der Molochofen, der brausende Wasserfall, durch den die Liebenden schreiten. Das Beste bleibt natürlich, daß die Ausführung der Musik vollkommen auf der Höhe stand: das Orchester unter Dr. Muck, der prächtige Chor, die besten Solisten: Fräulein Hempel (Königin), Frau Böhm van Endert (Pamina), Fräulein Artôt de Padilla (Papagena); die Herren Berger (Tamino), Knüpfer (Sarastro), Hoffmann (Papageno) — das gab ein Ensemble, an dem jeder Kunstfreund sich wahrhaft erfreuen konnte.

Die „Komische Oper" brachte als größte „Sensation" den Abgang ihres Direktors Gregor, der die Leitung der Wiener Hofoper übernommen hat. In der Stunde des Scheidens blickt man gern zurück und legt sich Rechenschaft ab von dem, was gewesen ist. Wenn wir Berliner Gregor zum Abschied die Hand drücken, so können wir dies nur mit einem Gefühl warmer Dankbarkeit tun. Er ist der erste gewesen, der in Berlin aus privaten Mitteln eine Oper geschaffen hat, die nicht nur durchaus ernst zu nehmen war, sondern die manche Aufführung ersten Ranges zustande gebracht. Er war ein Mann mit künstlerischen Sinnen, vornehmlich mit Künstleraugen; auf seine Initiative hin haben wir Bühnenbilder gesehen, die zum Schönsten gehören, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet werden kann (Pelleas und Melisande, Romeo und Julia auf dem Dorfe). Er war ein unermüdlicher Entdecker von neuen und alten Opernwerken, von jungen und von schon ausgereiften Talenten, und trotz vieler Irrtümer und Vergreifungen im großen wie im kleinen bezeichnet seine Tätigkeit einen Markstein in der Geschichte der Berliner Oper.

Die Ergebnisse des letzten Winters waren freilich nicht bedeutend. Das Erheblichste mochte eine Ausgrabung sein: „Der Arzt wider Willen" von Charles Gounod. Ein in seiner Art ganz reizendes Werk. Der Text ist eine Burleske, derb, grobkörnig, unbesorgt darum, ob eine Wirkung durch feine oder unfeine Mittel erzielt wird, genug, wenn sie überhaupt erfolgt. Also getreu nach Molières Komödie, in der die Naturkraft des Situationswitzes so groß ist, daß sie uns leicht über alle Bedenklichkeiten hinwegträgt. Die Musik veredelt die Textgrundlage. Sie geht die Wege der kultivierten französischen Komischen Oper, bringt eine Anzahl höchst anmutiger melodischer Nummern, unter denen Sganarelles „Lied an die Flasche" als ein kleines Meisterstück hervorsticht, und ist angefüllt mit dem witzigsten Orchesterdetail, das doch niemals die Singstimmen überwuchert, sondern ihnen ihr natürliches Recht unverkümmert läßt. Herr A. N. v. Reznicek, der das alte Werkchen übersetzt und bearbeitet hat, mochte an dem Erfolg seines Pflegekindes Freude haben.

Dagegen nahm sich der „Abbé Mouret" von Dr. Max v. Oberleithner weniger günstig aus. Es ist mit dramatisierten Romanen ein übel Ding: das, was dem Roman seinen eigentlichen Reiz gibt, ist gewöhnlich für die Bühne nicht zu verwerten, und was für sie gerettet werden kann, vermag wiederum meistens als selbständiges Stück nicht zu bestehen. So geht es auch mit diesem verwunschenen Abbé Zolas. Er gerät in ein Paradies der Vergessenheit, vergißt die Welt, sein Priestertum — alles, was ihm sonst am Herzen gelegen hat, und lebt nur in der Liebe eines holden Naturkindes. Rauh ist das Erwachen aus diesem Traum: Mouret ist zu schwach, sich sein neues Leben aus eigener Kraft zu erhalten, und kehrt in die alten Fesseln zurück, während die verlassene Albine stirbt.

Diese Vorgänge sind nun eigentlich seelischer Natur und daher auf der Bühne kaum darstellbar, denn das Ereignis, in dem sie sich spiegeln, wirkt durch seinen Lyrismus ermüdend und durch seine Äußerlichkeit ernüchternd. Die Musik könnte hier wohl ergänzend eingreifen, in diesem Fall jedoch füllt sie die Lücken des Textes nicht aus. Das Beste, was man von ihr sagen kann: sie ist sehr wahrhaftig, sie kommt dem Komponisten vom Herzen und ist mit Gefühlsausdruck bis zum Bersten gefüllt. Aber ihr mangelt die Selbständigkeit, sie fließt sehr schwer und dick und kontrastlos hin, und das Orchester ist, wie heute so oft, der Träger alles Wesent-

lichen. Es bleibt der „Abbé Mouret" also nur eine unwesentliche Episode in der Musik des letzten Winters.

Auch „Das vergessene Ich" von Waldemar Wendland möchte ich nicht höher bewerten. Die von Richard Schott aufgebaute Handlung ist sehr burlesk, aber lustig, ein richtiges Karnevalstück, nur dauert es etwas lange, bis alle Vorbereitungen getroffen und alle Knoten geschürzt sind; reichlich die Hälfte der ganzen Zeit wird mit dieser Einleitung hingebracht, dann sind wir so weit, daß der überaus zerstreute Bildschnitzer Rümelin sich hat einreden lassen, er sei der Komponist Schmitz, und anfängt, sich in seinem neuen Heim und neuen Dasein ganz wohl zu fühlen, rasch ein junges Mädchen an den Mann bringt, bedenkliche Lücken in den Weinkeller trinkt und dergleichen mehr. Es lösen sich schließlich alle Wirrnisse zu einem glücklichen Ende, wie, darauf kommt es nicht so sehr an. Wendlands Musik ist rein koloristisch und tonmalerisch, und ein merkwürdiges Gemisch von Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit. Ihr Hauptmangel ist das Fehlen jedes lyrischen Ruhepunktes, jeder breiten Gesangsmelodie und die nebensächliche Behandlung der Singstimmen überhaupt. Das Orchester führt durchaus das große Wort, macht immerfort witzige Bemerkungen und amüsante Seitensprünge, aber es hindert die Singstimmen vollkommen daran, sich ihrem eigentlichen Wesen nach zu entfalten und sich in einer wirklichen breiten Melodie auszusingen. Das beständige unruhige Rezitieren der handelnden Personen und die ebenso beständige Unruhe des Orchesters machen den Zuhörer schließlich nervös und stören ihm den Genuß an dem ganzen behaglichen Ulk. Dabei hat Wendland augenscheinlich Talent, er ist nur durch Modeströmungen in eine falsche Richtung gedrängt worden und wird voraussichtlich, wenn er zu sich selbst zurückgefunden hat, noch Erfreuliches leisten.

Ja, die Modeströmungen! Ihnen verdanken wir auch ein so völlig verfehltes Stück wie die Vermusizierung von Schnitzlers „Liebelei" durch Franz Neumann. Nach berühmten, aber nicht nachahmenswerten Mustern hat er über dies Prosastück ein musikalisches Mäntelchen gebreitet, das hier nur eine Funktion erfüllt: das Spiel ungebührlich zu verlängern, die Konversation schwer verständlich zu machen — kurz, das Interesse, welches das Schauspiel erwecken könnte, abzutöten und das Ganze zu verlangweilen. Ob der Tonsatz talentvoll ist oder nicht, ist bei dieser Sachlage ziemlich belanglos. Möchten die Komponisten doch endlich einsehen, daß die Musik andere Aufgaben hat, als zu irgend welchen Bühnenvorgängen mehr oder minder passende, mehr oder weniger harmonische Geräusche auszuführen. Das macht eben die „Königskinder" Humperdincks so sympathisch, daß hier ein wahrhafter, warmblütiger Musiker, der genau die Fähigkeiten und Grenzen seiner Kunst kennt, immer dort mit ihr einsetzt, wo sie wirklich ihre Kräfte zeigen kann, und sie zurücktreten läßt, wo sie nur koloristisch zu wirken vermag.

Auf Hans Gregor folgte Hermann Gura als Leiter der Komischen Oper. Im ganzen: er hat uns den Abschied von Gregor recht schwer gemacht. Er hat manche Unverzeihlichkeit begangen, so zum Beispiel, daß er sich am Dirigentenpult niederließ und den „Don Giovanni" sowie „Figaros Hochzeit" leitete, gerade diese beiden Werke, die wohl das Schwierigste sind, was überhaupt für die Opernbühne geschrieben ist! Der Erfolg war dementsprechend, zumal auch noch die Besetzung die meisten Wünsche unbefriedigt ließ. Und er ist nicht bestrebt gewesen, das Ensemble zu befestigen und zu verfeinern, sondern er trieb Blendwerk mit allerlei berühmten Gästen, unter denen allerdings Künstler von ganz hervorragenden Fähigkeiten sich befanden: der Italiener Pasquale Amato und der Russe George Baklanoff, beide Schauspieler-Sänger ersten Ranges, der Russe vielleicht noch mehr Kraftnatur und Rassemensch als der Italiener. Aber Herr Gura hat wenigstens eine künstlerische Tat getan, die manche Sünde aufwiegt: er hat die „Bezähmte Widerspenstige" von Hermann Goetz aufgeführt.

Es ist eine der vielen Unbegreiflichkeiten, daß dies Stück mit seinen großen Vorzügen und seinen kleinen Schwächen auf unseren Opernbühnen durchaus

nicht festen Fuß fassen kann. Vergeblich bemühe ich mich, zu ergründen, welches hierfür die Ursachen sein könnten; man sollte meinen, daß allein schon die Wahrheit und Herzlichkeit und der bisweilen still leuchtende, feine Humor dieser Musik das Publikum anziehen müßten — aber nein, man läßt sich lieber aufgedonnerte Phrasen singen oder matte französisch-italienische Limonade vorsetzen als diesen gesunden Trank aus dem Quell deutscher Natur. Da ist nun nichts zu machen! Um so höher muß es Herrn Gura angerechnet werden, daß er, bei voller Kenntnis der Verhältnisse, immer wieder auf dies Werk zurückkommt; in der Sommeroper bei Kroll hat er ihm seine Kräfte geliehen, und in der Komischen Oper war die Aufführung der „Bezähmten Widerspenstigen" eine seiner ersten und zweifellos seiner besten Taten. Denn die Vorstellung, in der Frau Gura-Hummel die Titelrolle mit vielem Temperament spielte, war gut vorbereitet und machte nach jeder Richtung hin einen würdigen Eindruck.

Soll ich nun noch von den Konzerten reden? Mir graut, wenn ich daran denke. Denn Berlin ist augenblicklich der Konzert-Hexenkessel von ganz Europa; alles, was im Norden und Süden, im Osten und Westen singen und spielen zu können glaubt, strömt hier herein und wird zu einem schauderhaften Sud zusammengekocht. Die Folge davon ist, daß in Berlin etwa zwanzigmal soviel Musik produziert wird, als normalerweise konsumiert werden kann, und die weitere Folge eine andauernde Unterbilanz des Konzertbetriebes. Aber das schreckt nicht. Schon bilden sich ganze Landsmannschaften, um Berlin mit Musik zu überziehen: von oben rückt die „Skandinavische Musikgesellschaft" an, vom Osten nähern sich die Russen in drohend geschlossener Phalanx, die Franzosen wollen natürlich nicht nachstehen und die Italiener sehen auf eine Reihe gewonnener Schlachten zurück. Der verständige Mensch rettet sich vor dieser krankhaften Überproduktion dadurch, daß er sich nicht um sie kümmert. Einzelnes, was ihn interessiert, wird er sich herausgreifen, das andere beiseite lassen.

Ich will hier nicht einmal auf Einzelnes eingehen, sondern nur allgemeine Bemerkungen machen. Auffallend ist die Zunahme der Kammermusikabende, ihre Zahl hat sich gegen früher etwa verzehnfacht, und wenn nicht überall Leistungen ersten Ranges geboten werden, so ist der Durchschnitt auch der weniger bekannten Vereinigungen durchaus respektabel. Von den Orchesterkonzerten gehen die „Philharmonischen" unter Artur Nikisch ihren ruhigen, vornehmen Gang. Man hört vortreffliche Solisten, die besten Stücke der Klassiker und Romantiker und auch immer ein und das andere neue Werk. Nichts, was die Meinungen gegen einander aufpeitscht, aber auch nichts, was den Musikgeschmack beleidigen kann, dazu ist die Kultur Artur Nikischs zu bedeutend.

Von solcher Geschmackskultur weiß sich Oskar Fried ganz frei. Zu den Konzerten der Gesellschaft der Musikfreunde greift er mit Vorliebe nach höchst zweifelhaften Dingen, etwa nach Stücken von Arnold Schönberg oder Gustav Mahler, jenem unglücklichen Künster, der das, was er wollte, nicht konnte, und das, was er konnte, nicht wollte und so zur Karikatur seiner selbst wurde. Das Blüthnerorchester, das bei diesen Konzerten vornehmlich mitwirkte, hat sich hinaufgearbeitet, Josef Stransky hat für die Symphoniekonzerte tüchtig mit ihm geübt, vor allem aber ist ihm in Siegmund von Hausegger ein Leiter erwachsen, den man getrost als einen der allerbedeutendsten, wenn nicht den bedeutendsten der jetzt lebenden Orchesterdirigenten bezeichnen darf. Denn in ihm vereinigen sich feinster Musikinstinkt und Spürsinn für das Wesentliche des Kunstwerkes, eine riesenhafte Suggestionskraft, die das Orchester dahin zieht, wo er es haben will, und die Fähigkeit, plastisch, faßlich, unbedingt überzeugend zu gestalten. Was er aus dem Blüthnerorchester herausholt, wenn er an seiner Spitze steht, grenzt ans Fabelhafte. Zu seiner Gewinnung darf sich Berlin Glück wünschen.

Carl Krebs.

Literarische Rundschau.

Neuere Belletristik.

Der Narr in Christo, Emanuel Quint. Roman von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1910.
Die vor den Toren. Roman von C. Viebig. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.
Kubinke. Roman von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.
Die Glocken der Heimat. Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

„Die Geschichte des guten Jesus habe ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte", schreibt Goethe unter dem 6. April 1782 an Frau von Stein. Und fürwahr, in unseren Tagen, wo grobe und leidige Finger bis zum Überdruß an der Christusmythe herumtasten, wird man seinen Worten nur zu gern beipflichten und mit starkem Argwohn an jede neue Erörterung herangehen. Dabei haben immer und immer wieder die Künstler, besonders die bildenden, sich von dem Jesusproblem durch seine vermenschlichte Schönheit und vergöttlichte Unerklärbarkeit angezogen gefühlt. Auch Gerhart Hauptmann ringt mit ihm in seinem breitschultrigen Roman „Der Narr in Christo, Emanuel Quint", stark und nicht ungesegnet.

Emanuel Quint, eines Tischlers Sohn, von der Mutter als unwillkommenes Heiratsgut mit in die Ehe gebracht, verbringt die Jahre der Kindheit und Jugend in taten- und kraftloser Dumpfheit. Gehaßt und mißhandelt von dem rohen Stiefvater, verhöhnt und ungeliebt von seinen Altersgenossen lebt er ein ganz in sich verschlossenes Innenleben mit dem Buch der Bücher, aus dem einzig er lesen lernte. Ein Armer im Geiste, ohne Möglichkeit, in seinem ungebildeten Gehirn der gefährlichen Lektüre Wege zu weisen, fällt er ihr zum Opfer. Als die Stunde seiner Narrheit vollendet ist, verläßt er seines Vaters Haus, um den unwilligen Ohren seiner sündigen Mitmenschen Buße zu predigen. Sein erstes, von der Menge verlachtes Auftreten bringt ihn gleich in die Konflikte mit Kirche und Staat, die fortan seinen Leidensweg begleiten. Und doch liegt über diesem Jammerbild, dem abgezehrten, zerlumpten Menschen, ein eigener Zauber, der alle Schwärmer reinen und unreinen Herzens, alle Elenden, unter ihnen verstockte Verbrecher, in seinen Bann zwingt, ja, der sogar kalte Skeptiker wider ihren Willen berührt. Ein Herrnhuter, selber ein sonderbarer Heiliger, richtet in Emanuels Kopf durch eine übereilte Taufe, bei dem dieser den Messias, jener den Johannes spielt, die unheilvollste Verwirrung an. Jünger finden sich zu ihm, die ihn in seiner selbstgewählten Einsamkeit — den vierzig Tagen in der Wüste vergleichbar — wie treue Hunde aufspüren. Durch die Berührung mit der Außenwelt wird dann der Betrogene zum Betrüger: von seiner Predigt sieht er eine starke Wirkung ausgehen, geheime Kräfte, die ihren Sitz in ihm zu haben scheinen, heilen Kranke, eine unselige, uralte Frau, die nicht sterben kann, schläft in seinen Armen zum letzten erlösenden Schlummer ein. Er sträubt sich verzweifelt noch gegen den Wahn, der Heiland zu sein, bis endlich ein exaltierter Traum: der ihm begegnende Christus schreitet in ihn hinein, den letzten Widerstand besiegt. Per Schub, wie ein Verbrecher, von Böhmen an die preußische Grenze gebracht, wird Quint von den Gendarmen seinem rohen Vater wieder ausgeliefert, der an dem verlorenen Sohn Mißhandlungen nicht spart. Eine Nachtversammlung, die er seinen Getreuen, unter ihnen zweifelhafteste Elemente, hält, wird von den erbitterten Dörflern gesprengt, er selber durch einen Steinwurf schwer verwundet. Nun scheint eine Rettung sich anzubahnen: das Gurauer Fräulein, eine der werktätigen Liebe lebende schlesische Adelige, nimmt

ihn zu sich in ihre Stiftungen. Nach seiner Genesung bleibt er in der Pflege von redlichen Leuten und kann ein reinliches, menschenwürdiges Dasein, in dem er sich weiterbildet, führen. Seine grenzenlose innere Lauterkeit und durch Leiden wissende Güte wirken stark auf alle seiner Umgebung — doch hier wird er schuldlos-schuldig an der armen, schönen, hysterischen Tochter seiner Pfleger, Ruth Heidebrand, die in ihm den wiedergekehrten Heiland sieht. Bei seinen Anhängern, die in der „Talmühle" nach altchristlichen Grundsätzen ein sonderbares Treiben entfalten, bricht der religiöse Wahnsinn aus, der auf das so nahe Gebiet erotischer Auslösungen hinübergreift. Noch einmal gelingt es Quint, hier als strafender Prediger zu siegen, aber nicht ohne daß sich die Tragik dieses Lebens enthüllt, die das Schicksal jedes Messias war, ist und bleiben wird: an ihn glauben nur die Elenden, die allein des Heilands bedürfen, weil ihre tägliche Not so groß ist, daß sie nur durch die Hoffnung auf ein besseres künftiges Leben ertragen werden kann. Zugleich aber sind sie zu schwach, der Idee zu glauben; sie verlangen die baldige Herrlichkeit hier auf Erden, die sie, erhöht zur Rechten ihres Herrn, in Glanz genießen wollen.

Quint, den die rasende Menge nach einer Feldpredigt zu steinigen versucht, will zum Tode gehen. Begleitet von acht seiner Jünger, den einzig treu gebliebenen, tritt er seinen Leidensweg nach Breslau an, nachdem er in verworrener Ekstase in einer kleinen Kirche die sichtbaren Heiligtümer zu vernichten gesucht. In Schlesiens Hauptstadt kommt der „Giersdorfer Heiland" in den sonderbarsten Kreis: im Leben Gescheiterte, Unreife, am Leben Leidende sammeln sich zu einer Art von Gemeinde um ihn, der auch die Magdalenen nicht fehlen. Als er seinen verzweifelnden „Talbrüdern" die Wunder versagt, fallen auch die letzten von ihm ab, aber schon hat sich sein Geschick vollendet. Er wird ins Gefängnis geworfen, weil er dringend verdächtig erscheint, einen Lustmord an der armen, kleinen Ruth, die ihrem Messias nachgepilgert ist, verübt zu haben. In ihm lebt nur die Sehnsucht nach dem Märtyrertod, den er durch die falsche Selbstbezichtigung als Mörder zu erreichen strebt. Nach dem Geständnis des wahren Täters, der seinem Leben durch Erhängen ein Ende macht, des böhmischen Josephs, eines ungetreuen Jüngers, mehr Tier als Mensch, wird Quint aus dem Gefängnis entlassen und irrt durch das Deutsche Reich, nächtens an die Türen mildtätiger Menschen pochend und sich als Christus ausgebend, bis er endlich, zur Schweiz gelangt, in der Wildnis des Pizzo Centrale durch Erfrieren von seinem Heilandslos erlöst wird.

Hauptmanns Roman ist eine stellenweise fast peinliche Analogie zu dem Leben Jesu, aber in ihrer profanierenden und so erschütternd wirklichen Wahrheit von ergreifender Wirkung. Und doch hat der Dichter gerade diese Wirkung abgeschwächt. Das ist der Fehler des Werkes: die unklare Stellung Hauptmanns zu seinem Helden, die bald ein heimliches Messiastum aus ihm herausleuchten läßt, bald den armen Narren in ihm zu sehen scheint. Ist es schon ein Vergreifen im künstlerischen Prinzip, wenn der Schöpfer nicht an sein Geschöpf glaubt oder aber uns rein objektiv seine Geschichte erzählt: hier ist es besonders verfehlt, weil dadurch dem Narren in Christo von seinem mythischen Gehalt genommen wird, der für die künstlerische Gestaltung gerade dieser Figur eine unerläßliche Bedingung ist.

Und doch ein Buch, an dem man nicht unbewegt vorübergehen kann. Hauptmanns Gabe, die Massen zu meistern, ihrer verworrenen Psychologie die letzte Wahrheit unerbittlich abzufordern, tritt gleich im Anfang der frisch einsetzenden und zuerst straff geführten Handlung in kraftvollen Zügen hervor. Die Landschaftsschilderungen, besonders in Quints Wanderungen und seinem Leben in der Einsamkeit, sind von großer Schönheit. Der Roman ist keine leichte Lektüre; dem aber, der ihn mit Teilnahme liest, wird er seinen tiefen und ernsten Reiz nicht versagen.

In ein ganz anderes Land und eine völlig unterschiedene Luft führt Clara Viebigs neuer Roman. Hier ist nichts Unklares, und Taines Forderung an den Romanschriftsteller, die auf unbedingte Objektivität und ein Schaffen wie das der Gottheit hinausläuft, die in allem und doch nirgends ist, scheint erfüllt.

Leidenschaftslos und doch nicht ohne innere Wärme wickelt sie das Schicksal ihrer Menschen vor uns ab. In vollendeter Meisterschaft bändigt sie den umfangreichen Stoff, sicher bedient von ihrem reichen, reifen Talent. Der Roman versetzt uns in die Kinderjahre des neuen Reiches und zeigt den Kampf „der vor den Toren" — das sind die Tempelhofer — gegen die unaufhaltsam um sich greifende Großstadt. Aber durch die gesteigerte Höhe der Kunst ist das Buch zeitlos und ortlos — die Tragödie des sich vergebens gegen die Umklammerung des Polypen Stadt wehrenden Landes.

Noch trennt das riesige Tempelhofer Feld, über dessen dem Künstler nicht gerade entgegenkommende Landschaft Clara Viebig einen poetischen Schimmer ausgegossen hat, die Bauern im alten Tempelhof von Berlin. Noch sitzen sie sicher auf ihren angestammten Höfen, ein Geschlecht, das in jahrhundertelanger Dauer zu protzigem Bauernstolz und harter Eigenrichtigkeit herangewachsen ist. Noch scheidet eine strenge Rangordnung die alten Geschlechter von den jüngeren, eine respektvolle Tradition die Kinder von den Eltern, bei diesen Menschen von arbeitsamer Tüchtigkeit, stark in der Liebe, stärker im Haß. Nur wenige von ihnen sind nach Berlin gezogen, und lose geschäftliche Verbindungen bringen die einzige Berührung. Nun aber beginnt der Vernichtungskampf, denn wie die große Stadt täglich Einzelexistenzen mordet, so will sie auch die Natur selber töten. Zuerst kommt ein geriebener Baufpekulant, der für eine Terraingesellschaft einiges Land zu unerhörten Preisen ankauft. Bald ist kein Halten mehr, der Goldrausch der Gründerzeit ergreift die Bauern, und einer nach dem andern erliegt der Versuchung, mühelos reich zu werden. Unter Verachtung alles Herkommens verkaufen sie nach der neuen Rangordnung des Geldes ihren letzten Morgen und verschütten selber den Quell ihrer bodenständigen Kraft. Das verkaufte Land, aber auch das, das noch des Käufers harrt, bleibt unbebaut liegen, die Störche bleiben aus, ein feines Symbol — und Tempelhof ist gewesen. Mit ihm gehen die entwurzelten Existenzen zugrunde. „Ja, Berlin wächst schnell. Verschlingt alles rund um sich. Brache und Acker, fruchttragenden Boden und unfruchtbaren, Hof und Hütte, und den Bauern selber mit. Schade drum!"

Das ursprünglich breit angelegte Thema verengt sich immer mehr, um endlich unser Interesse ganz auf zwei Familien, ja durch sehr schwierige Verwandtschaftsverhältnisse hindurch auf zwei Frauen zu konzentrieren, zwei Mütter, die alte Hanne Badekow und die alte Lengnick. Die Mutter Badekow spricht das wundervolle Wort: „Wenn man seine Kinder lieb hat, denn kommen se immer wieder!" Und sie bleibt ihren Kindern treu, und denen am treusten, die schiefe Wege gehen, in milder, verstehender Güte, die sich unter der rauhen Schale und der nüchternen Bauernart doppelt rührend zeigt. Ihr gegenüber steht Rike Lengnick, eine gewaltige Hasserin, die ihren Sohn mit niemandem teilen will, die „Fremde", die er gegen ihren Willen heimgeführt, mit grandiosem Haß bis übers Grab verfolgt, und ihren Sohn lieber als Trinker zugrunde gehen sieht, als daß er den Gedanken an die andere weiter lebt — und doch auch sie eine Mutter, nur Mutter! Wie das Buch so ein hohes Lied der Mutterliebe wird, so gilt sein Thema ja auch der größten Mutter, der Erde, dem armen, mißhandelten Land, das doch dasselbe bleibt „selbst unter Mörtel und Schutt, unter der ganzen Last, die Bautätigkeit und fiebernde Gier, die die große Stadt und ihre Kultur ihm aufgebürdet hatten auf den duldenden Rücken". Denn auch zu ihr werden die Menschen stets zurückkehren, weil das Stadttor doch nur ein Durchgang bleibt.

Der Tragödie eines ganzen Dorfes gegenüber steht in Georg Hermanns Roman ein Einzelschicksal, das auch der Großstadt erliegt. Die Fabel des Werkes ist dünn und bald erzählt. Der im Grunde enorm uninteressante Friseurgehilfe Emil Kubinke tritt nach einer freudlosen und liebearmen Kindheit, in der er zum Unheil für sein ganzes Leben mit einem Tropfen höherer Bildung -- als Oberquartaner — gesalbt wurde, einen ruhmlosen Heldenweg an, Berlin zu erobern, ohne doch die Angst vor der zermalmenden Riesenstadt je zu überwinden. Ein Fremdling seiner Um-

gebung, ein Fremdling dem erbarmungslosen Leben gegenüber, werden ihm die Freuden, die den Starken fördern, zum Verhängnis. In schneller Folge wird der Lebenshungrige der Liebhaber von drei Dienstmädchen, deren letzte er heiraten will. Aber noch weniger als das Leben kennt der blasse Schwächling die Frauen, und als er für das zweite Kind, an dessen Autorschaft er berechtigte Zweifel hegen darf, die gesetzlichen Pflichten übernehmen soll, da endet er sein jämmerliches Dasein durch den Strick. Einfach, weil er den Zusammenhang nicht begreift, weil er als Schattenpflanze den Brutalitäten des Lebens nicht gewachsen ist. Dabei ist es freilich ganz gleichgültig, ob dieser Emil Kubinke ein Friseurgehilfe ist — denn einen Berufsroman wollte Hermann kaum schreiben — ebenso gleichgültig, wie das Schicksal jedes zum Leben Untauglichen.

Dennoch ist das Buch wertvoll, ja erhebt sich zu einem Denkmal literarischer Ordnung, weil hier zum erstenmal mit tauglichen Mitteln der Versuch gemacht wird, das neue Berlin festzuhalten. Die Psychologie des neuen „Westens" ist dem Verfasser meisterhaft geglückt, dieses gewaltigen Viertels im Bauunternehmerstil, das in seinen Kultur- und Liebhaberwohnungen mit Zentralheizung und Warmwasserversorgung die Familien der in der City ihrer Arbeit nachgehenden Männer ebenso wie einsame Junggesellen und nicht einsame „Sängerinnen" und „Schauspielerinnen" beherbergt. Das reicht weit über das doch nur ephemere Schicksal des farblosen Kubinke hinaus. Hermanns Milieukraft, seine Kunst, sich mit der Denkart, Sprache, Psychologie seiner Menschen vollständig zu identifizieren, ist wieder wie in seinen früheren Schöpfungen sehr stark. Zwar sind ihm die Bewohner des Hinterhauses, — der Vizewirt Herr Piesecke, der brutale Fleischergeselle, der Aushilfsbriefträger, der unausstehliche, galante Herr Ziehdorn und die prachtvollen Dienstmädchen mit ihren primitiven Instinkten, ihrer vitalen Körperlichkeit, in der ein unverwüstliches Leben steckt — besser geraten als die des Vorderhauses, die doch — einzig ausgenommen die mit der Liebe des Hasses gesehene Frau Löwenberg — meist recht schablonenhaft geblieben sind.

Leider sieht Hermann alle Verhältnisse nur durch die stets trübende Brille der Sexualität, und fatal wirkt ein sentimentaler Zynismus, der sich gelegentlich breit macht. Aber es ist in dem Zynismus doch auch wiederum so viel Witz — wenn auch ghettogewachsener — und in der Sentimentalität so viel echtes Herz, daß wir uns der Vorzüge des Buches unter Lachen freuen können.

Nach dem Schlesier und den Berlinern sei hier des Österreichers, Adam Müller-Guttenbrunn, gedacht, dessen jüngst in der „Deutschen Rundschau" erschienene Künstlernovelle den Lesern in guter Erinnerung geblieben sein wird. Überwog in seinen früheren Werken eine kraftvolle nationale Tendenz die künstlerische Form, so ist ihm in seinem vorliegenden Buch „Die Glocken der Heimat" ein rundes Kunstwerk geglückt. Wir stehen mitten im Leben eines Schwabendorfes in Ungarn, dessen Fruchtbarkeit von den wilden Fluten der Theiß bedroht wird, wie das Deutschtum seiner Bewohner von den stürmisch andrängenden Magyarisierungsbestrebungen. Ohne eigentliche Helden — wenn wir nicht das Dorfoberhaupt und den Lehrer, aufrechte, kernige Männer, als solche rechnen wollen — entwickelt sich vor uns in farbigen Bildern das Streben und Tun der Banater Schwaben, die trotz der jahrhundertelangen Entfernung vom Mutterlande ihre Sitten, Sprache, ihren Glauben, ihre Gebräuche rein und treu bewahrt haben. Wenn sie auch den Ertrag ihrer Arbeit durch die Leichtfertigkeit der ungarischen Behörden im Hochwasser vernichtet sehen — ihr Deutschtum, die Treue zu ihrem Volksstamm kann ihnen niemand nehmen, ebensowenig wie ihren Glauben und die Liebe zur neuen Heimat, die ihr Fleiß aus dem Schlamm wieder auferstehen lassen wird. Möchten doch diese Glocken der Heimat den Reichsdeutschen ebenso voll und eindringlich mahnend in die Ohren und das Gewissen klingen, wie dem tapferen Häuflein dort in Ungarn, daß auch sie sich besinnen, was es heißt, Deutsche zu sein.

Rudolf Pechel.

γ. **Reden zur Literatur- und Universitätsgeschichte.** Von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann. 1911.

Die kleine Sammlung enthält auf 320 Seiten acht Reden: Über die literarische Persönlichkeit; Begrüßung der amerikanischen Austauschprofessoren; Begrüßung Theodor Roosevelts; Berliner Poesie vor hundert Jahren; Jahrhundertfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität; Fichtes Reden an die deutsche Nation; Schiller; Karl Meinhold. Überall tiefe, hohe Gedanken, weite Aussichten, deutsches Empfinden, wuchtige, inhaltsschwere Sprache. Wir wählen nur einige Beispiele heraus. S. 22: „Wilhelm Scherers, des Unvergeßlichen, Auffassung der literarischen Persönlichkeit kann mit den Schlagworten des Ererbten, Erlebten, Erlernten ausgedrückt werden." S. 27: „Austausch bedeutet beiden Teilen kein Wechseln der Rüstungen nach dem Vorbild homerischer Helden, sondern ein wärmeres Kennenlernen und Nutzen des Besitzes, der Ziele und Wege durch persönliche Mitteilung, durch unbefangene Erschließung." S. 87: „Fichte ist keineswegs allein der aufregende Denker; er ist auch der ungebeugte, tapfere deutsche Mann, nach Goethes Wort einer der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen hat." S. 102: „In Schiller haben der Dichter und der Philosoph, der Dramatiker und der Historiker eine Personalunion geschlossen."

β. **Schillers Gespräche.** Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Von J. Petersen. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Die Auswahl einer Auswahl, ob Briefe, Gedichte oder Äußerungen von Zeitgenossen über große Männer: diese Art historischer Behandlung scheint dem Geschmack der Gegenwart am besten zu entsprechen, und der Insel-Verlag kommt ihm in vielen seiner Publikationen aufs eifrigste entgegen. Die vorliegende Sammlung hat Julius Petersen, der Herausgeber zweier von den drei Bänden, „Schillers Persönlichkeit, Urteile der Zeitgenossen, 1904—1909" zusammengestellt. Einiges ist ergänzt; alle Gespräche sind soweit wie möglich datiert. Auch in dieser gekürzten Form bleibt der Gesamteindruck unverändert derselbe. So verschieden Schillers Auditorium, so einheitlich die Wirkung seiner geistigen Persönlichkeit auf alle, die ihm nahe kamen. Ob Ebenbürtige wie Goethe und Alexander v. Humboldt oder einfache Menschen, die den empfangenen Eindruck wiedergeben, er hat auf sie alle wohltuend, auf die meisten nachhaltend veredelnd gewirkt. Der erste Zug, den die Schwester vom kleinen Friedrich berichtet, ist, daß er alles, was er besaß, auch das Liebste, verschenkte. Am Ende seines Lebens bezeugt seine Frau, ihm hätte man alles, selbst ein Verbrechen, frei gestehen können. Einfach, edel, heiter, geduldig unter dem Stachel des ihn zwingenden physischen Elendes, so ist sein Bild den Zeitgenossen eingeprägt. Ein unausgesetztes Ringen nach sittlicher Vollendung gab dem Genius die Weihe. Nicht ungehört sollte die in diesen Blättern wiederholte Mahnung verklingen: „Auf verkehrte Menschen wirkt auch das Schönste, Beste und Erhabenste verkehrt. Bessere und hellere wissen auch dem Schlechten eine gute Seite abzugewinnen." Auf die Kunst der Gegenwart angewendet, könnte diese Wahrheit gute Früchte und mehr Sonnenschein bringen.

β. **Urkirche und Katholizismus.** Von Pierre Batiffol. Übersetzt und eingeleitet von Dr. theol. Franz Xaver Seppelt, Privatdozent an der Universität Breslau. Kempten und München, Kösels Buchhandlung. 1910.

Die Würdigung der gelehrten Schrift Batiffols muß den wissenschaftlichen Organen überlassen bleiben, die in das Lob Harnacks einstimmen: „Mit größerer Sachkenntnis könne man den Beweis für die wurzelhafte Einheit von Christentum, Katholizismus und römischem Primat nicht unternehmen, als es hier geschehen sei." Hier beschränken wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß der streng wissenschaftliche Inhalt des Werkes seiner Verbreitung unter der Laienwelt keinen Eintrag brachte, vielmehr drei französische Auflagen in rascher Folge nötig wurden, wie denn überhaupt das wachsende Interesse der Gebildeten für die Leistungen der theologischen Wissenschaft ein Zeichen der Zeit im heutigen Frankreich ist. „La Religion se vend bien", so lautet die merkantile Schätzung dieses intellektuellen Vorgangs; der vortreffliche deutsche Übersetzer Batiffols nennt derartige buchhändlerische Erfolge in Deutschland unerhört und verweist auf die Umwandlung, die sich in dieser Beziehung und seit fünfzig Jahren vollzogen hat. 1863 konnte Döllinger öffentlich erklären, das Szepter der Theologie sei aus den Händen der Franzosen in die der Deutschen übergegangen. Die einzige Ausnahme, von der er wußte, galt den Erstlingswerken des Abbé Duchesne. Duchesne ist immer noch ersten Ranges, aber andere sind es mit ihm, und es ist ihnen gelungen, zu weiten Kreisen zu sprechen. Und das unter dem erschwerenden Umstand, daß die Siege, die sie ihrer Kirche erkämpfen, der ungeheure Dienst, den sie ihr leisten, nicht nur nicht gelohnt, sondern mit Strafgerichten gegen sie vergolten werden. Daß sie dennoch fortfahren, ihre katholische Sache zu verfechten, erhöht den Wert ihrer wissenschaftlichen Forscherarbeit. Auch diejenigen, die bei solchen schwierigen und verantwortungsschweren Untersuchungen in keiner Weise stimmberechtigt sind, werden nicht ohne Nutzen den Gang derselben verfolgen. Lehrt er doch die Ungelehrten, unter welchen Vorbedingungen es sich ziemt, an religiöse Probleme heranzutreten und wie albern und frivol zugleich die Urteile klingen, die ohne diese Vorbedingungen gefällt werden.

gw. **Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums.** Von G. Billeter. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Der glückliche Finder des sogenannten „Urmeisters" legt hier das Ergebnis jahrelangen unermüdlichen Suchens vor: ein unschätzbares Dokumentenbuch für die Auffassungen des Hellenentums. Das Namenregister allein schon beweist, mit welchem Spürereifer der Verfasser den wechselnden und doch im Kern selten veränderten Eindrücken nachgegangen ist, die die genialste der Nationen bei ihren fleißigsten Kindern hinterließ; denn die Deutschen stehen naturgemäß voran, und die Italiener scheinen sogar ein wenig vernachlässigt. Eine klare Disposition und ein ausgezeichnetes Schlagwortregister erhöhen die Brauchbarkeit dieser Geschichte vom Mantel Helenas. — Ich möchte an zwei vergleichbare Dokumentsammlungen erinnern: an Labans köstlichen „Gesichtsausdruck des Antinous" und an Klenzes vortreffliche Darstellung der Eindrücke Italiens. So erschöpfend beide Bücher sind, überragt sie doch Billeters Werk in jeder Hinsicht: durch die Wichtigkeit des Themas, durch die Breite der Behandlung, durch die Gründlichkeit der Problemstellung, die z. B. die allgemeine Lehre vom „Volkscharakter" in allgemein fruchtbarer Weise hineinbezieht und Analogien etwa von der japanischen Volksseele nicht verschmäht. Und da schließlich doch die Anschauungen am Wesen des Griechentums noch stärker auf die Entwicklung der Kultur eingewirkt haben als die Taten und Werke der Hellenen, so ist damit für eines der wichtigsten Kapitel der Weltgeschichte die feste Grundlage gegeben.

gw. **Björnstjerne Björnsons ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Thomas Schäfer. Drei Bände. Berlin, Peter J. Oestergaard. 1911.

Es ist leider deutsche Art, zwei verwandte Größen gegeneinander auszuspielen, statt ihren Kräften die gegenseitige Ergänzung zu gönnen. Lange hat bei uns Björnson Ibsen im Wege gestanden; nun ist es umgekehrt. Es ist nur zu begrüßen, daß eine handliche Auswahl für den Mann werben will, der seines Volkes Eigenart stärker verkörpert hat als irgendein anderer Sohn neuerer Zeiten die seiner Nation. Dabei folgt sie insofern der historischen Entwicklung seines Einflusses, als sie mit den Dorfgeschichten beginnt, mit Dramen schließt und einen Roman „Auf Gottes Wegen" einschiebt. Freilich aber ist es nicht zu billigen, daß der zweite Teil von „Über unsere Kraft" fehlt, der gewiß dem ersten an künstlerischem Wert nicht gleichkommt, aber für Björnsons Weltanschauung und Charakter noch bezeichnender ist als jener, und der doch einmal von dem Dichter als Abschluß gemeint ist. Auch sonst ist die dramatische Auslese zu eng; „Geographie und Liebe" ist schwer zu entbehren, „Wenn der junge Wein blüht" gar nicht. Viel eher könnte der „König" fehlen, der ohne ein paar politisch-historische Begleitworte dem deutschen Leser doch unverständlich bleiben muß. — Die Übersetzung ist lesbar, ohne hervorragenden Wert zu beanspruchen; der Übersetzer selbst wird nicht genannt. Eine kurze Einleitung zu den einzelnen Werken oder doch zu jedem Band wäre erwünscht gewesen. Der Druck ist gut, der Einband leider recht unschön.

ez. **Berberitzchen und andere.** Von Irene Forbes-Mosse. Berlin, S. Fischer. 1911.

Dieses Buch nimmt von dem Leser mit einer stillen Gewalt Besitz, „so mit leisen, suchenden Würzelchen, die sich im Dunkeln verästeln . . ., ach, nichts Herrisches, nichts Stürmendes und doch so stark, so unabweisbar wie ein kleines, trauriges Kind". So empfindet in dem Buch das märkische Schloßfräulein Britta ihre Liebe zu dem jungen Handwerksmeister. Es geschieht im Grunde nur wenig in den drei Novellen „Berberitzchen", „Glück in Dornen", „Liselotte", die der Band enthält — Auftakte zu Novellen möchte man sie besser nennen. — Aber nicht nur vermißt man es nicht, man hat das Gefühl, als würde viel Geschehnis den intimen Reiz dieser Blätter stören, in denen eine Frau spricht, die die Gabe hat, überall beim Erklingen einer Saite deren tausend Untertöne mitschwingen zu hören und sie in einer sich jeder leisesten Schwingung anschmiegenden Sprache wiederzugeben. Und sie besitzt für ihre ganz eigene Art, Menschen und Dinge zu sehen und zu fühlen, eine ebenso eigene, merkwürdig fesselnde Darstellungsweise, in der eine den Grundakkord bildende träumerisch-wehmütige Grazie sich mit scharfer, bis zu lachender Ironie gehenden Beobachtung mischt und durch feinstes Verständnis für kosmopolitisches Wesen die Note echtester märkischer Bodenständigkeit aufs reizvollste durchklingt. Über den geradezu klassischen Brief des alten märkischen Landedelmanns, des famosen Onkels Grahnstedt in „Glück in Dornen", hätte der alte Fontane gewiß vergnügt gelächelt. — Irene Forbes-Mosse ist als geborene Gräfin Flemming eine Enkelin Achims und Bettinas von Arnim, eine Großnichte Clemens Brentanos; in ihrer Abstammung liegt wohl mit der Schlüssel zu dem so anziehenden, glücklichen Gemisch ihrer Begabung, wie sie sich in diesem Buche ausspricht.

ðy. **Geneviève Bianquis, Caroline de Günderode** (1780—1806). Ouvrage accompagné de lettres inédites. Paris, Félix Alcan. 1910.

Es ist eine sehr bemerkenswerte Erscheinung, daß die französische Literaturwissenschaft, soweit sie sich mit deutscher Literatur beschäftigt, unserer romantischen Epoche, insbesondere der Heidelberger Periode, ihr Interesse zuwendet. Aus dieser Neigung ist nun die obige Pariser Doktor-

arbeit über die Günderode entstanden, ein starker Band von über 500 Seiten! Auf der Grundlage der nicht schwer übersehbaren, indes in den letzten Jahren doch fleißig vermehrten Literatur über die Dichterin sowie mancher bisher nicht veröffentlichter Blätter erzählt das Buch zunächst ihren Lebensgang, spurt ihren geistigen Interessen nach, legt die persönlichen Beziehungen dar und sucht ihren Tod zu begreifen. Es bespricht sodann ihre Dichtungen nach Form und Inhalt, fügt einige unveröffentlichte hinzu und macht eine Reihe guter Bemerkungen aus den verschiedensten Gesichtspunkten. Die zweite Hälfte füllt der lückenlose Abdruck der von Rohde bekannt gegebenen Blätter Creuzers an die Günderode aus, und ein Verzeichnis der Eigennamen macht den Schluß. Eine Ausgabe der Dichtungen der Günderode wird in Aussicht gestellt.

y. **Briefe aus dem Vormärz.** Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Wittner. Prag, Calve (Robert Lerche). 1910.

Dieses Buch bildet den 30. Band der verdienstvollen und lehrreichen „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen". Es ist die Jugend von 1840, die hier zu Worte kommt; sie erhebt sich gegen den Geist der Bevormundung, der aus der Zeit des aufgeklärten Despotismus herüber winkt in ein neues Geschlecht, aber ohne noch wie einst Geist und Aufklärung zu besitzen, und sie sucht den unwürdigen Zuständen sich zu entziehen, indem sie eine Revolution vorbereitet. Vor allem sehen wir hinein in ein verknöchertes Schulwesen, welches die antiken klassischen Schriftsteller nach kastrierten Ausgaben geistlos traktierte, aus der Geschichte einen Wust von toten Daten machte und alles, was in ihr von Freiheit sprach, unterdrückte. Von Interesse ist auch das soziale Nachdenken, das in dieser Vormärzjugend sich regte und auf die Ungleichheit des Besitzes mit allen seinen Folgen sich bezog; war doch Prag einer der ersten Orte der Monarchie, wo sich ein modernes Proletariat gebildet hat. Politisch steht diese Jugend auf den Schanzen für die nationale Einheit und kämpft gegen allen Partikularismus; sie begeistert sich des zum Zeichen für das Hermannsdenkmal auf der Teutoburg.

y. **Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog.** Zwölfter und dreizehnter Band. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer. 1909 u. 1910.

Von dem bekannten, längst unentbehrlich gewordenen Werke liegen wieder zwei Bände vor, welche die Toten der Jahre 1907 und 1908 umfassen. Der zwölfte Band ist mit der Heliogravüre des Großherzogs Friedrich von Baden geschmückt, der dreizehnte mit der des Humoristen Wilhelm Busch. Von wichtigeren Artikeln außer den diesen zwei gewidmeten nennen wir die über den Vermittler spanischer Literatur Fastenrath, den Philosophen Eduard Zeller, den Diplomatiker Sickel, den Wirtschaftshistoriker Inama-Sternegg, den Herrenhauspräsidenten Fürsten zu Inn- und Knyphausen, den Vorkämpfer der baltischen Deutschen Generalkonsul Julius v. Eckardt, den Dichter Prinz Schönaich-Carolath, den Theologen Otto Pfleiderer, den Ministerialdirektor Althoff, den Philosophen Paulsen, den Politiker Eugen Richter, den klassischen Philologen und Unterrichtsminister v. Hartel, den Archäologen Benndorf, den schwäbischen Altertumsforscher und Dichter Eduard Paulus, den Historiker und Generalmajor v. Pfister, den Staatsminister v. Bötticher, den badischen Staatsmann v. Roggenbach, den Erzieher des Kaisers Hinzpeter, den sozialdemokratischen Abgeordneten Ignaz Auer, den Strafrechtslehrer Berner, den Philosophen Kuno Fischer, den Dramaturgen Bulthaupt, den Chef der Reichskanzlei und Bonner Kurator v. Rottenburg. Mancher Artikel, den man gern hätte, fehlt freilich, so einer über Rottenburgs Vorgänger in der Reichskanzlei Christoph v. Tiedemann.

y. **B. G. Teubner** (1811—1911). Geschichte der Firma, in deren Auftrag herausgegeben von Friedrich Schultze. Leipzig, 1911.

Die hundertjährige Jubelfeier der bekannten Leipziger Verlagsbuchhandlung am 3. März 1911 ist in der ganzen gelehrten und gebildeten Welt Deutschlands und über die deutschen Grenzen hinaus mit herzlicher Mitfreude begangen worden. Die gegenwärtigen Besitzer haben dafür gesorgt, daß durch Friedrich Schultze die Entstehung und Entwicklung ihres Hauses in ausführlicher Weise dargestellt worden ist. Wir erhalten dabei neben der Erzählung der Geschichte des Verlags zahlreiche Aktenstücke, Faksimiles von Briefen berühmter Männer, Abbildungen der Örtlichkeiten und der Mitarbeiter des Verlags, so daß der stattliche Band einen schätzbaren Beitrag zur deutschen Bildungsgeschichte darstellt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Althof. Der heilige Kuß. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Von Paul Althof. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Auftin. Enrica von Handel-Mazzetti und Karl Schönherr. Gedanken zum neuesten Literaturstreit. Von M. Auftin. Berlin, Konrad W. Mecklenburg. 1911.

Azam. Souvenirs de Casablanca. Par le Capitaine Paul Azam. Paris, Hachette et Cie. 1911.

Baillaud. — De la Methode dans les Sciences. Deuxième Serie. Par B. Baillaud, Leon Bertrand, L. Blaringhem, E. Borel, G. Lanson, L. March, A. Meillet, J. Perrin, S. Reinach, R. Zeiller. Paris, Félix Alcan. 1911.

Becker. — Schlösser. Dichtungen. Von Marie Louise Becker. Dresden, Carl Reissner. 1911.

Berthelot. Un Romantisme Militaire. Étude sur le mouvement pragmatiste. Le pragmatisme chez Nietzsche et chez Pomcaré. Par Rene Berthelot. Paris, Félix Alcan. 1911.

Bezold-Fischmann. Die Narrenfiedel und andere Skizzen. Von Anna Cäcilie von Bezold-Fischmann. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Bode. Stunden mit Goethe. Herausgeber: Dr. Wilhelm Bode. VII. Band. Drittes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. S. J.

Bonus. Wider die Irrlehre des Oberkirchenrats. Von Arthur Bonus. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Braun. Memoiren einer Sozialistin. Kampfjahre. Roman von Lily Braun. München, Albert Langen. 1911.

Brjussoff. — Letzte Seiten aus dem Tagebuch einer Frau. Von Valerii Brjussoff. Freiburg, Fr. Ernst Fehsenfeld. 1911.

Brown. Elkanah Settle. His Life and Works. By F. C. Brown. Chicago, the University of Chicago Press. 1911.

Burghauser. — Kardeiss. Eine Liebessage von Wolfgang Burghauser. Wien, Carl Konegen. 1911.

Castell. — Die mysteriöse Tänzerin. Kleine Geschichten. Von Alexander Castell. München, Albert Langen. 1911.

Cipollini. - Roma – Carmen. Nel MMDCLXIV. Natale di Roma. Di Antonio Cipollini. Milano, A. de Mohr. 1911.

Dantec. — Le Chaos et l'Harmonie Universelle. Par Félix Le Dantec. Paris, Félix Alcan. 1911.

Dickens. — Der Raritätenladen. Von Charles Dickens. Der Ausgewählten Romane und Novellen zweiter Band. Leipzig, Insel-Verlag. S. J.

Dierck. – Kreuz und Halbmond. Von Dr. Gustav Dierck. Mit 14 Abbildungen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1910.

Domanig. Die liebe Not. Schauspiel in fünf Akten – Wanderbuchlein. Kleine Erzählungen. Zweite, vermehrte Auflage. Der Tiroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und einem Nachspiele. Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung. Von Karl Domanig. Kempten, Jos. Kösel. 1907—1909.

Domanig. Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Vierte und fünfte Auflage. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1906.

Domanig. — Zum Frieden. — Seinen lieben Tiroler Landsleuten. Von Karl Domanig. Wien, Ambr. Opitz Nachf. 1911.

Drever. — Auf eigener Erde. Von Max Drever. Berlin, Ullstein & Co. 1911.

Ebhardt. Wenn das Rauschen ruft. Eine masurische Dorfgeschichte. Von Marta Ebhardt. Leipzig, Xenien-Verlag, 1911.

Elster. Philosophen-Lexikon. Leben, Werke und Lehren der Denker. Von Dr. Rudolf Eisler. Lieferung 1. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Elster. — Piccolomini-Studien. Von O. Elster. Leipzig, G. Müller-Mann. 1911.

Ewald. Der Garten der Sulamith. Erzählung von Carl Ewald. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Helene Kauders. München, Albert Langen. 1911.

Fischer. Thomas und Felix Platters und Theodor Agrippa d'Aubigne's Lebensbeschreibungen. Herausgegeben von Otto Fischer. München, Martin Mörike & J.

Foehrau. In fremde Bahnen. Roman von Edler von Foehrau. Berlin, Curt Wigand. 1911.

Fouillee. — La Pensee et les nouvelles ecoles anti-intellectualistes. Par Alfred Fouillée. Deuxième edition. Paris, Felix Alcan. 1911.

Friedlaender. — Interessante Kriminal-Prozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Von Hugo Friedlaender. Eingeleitet von Justizrat Dr. Erich Sello. Berlin, Hermann Barsdorf. 1911.

Friedrich. - Deutsche Renaissance. Gesammelte Aufsätze. Von Paul Friedrich. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Gaschin. — Les Pastorales de Longus. Traduction par M. P.-L. Courier. Édition critique, suivie d'une Étude sur l'essai de style vieilli de Courier. Par Robert Gaschet. Paris, L. Larose & L. Tenin. 1911.

Gaultier. La Pensee Contemporaine. Les grands problèmes. Par Paul Gaultier. Paris, Hachette et Cie. 1911.

Gromaire. — La Littérature patriotique en Allemagne. 1800—1815. Par G. Gromaire. Paris, Armand Colin. 1911.

Halbe. Die Tat des Dietrich Stobäus. Roman von Max Halbe. München, Albert Langen. 1911.

Harnack. Irene. Tragödie in fünf Akten. Von Otto Harnack. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Hearn. — Chita. Un Souvenir de l'Ile Dernière. Par Lafcadio Hearn. Traduit de l'Anglais par Marc Logé. Paris, Mercure de France. 1911.

Historische Bibliothek. Band 21. — Der Bericht des Herzogs Ernst II. von Koburg über den Frankfurter Fürstentag 1863. Von Kurt Dorien. — Band 22. Die Spanier in Nordamerika 1513—1824. Von Ernst Daenell. München, R. Oldenbourg. 1911.

Holzer. Im Schattenreich der Seele. Dreizehn Momentbilder. Von Marie Holzer. Leipzig, B. Volger. 1911.

Jäckh. Der aufsteigende Halbmond. Beiträge zur türkischen Renaissance. Von Ernst Jäckh. Mit 70 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. Berlin, Buchverlag der „Hilfe". 1911.

Kauffmann. — Aus Indiens Dschungeln. Erlebnisse und Forschungen. Von Oscar Kauffmann. 2 Bände. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1911.

Kemmerich. — Prophezeiungen. Alter Aberglaube oder neue Wahrheit? Von Dr. Max Kemmerich. München, Albert Langen. 1911.

Kralik. — Homeros. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Epos. Von Richard von Kralik Ravensburg, Friedrich Alber. 1910

Kutsche. Frauengestalten des Evangeliums in moderner Beleuchtung dargestellt für die christliche Frauenwelt. Von Robert Kutsche. Breslau, Franz Goerlich. 1911.

Lisk. Die Armanenschaft der Ario-Germanen. Zweiter Teil. Von Guido Lisk. Leipzig, E. F. Steinacker. 1911.

Maury. — Figures Littéraires. Écrivains Français et Étrangers. Par Lucien Maury. Paris, Perrin et Cie. 1911.

Mayer. — Es fiel ein Reif . . . Geschichten und Verse. Von Elsa Mayer. Wien, Carl Konegen. 1911.

Meader. Latin Philology. Edited by Clarence L. Meader. New-York, The Macmillan Company. 1910.

Michaelis. - Elsie Lindtner. Roman von Karin Michaelis. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911

Nordschleswig. Verhandlungen einer Versammlung in Hamburg, 4. März 1911. Nach dem Stenogramm mit Einleitung und Anhängen. Hamburg, Herold. 1911

Noziere. Joconde. Fantaisie en deux acts d'après le Conte de La Fontaine. Par Nozière. Paris, Dorbon-Aîné. 1911.

Oertel. Im Banne der Heimat. Eine Geschichte erzählt von Otto Oertel. Leipzig, Georg Merseburger. 1911

Ompteda. Margret und Ossana. Von Georg Frhr. von Ompteda. Berlin, Ullstein & Co. 1911.

Osborn. Ludwig Richter. Von Dr. Max Osborn. Mit 31 Abbildungen, darunter 4 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1911.

Peiser. Unser Kreditrecht und seine Reformbedürftigkeit. Von Georg Peiser. Berlin, Curt Wigand. 1911.

Petersen. Liesi as Briefe. In Auswahl herausgegeben von Julius Petersen. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Pimodan. — Le Comte J.-C. de Mercy-Argenteau, Ambassadeur Impérial à Paris sous Louis XV et sous Louis XVI. Par le Comte de Pimodan. Avec un portrait. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1911.

Pöhlmann. — Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. Von Robert von Pöhlmann Neue Folge München, C. H. Beck. 1911.

Prévost. — Vom Weiblichen überall. Von Marcel Prévost. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von J. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1911.

Reventlow. Ellen Olestjerne. Roman von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. O. J.

Richter. — Nietzsche et les Théories biologiques contemporaines. Par Claire Richter. Paris, Mercure de France. 1911.

Rigal. — De Jodelle à Molière. Tragédie, Comédie, Tragi-Comédie. Par Eugène Rigal. Paris, Hachette & Cie. 1911.

Ring. — Anne Karine Corvin. Erzählung von Barbra Ring. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Clare Greverus Mjöen. München, Albert Langen. 1911.

Rolland. — Vie de Tolstoi. Par Romain Rolland. Deuxième Édition. Paris, Hachette & Cie. 1911.

Rupp. Julius Rupp. Gesammelte Werke. Band IV. Christliche Predigten. Leipzig, Fritz Eckardt. 1911.

Der Russisch-japanische Krieg. Amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. III. Band: Schahe — Sandepu. Zweiter Teil. Von der Schlacht am Schahe bis einschließlich der Schlacht bei Sandepu. Vorstoß des Kavallerie-Korps Mischtschenko auf Yinkou. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Ruyssen. — Schopenhauer. Par Th. Ruyssen. Paris, Félix Alcan. 1911.

Sadée. — Vom deutschen Plutarch. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Klassizismus. Von Dr. L. Sadée. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1911.

Sauter. — Dantes Gastmahl. Übersetzt und erklärt mit einer Einführung von Dr. Constantin Sauter. Mit 2 Bildern von Dante Gabriel Rossetti. Freiburg, Herder. 1911.

Schafheitlin. Der große Ironiker und sein Werk. Dritter Teil: Das Mysterium des Demiurgos. Von Adolf Schafheitlin. Berlin, S. Rosenbaum. 1911.

Schawaller. — Mephi-Bosetb. Drama in zwei Teilen. Juliane. Tragödie in drei Teilen. Dessauermarsch. Märchen-Komödie in zwei Teilen Von Kurt Schawaller. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Schellenberg. — Emile Verhaeren. Von Ernst Ludwig Schellenberg. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Schellenberg. — Französische Lyrik. Nachdichtungen von Ernst Ludwig Schellenberg. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Schemann. — Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau, herausgegeben von Ludwig Schemann. Briefe. I. Briefwechsel mit A. v. Keller. Straßburg, Karl J. Trübner. 1911.

Schiller. Sämtliche Werke. Band 3. Don Carlos Semele Menschenfeind. — Band 10. Abfall der vereinigten Niederlande. Leipzig, Tempel-Verlag. O. J.

Schillers sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden herausgegeben von Otto Günther und Georg Witkowski. Zwanzigster Band. Leipzig, Hesse & Becker O. J.

Schmid. Wilhelm von Christs Geschichte der Griechischen Literatur Fünfte Auflage. Unter Mitwirkung von Otto Stählin bearbeitet von Wilhelm Schmid. Zweiter Teil: Die nachklassische Periode der griechischen Literatur. Erste Hälfte, zweite Lieferung. München, C. H. Beck. 1911.

Schorn. — Das nachklassische Weimar, unter der Regierungszeit Karl Friedrichs und Maria Paulownas. Von Adelheid v. Schorn. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1911.

Schwaab. Gerungs'l. Ei Kleetlinkafchdorf. Da Rufchlbufchl. Humoresten traun in nordböhmischer Mundart von Josef Schwaab Leipzig, B. Volger. 1911.

Soennecken. — Der Werdegang unserer Schrift. Von F. Soennecken. Bonn, F. Soennecken. 1911.

Spemann. Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. 19. und 20. Lieferung des XI. Jahrgangs. Berlin, W. Spemann. O. J.

Speyer. Gnade. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Willo Speyer. München, Albert Langen. O. J.

Stern. — Die Ausgestoßenen. Roman in zwei Bänden. Von Adolf Stern. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Stern. Geschichte Europas von 1830 bis 1848. Von Alfred Stern. Zweiter und dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Stratimirović. — Was ich erlebte. Von General von Stratimirović. Erinnerungen von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von seiner Tochter. Wien, Wilhelm Braumüller. 1911.

Sturm. — Blätter und Splitter. Von Dr. Friedrich Sturm. Breslau, Schletter. 1910.

Suchsdorf. — Der Sangesbruder 1911. Von O. Suchsdorf. Berlin, O. Suchsdorf Nachfolger. 1911.

Sudermann. — Die indische Erbe Von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Sybert. Anna. Eine Tragödie von Friedrich Sybert. Berlin, Karl Fischer. O. J.

Tales and Sketches, Jerome: The absent-minded man Kipling: A bank fraud. Bullen: Cancer cay. Troppau, Buchholz & Diebel. O. J.

Tassy. Le Travail d'Idéation. Hypothèses sur les réactions centrales dans les phénomènes mentaux. Par Edme Tassy. Paris, Félix Alcan. 1911.

Tibal. — Hebbel. Sa vie et ses œuvres. De 1813 a 1845. Par André Tibal. Paris, Hachette et Cie. 1911

Torge. — Nikolens Insel. Roman von Else Torge. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Trent. — Littérature Américaine. Par William P. Trent. Traduction de Henry — D. Davrey. Paris, Armand Colin. 1911.

Ubfe. — Unter der Lebensesche. Zwei Herzensgeschichten. Von Beate Ubfe. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Vogüé. — Trois Drames de l'histoire de Russie. Le fils de Pierre le Grand — Mazeppa Un Chanchement de Règne. Par Vte E.-M. de Vogüé. Paris, Armand Colin. 1911.

Volkelt. — Kunst und Volkserziehung. Betrachtungen über Kulturfragen der Gegenwart. Von Johannes Volkelt. München, C. H. Beck. 1911.

Voß. — Erdenschönheit. Ein Reisebuch von Richard Voß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Waentig. — Zur Reform der deutschen Universitäten. Von Heinrich Waentig. Berlin, Verlag der Grenzboten. 1911.

Weber. — Lukians von Samosata Sämtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von Dr. M. Weber. I. Band. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Weiß, Gudrun. Schauspiel in fünf Akten. Von Heinrich Weiß. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Wendriner. — Künstler. Komödie in drei Akten. Von Richard Wendriner. München, Albert Langen. O. J.

Westermann. — Kurze Skizze der Wahrheiten des Menschen. Eine Versöhnung zwischen Monismus und wahrster Religion. Von Erich Westermann. Leipzig, Otto Tovias. 1911.

Wiedenfeld. Das Persönliche im modernen Unternehmertum Von Kurt Wiedenfeld. Leipzig, Duncker & Humblot. 1911.

Wielands Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften Zweite Abteilung: Übersetzungen. Dritter Band. Berlin, Weidemann. 1911.

Winder. — Das Tal der Tänze. Von Ludwig Winder. Berlin, Richard Schmeer & Co 1910.

Wolf. Parre vor Novelette. Von Hans Wolf. Leipzig, Bernhard Hermann. 1911.

Wolfgang. — Die schöne Frau und andere Geschichten. Von Bruno Wolfgang. München, Albert Langen. 1911

Wröblewska. — Das alte Bild. Tagebuchblätter einer jung Gestorbenen. Von Mia Wröblewska. Berlin, Kurt Benekendorff. 1910

Wurmb. Der Schan. Roman aus dem dreißigjährigen Kriege von Richard von Wurmb. Dresden, Heinrich Minden O. J.

Wüst. — Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer in ihren persönlichen und literarischen Verhältnis Von Paul Wüst. Leipzig, H. Haessel. 1911.

Wygodzinski. Das Genossenschaftswesen in Deutschland. Von W. Wygodzinski. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

Aus dem Nachlaß der Kaiserin Augusta.

(1847—1850.)

Von

Paul Bailleu.

Auf Anregung Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin Luise von Baden und mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers, Allerhöchstdenen für diese hochherzige Entschließung ehrfurchtsvoller Dank gebührt, erscheint zum hundertsten Geburtstage der Kaiserin Augusta (30. September d. J.) der erste, bis zum Jahre 1850 reichende Teil einer Auswahl ihrer Aufzeichnungen und Briefe, herausgegeben von Geh. Archivrat Dr. Bailleu und Archivrat Dr. Schuster (Vossische Buchhandlung, Berlin). Wir freuen uns, aus der von P. Bailleu bearbeiteten zweiten Hälfte dieses Bandes unseren Lesern schon jetzt einige Stücke mitteilen zu können.

I. Der Vereinigte Landtag (1847).

Die Berufung des Vereinigten Landtags im Jahre 1847 war, wie bekannt, das eigenste Werk König Friedrich Wilhelms IV. Wenn er auch in den Provinzialständen, wie sie das Gesetz von 1823 geschaffen hatte, den Schwerpunkt der ständischen Verfassung Preußens sah, so glaubte er doch die von seinem Vater gegebenen Hindeutungen auf Reichsstände durch eine gelegentliche Vereinigung aller Provinziallandtage in Berlin erfüllen zu sollen. Solche Gedanken hatte er schon als Kronprinz geäußert; als König hielt er mit äußerster Zähigkeit daran fest, ungeachtet alles Widerspruchs, dem er überall da begegnete, wo er allmählich mit seinen Plänen hervortrat: bei seinen Ministern, bei seinem Schwager und Freund, dem Kaiser Nikolaus von Rußland, bei dem Fürsten Metternich wie bei dem König von Württemberg, vor allem bei seinem eigenen Bruder, dem Prinzen Wilhelm.

Prinz Wilhelm, der von den Reichsständen die Erschütterung der militärischen und finanziellen Grundlagen des preußischen Staates befürchtete, bekämpfte in einer umfangreichen Denkschrift vom Januar 1845 die Absicht

seines königlichen Bruders. Statt der „unregierſamen" Vereinigung aller 700 Mitglieder der acht preußiſchen Provinziallandtage wollte er eine Verſammlung von etwa 150 Köpfen, der nur die allerbeſcheidenſten Rechte zuſtehen ſollten, nur eine beratende Stimme bei Aufnahme von Anleihen oder Einführung neuer Steuern. Er berief ſich auf Äußerungen König Friedrich Wilhelms III., ihres Vaters, auf Anſichten Wellingtons, Peels und Aberdeens, auf Kaiſer Nikolaus, auf die deutſchen Regierungen, die gegen ihre unruhigen Stände bisher bei Preußen und Öſterreich Anlehnung geſucht und gefunden hätten. „Alles gegen dich," ruft er dem Bruder ſchließlich zu, „niemand aus Überzeugung bereit, dir zu helfen, alle nur Unheil für das Vaterland erblickend."

König Friedrich Wilhelm IV. hatte nicht Unrecht, die Denkſchrift des Prinzen „ſehr unfreundlich und ſehr leidenſchaftlich" zu nennen. Was ihn beſonders verletzte, war die Forderung des Prinzen, daß er über ſeinen Plan alle majorennen Agnaten hören müſſe. Sollte er, um ſtändiſcher Abhängigkeit zu entgehen, die „weit drückendere der Agnaten ertragen"? Nicht ohne an das Verhalten des Vaters bei der bekannten Eingabe der Prinzen im Jahre 1806 leiſe zu erinnern, mit vornehmer Ruhe, zugleich mit froher Siegeszuverſicht wies er die Bedenken ſeines Bruders zurück. Doch der Prinz fühlte ſich nicht widerlegt: noch zweimal in demſelben Jahre, im März und November 1845, endlich nochmals im Dezember 1846 wiederholte er ſeine Vorſtellungen, indem er mit beſonderem Nachdruck auf die Erhaltung der Machtſtellung Preußens hinwies, die durch Schmälerung der Rechte der preußiſchen Krone nicht gefährdet werden dürfe. Denn Einführung einer Verfaſſung, auch in der von ſeinem Bruder geplanten reichsſtändiſchen Form, ſchien ihm gleichbedeutend mit dem Herabſinken Preußens von einer europäiſchen Großmacht zu einem Staate zweiten Ranges. Erſt nachdem der König ſeinen Einwendungen in einigen Punkten, wie durch Schaffung einer Herrenkurie, nachgegeben hatte, verzichtete er auf weiteren Widerſpruch mit den bekannten Worten: „Ein neues Preußen wird ſich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieſes Geſetzes zugrunde. Möge das neue ebenſo erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ruhm und Ehre geworden iſt."

Am 3. Februar 1847 wurde ein „Patent" nebſt drei Verordnungen über die Berufung des Vereinigten Landtags verkündigt, der am 11. April in Berlin zuſammentreten ſollte.

Prinzeſſin Auguſta hat an dieſen Verhandlungen lebhaften Anteil genommen; ſie hat das Jahr 1845 ſpäter als den Anfang ihrer Beſchäftigung mit der „eigentlichen Politik" überhaupt bezeichnet. Sie ſchrieb die zwiſchen dem König und ihrem Gemahl gewechſelten Denkſchriften ab, wie auch andere Stücke dieſer politiſchen Kontroverſe. Die Meinungsverſchiedenheiten der beiden Brüder, die zuweilen einen etwas gereizten Charakter anzunehmen drohten, ſuchte ſie zu vermitteln, die Gegenſätze auszugleichen, obſchon oder vielleicht weil ſie der Romantik des einen ebenſo fernſtand wie dem Altpreußentum des anderen. Denn Prinzeſſin Auguſta, wie ihr Gemahl ihr nicht mit Unrecht vorhielt (vgl. das folgende Schreiben vom 2. Juli 1847), war der „progreſſiven

Richtung zugetan". Sie neigte politisch zu den konstitutionellen Staaten des Westens: zu Frankreich, für dessen Dynastie sie bei ihrer intimen Freundschaft mit Helene von Orleans besonders eingenommen war, zu England, das sie namentlich seit ihrem Besuche im Jahre 1846 liebte. Sie teilte diese Neigungen, wie man weiß, mit zahlreichen Vorkämpfern der öffentlichen Meinung im vormärzlichen Deutschland.

Und dennoch war Prinzessin Augustas Liberalismus keineswegs fremdländischen Ursprungs. In ihrer Weimarischen Heimat, an dem „warmen Herde unserer nationalen Kultur" im Sinne des Herderschen Humanitätsideals erzogen und unter einem zugleich patriarchalischen und — seit 1816 parlamentarischen Regiment aufgewachsen, fühlte sie sich nach ihrer Vermählung mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen (1829) wie in eine fremde Welt verschlagen. Wie schwer ist es doch allezeit den Prinzessinnen aus „dem Reiche" geworden, im Preußentum heimisch zu werden! Auch der Prinzessin Augusta sind ernste Kämpfe nicht erspart geblieben, um so ernstere, je früher sie ihre eigene Persönlichkeit zu fester Geschlossenheit entwickelt hatte. Aber durch ihre mit größtem Eifer und unermüdlichem Fleiß jahrelang fortgesetzten geschichtlichen Studien, die hauptsächlich durch den von Hegel beeinflußten Ernst Raupach geleitet wurden, hat sie sich allmählich zu einem historisch-politischen Gedankensystem durchgearbeitet, in dem sich ihre alten deutschen Ideale mit ihrer neuen preußischen Staatsgesinnung glücklich und fruchtbar durchdrangen.

Der Fortschritt ist ihr - wie Hegel — das Prinzip des geschichtlichen Lebens. Dieser Fortschritt der historischen Entwicklung vollzieht sich in einem Kampfe zwischen Liberalismus und Absolutismus, zwischen Freiheit und Autorität, Philosophie und Glaube. Deutschlands Aufgabe ist die Versöhnung dieser Gegensätze, Preußens besondere Pflicht, Deutschland dabei voranzugehen: es muß wie der intellektuelle Mittelpunkt, so auch das Aktionszentrum Deutschlands werden und nach der materiellen Einigung im Zollverein auch die geistige Einigung Deutschlands vollenden. Das kann Preußen aber nur, wenn es sich germanisiert, wenn es liberal und fortschrittlich wird. Darum wünschte die Prinzessin für Preußen eine Verfassung, Reichsstände, eine Verwaltungsreform hauptsächlich durch Dezentralisation, schließlich eine deutsche Bundesreform unter preußischer Suprematie, mit Ausschluß Österreichs. Um alles dies zu erreichen, braucht Preußen nur wieder anzuknüpfen an seine größten historischen Überlieferungen, an das Zeitalter Friedrichs des Großen und an das Zeitalter der Freiheitskriege.

In solcher Weise hatte sich damals Prinzessin Augusta die Lösung dieses großen Problems unserer neueren geschichtlichen Entwicklung — der Stellung Preußens und Deutschlands zueinander — zurechtzulegen versucht. Ob sie je von König Friedrich Wilhelm IV. die Verwirklichung ihrer Ideale erwartete? Auch sie hat sich dem Zauber seiner Persönlichkeit und seines Auftretens anfangs nicht entziehen können; in begeisterten Worten rühmte sie der Mutter die hinreißende Wirkung seiner überwältigenden Beredsamkeit bei der Huldigungsfeier in Berlin (Oktober 1840). Aber rasch wie ihm ihre Be-

wunderung entgegengekommen war, zog sie sich auch wieder von ihm zurück. Die Prinzessin erkannte in ihm bald den Künstler, den Dichter — „le poète royal" nennt sie ihn einmal —, nicht den Staatsmann. So sah sie unter wechselnden Empfindungen dem Vereinigten Landtag entgegen.

Die Eröffnungsrede[1]) des Königs am 11. April 1847 enttäuschte und bekümmerte sie. Ranke hat damals geäußert: „Seit König David hat nie ein König so schön gesprochen." Prinzessin Augusta fand die Rede „lang, zu lang", und als sie unmittelbar darauf ihre eigenen Eindrücke zusammenfaßte und von den Eindrücken anderer hörte, mußte sie „bittere Tränen" vergießen. „Es sind schon Schwierigkeiten genug zu überwinden", meinte sie, „wozu noch neue schaffen durch solche Glaubensbekénntnisse?"[2]) Eine gewisse Beruhigung und Genugtuung, die ihr die entgegenkommende Antwort des Königs auf die Adresse des Landtags bereitete, wurde durch andere Eindrücke bald wieder verdrängt. Der ganze, schier unausgleichbare Gegensatz zwischen dem jungen parlamentarischen Leben und dem altpreußischen Wesen wurde ihr fühlbar. Besonders beunruhigte und verstimmte sie dabei das Auftreten des Prinzen, ihres Gemahls, dessen Reden, soldatisch scharf und bestimmt wie sie waren, nicht selten Anstoß erregten; seine Haltung und seine Mienen bei dem parlamentarischen Treiben um ihn her erinnerten einen Augenzeugen an Napoleon mit seinen Grenadieren im Saale der Fünfhundert. Die Prinzessin, nach ihrer Weise, suchte den über die Opposition Erregten und Entrüsteten zu beschwichtigen; sie verwies ihn auf die parlamentarische Geschichte namentlich Englands. Nichts Großes in der Geschichte sei ohne Kampf erreichbar; schließlich sei es dann die Aufgabe der Politik, einen versöhnenden Ausweg zu finden. Vorsichtig suchte sie ihn zu größerer Zurückhaltung in seinem Auftreten, in seinen Reden zu bestimmen; er möge die treuen Anhänger und Freunde „im patriotischen Sinne des Wortes", die er in der von ihm geschaffenen ersten Kammer habe, nicht zurückstoßen, sich unter ihnen nicht „als strafender Lehrer, sondern als versöhnender Freund" betrachten. In ähnlicher Weise hat sie auf den König, den namentlich die Verwerfung der Ostbahnanleihe erbitterte, begütigend einzuwirken versucht — wie es bei der Schärfe der sich hier gegenübertretenden Gegensätze natürlich war, ohne Erfolg bei dem einen wie bei dem anderen. Nachdem es dann noch bei der vom König verlangten und von einer Anzahl von Landtagsmitgliedern verweigerten Wahl zu den „Ausschüssen" scharfe Zusammenstöße gegeben hatte, wurde der Vereinigte Landtag am 26. Juni geschlossen, nicht von dem König, sondern von dem Minister Bodelschwingh, der mit Bedauern aussprach, daß „die Ergebnisse des Vereinigten Landtags weniger fruchtbringend für das Land gewesen seien, als sie es hätten sein können".

[1]) Vgl. zum Folgenden die Schilderung des Vereinigten Landtages bei Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 619 ff. und neuerdings bei Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815. Bd. VI, S. 266 ff.

[2]) Schreiben an die Mutter, Großherzogin Maria von Sachsen-Weimar, 11. April 1847. Auch Ernst v. Saucken berichtete seiner Frau: „Alten Leuten liefen die Tränen herunter vor Schmerz und Ingrimm gegen die, die den König so schlecht beraten." (G. v. Below, Der erste Vereinigte Landtag. Westermanns Monatshefte 1902, Oktober.)

Niemand litt unter diesem Mißerfolg schwerer als Prinzessin Augusta. Wenn sie vorher dem Landtag ohne große Erwartungen entgegengesehen hatte, so brachten diese ersten parlamentarischen Verhandlungen Preußens doch einen Schwung in das öffentliche Leben, der auch sie mit hinriß und zu frohen Hoffnungen begeisterte. Es entging ihr nicht, wie sich aus diesem ersten Zusammenarbeiten so vieler Hunderte von Vertretern aller preußischen Landesteile ein preußischer Gesamtpatriotismus zu bilden anfing, und für sich selbst bekannte sie gegen Ende des Landtags: „Je dois dire en bonne conscience que je me sens plus attachée au pays où je suis placée, plus vraiment patriotique depuis que j'ai vu la réunion des 8 provinces à Berlin si noble, si grande, si mesurée là où d'autres états eussent débordé après une si longue attente et tant d'espérances illusoires. J'ai senti pour la première fois qu'il y a dans cette masse une pépinière d'hommes marquants, ce dont je pouvais douter après 18 années passées dans la capitale au sein des médiocrités de tout genre. Vraiment il y a quelque chose de puissant dans ces moments historiques où l'on se sent en face d'une nation et au-dessus des petits intérêts journaliers[1]." Um so mehr beklagte sie den unbefriedigenden Ausgang des Landtags, die „trockenen und eisigen" Schlußworte des Ministers Bodelschwingh, die Erbitterung des Königs und ihres Gemahls gegen die „Rebellen", die die Wahlen zu den Ausschüssen verweigert hatten, überhaupt diesen tiefen Zwiespalt zwischen den Anschauungen des Berliner Hofes und der mächtig anschwellenden Bewegung der „öffentlichen Meinung"[2].

Prinzessin Augusta begnügte sich nicht mit solchen Klagen. Aus Pflichtgefühl und nicht minder doch auch aus politischem Eifer machte sie noch einen Versuch, dem Prinzen die Gedanken einer neuen Zeit näherzubringen. In die Stille von Babelsberg zurückgekehrt, griff sie zur Feder, um unter geschicktem Entgegenkommen gegen die Ansichten ihres Gemahls das Verhalten des Landtags zu rechtfertigen und dem Prinzen ein „freiwilliges" Einlenken zugunsten „der allgemeinen Wünsche" zu empfehlen. Der Prinz antwortete ebenso ausführlich, und so entstand das auf den nachfolgenden Blättern teilweise veröffentlichte Zwiegespräch, in dem die alte und die neue Zeit, männliches Festhalten an den altpreußischen Überlieferungen und weibliche Nachgiebigkeit oder Anpassungsfähigkeit an das Neue sich auseinanderzusetzen suchen. Ein Zwiegespräch, in dem die Gegensätze aufeinanderstoßen, durch deren unablässiges Ringen sich unsere geschichtliche Entwicklung fortbewegt — damals wie heute.

[1]) An die Mutter, 14. Juni 1847. Schon in einem Briefe vom 21. April an die Mutter spricht sie von der „force nationale naissante".

[2]) Die Prinzessin erwähnt einmal beifällig eine Äußerung Alexander v. Humboldts, mit dem sie bekanntlich viel und gern verkehrte: „L'opinion publique est ce que l'on connaît le moins à Berlin."

Prinzessin Augusta an Prinz Wilhelm.

Babelsberg, den 30. Juni 1847.

Lieber Wilhelm!

Ich benutze eine einsame, ruhige Stunde, um verschiedene Gedanken und Gefühle in möglichster Kürze zusammenzufassen und uns beiden dadurch eine mündliche Erörterung zu ersparen. Ich wünsche am Schluß einer so wichtigen Zeit, am Vorabend einer so ernsten Zukunft gerechtfertigt vor meinem eigenen Gewissen zu stehen, sowohl in Betracht irgendeiner Übereilung, die ich mir zuschulden kommen ließ und die ich bereue, als in bezug auf die Stimme der Wahrheit, die ich Dir weder vorenthalten durfte noch vorenthielt.

In der Zeit, wo Du zwischen Zerwürfnis und Eintracht mit dem König wählen mußtest, habe ich zu letzterem ermahnt und würde mich stets verpflichtet halten, dasselbe zu tun des dynastischen Wohles sowie des versöhnlichen Amtes wegen, welches uns Frauen obliegt. Daß Deine richtigen Vorschläge unbefolgt blieben, bedaure ich jetzt mehr noch wie zuvor. Als die neue Gesetzgebung erschien, äußerte ich mich, noch ehe ich mich auf das kompetente Urteil einzelner und auf die öffentliche Meinung berufen konnte, freimütig gegen Dich über das Mangelhafte oder Unvollendete derselben. Der erste vereinigte Landtag wurde eröffnet, und zwar durch jene Rede, über die wir uns nicht verständigen konnten; ihre Folgen brauche ich nicht zu bezeichnen, sie waren fühlbar genug. Die Schranken waren geöffnet, der Kampf begann; mit gespannter Aufmerksamkeit folgte ich ihm, begierig alle Meinungen zu prüfen, um mein eigenes, selbständiges Urteil zu bilden. Ich freute mich Deines Ansehens unter den Vertretern des Landes, welches die Besorgnis einer absoluten Richtung zu heben vermochte; ich war stolz auf Deine persönliche Geltung im Bereich der öffentlichen Meinung und auf das Vertrauen, welches man in Deine edle und gerechte Denkungsart setzte.

In der Adreßdebatte prägte sich zuerst die innere Beschaffenheit der Versammlung aus, und der errungene Sieg konnte nicht über die vorherrschende Meinung täuschen; ihr folgte die Antwort [des Königs] vom 22. April, welche trotz der Gegenerklärung den besten Erfolg gehabt haben würde, wenn die Erörterung der politischen Fragen noch unter dem Einfluß ihres günstigen Eindrucks stattgefunden hätte. In der Bescholtenheitssache trübte sich zuerst der Horizont[1]; seitdem herrschte eine gewisse Verstimmung vor, die sich auch gegen Dich geltend machte. Bald zeigten sich die Mängel der neuen Schöpfung: die übergroße Zahl der Abgeordneten, welche Übersicht und Leitung benahm; der Mangel an Erfahrung, der Zeit und Kräfte zersplitterte; der provinzielle Einfluß; das Hervorragen bedeutender Persönlichkeiten und eminenter Talente auf seiten der Opposition; der Mangel an Führern bei den Konservativen; dies alles hinderte jenes parlamentarische Gleichgewicht der Parteien, welches

[1] Verhandlungen über die „Bescholtenheitsfrage" (Ausschließung „Bescholtener" von den ständischen Körperschaften), wobei der Prinz in der Herrenkurie am 8. Mai 1847 wiederholt das Wort nahm; s. Bleich, Der erste Vereinigte Landtag, Bd. II, S. 490 ff. Vgl. auch Meinecke, Boyen, Bd. II, S. 587.

der Regierung, in deren Händen sich die Wagschale befindet, anderswo zustatten kommt. Die Vertreter der Regierung mit Ausnahme Bodelschwinghs waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen; das unglückliche Benehmen des einen, die Unvorsichtigkeit anderer, das fragmentarische Auftreten der übrigen mußte das schon vorhandene Mißtrauen gegen die Verwaltung steigern. Aber nicht die Vertreter der Opposition allein vermißten die nötige Übereinstimmung der neuen Gesetzgebung mit der älteren, auch die Konservativen, nicht minder Träger der öffentlichen Meinung wie jene, empfanden Zweifel; und wenn sich dieselben bei ersteren durch schroffen Widerspruch kundgaben, äußerten sie sich bei letzteren durch eine gewisse Befangenheit, die ihre Kraft lähmte. So scheiterten, bevor jene politischen Fragen, deren Lösung von vornherein notwendig gewesen wäre, ihre Erledigung gefunden hatten, zwei Propositionen der Regierung[1]), auf deren Annahme sie fest gerechnet hatte und die als Opfer einer Konsequenz fielen, welche sich nur dann erklären läßt, wenn man aus der Weltgeschichte den unaufhaltsamen Entwicklungsgang gewisser Ideen kennt. Nach jahrelanger Spannung in bezug auf die Erfüllung der einst erteilten Verheißungen, bei der allgemein herrschenden günstigen Aufregung glaubten die Stände auf Befriedigung ihrer Wünsche drängen zu müssen, während Geduld jedenfalls dankbarer und ersprießlicher gewesen wäre. Manches Scharfe und Unerfreuliche trat hervor, manches Gute wurde verkannt; nichtsdestoweniger beobachtete die Versammlung eine besonnene, ehrerbietige Haltung gegen den Monarchen und war von echtem Patriotismus beseelt, wodurch sie sich nicht allein ihres hohen Berufs würdig zeigte, sondern sämtliche ständische Versammlungen Deutschlands bei weitem übertraf.

Die erste Kammer, Dein eigenes Werk, löste ihre Aufgabe mit großer Würde und Pflichttreue. Sie erkannte in der Selbständigkeit gegen oben und unten ihre Lebensfrage und handelte in diesem Sinne mit wahrer Hingebung gegen das Vaterland. Bei Gelegenheit der Opfer für den Notstand und der wichtigen Zollfrage nahm sie eine ehrenvolle Initiative. In den politischen Fragen hattest Du für den Schritt, den sie sich verpflichtet hielt mit der zweiten Kammer zu tun, um eine unheilvolle innere Zerrüttung zu verhindern, eine andere Form gewünscht. Dies führte zu einem beklagenswerten Zerwürfnis, dessen ich bereits anderswo gedachte[2]), und das sich hoffentlich nicht auf die Zukunft übertragen wird, weil unter Ehrenmännern, die nur ein Ziel vor Augen haben, Versöhnung herrschen muß. Deine vielfach komplizierte, schwierige Lage, Deine Gewissenhaftigkeit, Dein Eifer wurden allgemein anerkannt; aber gerade deshalb schmerzte es diejenigen, welche Dich achten und schätzen, die es wahrhaft gut meinten und ihrer Überzeugung treu bleiben mußten, in Dir weniger das unbefangene Mitglied des Rates der Ersten im Lande als den Verfechter der Regierung zu erblicken, ja, von Dir verkannt zu werden!

[1]) Bürgschaften der Stände für die neuen Landrentenbanken und für die Ostbahn.
[2]) In dem oben S. 164 erwähnten Schreiben. Es handelt sich um die Verhandlung vom 19. Juni über die Periodizität des Landtages und das Verhalten des Prinzen dabei.

Der letzte Zeitraum der parlamentarischen Tätigkeit war dem Judengesetz, mithin dem ideellen Gebiet gewidmet, wobei die Theorien der Zeit, und unter ihnen auch die falschen zur Sprache kamen, während manche nützliche Beratung bei dem noch bevorstehenden Schluß des Landtages unterbleiben mußte. Die Antwort auf die politischen Anträge erfolgte: sie wiederholte unbestimmte Verheißungen und gebot Vollziehung des abgelehnten Gesetzes[1]. Diesem Verlangen willfahrte die Mehrzahl der Landesvertreter, wiewohl mit blutendem Herzen.

So war denn der Sieg errungen, aber teuer erkauft. Wie edel, wie großartig wäre der Ausgang gewesen, wenn gleich dem Sternenlichte die königliche Gnade versöhnend auf dem Kampfplatz hernieder geleuchtet hätte! Allein es sollte anders kommen: der Zorn des gereizten Monarchen rächte sich durch kleinliche Zurücksetzung treu bewährter Männer, Mißgriffe aller Art erfolgten, und zuletzt eine rügende, drohende Entlassungsrede. Verstimmt und gebeugt kehrten die Vertreter des Landes heim, um von ihren Kommittenten getröstet, ja vielleicht mehr wie getröstet zu werden. Die gespannte Aufmerksamkeit Deutschlands, die Bewunderung, welche es unserem Landtage zollt, das nationale Band, das sich immer fester und fester um Deutschland und Preußen schlingen muß, alles hätte zur Erwartung eines besseren Ausganges, mindestens einer bestimmteren befriedigenderen Aussicht in die Zukunft berechtigt, daher ist jetzt doppelte Vorsicht vonnöten, um üble Folgen zu verhüten. Der Neid des Auslandes über diese erste Probe nationaler Macht und Einigung wird sich nunmehr klagend oder schadenfroh Luft machen und den nötigen Entwicklungsgang ganz zu hemmen suchen, weshalb auch auf dieser Seite die größte Wachsamkeit beobachtet werden muß. Es ist mithin der jetzige Augenblick nicht minder wichtig als jener denkwürdige, der zuerst die sämtlichen Vertreter der Monarchie um den Thron versammelte.

Du kannst Dir ein großes Verdienst um das Vaterland erwerben, wenn Du die Gefahr abwendest, daß nach Beseitigung der Landtagsunbequemlichkeit das Ergänzungswerk, wozu die berufenen Stände das nötige Material geliefert haben, willkürlich verschoben, ja vielleicht gänzlich versagt werde. Bei dem ersten Konflikt würde ein solcher politischer Fehler, der einer Unredlichkeit gleich käme, furchtbar gestraft. Gedenke Deines herrlichen Berufes, jener Worte, die Du in der Bewegung des 26. Juni sprachst[2]; befestige die Rechte der Krone auf der unerschütterlichen Basis nationaler Macht, und befördere, solange es *freiwillig* geschehen kann, das Wohl des teuren Vaterlandes durch billige Berücksichtigung der allgemeinen Wünsche. Stärke Dich dazu durch die erhabenen Beispiele der Geschichte, und bedenke, daß der erste vereinigte Landtag Preußens jedes patriotische Herz für die Zukunft Deutschlands begeistert.

Ich schließe hiermit meine Betrachtungen; in unserer langjährigen Verbindung habe ich Freud und Leid mit Dir geteilt und treulich zu helfen gesucht,

[1] Die Erklärung des Königs vom 24. Juni, die die Wahl der Ausschüsse forderte.
[2] Nicht bekannt.

wo ich es irgend vermochte. In dieser letzten wichtigen Zeit betrachtete ich mich als das Organ, durch welches das mich ehrende Vertrauen so vieler achtbarer Personen verschiedener Stände Dich über die wahre Lage der Dinge aufklären konnte. Habe ich darin gefehlt, dann vergib mir! . . . Was ich getan, bin ich bereit vor Gott zu vertreten. Er wird mir gnädig sein! Du wirst Dich einmal — o, wäre es nicht zu spät! - - von der Wahrheit überzeugen und mir dann vergeben, wie ich Dir schon jetzt alles vergebe, was ich gelitten habe.

Bis dahin erhalte mir wenigstens Dein Vertrauen, und kommt die Zeit der Not, dann erinnere Dich, welche Zufluchtsstätte das Herz einer Freundin gewährt! A.

Prinz Wilhelm an Prinzessin Augusta.

Babelsberg, den 2. Juli 1847.

Niemals habe ich Deine redliche Absicht und Deinen guten Willen verkannt, die sich in Mitteilungen Deiner Wahrnehmungen und Erfahrungen des politischen Treibens kund gaben, und ist Dir mein Herz für die Absicht stets dankbar. Wenn Du aber oft Deine Absicht nicht erreichst, mich zu Deinen Ansichten zu bekehren, so liegt dies erstens in unserer sehr verschiedenen Auffassung der politischen, dynastischen und gouvernementalen Verhältnisse, kurzum in der ganzen Auffassung, was zur gedeihlichen und fruchtbringenden Existenz der Staaten gehört. Ich kann diese Auffassungsweise nicht schlagender bezeichnen, als die Anekdote es ausspricht, die in den dreißiger Jahren erzählt wurde, wo Bresson[1] in einer Depesche geschrieben haben sollte: „Wenn der Prinz Wilhelm je zur Regierung kommt, so wird die Prinzeß schon dafür sorgen, daß Preußen eine Konstitution bekommt." Dies beweiset hinreichend, daß Du seit Jahren der progressiven Richtung zugetan bist, während ich der konservativen angehöre . . .

Bis zur dritten Seite bin ich mit Deinen Raisonnements einverstanden. Nun sagst Du aber: die Lösung der politischen Frage[2] wäre von vornherein nötig gewesen. An wem liegt denn die Schuld, daß dies nicht früher geschehen ist? Doch ganz allein an der zweiten Kurie; sie hat die Frage aufgeworfen, und wenn sie dieselbe nicht früher als geschehen diskutierte, sondern sogar die Aufforderung Bodelschwinghs dazu nötig war, so ist doch nur ihr Dein Vorwurf zu machen. Dann sagst Du: die Regierung hätte fest auf Annahme einiger Gesetze gerechnet. Das ist ganz unrichtig; die Regierung hatte bei allen drei Zollgesetzen ausdrücklich ausgesprochen, daß sie bei dem Renten und Mahlgesetz[3] nur den Wünschen der Provinziallandtage nachgekommen wäre, ihr die Erledigung aber gleichgültig sei; bei der Eisenbahnfrage war es der Regierung auch gleichgültig, ob sie in neun oder achtzehn Jahren aus-

[1] Der französische Gesandte in Berlin.

[2] Die Frage der Periodizität des Landtages.

[3] Ersatz der Mahl- und Schlachtsteuer durch Einkommensteuer und Ausdehnung der Klassensteuer.

geführt ist; aber das Verletzende für die Regierung waren die Gründe des Refus, der bei Anerkennung der Nützlichkeit, aus Tendenz Rücksichten verfolgte. Dies bewies eine schlechte Gesinnung, die nichts anderes bezweckte, als das Gouvernement einzuschüchtern und es damit zu zwingen, den Willen des Landtages zu tun. Diese Gesinnung und diese Tendenz zeigten sich bei allen Fragen, und ist den preußischen Gefühlen und Gesinnungen so neu und fremd, daß ich dieserhalb in Dein Lob, was am Schluß der dritten Seite steht, welches Du dem Landtage zollst, nicht einstimmen kann. Wenn man zum Lob eines Parlaments nichts anderes anführen kann, als daß es ehrerbietig gegen den Monarchen sich zeigte, so ist dies wohl das Schwächste, was man sagen kann, denn wo das nicht stattfindet, ist die Revolution fertig.

Was Du über meine Stellung sagst, so ist dies im allgemeinen richtig, nur nicht, daß man mich mehr als Verfechter der Krone betrachte als einen unbefangenen Pair. Es würde doch sehr eigentümlich gewesen sein, wenn ich die Krone immer angegriffen hätte gegen meine Überzeugung? Wo ich mit der Krone nicht einverstanden war, habe ich dies gezeigt, in der industriellen Frage, beim Geschäftsreglement, bei der Stellung der Ausschüsse. Was meine momentane Differenz mit einigen Pairs betrifft, so haben sie nun, nach der Antwort des Königs vom 24., meine gute Absicht, die ich ihnen gegenüber hatte, wohl nun hinreichend erkannt. Denn bei dieser Frage verlor die Majorität der Herrenkurie den rechten Boden, glaubend, der König müßte ihr nachgeben. Hätten die Herren meinen Rat befolgt, so ständen sie intakt da und wären jetzt nicht verschnupft, weil sie sich ein Dementi gegeben haben wie die zweite Kurie. Ich glaube, daß jene Differenz ganz zu meiner Avantage ausgeschlagen ist!

Die Art und Weise, wie Biron in Deinem Beisein von mir Abschied nahm, wird Dir bewiesen haben, daß kein Groll zwischen uns existiert, obgleich wir am öftersten in Opposition traten. Aber ebensowenig wie ich verlange, daß er meiner Ansicht sein soll, ebensowenig kann er das Gegenteil von mir prätendieren. Jeder bewahrt seine Unabhängigkeit, aber es wird sich zeigen, wer das Richtige ergriffen hat, er, der aus Theorie dem Gouvernement entgegentritt, oder ich, der praktisch den Moment erfaßt und das Gouvernement unterstütze, um ihm Ansehen und Kraft zu leihen.

Du sagst auf der vierten Seite unten: Wie edel und großartig wäre der Ausgang gewesen, wenn die Königliche Gnade gleich dem Sternenlichte versöhnend auf den Kampfplatz herabgeleuchtet hätte! . . . Wie lag die Sache? Seit vier Monaten hatte die Opposition durch Schrift, Wort und Tat vor ganz Europa proklamiert, sie werde dem König ungehorsam sein, wenn er nicht ihren Willen täte; sie hoffte die Majorität des Landtags mit sich zu reißen. Hätte sie ihr Spiel gewonnen, so wäre für immer die Macht und das Ansehen in ihre Hände übergegangen, denn sie wäre Auslegerin der Gesetze geworden. Ließ der König der Opposition dies Spiel gewinnen, d. h. gab er den Forderungen auf Abänderung der eben erst erlassenen Gesetze nach, ohne die Erfahrung walten zu lassen, und ohne dem Gesetz Gehorsam verschafft zu haben, so war es um sein Ansehen, um seine Würde geschehen; er hätte bei

dem ersten Renkontre mit seinen Ständen gezeigt, daß sie von ihm verlangen könnten, was sie wollten, wenn sie nur Energie und Trotz bewiesen; niemand hätte es mehr geglaubt, daß es ihm ernst sei, Preußen vor einer Konstitution zu bewahren, und diese erste Konzession, die aus Furcht gewährt werden sollte, nach Ansicht der Opposition, hätte von einer zur anderen geführt! Dies war die Absicht, der Plan der Radikalen, welche sich auf die Unsicherheit des Regierungsganges der letzten sieben Jahre basierten — und freilich mit einigem Schein von Wahrscheinlichkeit. Dies Spiel durfte die Opposition nicht gewinnen; der König mußte zeigen, daß er Herr ist und nicht der Landtag, und mußte Gehorsam verlangen. Daß ich das Spiel der Opposition richtig gezeichnet habe, beweisen deren Benehmen bei den Wahlen; die Radikalen haben sie verweigert und ihr Spiel aufs äußerste getrieben in der Absicht, der Regierung die größtmöglichste Verlegenheit zu bereiten. Der Rest der Opposition hat den preußischen Sinn bewährt und ist Hand in Hand mit den Konservativen zu den Wahlen geschritten. Je schwerer vielen dieser Gehorsam geworden ist, je höher ist er anzuschlagen. Wer von diesen Gehorsamen jetzt dennoch versucht, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, macht sich doppelt strafbar, weil er gegen sich und den König unwahr ist!

Nachdem der König fest und konsequent bei seinen Ansprüchen der Thronrede und der Antwort auf die Adresse geblieben ist, und der schuldige Gehorsam in immenser Majorität geleistet ist, stehet er würdig und mächtig vor seinem Volke und vor Europa. Läßt er später nun Veränderungen in der Gesetzgebung des 3. Februar eintreten, so kann niemand ihm vorwerfen, daß er eine unüberlegte Konzession gemacht hat. Die Erfahrung muß nun das Weitere an die Hand geben. Die Beschlüsse mögen einst ausfallen wie sie wollen, von Unredlichkeit kann nicht die Rede sein, wie Du meinst auf der fünften Seite, weil der König *nichts* versprochen hat; unredlich ist man nur, wenn man gegebene Versprechen nicht hält. Ganz anders ist es, was *rätlich* und klug sein wird zu tun. Da ich schon früher für Periodizität des allgemeinen Landtages gewesen bin, so kann ich auch jetzt nur noch dafür sein, und werde mein Votum dahin einst abgeben; die Zeit dazu kann aber erst kommen, wenn die Ausschüsse da gewesen sind und der zweite allgemeine Landtag in näherer Aussicht steht. Wie schwer aber die Aufgabe zu lösen ist, wirst Du zum Teil auch schon aus der Unterredung mit Dyk ersehen haben, der eine ganz andere Stellung der Herrenkurie will; er wird also zu den Mißvergnügten gehören, wenn seine Ansicht nicht in Erfüllung ginge; und so hat ein jeder seine Wünsche, die doch unerreichbar alle sind. Daher muß man so sehr auf seiner Hut sein, dergleichen Projekten und Wünschen gleich unbedingt sein Ohr zu leihen und den Untergang des Staates zu prophezeien, wenn dieser oder jener Vorschlag nicht sofort akzeptiert und ausgeführt wird . . . Ich frage Dich aufrichtig: wie wäre meine Stellung im Lande in diesem Augenblick, wenn ich in Opposition mit dem Gouvernement getreten wäre? Den Jubel der Radikalen hätte ich allerdings momentan für mich gehabt; ob aber die Stimmen des Volkes? Das kann ich mit völliger Gewißheit verneinen. Ich bin *stets den* Weg gegangen, den mein Gewissen

mir zeigte, und ich habe meine Stellung noch nie verscherzt. Darum beschwöre ich Dich, vertraue doch auf meine Einsicht etwas . . . höre so viele Urteile wie Du willst, teile sie mir nach wie vor mit, denn das ist Deine Pflicht, aber glaube nur nicht, daß jene Urteile immer die richtigen sind, weil sie nicht die meinigen und nicht die der Regierung sind. Dann wird sich unsere Stellung leicht finden und Du keine falsche Stellung gegen das Land und gegen den König einnehmen, was Du im Begriff bist zu tun! Gott lohne Dir Deine treuen Absichten!

3. Juli 1847. Dein bester Freund W.

II. Aus dem Frühjahr 1848.

In trüber und hoffnungsarmer Stimmung hatte Prinzessin Augusta dem Jahre 1848 entgegengesehen; sie fühlte und sprach es wohl zuweilen aus, daß eine unheilschwere Zeit herannahe; wie eine „Kassandra" erschien sie sich selbst. Dennoch überraschte sie der Ausbruch der Revolution in Frankreich, wobei namentlich das Unglück der Prinzessin Helene von Orleans sie tief bewegte. Noch mehr erschütterten sie dann die Unruhen in Deutschland, die selbst ihr „Vaterland", das friedliche Sachsen-Weimar, ergriffen, und vollends die Märzrevolution in Berlin. Mit dem Gemahl, dessen Leben ernstlich bedroht schien, flüchtete sie über Spandau nach der Pfaueninsel. Am 22. März, dem Geburtstag des Prinzen, trennten sie sich dort; während Prinz Wilhelm nach England reiste, ging sie nach Potsdam, wo sie mit ihren Kindern im Stadtschloß die nächsten Monate verlebte.

Ihre Stellung war eine ungemein schwierige. Die Autorität des Königs schien gebrochen; man sprach und verhandelte schon über seine bevorstehende Abdankung. Der Prinz, sein Erbe, war in England, und die Volksstimmung in Berlin gegen ihn so erregt, daß an seine Rückkehr zunächst nicht zu denken war. So wandte sich von rechts wie von links die Aufmerksamkeit der Prinzessin und ihrem Sohne zu, auf dessen Haupt die Zukunft Preußens und Deutschlands ruhen mochte. Die Prinzessin selbst sah ihre nächste Aufgabe in der Rechtfertigung ihres Gemahls, der um so mehr ein unschuldiges Opfer schien, als er weder an der Politik seines Bruders noch an den militärischen Maßregeln zur Bekämpfung der Unruhen irgendwelchen Anteil gehabt hatte; sie wünschte ihm einen längeren Aufenthalt in England, und dann „geläutert und gekräftigt aus dieser Prüfungszeit", mit neuen Eindrücken eine glückliche Heimkehr zu einem großen und gesegneten Wirken im neuen Deutschland. Mit Bunsen, dem preußischen Gesandten in England, der ihr seit ihrem Aufenthalt in London 1846 nahe stand, und mit den Märzministern Schwerin und Ludolf Camphausen hat sie hierüber verhandelt[1]. Anderseits empfing sie in Potsdam noch zahlreiche andere Besucher, namentlich Mitglieder des wieder einberufenen Vereinigten Landtages, die sich mit den verschiedensten

[1] Vgl. namentlich die Erklärung der Prinzessin bei Caspary, L. Camphausen, S. 209.

Ratschlägen an sie herandrängten, und, wie sie gegen General Gerlach klagte[1]), „der eine dies, der andere das Gegenteil ihr zur heiligsten Pflicht machten". So sprach sie, unmittelbar nach Übersiedlung in das Potsdamer Stadtschloß, am 23. März den Herrn v. Bismarck-Schönhausen, der Bundesgenossen für eine Gegenrevolution suchte, und einige Tage später den tapferen und freimütigen Ostpreußen Ernst v. Saucken-Tarputschen und den redegewaltigen Vorkämpfer der Opposition auf dem ersten Vereinigten Landtag, den Westfalen Georg v. Vincke, der ihr Andeutungen über die unerläßliche Abdankung des Königs gemacht hat.

Über diese Verhandlungen geben die nachfolgenden Schriftstücke näheren Aufschluß.

Die Prinzessin von Preußen an Bunsen.

P.[Potsdam], den 26. März [1848].

In unserm großen Unglück wende ich mich vertrauensvoll an Sie, weil ich Ihre Gesinnung kenne und überzeugt bin, daß Sie meinem armen Prinzen mit Rat und Tat als treuer Diener beistehen werden. Gott hat es so gewollt! Er wird auch helfen; ich bin ergeben und gefaßt, wiewohl die ernste Gegenwart nur eine noch ernstere Zukunft birgt, und ich mich keinen Augenblick über unsere Lage täusche! Der Prinz ist ein unschuldiges Opfer; aber als solches darf er nicht in England auftreten!

Sorgen Sie dafür, daß die Zeitungen eine würdige Sprache über ihn führen, und daß er selbst seinen Eindrücken, die nur zu wahr sind, nicht allzu freie Mitteilung gewähre, damit man nicht unsere Revolution von vornherein als den Untergang Preußens betrachte. Hätte ich dem Prinzen in England nützlich sein können, wie gern hätte ich ihn begleitet, aber meine Pflicht gebot mir, bei den Kindern zu bleiben, und ich werde meiner Pflicht treu sein bis an mein Ende! . . .

Gott segne und beschütze den teuren Prinzen und das Vaterland!
Ach, die Zeit lastet schwer auf uns.
Stets in freundlichster Gesinnung Prinzessin von Preußen.

Friedrich v. Raumer an Prinzessin Augusta[2]).

(Eigenhändig.)

[Ende März 1848.]

Sonett an die Prinzessin.

Die Zukunft sahest du mit Adlerblicke,
Und herzzerreißend waren deine Schmerzen!
Wo find' ich, riefst du, wahrhaft treue Herzen,

[1]) Gerlachs Tagebuch, 13. April 1848.

[2]) Friedrich v. Raumer war der Prinzessin näher getreten hauptsächlich durch den 1841 von ihm begründeten Verein für wissenschaftliche Vorlesungen, dessen Protektorat der Prinz Wilhelm zur großen Freude seiner Gemahlin übernommen hatte. Vgl. Fr. v. Raumer, Literarischer Nachlaß. Bd. I, S. 9 ff.

Die mich verstehen und der Welt Geschicke!
Wer dich gekannt, er war dir treu ergeben
Und bleibt es, selbst in dunkler Nächte Grauen,
Du Bild der Anmut, edelste der Frauen,
Die gern das Volk geführt zu neuem Leben!
So hoch gestellt, und dennoch fern vom Rathen;
Cassandra unsrer Zeit, dein heilig Glühen,
Geopfert ward es unter Spott und Hohne!
Was kann dich trösten als wenn neue Saaten,
Die du ersehnt wie keiner, jetzt erblühen
Zu ew'gem Schmucke deiner Dornenkrone.

Prinzessin Augusta an Friedrich v. Raumer.

[Potsdam] am 30. März 1848.

Aus dem Schiffbruch trägt die brausende Flut einige Trümmer dem Strande zu, wo Cassandra weilt. Sie erkennt plötzlich eine befreundete Schrift — und ihr Blick befeuchtet sich mit Tränen des Dankes!

Möge es dem vergolten werden, der in die Zukunft schaute, weil er die Vergangenheit kannte; der für die Gegenwart warnende und tröstende Worte zu finden wußte; — möge es ihm vergolten werden durch bessere Tage und ein gesegnetes Wirken! — Cassandra schweigt; sie bietet gefaßt dem Sturm ihr alterndes Haupt; er aber braust fort, bis der dämmernde Morgen siegreich die Elemente versöhnt und der einsame Strand sich verwandelt in üppige Flur.

Eine dankbare Zuhörerin aus dem wissenschaftlichen Vereine.

Prinzessin Augusta an Bunsen.

Potsdam, den 4. April 1848.

Ich möchte Ihnen so danken können, wie es Ihnen gebührt, und wie es mir am Herzen liegt, aber Worte sind nur schwache Werkzeuge des Gedankens, noch schwächere des Gefühls!

Der ausführliche Bericht[1]), den ich heute durch dieselbe sichere Gelegenheit übersende, und den Sie ein Recht haben, zur Einsicht zu verlangen, weil ich den Prinzen gebeten habe, ihn Ihnen mitzuteilen, dieser Bericht ist die beste Antwort auf Ihren Brief und ein Zeichen des Vertrauens, das ich Ihnen gewidmet habe, seit ich Sie näher kenne.

Seit dem Landtage im vorigen Frühjahr schrieb ich Ihnen nicht; — warum? Weil ich seit jener Zeit das Gefühl hatte, das ich empfinden würde, wenn eins meiner geliebten Kinder an einem Abgrund auf und ab ging, und ich es vergeblich warnte, ohne doch selbst zuspringen und es von dem Abgrund

[1]) Der Briefwechsel des Prinzen und der Prinzessin aus dem Frühjahr 1848 hat sich leider noch nicht gefunden.

wegziehen zu können. Wenn Sie sich in dieses Bild versetzen — und das werden Sie — werden Sie ermessen, welche Qualen das letzte Jahr mir brachte im Äußern wie im Innern, denn das Häusliche konnte nicht davon unberührt bleiben.

Bald litt ich für den Prinzen, daß seine bessere Ansicht kein Gehör fand, bald mußte ich seine Ansicht widerlegen, insofern sie mit dem wahren Bedürfnis der Zeit in Widerspruch stand. Von einer zu hochstehenden, teuren Persönlichkeit, der Sie und ich treu ergeben sind, könnte ich dabei nur mit blutendem Herzen Erwähnung tun, ich schweige daher lieber und gedenke nur noch jener verblendeten Minister — doch über die Vergangenheit wollen wir den Schleier werfen; die Gegenwart nimmt uns ja ganz in Anspruch. Die Fieberangst, mit welcher ich vor dem unseligen „zu spät" warnte, war eine Ahndung! Sie kennen die Vorfälle genau, Sie wissen aber vielleicht nicht, wie nahe wir der Anarchie gekommen sind!

Seitdem das verantwortliche Ministerium wirkt, atmet jeder Vaterlandsfreund, und nun gilt es Hand an das große Werk zu legen, damit Eintracht Macht schaffe, damit unser deutsches Preußen emporsteige zu einem neuen Ruhm und sein Leben sich nach allen Richtungen hin entfalte wie eine herrliche Sieges- und Friedenspalme! Gott der Herr gebe dazu seinen Segen, an ihm ist alles gelegen. Daß mein unglücklicher Gemahl, dessen wahre Lage Sie erst aus meinem Bericht ersehen werden, mit beteiligt werde an dem neuen Leben und an dem wahrhaft patriotischen Beruf, das ist jetzt der Gegenstand meiner Fürsorge und meines Strebens bei Tag und bei Nacht; ich wünsche ihn geläutert und gekräftigt aus dieser Prüfungszeit hervorgehen zu sehen und getröste mich der Zuversicht auf die Gerechtigkeit Gottes und auf die Treue edler Menschen!

Sein Aufenthalt in England ist insofern ein wahres Glück, weil er frisch in neue Verhältnisse eintreten wird, aber freilich ganz neue, denn wie Sie richtig sagen, das „zu spät" hat unser altes Preußen in der Nacht vom 18. zum 19. März zu Grabe getragen, und nur in der Konsolidierung und Entwicklung unseres neuen Preußen ist Heil! Das Wie mögen Kundigere entscheiden, mir selbst ist alles noch zu unerwartet, um einen sicheren Blick in die Zukunft zu tun. Jetzt ist die Zeit der Nationalitäten gekommen, und darum die Hilfe Preußens in Holstein wichtig. Ihre Ansicht über Polen teile ich, aber was die Schutz- und Schirmherrschaft über Deutschland betrifft, das Ziel meines Strebens und aller meiner bisherigen Kombinationen — fürchte ich mit tiefem Schmerz, daß uns jenes „zu spät" den freien Zepter Deutschlands aus den Händen gewunden hat!

Der Prinz kann unter den jetzigen Umständen nirgends in Deutschland auftreten, zumal ehe seine Rehabilitation stattgefunden hat, und die liegt noch so fern, daß ich die heutigen Vorschläge, die mein Brief an ihn enthält, immer nur als Vorbereitungen betrachten kann. Ich schlug ihm vor, mir ein Schreiben zu senden, das ich anderen mitteilen könnte, und daß er sich auf irgendeine Weise mit dem neuen Ministerium in Berührung setzen möchte. Denn was würde ihm z. B. eine Rückberufung durch den König helfen,

nichts — er würde sich hier oder wo anders in der falschen Lage befinden, die vermieden werden muß, um ihn ungeschwächt und vorwurfsfrei wieder eintreten zu sehen, wenn es an der Zeit sein wird, zu handeln. Könnte er nicht, wenn der Aufenthalt in London auf die Länge abzuraten wäre, einen ruhigen Aufenthalt wo anders in England oder Schottland nehmen? Doch über dies alles vermag ich nicht zu entscheiden, ich kann nur sagen, was meine Ansicht ist, und er wird besser wissen, was zu tun übrig bleibt . . .

Gespräch der Prinzessin Augusta mit H. v. Saucken-Tarputschen[1].

(Nicht eigenhändig. Diktat?)

[Potsdam, 8. April 1848.]

Die Veranlassung zu demselben gab der Wunsch dieses Abgeordneten für Preußen:

1. Dem Prinzen durch meine Vermittlung seinen persönlichen Dank für das während des Ausschusses stattgefundene Gespräch auszudrücken, welches den günstigsten Eindruck auf ihn und durch ihn auf seine Landsleute gemacht habe.

2. Im Namen der Abgeordneten der Provinz dem Prinzen den Ausdruck der treuesten Anhänglichkeit und der Entrüstung über die Verleumdungen, die er erfahren, auszusprechen.

Herr v. Saucken erklärte, die Abgeordneten der Provinz hätten beabsichtigt, durch förmliche Aufforderung seine Rückkehr zu veranlassen, allein sie hätten sich überzeugen müssen, daß der letzte Vereinigte Landtag in seiner jetzigen Stellung zum Lande nicht mehr die geeignete Geltung besitze, um diesem Schritt den gebührenden Nachdruck zu geben, daß es daher den wahren Interessen des Prinzen weit angemessener wäre, den Zeitpunkt der äußersten Leidenschaftlichkeit vorübergehen zu lassen, ohne einen Kampf mit ungleichen Waffen in der Presse zu beginnen. Von seiten der Landtagsabgeordneten würde aber nichtsdestoweniger *alles* getan, um den Verleumdungen entgegenzutreten, und die bevorstehende Wahlversammlung würde jenen Schritt tun, welcher ihr als ein Vermächtnis des letzten Landtages zugunsten des Prinzen obläge. — Herr v. Saucken sprach mit Wärme von der Achtung, die der Prinz selbst bei denen genösse, die sich sonst in einer verschiedenen politischen Richtung befunden hätten, die aber jetzt die eigentlichen Stützen der Monarchie geworden sind. Er sagte, daß man von ihm die feste Überzeugung hege, er werde *aufrichtig* und *fest* das neue Preußen anerkennen, ihm nach wie vor mit Pflichttreue dienen, als Sohn des Vaterlandes ihm seine Kräfte weihen und die Monarchie glorreich erhalten. Er verhehlte mir nichts in bezug auf die Gründe, welche den Umsturz herbeiführten, und auf die Gefahren,

[1] Über Ernst v. Saucken-Tarputschen vgl. die Veröffentlichung von G. v. *Below*, Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV., in der Deutschen Rundschau, Bd. 101 (1901). Er war zu den Ausschußsitzungen im Januar 1848 nach Berlin gekommen.

welche uns noch drohen; aber er sprach mit Zuversicht von Preußens Zukunft, auch in betreff Deutschlands, das nur noch durch dasselbe gerettet werden könne. In diesem Sinne beabsichtige er auch in Frankfurt zu wirken, da die Wahl auf ihn gefallen sei. Auf die näheren Umstände eingehend, sagte er in Beziehung auf den Prinzen (und zwar im vollsten Vertrauen), daß die Anschuldigungen nur Mittel gewesen wären, durch welche die republikanische Partei ihn gestürzt habe, und durch die auch die Zukunft seines Sohnes gefährdet worden sei, da jene Partei mit dem Könige bald fertig geworden wäre . . . Zum Glück nehme die Macht der Partei täglich ab. Der Landtag habe ihr einen Stoß gegeben, von dem sie sich schwerlich erholen würde, doch alles komme darauf an, daß der Prinz nicht selbst seine Lage verschlimmere und nicht eher aus England zurückkäme, als bis allgemeiner Krieg losbräche oder die Nation ihn riefe.

Gespräch der Prinzessin Augusta mit dem Landtagsabgeordneten v. Vincke[1].

(Nicht eigenhändig. Diktat?)

|Potsdam, 12. April 1848.|

Als ich mich von der Königin zurückbegab in mein Zimmer, begegnete ich an meiner Tür Herrn von Vincke, der sich durch Graf Oriolla bei mir melden lassen wollte, ich mußte ihn daher annehmen, und ich kann nicht leugnen, daß er mir persönlich durch Ruhe und Offenheit gefiel.

Ich begann damit, ihm für die Schlußrede meine volle Anerkennung auszusprechen[2]. Er erwiderte: Es sei die Sprache eines guten Preußen. Ich: Ihr werde man die Feststellung der jetzigen Verhältnisse verdanken, über die ich mir übrigens seine Meinung ausbäte. Er: Der jetzige Zustand flöße ihm noch kein Vertrauen ein, und wie sehr er auch von der Notwendigkeit des Konsolidierens durchdrungen sei, fehle es ihm doch an Glauben an dasselbe, namentlich durch die Ordnungslosigkeit in den Provinzen. — Nähere Erörterung derselben und Gerücht aus Breslau, wonach Intrigen angesponnen sein sollten, um Schlesien wieder Österreich zuzuführen. — Ich verhehlte nicht mein Bedauern über das Verfehlte und Versäumte seit einigen Jahren, zumal aber seit dem Landtage. Dann erwähnte ich der Rede, welche er mir im vorigen Sommer hatte zukommen lassen, die er vor einigen Jahren im Provinziallandtag gehalten hatte, und worin er auf die englischen Erfahrungen sich stützend, zugunsten einer konstitutionellen Zukunft Preußens sprach[3]. Er: Diese Rede sei im Vorgefühl dessen gehalten worden, was Preußen einst bedürfen würde, nie aber auf solchen Wegen und mit solchen Opfern. Ich: Ja, das könnte ich mir denken, denn auch ich hätte einen anderen Entwickelungs-

[1] Über Georg v. Vincke s. v. Petersdorff in der A. D. B., Bd. 39, S. 743 ff., nebst der Berichtigung A. D. B., Bd. 40, S. 106.

[2] Vinckes Rede auf dem zweiten Vereinigten Landtag für das Ministerium Camphausen, 10. April 1848.

[3] Rede vom 11. März 1845.

gang ersehnt und diesen in Deutschland überhaupt und in Preußen insbesondere nie für möglich gehalten. — Betrachtungen über die letzten Jahre, über den Gang der Ereignisse in den letzten Monaten und über die Märztage. Er erkundigte sich aufrichtig teilnehmend nach dem Prinzen. Ich erteilte ihm Auskunft über den guten Empfang, den er in England gefunden, dann über die Gründe, die ihn zur Entfernung am Sonntage [19. März] und zur Annahme der Mission nach England bewogen haben. Er: Der Tag der Wahrheit werde kommen. Ich fragend, was er von den Frankfurter Zuständen hielte? — Er: Sie flößten ihm die größten Besorgnisse ein, durch ihre Ungesetzlichkeit und die Intrigen Österreichs, welches die Blößen, die wir uns gegeben hätten, nur zu gut zu benutzen wüßte. So wäre jetzt das Zusammentreffen der Wahlen für Frankfurt und für unsere Wahlversammlung, die Verzögerung der Ankunft unserer Abgeordneten in Frankfurt, wo die Österreicher jetzt schon arbeiteten, eine wahre Kalamität. Ich übereinstimmend und meine Ansichten über die verscherzte Stellung Preußens zu Deutschland aussprechend. Er: So schlimm aber unsere Lage im Innern und nach außen ist, so würde sich doch alles noch retten lassen, — wenn (wörtlich) „nicht der eine Punkt wäre, den ich kaum wagen darf, Ew. Königl. Hoheit anzudeuten und wozu mich doch Pflicht und Gewissen treiben. — Alles ließe sich noch retten, wenn sich nicht jene Persönlichkeit, die an der Spitze steht, durch die Berliner Ereignisse unmöglich gemacht hätte." — Ich: Diese offene Mitteilung beantworte ich ebenso offen damit, daß Ehrfurcht und Ergebenheit mich verhindern, auf diesen Punkt einzugehen. — Er: Und doch wäre dieser Punkt der entscheidende für Gegenwart und Zukunft. — Ich: Er müsse meine Lage als Frau bedenken und außerdem begreifen, daß ich, die Aufrichtigkeit der Absicht kennend, den neu betretenen Weg zu verfolgen, nur hoffen könne, daß jene höchste Persönlichkeit, durch das verantwortliche Ministerium im Gleichgewicht gehalten, sich an die neuen Verhältnisse gewöhnen werde, eine Hoffnung, die ich in bezug auf unser ganzes Beamtengebäude nicht teilen könnte und daher in bezug auf dieses weit besorgter wäre. Er: Letztere Ansicht teile er auch, und doch wäre nur ein allmählicher Übergang aus dieser Bureaukratie in die neuen Verhältnisse denkbar und wünschenswert. Ich müsse nochmals auf das Konsolidieren der jetzigen Zustände und auf die Erhaltung des Ministeriums zurückkommen. — Er: Letzteres sei bei den abweichenden Persönlichkeiten, aus denen es zusammengesetzt, unmöglich (Treffende Charakteristik der Minister, günstiges Urteil über Camphausen). Ich: Ob in bezug auf Frankfurt die Ansicht unter ihnen richtig sei? — Er: Nein, im Gegenteil, es herrsche nur Furcht vor der dortigen Macht und Mangel an Überlegung der Nachteile, in die man sich jetzt schon durch Versäumnis gestürzt habe. Ich: Der Mangel an Charakteren zeichne überhaupt unsere Zeit aus, und leider werde man es in betreff Deutschlands auch in den verschiedenen Dynastien fühlen, wo gerade bei dieser Frankfurter Veranlassung ein persönliches Durchgreifen so nötig wäre, um den bei allem Einheitsschwindel wieder überhandnehmenden Partikularismus zu bekämpfen. Er: Dies wäre wahr, aber auch nur zu wahr in bezug auf Preußens spezielle

Lage. Ich: Ob ihn die bevorstehende Wahl nach Frankfurt oder hierher führen werde? Er: Hierher, wo es gälte Preußen und seine Monarchie zu retten. Ich: Er möge es bedenken, daß ihm seine Fähigkeiten und Talente die Verpflichtung auferlegten, für das Vaterland zu wirken. Ich erwartete also, daß er stets sich als ein echter deutscher Mann bewähren werde![1])

III. Kaiserwahl und Union (1849).

Prinzessin Augusta hat in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Entwicklung der Zeitereignisse meist mit der Feder in der Hand begleitet und, vielfach im Anschluß an Vorträge oder Schreiben Raupachs, anfangs in französischer, seit 1847 ausschließlich in deutscher Sprache ihre Auffassung der Zeitgeschichte niedergeschrieben. Es waren nicht oder zum mindesten nicht nur objektive Übersichten oder akademische Erörterungen; wiederholt hat sie versucht, damit auf die Politik einzuwirken: sie hat sie nicht nur ihrem Gemahl und ihrer Mutter, sondern auch preußischen Ministern und anderen Staatsmännern mitgeteilt[2]).

Besonders zahlreich haben sich solche Denkschriften aus dem Jahre 1849 erhalten, wo die Prinzessin in regem Gedankenaustausch mit Bunsen, Camphausen und anderen Staatsmännern die Frage der Stellung Preußens zu Deutschland, der Einigung Preußens durch Deutschland, die Kaiserwahl und die Unionspolitik immer von neuem schriftlich erörtert hat. Sie erkannte längst den Zusammenhang zwischen einer inneren liberalen Reformpolitik in Preußen und dem Gedanken einer preußischen Hegemonie in Deutschland, und sie dachte sich die Einigung Deutschlands etwa in der Form, die man als das Gagernsche Programm zu bezeichnen pflegt, in der Form eines engeren Bundes (ohne Österreich) und eines weiteren Bundes (mit Österreich). Aber wenn sie früher wohl, wie wir oben sahen (S. 163), von einer Germanisierung

[1]) Zu vorstehender Aufzeichnung sind die bekannten Angaben Bismarcks über seine Unterredung mit der Prinzessin und über Vinckes Bemühungen für eine Regentschaft der Prinzessin zu vergleichen (Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 22 f., 36 f.). Über die Unterredung mit Bismarck liegt leider nur eine spätere Mitteilung der Königin Augusta vor; danach wäre Bismarck kurz nach Abreise ihres Gemahls nach England im Auftrage des Prinzen Karl zu ihr gekommen, um die Ermächtigung zu erlangen, die Namen ihres Gemahls und ihres Sohnes zu einer Gegenrevolution zu benutzen. Sicher ist, daß Bismarcks Angaben mindestens chronologisch ungenau sind; denn die Unterredung mit der Prinzessin, deren Ergebnislosigkeit ihn zu seinen Schritten bei Prinz Friedrich Karl und Prinz Karl (Vollmacht vom 21. März) veranlaßt haben soll, fand nach gleichzeitigen Aufzeichnungen über die von der Prinzessin empfangenen Personen erst am 23. März 1848 statt. Hiernach ist auch die Angabe Bismarcks, daß die Prinzessin ihm den Aufenthalt ihres Gemahls auf der Pfaueninsel verschwiegen habe, ganz unmöglich.

[2]) So ist die eine dieser Denkschriften, vom 14. November 1848, aus O. v. Manteuffels Papieren bekannt geworden; vgl. dessen „Denkwürdigkeiten", von v. Poschinger Bd. I, S. 40 ff.

Preußens gesprochen hatte, so hielt sie jetzt das nach dem 18. März verkündete „Aufgehen Preußens in Deutschland" für verfehlt, weil „Preußen dadurch trotz seiner Ansprüche als Großmacht in eine Abhängigkeit von Deutschland versetzt werde" und wünschte dafür lieber das „Aufnehmen Deutschlands in Preußen" (Denkschrift vom 15. Januar 1849). Ebensowenig war sie mit dem Werke der Frankfurter Nationalversammlung einverstanden; sie verwarf die Verfassung, die auf dem Gedanken der Nationalsouveränität beruhte, und statt des Kaisertitels hätte sie einem „Reichsstatthalter" oder „Schutz- und Schirmherrn Deutschlands" den Vorzug gegeben. Anderseits entsprach die Übertragung der erblichen deutschen Kaiserwürde auf Preußen doch zu sehr ihrem heißesten nationalen Wunsche, als daß sie nicht hätte noch versuchen sollen, zwischen Frankfurt und Sanssouci eine mittlere Linie der Verständigung zu finden. So entstanden drei Denkschriften, vom 15., 25. und 30. März 1849, die sie am 31. März dem Minister v. Manteuffel übersandte und von denen die erste und die dritte hier etwas gekürzt zum Abdruck gelangen [1]).

Die Bemühungen der Prinzessin scheiterten und mußten scheitern; am 3. April gab König Friedrich Wilhelm IV. der von Eduard Simson geführten Frankfurter Kaiserdeputation die bekannte Antwort, die wegen ihres Hinweises auf die notwendigen Beratungen der Regierungen über die Reichsverfassung von der Mehrheit der Deputation als Ablehnung aufgefaßt wurde. Am Abend dieses Tages waren die Abgeordneten zu dem Prinzen Wilhelm geladen; er sowie seine Gemahlin suchten die erregten Gemüter zu beschwichtigen. Die Prinzessin, die dem König eigentlich nicht ganz unrecht gab, bat doch die Anwesenden, „das Werk der Verständigung nicht vorschnell abzubrechen". „Es werde, es müsse alles noch gut werden; das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so notwendiges." Unter dem Eindruck ihrer Worte schrieb einer der Abgeordneten, Karl Biedermann: „Die Prinzessin war eine Frau, bei welcher Geist und Gemüt um den Vorrang stritten, vielleicht der klarste politische Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin" [2]).

[1]) Vgl. Schreiben der Prinzessin an Manteuffel („Sonnabend Abend" 31. März 1849) bei Poschinger, Bd. I, S. 87 ff. und den Briefwechsel der Prinzessin aus dem März und April 1849 mit dem Fürsten von Leiningen, bei Valentin, Fürst Karl von Leiningen und das deutsche Einheitsproblem (1910), S. 160 ff.

[2]) Vgl. „Erinnerungen aus der Paulskirche". Von Karl Biedermann (1849), S. 291 ff., und Ed. v. Simson, Erinnerungen aus seinem Leben, S. 187 ff. Der Mutter schreibt die Prinzessin am 11. April: „Je trouve que sous le rapport du bon droit, la réponse du Roi est correcte, mais qu'à l'envisager du point de vue politique, on eût pu désirer autre chose. Quand on pense aux ovations que la députation recevait de toutes parts et au contraste qu'elle a dû trouver dans cette réponse et bien plus encore dans les procédés personnels, on ne peut guère s'étonner de l'irritation dans laquelle elle s'est trouvée à l'issue d'une journée certes bien marquante dans l'histoire allemande. C'est nous qui avons eu à ressentir le contrecoup de cette impression durant notre terrible soirée que je n'oublierai jamais."

Politischer Überblick am 15. März 1849.

(Eigenhändig.)

. . . Nachdem durch die Zirkularnote vom 26. Januar [1]) Preußen seiner uneigennützigen Politik fast allgemeine Anerkennung verschafft hatte und 28 deutsche Staaten sich dieser anschlossen, suchte die Austro-Bayrische Partei in schmählicher Koalition mit der Linken sowohl das deutsche Verfassungswerk als die Stellung Preußens in der Oberhauptsfrage auf alle Weise zu gefährden; innere Zerwürfnisse bedrohten das Frankfurter Parlament mit gänzlicher Spaltung, und die anarchischen Regungen der Märzzeit gewannen dadurch Vorschub. Unerwartet aber bewirkten die Schritte Österreichs einen Rückschlag auf diese Zustände; denn wenn schon der Ton der österreichischen Note alle Gutgesonnenen frappieren mußte, war der Plan eines siebenköpfigen Direktoriums wohl noch mehr geeignet, gegen die alte undeutsche Politik zu warnen; zuletzt und am schlagendsten wirkte die oktroyierte Verfassung, welche Österreich zu einem Ganzen umgestaltet und von Deutschland trennt, somit selbst den Befangensten überzeugen muß, daß künftig die naturgemäße Stellung beider Großmächte, nämlich des neuen Österreichs und des neuen preußisch-deutschen Bundesstaates, nur *nebeneinander* sein kann. Dies bewog diejenigen Männer, welche aus Patriotismus in der Paulskirche kämpfen, den Welckerschen Antrag auf beschleunigten Entschluß zu unterstützen und die Oberhauptswürde Preußen anzutragen [2]). Mit Ausnahme Bayerns, Hannovers und Sachsens pflichten die übrigen Regierungen dem Drange nach Entscheidung bei, weil sie wünschen müssen, auf dem Vereinbarungswege den ersten Akt der Revolution zu schließen. Dieser Augenblick ist für Preußen entscheidend, denn er bringt die Wahl zwischen Versöhnung und Verfeindung unter Umständen, die keine freie Bewegung gestatten. Von der Paulskirche kann die dargebotene Krone nicht angenommen werden, ohne das Recht der Fürsten zu verletzen, und wenn diese nicht rechtzeitig ihren Antrag stellen, kommt Preußen in die Gefahr, durch seine Antwort das Parlament zu reizen, was dasselbe zu ungesetzlichen Schritten treiben könnte oder seine Auflösung veranlassen würde, eine Gefahr, die ganz Deutschland, insbesondere aber Preußen den österreichischen Übergriffen gegenüber bedroht, und die der bewaffneten Kontrerevolution mit dem Bürgerkriege und seinen unberechenbaren Folgen gleichzustellen ist. Österreich untergräbt die Zentralgewalt und alliiert sich mit den Königreichen zur Unterdrückung Preußens; dieser wichtige Augenblick dürfte mithin Preußen veranlassen, angesichts neuer Verwirrungen, selbständig aufzutreten und mit den 28 ihm zugetanen Staaten die Initiative zu ergreifen, sobald dies möglich ist. Zur Erledigung dieser wichtigen Frage werden die Kammern wesentlich beitragen.

Das Ausland hat in den beiden letzten Monaten eine drohende Gestalt angenommen, die aber Preußens Entschluß nicht hindern darf, sondern fördern muß.

[1]) Gemeint ist die preußische Zirkulardepesche vom 23. Januar 1849 über den engeren und weiteren Bund, veröffentlicht im „Preußischen Staatsanzeiger" vom 28. Januar 1849.

[2]) Antrag Karl Welckers vom 12. März.

Österreich ist in den Kreis der konstitutionellen Staaten getreten, es muß nunmehr seine verschiedenen Nationalitäten in eine Form bringen und die widerstrebenden Elemente versöhnen; aber der Sieg ist in Ungarn noch nicht erfochten und eine friedliche Ausgleichung scheint in Italien unmöglich; es befindet sich mithin in einer komplizierten Lage, die Deutschland zustatten kommt . . .

In ganz Europa drückt eine ängstliche Spannung Handel und Gewerbe nieder. Die Auswanderungslust nimmt zu; das Proletariat wächst, und der Demokratismus befestigt seine umfassende Organisation. Eine erschütternde Vergangenheit, unsichere Gegenwart und drohende Zukunft lastet auf allen Ständen, doch Mut und Ausdauer sind das Erbteil der Kämpfer für Wahrheit und Recht, und es gibt ohne Kampf keinen Sieg.

Wenn Preußen seinen welthistorischen Beruf anerkennt und nicht wieder die rechte Zeit versäumt, so wird ihm als Retter Deutschlands die Siegespalme nicht fehlen. Die Bundesakte gestattet ihm einen engeren Verband mit anderen deutschen Staaten, wie es bereits der Zollverein dargetan. Dieser Verband muß ohne Zeitverlust geschlossen werden, und zwar, da die diplomatische Vertretung Preußens äußerst mangelhaft ist, durch zuverlässige Bevollmächtigte, welche alle Umstände benutzend, die Verhandlungen rasch zum Ziele führen, und für Preußen nicht als Kaiser, sondern als erblichen Reichsstatthalter oder Schutz- und Schirmherrn Deutschlands, womöglich ehe das Parlament eine Antwort erhält, jene Oberhauptswürde erwerben. Ob die fehlenden Staaten zutreten wollen, bleibt ihnen anheimgestellt. Preußen muß seinen König durch Hingebung unterstützen, Deutschland sein rettendes Oberhaupt erringen. Beide vereint müssen dem Auslande Achtung gebietend entgegentreten und die Stellung einnehmen, welche der deutschen Nation gebührt.

Prinzessin von Preußen.

Politischer Überblick am 30. März 1849.

(Eigenhändig.)

Der entscheidende Augenblick ist gekommen. Das deutsche Parlament hat am 28. März mit einer Majorität von 42 Stimmen dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde angetragen. Der Reichsverweser hat sein Amt niedergelegt und wird es nur interimistisch fortführen.

Dieser welthistorische Moment muß ergriffen werden: Preußens Zukunft, Deutschlands Schicksal hängen von dem Entschlusse ab, der jetzt gefaßt wird. Ein negatives Verhalten ist unmöglich, – ganz Europa blickt auf Preußen und die Nachwelt wird es richten, wenn es nicht zu handeln weiß.

Die Gültigkeit des Frankfurter Wahlaktes hängt von der zustimmenden Mehrzahl der Fürsten ab. Welche Gründe sind wider und für die Annahme vorhanden?

Dawider spricht: 1. Die Gefahr einer Verfassung, welche die Grundrechte aufgenommen, das absolute Veto und ein besseres Wahlgesetz verworfen hat, wodurch die Vereinbarung mit den Fürsten nur teilweise gelungen, und das Prinzip der Volkssouveränität tatsächlich anerkannt ist.

2. Die Gefahr, daß die Parteispaltung in Deutschland, wie sich diese bereits im Parlamente kundgibt und von Österreich in und außerhalb desselben unterstützt wird, überhand nimmt.

Dafür spricht: a) Die Gefahr einer längeren Unsicherheit und Spannung in Deutschland, welche durch innere und äußere Einwirkungen gesteigert wird und wobei wohl zu beachten ist, daß nur die Austro-bayrische Partei und die Anarchisten der Hegemonie Preußens widerstreben.

b) Die Gefahr, das Parlament, dessen Macht in Deutschland trotz seiner Mängel fortbesteht, weil die Umstände sie begünstigt haben, und das sich bereits bis zur neu zu schaffenden Nationalversammlung als permanent erklärte, zu ungesetzlichen Schritten zu reizen, welche letztere an und für sich selbst, wie auch in bezug auf jegliches Einschreiten dagegen, höchst bedenklich sein würden.

c) Die Gefahr, die öffentliche Meinung in und außerhalb Preußens zu verletzen, welche nun einmal sich dieser Idee bemeistert hat, und der Regierung zunächst in den Kammern entgegen treten würde. Es handelt sich hier um einen großartigen moralischen Eindruck, dies darf man nicht vergessen.

Das Abwägen der Gründe führt zu einem Mittelweg. Wiewohl zu befürchten steht, daß Preußen die ihm vergönnte Frist zur vertraulichen Übereinkunft mit den Fürsten nicht benutzt hat, läßt sich bei der Lage der Dinge dennoch erwarten, daß sich dieselben bis auf Österreich, Bayern und Sachsen für Preußen erklären werden. Österreich wird sich entweder den Umständen scheinbar fügen um später Preußens Aufgabe möglichst zu gefährden, wozu es bereits den Grund in das Verfassungswerk legte, das durch seine Intriguen verdorben worden ist, oder es wird sich in eine scharfe Opposition versetzen. Beide Fälle müssen Preußen zu dem engeren Verbande mit den 28 Fürsten, die sich ihm angeschlossen haben, treiben, welcher zwar den Fehlenden den Zutritt offen läßt, sie aber keineswegs nötigt, da man das dem Drange der Umstände überlassen kann.

Somit betrifft Preußens Aufgabe jetzt drei Hauptpunkte:

1. Die schleunige Übereinkunft mit den 28 Fürsten, deren bindende Antwort vor dem Empfange der Frankfurter Deputation eintreffen kann, und die einerseits eine Revision der drei Hauptmängel der Verfassung, andererseits die provisorische Übernahme der Zentralgewalt und eventualiter der definitiven Oberhauptswürde solidarisch feststellen muß.

2. Die Antwort an die Frankfurter Deputation. Sie enthält die dankbare Anerkennung des Vertrauens, und die Zusage eines bereitwilligen Entgegenkommens für den Fall, daß die Fürsten, von deren Aufforderung jene Annahme abhängig ist, Preußen an die Spitze des deutschen Bundesstaates zu stellen wünschen. Diese durchaus verbindliche Antwort muß dem Könige eine letzte Erklärung vorbehalten.

3. Die Vorbereitung der Konferenz, welche zur Revision der drei vorerwähnten Verfassungsmängel sofort zusammenberufen werden muß, aus den Bevollmächtigten Preußens und der 28 Regierungen sowie aus Vertrauensmännern der verschiedenen Volksvertretungen bestehend, und entweder in Frankfurt oder in Berlin, womöglich unter Gagerns Vorsitz, bis zu einem

bestimmten Termin tagend, wo das Modifikationsultimatum im Namen der 29 solidarisch Verbündeten dem Parlamente einzureichen ist.

Dieses Ultimatum gewährt den doppelten Vorteil, daß Preußen nicht isoliert handelt, sondern auf seine Verbündeten gestützt, diejenige Bedingung ausspricht, von welcher seine letzte Entscheidung abhängt; ferner, daß die Revision nicht einseitig durch die Regierungen, sondern mit Hilfe der Volksrepräsentanten vorgenommen wird.

Inzwischen sind die Preußischen Kammern von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen, was den konstitutionellen Verhältnissen entspricht, und eine loyale Erwiderung hervorrufen dürfte, die der Antwort an die Frankfurter Deputation sowohl dem Parlamente als den Fürsten und dem Lande gegenüber einen besonderen Nachdruck geben würde.

Gegen Österreich würde sich Preußen versöhnlich, aber fest dahin erklären, daß es von seiner Befugnis Gebrauch machend nur eine Organisation beabsichtige, welche dem engeren deutschen Bundesstaate gestatte, neben der neuen einheitlichen Gestaltung Österreichs in das Allianzverhältnis des Staatenbundes einzutreten, wie es bereits in der Zirkularnote vom 26. [23.] Januar angedeutet ist.

Es gibt Fälle, wo ein ruhiges Abwarten beobachtet werden muß, es gibt aber auch solche, wo nur die Initiative retten kann.

Gott wolle diejenigen erleuchten, denen in diesem entscheidenden Momente die Rettung Deutschlands obliegt. Prinzessin von Preußen.

IV. Vor Olmütz (1850).

Im Frühjahr 1850, infolge der Ernennung des Prinzen, ihres Gemahls, zum Militärgouverneur der Rheinlande und Westfalens, siedelte Prinzessin Augusta nach Coblenz über, wo sie sich bald sehr heimisch und sehr glücklich fühlte. Dort durchlebte sie im Spätherbste desselben Jahres in leidenschaftlicher Anteilnahme[1]), die ihre seelischen Kräfte fast aufrieb und ihre ohnehin zarte Gesundheit erschütterte, die verhängnisvolle Krisis der preußischen Politik, den Zusammenbruch der Union, den Sturz von Radowitz, das Zurückweichen vor Österreich. Was ihr über die Schwere dieser Tage zunächst hinweghalf, war das vollkommene Einverständnis mit dem Prinzen, ihrem Gemahl, der in Berlin den Vorschlag auf Mobilmachung der preußischen Armee eifrigst unterstützte. Aus Sybels vortrefflicher Darstellung[2]) sind die Vorgänge bekannt: die Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau im Oktober 1850, die Beratungen in Berlin am 1. und an dem „lange fortwirkenden Tage" des 2. November, der Gegensatz zwischen dem König, dem Prinzen,

[1]) Am 31. Oktober schreibt sie der Mutter aus Coblenz: „Toutes les idées se confondent devant un seul sujet. Ame et corps, esprit et cœur tout est tendu vers l'issue de l'attente à laquelle convergent tant de questions en litige."

[2]) Im ersten Kapitel des II. Bandes der „Begründung des Deutschen Reiches". Vgl. auch die damaligen Schreiben des Prinzen Wilhelm an Radowitz, unter anderen bei Berner, Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften, Bd. I, S. 256 ff.

Radowitz, Ladenberg, v. d. Heydt auf der einen, und dem Grafen Brandenburg, Manteuffel und den übrigen Ministern auf der anderen Seite, die Nachgiebigkeit des Königs und der plötzliche Tod Brandenburgs. Doch erst die folgenden Briefe des Prinzen, deren lebensprühende Schilderung uns mitten in das Drama jener Tage hineinversetzt, vergegenwärtigen in vollster Anschaulichkeit die Schärfe der Gegensätze, das überraschende Verhalten des Königs, die leidenschaftliche Erregung des Prinzen.

Prinz Wilhelm an Prinzessin Augusta.

Berlin, den 2. November 1850.

Unter den schmerzlichsten Gefühlen und Eindrücken ergreife ich die Feder. Ja, es gibt noch Hohenzollern, aber es gibt keine ihrer würdige Minister!!

Die Würfel, die gefallen waren, sind wieder aufgenommen und — umgekehrt gefallen. Brandenburg brachte keine Wunder mit [aus Warschau], und doch ist das Umgekehrte von dem beschlossen, was vor sechs Tagen feststand. Die Armee wird nicht mobil gemacht, man unterwirft sich fast in allem den österreichischen Forderungen und hofft so den Frieden zu erkaufen. Gängelt uns Österreich nun hiermit noch einige Wochen hin, so steht es mit 180000 Mann inklusive seiner Verbündeten kampfbereit, während wir nicht mobil und keine Landwehren eingezogen haben! . . .

Gestern mittag ½12 Uhr sendete mir der König eine telegraphische Depesche aus Wien, nach welcher Österreich bis zum 6. November 100000 Mann in Böhmen konzentriert haben werde, und daß die Bayern in Hanau eingerückt seien. Ich eilte gleich nach Sanssouci, um weiteres zu hören; der König bat mich, nach Berlin zu fahren und Brandenburg und Stockhausen[1] zu sagen, die Armee soll sofort mobil gemacht werden, die Befehle könnten sogleich abgehen und des Königs Order an den Kriegsminister später vollzogen werden. Um 2 Uhr dampfte ich her [nach Berlin] und fand die Minister en conseil. Ich entledigte mich rasch meines Auftrags und empfing zur Antwort, daß soeben beschlossen sei, um 5 Uhr nach Sanssouci zu dampfen zum Conseil, dem ich beiwohnen möchte. So geschah es. Beim Ankommen sagte mir Radowitz rasch ins Ohr: „Man will sich glatt an Österreich unterwerfen; sprechen Sie ja ein festes Wort!" Ich traute meinen Ohren nicht! Die Debatte begann. Der König war felsenfest in seiner Ansicht: Erst Mobilmachung und dann Unterhandlung auf die Warschauer Punkte. Radowitz, Ladenberg und ich unterstützten ihn eifrigst. Die anderen verlangten keine Mobilmachung und offizielle Erklärung der Aufgabe der Verfassung des 28. Mai[2]. Der König wollte hierin nicht weiter gehen, als Brandenburg in Warschau hierin gegangen war, weil in dieser Auffassung [?] das andere eigentlich stillschweigend liege, was er dem Kaiser von Österreich privatim auseinandersetzen wolle.

[1] Der damalige preußische Kriegsminister.

[2] 28. Mai 1849, Dreikönigsbündnis und Union.

Eine Einigung war unmöglich und auf heute 10 Uhr wurde in Bellevue die Fortsetzung angesetzt. Der König war sublim in seiner Darstellung, königlich, herzlich, patriotisch, aber felsenfest wie gestern. Dreimal fragte er: „Nun, meine Herren, wollen Sie mit mir gehen?" Keine Antwort! Er erlaubt ihnen, sich unter sich zu beraten. Ich war so erschüttert, daß der König und ich die hellen Tränen vergossen! So trat ich noch einmal zu den Herren und beschwor sie, das Werk, was sie geschaffen, 1½ Jahr verteidigt nun im entscheidenden Moment nicht aufzugeben und sich und dem König diese Inkonsequenz zu ersparen. Ich lief in den Garten um mich zu erholen. Nach 1½ Stunde, um 2 Uhr, ließ der König die Herren wieder vor. Brandenburg erklärte, daß die Majorität bei ihrer Ansicht verharre. Die Minorität Radowitz, Ladenberg und von der Heydt möchte ihr Exposé durch Radowitz, meisterhaft, ganz im Sinne des Königs. Wiederum resumierte der König wundervoll! Nochmals beschwor er die Herren mit ihm zu gehen. Ich tat alles, was in meiner Macht stand. — Vergebens. Endlich sagte der König: „Ich mache vom konstitutionellen Recht Gebrauch; da ich meine Ansicht nicht aufgebe, so ziehe ich mich zurück; das Ministerium ist populär, ich darf es nicht entlassen, gehen Sie Ihren Weg, meine Zustimmung haben Sie nicht!!" — Ich war vernichtet, ebenso der König selbst. Die Wahl war entsetzlich für ihn, so zu handeln oder das Ministerium gehen zu lassen. Ich hätte letzteres getan.

Während der Zeit kam die Nachricht, daß wir Kassel und Fulda besetzt hätten in Nachteilmärschen, und daß von Bamberg 8000 Mann Österreicher und Bayern im Anmarsch wären. Alles macht auf diese Leute keinen Eindruck mehr. Ja, Brandenburg verlangte gestern Abend per Telegramm die Zurückziehung unserer Truppen aus Hessen?!! was natürlich nicht geschah.

Mir ist gerade zumute wie am 19. März! Unsere Schmach ist ausgesprochen, und sie wird zu nichts helfen, denn Österreich wird uns doch den Krieg machen, et nous démolir après nous avoir avilis, letzteres ist geschehen! . . .

Seit ich schreibe, waren Sydow und Mathies[1]) hier, heulend und weinend; die Aufregung beginnt in der Stadt, und Radowitz ist mit einem Male populär! Er mit Ladenberg und v. d. Heydt treten ab! In 14 Tagen liegt Brandenburg mit seinen Majoritätskollegen blamiert auf der Erde. Ich werde das Meinige tun, damit des Königs Stellung gekannt wird! Gott schütze Preußen! Dein treuester Freund W.

Prinz Wilhelm an Prinzessin Augusta.

Sanssouci, 3. November 1850.

Mein gestriger Brief, in der schmerzlichsten Stimmung geschrieben, muß gewaltig konfus gewesen sein, denn ich hatte nicht Zeit ihn zu überlesen. Meine Nerven waren und sind heute noch so irritiert, und ich leide so an

[1]) Sydow, Diplomat, preußischer Gesandter in der Schweiz; Mathies, preußischer Bevollmächtigter in Frankfurt a. M.

Kopfschmerzen, daß ich kaum hier dinieren konnte; doch sende ich Dir diese Zeilen. Der arme König ist im ähnlichen Zustande, ganz geknickt! Der adversären Partei geht es nicht besser; Brandenburg ist die Nacht schwer erkrankt und liegt regungslos zu Bett; Stosch[1] fürchtet eine schwere Krankheit, vielleicht nach dem Kopf getretene Gicht. Ein merkwürdiges Ereignis nach dem gestrigen Tage!! Ich habe mich heute bei herrlichem Wetter auf dem guten Berge[2] herumgeschleppt, von dem ich gestern eigentlich schon Abschied nahm, hoffend, daß das Konseil den entgegengesetzten Erfolg haben würde, in welchem Fall ich vielleicht heute schon abgegangen wäre.

Zur Richtschnur dessen, was Du offiziell auszusprechen hast, sage ich folgendes. Der König verlangte die Mobilmachung der ganzen Armee wegen der starken Armee in Böhmen und den sich täglich verstärkenden Bayern, so daß wir durch Aufstellung neuer Truppen in und um Hessen diesen Verstärkungen gewachsen blieben. So in voller Rüstung wollte der König die Verhandlungen Brandenburgs in Wien fortsetzen und sehen, ob es dort endlich ernst sei, nachdem schriftlich stipuliert worden war; die mobile Armee gab den Akzent. Die nicht mobile Armee hieße uns nach mißglückten Verhandlungen mit gebundenen Händen dem Feind in den Rachen werfen. Das Ministerium verlangte Verhandlungen in Wien, und zwar weiter unterwerfende, als jemals der König wollte, und keine Mobilmachung, weil das unserer Friedensliebe keinen Glauben beimessen ließe. Alles was der König nur finden konnte, um seine schlagende Ansicht zu verteidigen, alles was ich, Radowitz und Ladenberg anführten, überzeugend, patriotisch, selbst heftig von meiner Seite, um die Gegner zur Umkehr zu bringen, prallte an einer Felswand ab. — Da erklärte der König: „Ich mache von meinem konstitutionellen Recht Gebrauch; meine Ansicht steht unerschütterlich fest; das Ministerium besitzt indessen das Vertrauen des Volkes; dasselbe und ich sind Ihnen in den zwei Jahren seines Bestehens zu großem Dank verpflichtet, so daß ich es nicht entlassen kann, ohne große Mißstände zu erzeugen; ich ziehe mich zurück, und lasse von nun an das Ministerium gewähren; meine Zustimmung zu seinen Schritten hat es nicht. Gott gebe, daß Sie in den nächsten Minuten doch noch zu mir sich wenden!" . . .

Wenn Brandenburg, wie er es nach Wien berichten will, dem Fürstenrat den Antrag stellte, die Verfassung vom 28. Mai offiziell aufzuheben, so bin ich überzeugt, treten die meisten über nach Frankfurt a. M., wenn ihnen nicht zugleich die Vasen einer zukünftigen [Verfassung] gezeigt werden. Denn das Mißtrauen gegen uns muß ja nun vollständig den Sieg davon tragen[3]! Wer, wie ich, die reinste und festeste Intention des Königs für die Union und für Deutschland täglich sieht und hört, dem muß das Herz vor Jammer zerspringen, daß er so verkannt wird! Hätte er sich entschlossen, das Ministerium fallen zu lassen, so wäre alles besser geworden, und doch muß ich [die] Intention ehren, die den König davon abhält!" . . .

[1] Geh. Obermedizinalrat v. Stosch. [2] Der Babelsberg.

[3] Am nächsten Tage schreibt er: „Jeder kleine Kläffer opponiert uns jetzt; und es wird noch ganz anders kommen"

Prinz Wilhelm an Prinzessin Augusta.

Berlin, 6. November 1850.

Alles stürzt auf einmal auf uns ein! Brandenburg tot! Er rettete das Vaterland in diesen Tagen vor zwei Jahren[1] — nun bewahrt ihn der Himmel gnädiglich, schweres Unheil zu erleben, was leider das Werk seiner letzten Lebenstage sein wird. Er hat gestern fast gar nicht die Besinnung mehr gehabt, hat zwar die sich nähernden Personen gekannt, aber fortwährend phantasiert, und zwar immer in Anklängen der letzten Beschlüsse: „Es muß zum Resultat kommen! Ich sehe kein Resultat; so arbeiten sie doch, meine Herren! Marchons! Wo ist mein Pallasch!" — Und in dieser Art ist es fortwährend gegangen und so überlaut, daß man es durch vier Stuben hörte. Um 3/4 4 Uhr ist er indessen ruhig eingeschlafen, um nicht wieder zu erwachen! Gott sei seiner Seele gnädig; ihm ist wohler als uns, Friede seiner Asche! . . .

Prinz Wilhelm an Prinzessin Augusta.

Berlin, 9. November 1850. 9 Uhr M.

Heute vor zwei Jahren der Ehrentag Brandenburgs — heute sein Beerdigungstag, nachdem er den 2. November 1850 zu erleben, aber auch nicht zu überleben vermochte! Doch Friede seiner Asche! Um 11 Uhr ist die feierliche Beisetzung im Dom, eine nie dagewesene Auszeichnung, für ihn wohl verdient! . . .

Prinzessin Augusta an Prinz Wilhelm.

Coblenz, den 5. November 1850.

Lieber Wilhelm!

Ich danke Dir herzlich dafür, daß Du Dich in den verhängnisvollen Tagen bemüht hast, mir so ausführlich zu schreiben. Wenn man so erschüttert ist, wie Du es gewesen sein mußt, dann ist es wahrlich als ein Opfer hoch anzuerkennen!

Meinerseits bitte ich Dich um Vergebung, wenn ich Dir gestern durch einige konfuse Zeilen geantwortet habe. Ich war so betäubt, daß ich kaum die nötige Kraft hatte, überhaupt zu schreiben, und wiewohl ich heute leidend bin, fühle ich mich doch mehr imstande, etwas auf Deinen gestrigen und heutigen Brief zu erwidern.

In betreff der Sache selbst enthalte ich mich jedes Urteils, da wir das über uns verhängte Unglück übereinstimmend auffassen. Es würde überdies völlig müßig sein, auf ein Fait accompli zurückzukommen, welches, durch persönliche und allgemeine Verhältnisse längst vorbereitet, im entscheidenden Augenblicke eingetreten ist, und in bezug auf welches ein banges Vorgefühl

[1] 8. November 1848, Bildung des Ministeriums Brandenburg, der am folgenden Tage in der Nationalversammlung die Order über ihre Verlegung nach Brandenburg verlas.

mich längst schon drückte. Daher meine vielfachen Warnungen und Klagen. Nun ist es vorbei; es ist mir zumute, als kehrte ich von einem zweiten Leichenbegängnis zurück; das erste war am 19. März 1848, da wurde das alte Preußen begraben; das zweite war am 3. November, da wurde das neue Preußen eingesenkt. Meine heißen Tränen sind in das Grab geflossen; ich fühlte in meinem Innern etwas gebrochen, an dem ich mich im Laufe dieser letzten Jahre krampfhaft gehalten hatte: nämlich der Glaube an Preußen. Der ist nun weg, und eine Auferstehung in der bisherigen Form unmöglich! Deshalb meine ich nicht etwa, daß Preußen aufhören werde, o nein, es wird fortleben wie so mancher andere Staat, aber es ist nicht mehr mein Preußen, das schöne Erbteil unserer großen Vorfahren und das unbefleckte Vermächtnis für unsere Nachkommen, und so sage ich dem abgeschiedenen Freunde ein schmerzliches Lebewohl!

Ich danke Dir dafür, daß Du ritterlich und patriotisch gekämpft hast. So dachte ich Dich stets mit Preußens Schicksal verbunden; seine Ehre war die Deinige, und wäre es das geworden, was es werden konnte, so würde auch einst Dein Name mit jener Größe verwachsen sein als unzertrennliches Ganzes. Nun aber liegen die Sachen ganz anders; ein jeder wird in seinem Bereich seine Pflicht erfüllen, aber die ursprüngliche Bedeutung derselben hat einen anderen Charakter angenommen, der eigentliche Punkt, auf den zugesteuert werden mußte, ist weg, und das Lawieren läßt mich teilnahmlos.

Ich habe außer Auerswald und Griesheim[1]) niemand gesprochen, weil ich mich gestern außerstande fühlte, das Gefühl der Scham vor anderen zu überwinden. — Beide Herren waren tief ergriffen. Griesheim weinte wie Du seine hellen Tränen, war aber männlich im patriotischen Schmerz. Auerswald bewährte sich in diesem Moment wie ich ihn stets erkannt, ohne Charakterfestigkeit bei durchaus ansprechenden Formen; ich würde ihm nie volles Vertrauen schenken können, wiewohl ich sein Verdienst anerkenne. Griesheim ist Preuße durch und durch . . .

Wie eigen treffen manche Eindrücke zusammen. Am 2. November in der entscheidenden Stunde stand ich auf dem Berg der Carthause und sah herab in den schönen Kirchhof, wo das Allerseelenfest gefeiert wurde. Es war eine schwüle Luft wie im Sommer, das ganze Tal in Nebel gehüllt; auf jedem Grab brannten unzählige kleine Kerzen in freier Luft und Blumen schmückten die Steine. Eine Prozession durchzog den Kirchhof psalmodierend; aus dem Gebiet des Nebels ragte nur der Ehrenbreitenstein hervor und auf dessen höchster Spitze hatte sich ein Lichtstrahl von oben gesenkt, der wie ein leuchtender Stern den Hintergrund bildete. Ich stand da oben in ernster feierlicher Betrachtung! Das war die Stunde des Scheidens . . .

[1]) Der Oberpräsident der Rheinprovinz v. Auerswald und Oberst v. Griesheim, Kommandant von Coblenz und Ehrenbreitstein.

Die Erscheinung.

Novelle

von

Anselma Heine.

Im Hafen von Port Said nahm der aus Sidney zurückkehrende Dampfer des Bremer Lloyd Kohlen ein. Er lag zwischen einem Franzosen und einem Niederländer. Die drei schief geneigten, leicht schwankenden Schiffe mit ihren nackten, in die Luft hineingestreckten Raaen erinnerten nur wenig noch an die breit beflügelten, stolzen Schwimmer, die mit funkelnder Brust und ungestümen Atemstößen den Ozean durchschneiden.

Gespenstisch unablässig stiegen lange Reihen gebückter, schwarzer Träger die Laufbrücken auf und ab, alles rings unter glitzerndem Staub begrabend. Und als sich jetzt das deutsche Schiff langsam zur Seite wandte, schien in dieser Bewegung etwas Unwilliges, fast Entschuldigendes zu liegen.

Die Passagiere des „Bussard" waren bereits an Land gegangen, nur Dr. Arnold Riedhammer, ein magerer, blondbärtiger Herr, saß noch droben auf seinem steilgestellten Leinwandstuhl und schrieb. Von Zeit zu Zeit blies er die schwarzen Staubkörner von seinem Briefbogen herunter oder runzelte gedankenvoll die Stirn. Er schrieb dem deutschen Bezirksamtmann der kleinen Südseeinsel Nauru, in dessen Holzhäuschen er die letzten Monate vor seiner Abreise mit ihm, der Frau und der hübschen Schwägerin Moansa, beides Eingeborene, gewohnt hatte.

Vorher war er ganz einsam, ohne Umgang mit Weißen auf einem benachbarten Felseninselchen gewesen. Bis ihm bei dem letzten schweren Orkan sein Häuschen von einer See fortgetragen und zerrieben wurde.

Riedhammer war von einer großen deutschen Maschinenbaugesellschaft nach den Marshalinseln hinausgeschickt worden, um dort für einige wichtige Kokahandelsplätze, deren Riffwasser den größeren Schiffen gefährlich war, eine Exportmöglichkeit zu schaffen. Sechs Jahre hatte er drüben gearbeitet. Unter Anstrengungen, Entbehrungen und Enttäuschungen, mit unfähigen Hilfskräften, ungenügendem Material war es ihm endlich gelungen, eine Riesendrehbrücke zu konstruieren, die man viele hundert Meter weit bis zum Landungsplatz der großen Schiffe ins Meer hinausschwingen konnte. Damit hatte er seine Aufgabe auf das vollkommenste gelöst und konnte nach Europa zurückkehren.

Er hatte sich auf die Heimkunft gefreut. Während der langen Reisemonate aber war ihm seine alte Spannkraft abhanden gekommen. Er schob es auf das Fieber, das ihn die ganze Zeit her arg geplagt hatte, und von dem er sich erst jetzt wirklich zu erholen begann. Noch war aber eine gewisse Mattigkeit und Traurigkeit in ihm zurückgeblieben. Seine Heimatlosigkeit wurde ihm fühlbar; sein schwankender Interimszustand zwischen zwei ihm gleichmäßig fernen Welten. Denn Europa blieb noch stumm und wesenlos für ihn, und seine Südseeinseln waren ihm bereits versunken. Summarisch faßte er sie heute schon in ein paar Formeln zusammen: „Niedrige Atolle, Palmen, Arbeitshemmungen und Langeweile, viel Seewasser, Monotonie, weiße Anzüge, Korkhüte, eingeborene Frauen auf Zeit, Konservenbüchsen, alle paar Monate einmal Post, geistige Versumpfung, Heimatssehnsucht." Dabei lag ihm doch der Rhythmus der insulanischen Geräusche noch lebendig im Blute. Genau so wie die Erinnerung an sein deutsches Zuhause. Manchmal nachts meinte er im Schleifen und Zischen des Wassers den Gesang malayischer Bootsleute zu hören, und manchmal wieder brachte ihm irgendein Duft, ein Vogelschrei die Vorstellung, er liege in Thüringen zu Hause im Tannenwalde. Dann hörte er wieder ein traulich singendes Sprechen und schmeckte Speisen, wie man sie ihm dort bereitete, als seine Eltern noch lebten.

Nun war letztes Jahr auch sein Bruder noch gestorben. Er hatte niemanden mehr. Manchmal fühlte er, daß er nicht mehr hineinpassen würde in das engere, geregeltere Leben hier in Europa. Er dachte auch wohl daran, bald wieder zurückzugehen in die Tropen. Und dann würde er sich wahrscheinlich aus Deutschland eine kleine blonde Frau mitnehmen. Aber an alles das dachte er nur unbestimmt und ohne Dringlichkeit. So wie Kinder an Weihnachten denken: Weit, weit weg.

Er hatte nun endlich seine Post beendet; auch wurde jetzt der Staub unerträglich. Dazu alle Kabinen sorgfältig verhängt und verschlossen; die Salons vollgepfropft mit Deckmöbeln. Bald würden auch die Matrosen kommen und das Schiff mit Wasserströmen überfluten. So fuhr er denn an Land.

Während er im Boote saß, umgeben von der Rotte nackter Bübchen, die ihn durch Geschrei und Armverrenkungen aufforderten, Münzen ins Wasser zu werfen, oder sich an den Rand des Schiffes hingen, ab und zu vom Ruder des Fährmanns niedergestoßen, sah er gleichgültig zur Küste hinüber auf die hastig und reizlos zusammengebaute Stadt mit ihren blendenden Kais und der zum Meere hinabweisenden Hauptstraße, sah unter den Sonnendächern der Kaufläden Hausierer, Zauberkünstler, Bettler, Fremde, Leute aller Farben, Esel, Katzen, Hunde aneinander vorbei rennen und sah auch Gruppen seiner Schiffsgesellschaft, die einander trafen und grüßten. Alles das war ihm alltäglich und verdrießlich. Er heftete den Blick auf die kahlen, rötlichen Hügel, die hinter der Stadt auftauchten, und es kam mit seltsamer Bitterkeit ein Gefühl von Abgesondertsein, von Beiseitestehn und Einsamkeit über ihn, zugleich eine Abwehr gegen all dieses banale Zusammenhalten ringsum, das ihn ja doch nichts anging.

Inzwischen hatte sich ein heißes Windchen erhoben, das drüben am Lande hohe weiße Staubwolken aufwirbelte. Dort, wo der Kai eine Biegung macht, schienen sie geradeswegs aus dem Meere emporzusteigen.

Arnold Riedhammer schloß die Augen. „Nirgends bin ich zu Hause", dachte er, „kein Mensch, der zu mir gehört."

„Ein Mensch, der zu mir gehört!" bat er inbrünstig.

Als er wieder die Augen öffnete, geschah ihm etwas Sonderbares. Er sah drüben, wo der Kai die Biegung macht, eine ungemein hohe, stille Welle geradenwegs aus dem Meere aufsteigen, dunstig und weiß. In deren Mitte schwebte eine weißdurchleuchtete Gestalt. Eine Frau auf einer Glorie von Engelsköpfen. Die seltsame Vision dauerte nur einen Augenblick. Dann wurden die kahlen, rötlichen Strandhügel wieder sichtbar, und Riedhammer begriff, daß er eine Wolke von Staub gesehen hatte, in der eine weißgekleidete Dame ging, eine Schar von Bettelkindern hinter sich. Nichts weiter! Aber noch als die Fremde längst in die Hauptstraße eingebogen war, hielt das Wohlgefühl an, das ihre Erscheinung ihm gebracht hatte. Eine seltsame Dankbarkeit war in ihm gegen sie, die Unbekannte, die ihn in einem schweren Augenblicke getröstet hatte. Und während er auf der Terrasse des Hotels frühstückte, lächelte er ein paarmal vor sich hin, in der Erinnerung daran, wie sie mit geraden Schritten, die sie nicht erschütterten, nach vorn gekommen war, die Arme seltsam zurückgebogen, so daß sie wie kleine, weiße Flügel nach hinten standen, und wie die Sonne durchsichtige Doppellinien um ihre ebenmäßige Gestalt gezogen hatte.

So sehr war er in Gedanken, daß er nicht bemerkte, wie ein schmutziger Araber den ganzen Tischplatz vor ihm mit Waren vollgelegt hatte, die er zudringlich anpries. Arnold Riedhammer sah erst auf, als der Händler ihn an der Schulter rührte, bemerkte den bunten Kram und wischte ihn mit einer herrischen Bewegung vom Tische herunter, wobei ihm ein seidener Shawl von großer Schönheit am Knopf seines Rockes hängen blieb. Es war ein blaugolden schimmernder Stoff mit einer grün und goldenen Arabeskenweberei darin. Einen Augenblick wog er ihn in der Hand, fand auch den Preis, den der braune Kerl dafür forderte, und den man auf zwei Drittel herunterhandeln würde, nicht zu hoch. Er lächelte. „Einer ruhig schreitenden Frau müßte solch weicher, schimmernder Schal gut stehen!" Dann aber warf er das Ding beiseite. Er hatte keine Verwendung für Frauenputz! Auch sah der Araber, nun er ihn näher ins Auge faßte, gefährlich aus. Fleckig und fiebrig, wie von Krankheit befallen. Man mußte vorsichtig sein. Unlängst erst war an der Küste ein Pestfall vorgekommen, durch einen erhandelten Teppich eingeschleppt. Barsch wies er den Menschen ab, ließ sich Wasser geben und reinigte seine Hände.

Abends auf dem Schiff sah er „seine Erscheinung" wieder. Zuerst erkannte er sie nicht. Sie saß am unteren Ende der Tafel, zwischen den Neuangekommenen, trug ein weißes, ausgeschnittenes Kleid und ein schön geformtes Schmuckstück von blauem Stein am Halse; über der delikaten Linie ihrer Schultern hob sich ein liebes, einfaches Gesicht mit ernsten Augen. Sie gefiel

ihm sehr. Sein eigener Platz war in der Nähe des Kapitäns, ziemlich weit von ihr entfernt, aber wenn er sich zurückbog, konnte er sie sehen, blond und still auf dem blauseidenen Hintergrunde des Meeres, das hinter den Fenstern zu hängen schien. Mehr als gewöhnlich langweilten ihn heute die Berechnungen seines englischen Nachbarn über die Meilenzahl, die er bereits bei seinen Morgenspaziergängen um das Schiff herum zurückgelegt hätte, und welchen Entfernungen zwischen welchen Städten sie entsprächen. Auch die hygienischen Warnungen, mit denen eine schwedische Ärztin ihm gegenüber allen Umsitzenden das Essen zu verleiden pflegte, konnten ihn heute nicht zu der gewohnten spöttischen Abwehr reizen.

„Also kein Büchsengemüse mehr essen?" Er hatte eben bemerkt, daß die fremde junge Frau ein paar Worte mit dem englischen Offizier wechselte, der neben ihr saß. Sie lächelte dabei. Aber nur der Mund lächelte, die Augen blieben ernst, fast traurig.

Nein, einfach war diese Frau nicht.

Als sie aufstand, sah er, wer es war. Es gab ihm förmlich einen Stoß, als müsse er etwas zu ihr sagen; als dürfe er etwas erwarten von ihr.

Während des Essens schon hatte das Schiff unangenehm gestoßen. Als man hinaustrat, fand man den Mond nicht mehr. Der Himmel stand voll schwerer Wolken, von denen der Wind kaum hier und dort ein Ränd̈chen abzufetzen vermochte. Dann kam der Regen. Heiße Güsse, wie aus einer Badewanne. Man hatte das Gefühl, man müßte schmutzig werden von diesen Wassermengen. Riedhammer hatte sich seinen Regenmantel geholt und stand nun am Schnabel des Schiffes in den kaminartigen Winkel hinter dem Scheinwerfer eingeschmiegt, sah die dunklen Masten ins Schwarze ragen, hörte Triefen und Brausen und spürte den schneidenden Strom der begegnenden Luft. Aus dem Salon klang Klavierspiel, ein Walzer. Man tanzte. Ob sie dabei war? Er versuchte einen Augenblick sich vorzustellen, wie sie aussähe beim Tanzen, aber das Bild verschwand. Regelmäßig trappten die Schritte des wandernden Engländers um das Schiff herum, und unbeweglich wie immer saß der indische Yoghi auf seinem Platz.

Arnold liebte diese einsamen Abendstunden da in seiner Ecke. Sie waren ein Tribut, den er seinem inneren Menschen darbrachte. Er fühlte sich dann immer ganz eins mit dem Schiff, das zischend gerade seine Straße zog, ins Dunkle hinein. Und heute abend, wie er mit ineinandergelegten Händen dastand und auf das Klavierspiel unten lauschte, kam ihm leise eine schauervolle Ahnung von eigenen dunklen Wegen, die er gehen würde. Er fühlte die Töne in seinem Blute klopfen, mit einer Lockung, die ihn erschreckte und beglückte. Heftig trat er aus seinem Versteck hinaus in den Regen, hob den Kopf und ließ sich die Tropfen über die Stirn laufen. Dann ging er hinunter in seine Kabine.

Er nahm den Brief noch einmal vor, den er in Port Said auf der Post vorgefunden hatte. Man teilte ihm den Eröffnungstermin der Pariser Welt-

ausstellung mit, auf der ein Modell seiner Drehbrücke ausgestellt war, und bat ihn zugleich, dort als Sachverständiger zu fungieren bei dem Aufbau eines malayischen Dorfes. Man legte großes Gewicht darauf bei dieser Ausstellung, der ersten wirklich internationalen nach dem Kriege, tadellos vertreten zu sein.

Riedhammer hatte zuerst abtelegraphieren wollen. Seine Schiffskarte ging nach Italien, nicht nach Frankreich. Hätte er die Aufforderung früher erhalten, so würde er praktischer und angenehmer von Port Said aus direkt nach Marseille gereist sein. Nun konnte er kaum rechtzeitig in Paris eintreffen, sah Hetzerei und Unvollkommenheiten voraus, die ihm zuwider waren. Auch hatte er sich auf das Ausruhen gefreut und mochte nicht gleich wieder in die Sielen. Heute Abend aber fühlte er sich frisch und unternehmungslustig. Er beschloß, von Neapel aus zuzusagen. Ein plötzlicher, sehr europäischer Ehrgeiz kam ihn an, sich hervorzutun, nicht zurückzubleiben hinter anderen. Die Muße hatte allen Reiz für ihn verloren. Auch hier auf dem Schiff schon wollte er irgend etwas Vernünftiges vornehmen. Er hatte einem deutschen Anthropologen versprochen, unterwegs Lieder und Sagen zu sammeln. Seine Notizbücher waren gefüllt mit Material, das wollte er nun sichten und ordnen, gleich morgen.

Beim Einschlafen sah er noch einmal die fremde weiße Frau. Sie lächelte mit traurigen Augen.

Der Vormittag war schwül. Totenstill und bleifarben lag das Meer. Keine Hoffnung auf Wind. Man litt von Küchengerüchen und Fliegen. Die Passagiere lagen mit Fächern und Wedeln in ihren Stühlen. Matt, wie vergilbt. Selbst der Engländer wanderte nicht. Nur zwei Wienerinnen mit roten Schleiern, die in Gesellschaft ihres Beichtvaters reisten, unterhielten mühsam einen Flirt mit einem fetten, schweißbedeckten Ungarn, und Mrs. Craw, der Schrecken des Schiffs, wegen ihrer Chinareisen „die gelbe Gefahr" genannt, ließ sich von dem Steward beständig Stuhl, Fächer, Eiskübelchen, Taschentuch und ein dickes Buch nachschleppen, da sie immerfort ihren Ruheplatz änderte. Zwei ältere deutsche Gelehrte, die unzertrennlich waren, saßen liebenswürdig gefaßt und aufmerksam da und machten Aufzeichnungen. Ab und zu richteten sie eine Frage an Dr. Riedhammer, der in ihrer Nähe saß, ein grasgeflochtenes Täschchen an den Stuhl gehängt, dem er ab und zu ein neues Notizbuch entnahm, um darin zu blättern. Eben jetzt war er an die Sage vom Fregattvogel gelangt. Er hatte sie einer Erzählung der hübschen braunen Moansa nachgeschrieben. Ganz in ihrer Redeweise. Die Geschichte berichtete von einem Häuptling, dessen Frau starb. Die neuen Frauen behandeln den nachgebliebenen Sohn schlecht; deshalb erscheint dem Knaben seine tote Mutter in Gestalt eines Fregattvogels, tröstet ihn und beißt ihn, um dem Vater damit ein Zeichen ihrer Wachsamkeit zu geben, in den Finger. Als sich in der Behandlung des Knaben nichts ändert, entführt sie ihn ins Geisterreich. Der Vater sucht den Verschwundenen. In der Erde hört er Stimmen. Bald hier, bald dort. Er gräbt. Immer wieder getäuscht.

„Darauf Vater sein, er sagte: du gräbst dich weg, der Knabe sagte: wir zwei hier, wir zwei da; grabe du, grabe du, grabe du. Graben. Müde. Mann tot. Ende das."

Die Geschichte hatte damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; die Bosheit der unterirdischen Geister, die den Menschen zu Tode äffen etwas unsäglich Peinigendes lag für ihn in alledem.

Ein Lachen und Laufen über das Schiff riß ihn aus seinen Träumen. Der Papagei von Mrs. Craw war entflohen, und man suchte ihn unter der Ägide der dicken Dame im khakigelben Morgengewande wieder einzufangen. Sie selber warf alles, was an Hüten, Büchern, Taschen, Schleiern, Gläsern und Zeitungen auf den Stühlen herumlag, nach dem Flüchtling, schrie und kommandierte und brachte das ganze Schiff in Verwirrung.

Das kleine Intermezzo hatte die Leute erfrischt. Man stand umher, lachte und schwatzte und hatte die Hitze vergessen. Einige junge Leute begannen ein Spiel, an dem sich nach und nach immer mehr Schiffsgäste beteiligten. Man warf in bestimmter Ordnung mit Bleistücken auf ein großes Schachbrett, andere schleppten kleine Eimerchen herbei, in die man mit Lederringen hineintreffen mußte. Wieder andere erprobten ihre Geschicklichkeit, einen Nagel kerzengerade und mit einem einzigen Schlage in ein Brett zu treiben.

Riedhammer sah spöttisch hinüber. Immer noch, wenn er eine Anzahl europäischer Männer und Frauen beisammen sah, fiel ihm die komische Verschiedenheit ihrer Formate auf. Drüben war er an gleichmäßig Zierliches gewöhnt gewesen, hier sah man allzu Dürre und allzu Dicke; dazu die Frauen in bizarr erfundene Formen gezwängt. Einen Augenblick fesselte die hübsche elegante Miß Wedney seine Aufmerksamkeit. Auf einmal aber erhob er sich. Er hatte ganz flüchtig eine weiße Frau gesehen, die an der anderen Seite des Schiffes saß und gleichfalls zuschaute. Rasch erhob er sich und ging hinüber. Ihm war, als müsse er dort sein, wo sie war. Ebenso selbstverständlich stellte er sich neben sie. Er sah sie nicht an, sondern fuhr fort, die Spieler zu betrachten. Am Schachbrett wurde eben ein Neuhinzutretender den anderen vorgestellt. Er scharrte die Hacken zusammen und ließ ein paarmal den Kopf ganz schnell und hart auf seine blaubattistene Morgenbrust fallen, dabei mit großer Gewalt seinen vielsilbigen Namen hervorstoßend.

Riedhammer lachte. „Wenn man dagegen an die anmutige Höflichkeit der sogenannten Wilden denkt!" Und wie eine Antwort kam es dicht an seiner Seite her: „Ja, in Europa begnügen sich die Leute mit dem einfachen Hersagen der Formeln."

„Ohne jede liebenswürdige Täuschung", ergänzte er.

Dann wandten sie sich zueinander und lächelten sich an, in dem Bewußtsein, sich nahe gekommen zu sein ohne Formeltram und Konvention.

Sie trug heute morgen ihr braungoldenes Haar um den Kopf gelegt. Nicht übermäßig dicke Flechten. Er betrachtete ihr schmales Ohr, den wundervollen Umriß ihrer Glieder und kam an die gebräunten Hände, die auf ihrem Schoß lagen. Ein breiter goldener Ehering saß an der rechten Hand. Arnold betrachtete diesen Ring. Die junge Frau sah auf, bemerkte seinen Blick und

ließ unwillkürlich die Hand tiefer in die Falten hineingleiten, so wie man sich vor heißer Sonne schützt.

„Auch mir sind die europäischen Sitten wieder neu." Sie sprach ein gutes, etwas zögerndes Deutsch. „Ich war kaum siebzehn Jahre alt, als ich nach Batavia kam."

„Sie sind Holländerin?"

„Ja. Aus Amsterdam."

Und sie nannte ihren Namen: „Johne Stevens."

Das Schönste an ihr sind ihre Augenlider, dachte er, glänzend wie Perlmutter und herrlich in der Form.

Sie blieben eine Weile still.

Frau Stevens hatte ihre Hand jetzt, wie um sie zu kühlen, an den großen blauen Stein gelegt, den sie auch heute auf der Brust trug.

„Sicher ein Geschenk ihres Mannes", dachte Arnold. Laut fragte er dann:

„Ist das indisch?"

„Ich weiß nicht, ich habe es in Port Said einem Araber abgekauft."

Riedhammer sah sie dankbar an. Es freute ihn so sehr, daß es kein Geschenk ihres Mannes war.

Sie nahm das Schmuckstück vom Halse und reichte es ihm.

Warm und glatt hielt er es in der Hand. Bei näherer Betrachtung war es nicht sehr kostbar, aber geschmackvoll geformt und mit einer hübschen Goldarbeit zusammengehalten, die sich hinter dem Stein versteckte.

„Ich habe da in Port Said allerlei Buntes gekauft," sagte sie. „Ich glaube, nur deshalb, weil ich seit langer Zeit einmal wieder froh wurde."

„Und wenn Sie froh sind, wandeln Sie auf dem Meere?"

Sie verstand ihn nicht. Da erzählte er ihr seine Vision, bemüht, einen ironischen Ton hineinzulegen. „Sie wissen, man hat Stimmungen. Ich bildete mir ein, schon halb erledigt zu sein für die Mitwelt, keinen Menschen zu haben, dem ich einiger Mühe wert wäre. Da hatte das Meer die Gutmütigkeit, sich für mich zu öffnen und mir eine — — Ganz wie eine Fatamorgana tauchten Sie mir auf. Und entschwanden auch so; ich glaube zu den Unterirdischen," fügte er in einer vagen Erinnerung an eben Gelesenes hinzu.

Sie sah ihn ernsthaft an. Dann, ohne ein Wort zu sprechen, gab sie ihm die Hand. Er hielt sie eine Weile still in seiner. Dann gingen beide wie auf Verabredung zu den anderen, die in Erwartung der Mahlzeit jetzt müßig umherstanden.

Im Laufe des Tages trafen sie sich immer wieder. Im Lesezimmer, am hinteren Teile des Schiffes, wo sie nachmittags die Möwen fütterte, dann, als die Sonne durchbrach und es frischer wurde, mit anderen zusammen auf der Kapitänsbrücke. Sie hatten sich immerfort etwas zu sagen. So, als hätten sie seit Jahren miteinander gelebt. Dabei sprachen sie doch nichts Persönliches. Sie sprachen vom Wetter dieser letzten Tage, von der Fahrt, von dem Schiff, auf dem sie sich befanden, und von den Farben des Wassers.

Kurz vor der Abendmahlzeit verbreitete sich die Nachricht, im Zwischendeck sei Tanzvorstellung. Eine Tscherkessin. Viele gingen hinunter, sie zu sehen. Auch Frau Stevens. Arnold stieg dicht hinter ihr das Fallreep hinab. Als sie auf der Treppe plötzlich stehen blieb, tat er dasselbe.

Frech und geschmeidig stand ein braunes Mädchen da, halb nackt, und machte mit gespreizten Beinen plötzliche Sprünge, die wie wilde Ausbrüche von Schamlosigkeit wirkten. Die zuschauenden Herren standen mit erhitzten Gesichtern daneben. Einige lachten. Riedhammer machte eine merkwürdige Bewegung mit den Armen, als wolle er das weiße Geschöpf da vor sich aufheben und forttragen. Unwillkürlich streckte er die Hände nach ihr aus. In demselben Augenblicke wendete sie sich um, gerade so, als hätte er sie beim Namen gerufen.

„Gehen wir wieder hinauf," sagte sie dann.

„Ja, gehen wir."

Ihr „wir" entzückte ihn.

Nach dem Essen standen die Leute mit Operngläsern, ein Schiff zu beobachten, das hinter ihnen herkam, von den Wellen manchmal unsichtbar gemacht. Endlich konnte man die Farben des Schornsteins erkennen: ein Niederländer. Arnold, der seiner Nachbarin sein gutes Perspektiv anbot, bemerkte, daß sie blaß wurde.

„Holt es uns ein?" fragte sie und gab sich gleich selbst Antwort: „Nein, unser Schiff ist viel schneller."

Unter der schwarzen Maske des Fernglases hatte ihr Gesicht einen starren, entschlossenen Ausdruck. Als sie das Glas sinken ließ und seine Augen auf sich gerichtet sah, errötete sie. Er blickte nicht weg. Er hatte sich ein Recht gegeben über sie, weil er sie liebte.

„Fürchten Sie etwas von diesem Schiffe?" fragte er aufs Geratewohl.

Noch einmal sah sie auf den Niederländer, der immer mehr zurückblieb. Dann mit einer Gebärde, die etwas Ergebenes hatte, faltete sie die Hände:

„Ich hatte Angst, man könnte mich wieder holen," sagte sie dann leise, so, als solle er es am liebsten gar nicht hören.

„Ihr Mann?"

Sie hob den Kopf, und mit demselben starren, fast harten Ausdruck von vorhin fügte sie hinzu:

„Ich kehre nicht mehr zu ihm zurück."

Dann, als sei dies abgetan, setzte sie sich.

Riedhammer stand kerzengerade neben ihr. In seiner Brust tanzte das Blut. „Dann, also dann," stammelte er —

Allerlei Menschen gingen vorbei, einige blieben stehen und sprachen mit ihnen. Arnold hörte sie in verschiedenen Sprachen ein paarmal sagen: „Sie haben ganz recht!" und allerlei sonst. Ein fertiger Entschluß war in ihm aufgeschossen, unabänderlich wie ein Gebot.

„Bitte kommen Sie mit," sagte er. Sie sah ihn an. Dann senkte sie den Kopf und kam mit ihm. Er führte sie hinauf in seinen stillen Winkel, hinter den Scheinwerfer, da, wo er zuerst mit ihrer Macht gekämpft hatte.

Er sprach ihr davon. Dann ganz einfach fragte er sie, ob sie seine Frau werden könne? Später einmal, wenn sie wieder frei sei?

„Wenn ich wieder frei bin." Sie nickte ein paarmal leicht mit dem Kopf. Und auf einmal, ganz schnell und bestimmt legte sie beide Hände in seine. „Ja, ja, ja!" Ihre Lider, weit heller als das Gesicht, zitterten leise. Er mußte an Schmetterlinge denken, die einen Augenblick ausruhen auf den Seen, um wieder fortzuflattern. Und etwas Flüchtiges, wie Auffliegendes war auch in ihrer Haltung.

„Du darfst mich nie verlassen," sagte er, wie in Angst. „Ich habe dich mir aus dem Meer heraufgebetet. Du gehörst mir."

Sie streichelte seine Wangen und sein Haar, und er wunderte sich, wie leicht ihre Hände waren. Auch ihre Gestalt, die er an seine drängte, fühlte sich kühl an und leicht wie Schaum. Nur ihre Lippen, die er küßte, brannten.

Beherrscht und glücksfromm blieben sie da oben die halbe Nacht, dicht aneinander gelehnt. Vor ihnen ragten die Masten, vom Monde übergossen, goldträufelnd in die Nacht hinein. Unbeweglich saß der Yoghi auf seinem Platze, der schwere Schritt der Schiffswache tönte bald näher, bald ferner, und kerzengerade, mit rauschendem Kiel durchschnitt das Schiff die Wasser, hinein ins Dunkle, Unbekannte. Eine breite, rotschimmernde Furche zog sich hinter ihnen.

„Jetzt mußt du gehen, du frierst," sagte Arnold endlich. „Du darfst mir ja nicht krank werden."

„Ich will auch nicht," sagte sie, aber ihre Zähne schlugen aufeinander.

Er wagte es nicht, sie hinunter zu begleiten, sah ihr nur nach, wie sie die Treppe langsam hinabstieg, sich noch zweimal nach ihm umsehend.

„Du Frau, du Frau," murmelte er.

Mit großen Schritten lief er auf dem Schiff umher. Dann fing er an, über sich selber zu erstaunen. Er, der um Frauen sich kaum je gekümmert hatte! Als Student liebte er eine schöne Verwandte, die ihm aber rasch gleichgültig wurde, und drüben – das rechnete nicht mit. Und jetzt, kam ihm, dem reifen Manne, diese plötzliche besinnungslose Leidenschaft zu einer Fremden. –

Die Küste von Europa in Sicht.

Alle stürzten an den Schiffsrand und schauten nach dem schmalen, grauen Streifen. Einige hatten Tränen in den Augen. Ein mageres, stilles Ehepaar aus Bremen drückte sich die Hände und flüsterte miteinander.

Eine sichtliche Veränderung in den gesellschaftlichen Beziehungen vollzog sich fast im Augenblick. Einer betrachtete den anderen mit Heimatsaugen, erwog, was der und jener wohl zu Hause gelten würde. Vorsichtige beschäftigten sich schon jetzt mit ihrem Gepäck, suchten in den Salons ihre Bücher und Notenhefte zusammen und reklamierten ihr Eigentum. Andere ordneten ihre verschiedenen Geldsorten, saßen da und rechneten und seufzten. Ein paar ägyptische Herren sowie ein feiner, kleiner Chinese machten sorgfältig europäische Toilette.

Riedhammer klopfte an Frau Stevens Kabine an. Er wollte mit ihr sprechen.

„Sollen wir uns nun wirklich schon in Genua trennen?"

„Mein Billett geht weiter bis Antwerpen," sagte sie hilflos.

Er besann sich eine Weile. „Erwartet dich dort jemand?"

Sie seufzte. „Mutter und Schwester wissen noch gar nicht, daß ich von Batavia weg bin."

„Um so besser. Ich will dir nämlich den Vorschlag machen, dein Billett verfallen zu lassen und von Genua aus zu Lande zu reisen. Ich steige schon vorher in Neapel aus. Denn wozu braucht man auf dem Schiffe zu wissen, daß wir jetzt zusammengehören?"

„Nein, das braucht man nicht." Es klang so drollig gehorsam, daß er lächelte.

„Nun gut, ich steige also in Neapel aus, fahre mit der Bahn nach Genua und hole dich am Hafen ab. Wir sehen uns zusammen Genua an. Natürlich nur, wenn du willst? Und fahren dann zusammen weiter nach Paris."

Er wandte seine Augen, um sie nicht zu beeinflussen, von ihr weg.

„Willst du?" fragte er noch einmal.

„Mir scheint, ich will," sagte sie leise.

Er sah jetzt, daß ihr Tränen in den Augen standen.

Er küßte sie zart und dankbar.

Als er gegangen war, legte sie sich fröstelnd auf ihr Lager und hüllte sich fest in einen seidnen Schal. Ein blauschimmerndes Gewebe von großer Schönheit mit einer grün und goldenen Arabeskenzeichnung darauf, derselbe Schal, den Riedhammer in Port Said von sich stieß, den Frau Stevens kurz darauf gekauft hatte, und den sie nun als Decke benutzte.

Um 12 Uhr nachts kam man in Neapel an. Frau Stevens war aufgeblieben, trotzdem sie nicht ganz wohl zu sein schien. Sie war bald heiß, und bald fröstelte sie. Der Abschied inmitten des Getriebes der Landung war oberflächlich und stumm verheißungsvoll. Das Letzte, was er von ihr sah, war das helle Wehen ihres Schleiers. Im Augenblick darauf war sie verschwunden, wie im Meere untergetaucht. Ein sinnloser Schreck durchfuhr ihn. Eingekeilt in der hin- und herflutenden Menge ließ er sich, willenlos und lächerlich, wie ein Kreisel herumdrehen. Ein Kerl riß ihm sein Köfferchen aus der Hand und lief damit davon, so daß er erwachend, mit einem malayischen Fluch auf den Lippen, ihm nachjagte.

Draußen sah er noch einmal zurück. Das Schiff lag dunkel da, sich stumm und leise in der Nacht verneigend. Er wartete bis zur Abfahrt. Als der Dampfer sich in Bewegung setzte, glaubte er das Winken eines weißen Tuches zu sehen. Er rief. Kein Laut antwortete ihm. Die Entfernung war zu groß. Und dieses plötzliche Gelöstsein aus warmer, lieber Nähe schien ihm schwerer zu ertragen, als er je geahnt hatte.

Während er mit seinem Gepäckträger die steile, schwüle Straße hinaufstieg, die von der Marina zur Stadt führte, kam ihm immer aufs neue der Gedanke, er hätte sie verloren, er würde sie nicht wieder sehen.

Nach einer kurzen, im Hotelbett durchwachten Nacht, ungewohnt der Stadtluft, ohne Lust Kunst oder Natur zu genießen, verbrachte er die Stunden bis zum Abgang des Zuges, ging dann, in Genua angelangt, lange vor Ankunft des Dampfers zum Hafen hinab und stand geduldig in der Hitze und wartete.

Nun endlich war sie da. Er hatte sich etwas abseits gehalten bei der Landung und abgewartet, bis der Abschied von den Zurückbleibenden vorüber war. Ganz fremd erschien sie ihm auf einmal. In einem städtischen Promenadenkleide, weiß wie immer, aber von konventionellerem Schnitt. Sie hielt mit einer Bewegung, die ihr eigen war, beide Arme nach rückwärts gehoben. Wie ein großer weißer Vogel, der zur Reise rüstet.

Jetzt aber sah sie ihn. Mit schnellen Schritten, kaum sich bewegend, kam sie zu ihm.

„Danke," sagte er atemlos. Dann sprachen sie beide nichts mehr.

Auf einem großen, hellbeschienenen Platze, über den ein paar Denkmäler einen kurzen Schatten warfen, blieb sie stehen. Sie schloß die Augen.

„Dir ist doch wohl?" fragte er besorgt.

„Mir kommt es nur so schrecklich heiß vor, nach der Seeluft."

„Dann ist es am besten, wir gehen höher hinauf. Da ist es kühler."

„Aber wollen wir denn nicht in ein paar Stunden weiter fahren nach Paris?"

Er wurde über das ganze Gesicht rot und sah sie bittend an. Da legte sie ihren Arm in den seinen, senkte den Kopf und ließ sich führen.

Ohne sich weiter umzusehen oder zu bereden, stiegen sie zwischen Mauern den Berg hinan. Überall aus den Gärten dufteten Mimosen und Orangenblüten. Palmenbäume blickten über die Mauer herüber. Ein schwacher Wind durchwehte den Gassenschacht und kühlte.

Auf halber Höhe fanden sie einen Wagen. Droben in Granarolo suchten sie sich unter den Häusern, in denen man vermietete, ein sauberes aus, wählten zwei Zimmer mit dem Blick auf das Tal, denn sie waren es müde, das Wasser zu sehen, und blieben da oben den ganzen Tag; saßen, als es kühler wurde, im Gärtchen und ließen geduldig reifen, was sie als unentrinnbar in sich fühlten.

In der Nacht aber trieb der sanfte Mondschein und die Einsamkeit ringsum sie zueinander.

Ohne Vorwurf, ohne Reue, jedes über sich selbst erstaunt und übermütig in seiner Beglückung, so spielten sie sich in den neuen Tag hinein. Manchmal versuchten sie ernsthaft zu planen und zu verfügen; aber das Wunder war zu neu, sie vermochten noch nicht es einzuordnen. Jede Miene, jede Bewegung des geliebten Gesichts war wichtiger als die Zukunft, wichtiger auch als die Vergangenheit.

„Jetzt bist du mir Wirklichkeit geworden," sagte Arnold ein paarmal, „nicht mehr nur Erscheinung."

„Und jetzt bin ich dir Wirklichkeit?" Sie sagte es leise singend, ihn mit blassen, schmalen Armen umfassend.

Er sah in ihre nahen, immer ein wenig traurigen Augen. Etwas war in ihr, was er noch nicht kannte. Etwas Rätselhaftes, das noch nicht geschmolzen war an ihm. Er fürchtete sich fast davor. Und mit geschlossenen Augen küßte er sie heftig, um nichts mehr zu denken, nichts zu sehen, nur zu fühlen, daß sie da war.

Je mehr sie sich Paris näherten, um so überfüllter wurden die Bahnwagen. Riedhammer litt Qualen, die geliebte Frau unter allen diesen Menschen zu sehen. Sie selbst hatte fiebrig rote Lippen und eigentümlich blasse Hände. In Macon stieg ein Bekannter von Riedhammer ein, der französische Gesandte aus Hongkong. Sein lebhaftes Geplauder amüsierte Johne und riß auch Riedhammer ein wenig aus seiner gereizten Stimmung. Er erzählte sehr drollig von der Marseiller Hafendouane, die ihn durchaus unter Pestquarantäne stellen wollte, weil er aus Ostasien kam, und wie er ihr dennoch entschlüpft sei. „Was haben Sie es klug gemacht, Doktor, daß Sie in Italien schon ausstiegen und überhaupt keinen französischen Hafen berührten."

„Ja, das haben wir wirklich klug gemacht." Sie konnten ihre Augen nicht bezwingen, die sich anlachten.

Der Franzose unterhielt beflissen weiter. „Eine unglaubliche Nervosität herrscht augenblicklich in den französischen Häfen. Man hat Angst. Und in der Tat, ein einziger Pestfall würde die ganze, für uns so überaus wichtige Ausstellung gefährden. Sie wissen, es ist das erste wirklich internationale Unternehmen seit dem unseligen Kriege. All unser Patriotismus macht sich darin Luft. Man will und muß Erfolg haben. Einen Riesenerfolg. Und ich glaube, jeder der, ob mit oder ohne Schuld, diesen Erfolg stört, würde erbarmungslos und kalten Blutes vernichtet werden. Ganz Paris würde zusammenstehen gegen ihn. Unerbittlich."

Drüben tauchte eben das neue Wahrzeichen der Stadt, der Eifelturm, leicht und blinkend in die Luft empor. Seine Eleganz, hinter der sich eine so furchtbare eiserne Massenhaftigkeit barg, hatte fast etwas Drohendes. Johne sah mit weit aufgerissenen Augen hinüber. Sie bewegte wie frierend die Schultern.

Es war gegen Mittag, als Riedhammer und Johne in Paris anlangten. Bei verschiedenen großen Hotels fuhren sie vor, ohne einen Platz zu bekommen. Die Stadt quoll über von Fremden. Endlich fanden sie ein neuerbautes, kaum erst fertiges, in dem noch die Trockenfeuer brannten. Dabei war doch alles schon aufs eleganteste tapeziert und eingerichtet. Nur ein fataler Geruch nach Lack, Kleister und Steinkohlen war nicht zu vertreiben gewesen. Schließlich aber waren sie froh, nicht länger suchen zu müssen. Auch hier gab es nur noch ein paar freie Zimmer. Riedhammer beeilte sich, für Johne eines im dritten, für sich eins im vierten Stock zu belegen. Vorsichtshalber, da er viele seiner Bekannten jetzt in Paris wußte, und in Rücksicht auf die Frau, die später seinen Namen tragen würde, schrieb er sich nicht direkt hinter Frau Stevens ein, sondern überließ die Linie hinter ihrem

Namen einem Amerikaner. Als dann er an die Reihe kam, sah er mit Vergnügen ihre schöne, schräg liegende Schrift. Ihre Zimmernummer war 117.

In seiner Stube wartete er einen Augenblick, bis er sie allein glauben konnte, dann stieg er die Treppe hinauf und ging nach 117. Ihr wohlbekannter flacher Rohrkoffer stand bereits geöffnet vor dem Kamin, sie saß am Tisch und hielt sich das Taschentuch vor den Mund.

„Was ist dir?" Er wurde bleich vor Sorge.

„Gar nichts, nur, weißt du, das Binnenland bekommt mir noch nicht nach der langen Seefahrt. Aber in kurzem werde ich mich wieder ganz akklimatisiert haben."

Er beredete sie, sich aufs Bett zu legen, während er eifrig Decken und Kissen auspackte und ihre Toilettensachen auf dem hübschen Spiegeltischchen ausbreitete. Das Zimmer war hell und luftig, mit einer lichtblauen Tapete und einem breiten Fenster, das auf eine stille bäumebepflanzte Seitenstraße hinausging. Saubere Cretonnemöbel, das Bett mit Mousseline-Vorhängen, ein weißer Teppich. Alles weiß und blau.

Arnold betrachtete jedes Stück mit liebevoller Aufmerksamkeit, dann sah er nach der Uhr. Er mußte fort. Man erwartete ihn in der Ausstellung. Er zögerte, hielt die Uhr in der Hand und konnte sich nicht trennen.

„Mußt du fort?" Sie richtete sich auf und starrte ihn angstvoll an. Er kniete vor ihr hin und streichelte ihr die Füße. „Soll ich bleiben? Sag, daß ich bleiben soll."

„Nein, nein, du sollst nicht um meinetwillen — — Und siehst du, ich ruhe mich inzwischen schön aus, und dann —."

Mit einer kleinen halb verlegenen, halb mutigen Bewegung der Lippen wandte sie sich ganz zu ihm.

In demselben Augenblicke wurde in einem Seitenflügel des Hotels, der gleichfalls auf die Nebengasse sah, ein Fenster geöffnet. Arnold ging und zog die blauseidenen Gardinchen vor die Scheiben. Als er sich umdrehte und nach dem Sofa hinübersah, schien ihm Johne Stevens Gesicht in dem blauen Licht ganz verändert, förmlich kalkig. Er erschrak. Am liebsten hätte er die Gardinen wieder aufgezogen, um sie wie sonst zu sehen, aber die Dämmerung schien ihr gut zu tun. Sie schloß, wie ruhend, die Augen.

„Ich will dem Stubenmädchen sagen, daß sie nach dir sieht," sagte er, „und versprich mir, nach dem Doktor zu schicken, wenn du dich nicht bald besser fühlst."

„Ja, ja." — Sie schien schon fast zu schlafen.

Da, um sie nicht zu stören, schlich er leise hinaus. Aber sie hörte ihn doch.

„Es ist nichts, es ist wirklich nichts," sagte sie und lächelte ihn an.

Er kam noch einmal zurück. „Und bitte, schicke mir eine Nachricht in mein Zimmer, falls du ruhen möchtest, du mich nicht mehr sehen willst."

„Ja, ja," sagte sie wieder, ihre Schultern bewegten sich ungeduldig.

Da ging er. Aber zwischen den Doppeltüren noch stand er eine ganze Weile und horchte, ob sie ihn zurückriefe.

In der Ausstellung verbrauchte er mehr Zeit als er gedacht hatte. Er bannte sich fest an seinen Arbeitsplatz und verschob alles Genießen auf morgen, da sie es zusammen tun würden. Aber es mußte bis in die Dunkelheit hinein geschafft werden. Geeignete Handwerker waren nur heute noch zu haben gewesen; für morgen hatte sich ein Kolonialgewaltiger zu Besuch angesagt, da durfte das Malayendorf nicht fehlen in der wirkungsvollen ethnographischen Abteilung.

Für Minuten gelang es Arnold, bei der Arbeit Sehnsucht und Sorge zu betäuben, aber immer wieder wuchsen sie übermächtig in ihm empor. Zweimal schickte er Telegramme ins Hotel. Jedesmal erhielt er die Antwort: „Alles gut;" da atmete er auf. Die Aufgabe begann ihn zu interessieren.

Beim Scheine der soeben neuerfundenen, sehr laut surrenden und manchmal halb verlöschenden Bogenlampen arbeitete Riedhammer dann weiter. Er blickte manchmal hinauf in die Eisenkonstruktion des Eifelturmes, der jetzt, wie leicht ins Grau hineingetaucht, gegen den erblaßten Himmel stand. Die geniale Verve dieser Schöpfung erregte ihn, durchströmte seinen Kopf mit neuen Ideen. Und im Hintergrund seiner Gedanken stand immer eine liebe wartende Gestalt und streckte weiße Arme nach ihm aus. Der Assistent des botanischen Gartens, der wegen Erneuerung der Pflanzen in der ostasiatischen Abteilung mit ihm sprach, sah ihn plötzlich befremdet an. Riedhammer hatte eine ganz unmögliche Anordnung gegeben. Es war schon zehn Uhr, als er endlich in eine Droschke springen und nach Hause fahren konnte, durch lichtgefüllte lärmende Straßen, auf die er nicht achtete. Im Hotel angekommen, lief er erregt die Treppe hinauf in sein Zimmer. In der zweiten Etage hielt ihn ein älterer Herr auf. „Sind Sie es wirklich?"

Sein Lehrer. Ein Professor von der Berliner technischen Hochschule. Riedhammer hatte hier mitten auf der Treppe eine Fülle von Fragen zu beantworten.

„Jetzt müssen wir eine Flasche Champagner zusammen trinken," beschloß der alte Herr zuletzt. „Ihre glückliche Heimkehr nach Europa muß mit Sekt begossen werden. Oder wollen Sie vielleicht in diesem Babel noch flanieren? Ich komme mit!"

Er war nicht abzuschütteln. Kaum gelang es Arnold, hinauf in sein Zimmer zu schlüpfen und dort nach einer Botschaft Umschau zu halten.

Keine Nachricht. Gott sei Dank. Sie erwartete ihn also. In jäh aufsteigender Glut öffnete er das Fenster. „Johne", sagte er zu der Nacht, die still und sternenklar über den unruhigen Menschenmassen stand.

Im Hause war noch alles hell und wach. Er seufzte. Vor drei Stunden würde er es nicht wagen dürfen, zu Johne hinunterzugehen. So ging er denn ins Restaurant unten, wo der Professor ihn sofort mit Beschlag belegte. Das Gespräch war anfangs lahm. Arnold sollte erzählen und vermochte es kaum. Mit Mühe suchte er seine Erinnerungen zu sammeln. Aber sein Zuhörer war ganz zufrieden, wartete nur darauf, selber zu erzählen, und redete nun seinerseits lebhaft und klug von der Entwicklung Deutschlands während

der letzten Jahre, kam dann auf sein eigenes Fach und horchte, wie er meinte, sehr geschickt seinen einstigen Schüler aus, ob er wohl für eine Lehrstelle an der Hochschule geeignet sei. Es machte Arnold Spaß, scheinbar harmlos und zufällig sich in das allergünstigste Licht zu stellen. Er fühlte sich in Siegerstimmung. Bekam er die Stelle, konnte er in Europa bleiben und heiraten.

Heiß und stark pulsierte ihm das Blut durch seinen Körper, und er blickte dem vergnügten alten Herrn, der ihm zuerst so lästig schien, jetzt mit herzlicher Dankbarkeit in sein kindliches Gesicht. Verkürzte er ihm doch die böse Zeit des Wartens.

Endlich zeigte seine Uhr, die er fortwährend befragte, die erste Stunde nach Mitternacht.

Sie waren die letzten Gäste im Saal. Die Kellner hatten die übrigen Tische bereits mit Stühlen vollgestellt. Als sie in den Treppenflur kamen, empfing sie eine befremdliche Dunkelheit. Der Professor brummte: „Was ist denn heute hier los? Sonst brennt doch das Gas die ganze Nacht im Korridor?"

Riedhammer bat ihn um ein Wachsstreichholz, um sich in sein Zimmer hinaufzuleuchten, wie er sagte. Am Treppengeländer blieb er stehen und horchte. Dann, als alles ruhig geworden war, tappte er sich, Johnes Namen still vor sich hindenkend, im Dunkeln wieder hinunter nach Nr. 117, zündete sein Wachshölzchen an, konstatierte die Nummer und öffnete die unverschlossene Außentür. Dann vorsichtig die andere, die sie gleichfalls offen gelassen hatte. Plötzlich, von einem kalten Luftzug getroffen, verlosch seine kleine Leuchte. Unangenehm kahl hatte der Raum geschienen bei ihrem letzten Aufflackern.

Riedhammer, unruhig geworden, machte ein paar Schritte ins Zimmer hinein. Warum war wohl der Teppich weggenommen?

Behutsam rief er. Keine Antwort. Er blieb wie angewurzelt. Alles war so sonderbar. Das Fenster mußte aufstehen; es war kalt und eigentümlich feucht im Zimmer. Mehr als am Tage machte sich auch ein fataler Geruch bemerkbar. Nach Karbol kam es ihm vor.

Um keinen Lärm zu machen, erregt und zitternd, streckt er die Hände vor, sich am Toilettentisch vorbei zu tasten. Er greift ins Leere. Verzweifelt macht er ein paar Schritte. Nichts. Er faßt hier und da ins Dunkel — alles leer. Er ruft noch einmal, lauter, nach Johne — unheimliche Stille. Auf einmal sieht er im Dunkeln den Kaminspiegel glänzen, geht darauf zu, faßt danach, es ist die Fensterscheibe. Das Fenster steht weit auf, keine Vorhänge mehr, keine Gardinen. Da faßt ihn etwas an. In wahnsinnigem Schrecken schreit er laut auf und greift danach. Er fühlt ein Stück halbabgerissene Tapete, die sich im Luftzug bewegt. Die Wand, an die er rührt, ist feucht und kahl. Er ist in ein gänzlich fremdes, unheimliches Zimmer hineingeraten.

Nun will er hinaus. Er findet die Tür nicht mehr. Ganz sinnlos dreht er sich ein paarmal im Kreise und stürzt endlich atemlos und schweißbedeckt hinaus.

Draußen läuft er wie gejagt die Treppe hinauf. Aber sein Herz schlägt so stark, daß er stehen bleiben muß. Unwillkürlich blickt er den Treppenschacht

hinab. Da huscht etwas über den Gang unten. Ein Mensch. Sein Laternchen macht ihm einen kurzen Schatten, der sich auf den Treppenstufen krümmt. Hände und Gesicht schwarz verhüllt. Er trägt eine lange Rolle über der Schulter. Lautlos und eilig gleitet er weiter und verschwindet.

Arnold fühlte sich den Puls. Nachträglich fiel ihm ein, es könnte ein Dieb gewesen sein. Aber ihm war jetzt alles gleichgültig. Oben in seinem Zimmer machte er Licht. Er trat vor den Spiegel. Er sah blaß aus, und sein Rock hatte Wandflecken.

Lange saß er unausgekleidet auf seinem Bett. Getäuschte Sehnsucht, Ärger über sich selbst und ein unbestimmtes Grauen trieben ihm kalte brennende Tränen in die Augen. Ein paarmal stand er auf und horchte hinunter. Alles zog ihn zu Johne Stevens. Aber dann glaubte er wieder Schritte zu hören und blieb. Als die Sonne aufging legte er sich nieder und schlief bis in den Tag hinein.

Elf Uhr war es, als er erwachte.

Was mußte Johne Stevens von ihm denken!

Durch den Kellner, der sein Frühstück brachte, ließ er fragen, ob er der gnädigen Frau seine Aufwartung machen dürfe?

Der Kellner kam nicht wieder.

Riedhammer wartete eine halbe Stunde, klingelte ein paarmal, aber niemand kam. Da ging er endlich, außer sich über dieses neue Hindernis, unangemeldet hinunter. Er klopfte, öffnete die Außentür, klopfte wieder. Und als niemand herein rief, öffnete er. Da sah er einen kleinen gelben Salon mit vielen Spiegeln, goldenen seidenen Stühlchen und Marmortischen. Im Kamin brannte trotz der Wärme ein eigentümlich parfümiertes Feuer.

Vollständig verwirrt ging er wieder hinaus. Er trat zurück, las noch einmal die 117 über der Tür und stieß gegen den Zimmerkellner, der herbeigeeilt kam.

Der Mann schien aufs äußerste erschrocken. „Wünschen der Herr jemanden? Wenn der Herr jemanden wünschen, bitte doch nicht in die Zimmer zu dringen, bitte doch, sich an mich zu wenden oder an das Stubenmädchen."

Riedhammer wurde ärgerlich. In seinem ungeübten Französisch erklärte er dem Manne, daß er sich seinen Rat ersparen möge, und verlangte die Zimmernummer von Madame Stevens.

„Madame Stevens? Kenne ich nicht."

Unhöflich ging er davon, ehe ihm Arnold Näheres sagen konnte. Der irrte ratlos weiter und traf endlich auf das hübsche Zimmermädchen, das unter der Treppe im Pallier mit einem Stapel Bettwäsche hantierte.

„Welche Zimmernummer hat Madame Stevens?" fragte er möglichst sanft.

Das Mädchen schien sehr beschäftigt zu sein. Sie zuckte die Achseln. „Madame Steven? Kenne ich nicht."

Er beschrieb sie, ihre Haarfarbe, ihre Größe.

„Bedauere unendlich, in meinem Korridor existiert leider keine solche Dame."

„Aber in Teufels Namen, ich habe Ihnen doch selber gestern einen Frank gegeben, damit Sie nach der Dame sehen sollten!"

Das Mädchen lächelte liebenswürdig. „Ach, jetzt weiß ich. Ja, der Herr hatte mir gesagt, aber der Herr hatte mir eine falsche Zimmernummer angegeben, der Herr hatte sich geirrt."

„Sie sind also überhaupt nicht bei der Dame gewesen?"

In seinem aufkochenden Zorn mußte er wohl ein Klingelzeichen überhört haben, denn das Mädchen rief plötzlich eifrig:

„Entschuldigen Sie, man braucht mich oben." Unbegreiflich schnell war sie davon.

Entschlossen ging Riedhammer die Treppen hinunter zum Portier.

„Welche Zimmernummer hat Madame Stevens?"

„Madame Stevens?" Der Mann sah lange in die Luft. Dann wandte er sich an einen der Herren, die hinter dem langen Bureautische die Bücher führten. Er räusperte sich: „Existiert eine Madame Stevens hier bei uns im Hotel?"

„Eine Holländerin," sagte Arnold, zitternd vor Ungeduld.

Die Herren schlugen nach. „In den letzten Wochen ist hier keine Dame dieses Namens eingetroffen."

Riedhammer donnerte auf den Tisch, daß die Tintenfässer klirrten.

„Jetzt wird's mir aber zu toll." Er bemühte sich, seinen Zorn auf französisch auszudrücken. „Gestern mittag komme ich hier an mit der Dame —"

„Pardon, der Herr ist allein gekommen."

„Ach was, ich sage Ihnen doch, die Dame ist mit mir hier angekommen. Da ist ja auch der Groom, der Madame die Handtasche hinaufgetragen hat. Der da mit der verbundenen Hand." Er nahm den kleinen Kerl bei den Schultern. „Du besinnst dich doch?"

Der Knirps sah ihn an. In sein blasses Gamingesicht kam ein sonderbarer, fast frivoler Ausdruck von Neugier.

Arnold stampfte mit dem Fuße auf. „Besinne dich, besinne dich."

Der Kleine sah auf den Portier, der ganz vertieft über ein Zeitungsblatt gebückt saß. Dann sagte er mit kindlich impertinenter Stimme: „Monsieur irrt sich, Monsieur ist allein gekommen."

„So, so allein gekommen!" Er schrie fast. In besinnungsloser Wut schüttelte er den Jungen hin und her. Eine häßliche Szene entstand. Hotelgäste waren stehen geblieben und gafften. Bedienstete drängten hinzu, den Kleinen zu befreien.

„Ein Verrückter!" hörte man rufen. Einige erkundigten sich, um was es sich handele? Man zuckte die Achseln. Ein alter Herr lächelte.

„Wenn Madame doch nicht mehr will. Mein Gott, die schönen Damen sind kapriziös."

Riedhammer sah sich rund im Kreise um. Seine Miene war so schrecklich, daß die Leute sich zurückzogen. „Den Herrn Direktor!" befahl er keuchend.

Er war schon zur Stelle. Elegant, gemessen, sehr blaß über seiner blauen Krawatte.

Riedhammer nahm sich zusammen. „Es handelt sich um die Dame, die gestern mittag mit mir hier angekommen ist und, soviel ich weiß, in Nr. 117 einquartiert worden ist. Madame Stevens." Und er fing wieder an, sie zu beschreiben.

Der Direktor zuckte die Achseln. „Bedauere, eine solche Dame ist hier nicht."

Riedhammer starrte ihn an. Seine Augen brannten.

„Zeigen Sie mir das Fremdenbuch," sagte er endlich heiser.

Es dauerte eine Weile, ehe man es brachte.

Arnold lief mit großen Schritten auf und nieder im Vestibül. Endlich kam das Buch.

Riedhammer schlug es auf. Am Ende der letzten Seite stand sein eigener Name, auf der Linie darüber der Amerikaner, und dann: „Monsieur et Madame Lefèvre, Bruxelles", las er. Er gab das Buch zurück. „Es ist gut." Alles drehte sich um ihn.

„Ich gehe zur Polizei!" rief er ins Haus hinein.

Mitten durch das Gewühl der Menschen und der Wagen ging er, ohne sich umzusehen. Immer im Zick-Zack hin und her. Ein Fahrrad rannte ihn an, ein Bäckerkorb stieß ihn vor die Brust. Er bewegte sich ruhelos weiter, wie ein Uhrwerk, das ablaufen muß. Einmal blieb er mitten unter der Menge stehen. Er hatte sie gesehen, drüben auf dem Fußsteige, ihren weißen Schleierhut, ihren Schal. Da wieder – aber an der anderen Seite. Dann war sie's wieder nicht. Die eine nicht und nicht die andere. Er setzte sich in einen Wagen und ließ sich nach dem Kommissariat des Arrondissements fahren. Heiße, menschengefüllte, unwirtliche Straßen entlang. Wie ein Schulkind plapperte er her, was er auf der Polizei auszusagen hatte: „Gestern mittag um 1 Uhr im Hotel angekommen, Nr. 117. Der Groom trug ihr die Handtasche. — Auf einmal riß es ihn in die Höhe. Wenn sie wirklich von ihm weggegangen wäre? — Absichtlich! Ja, ja, so ist es. Sie hat sich krank gestellt, um ihn zu entfernen, und dann . . .

Und dann? – Er kam nicht weiter.

Deutlich neben sich, so daß er herumfuhr, hörte er ihre Stimme, verträumt und glücklich wie an jenem Morgen in ihrem kleinen Zimmer in Genua: „Ich bin zufrieden — ach, ich bin zufrieden!"

Er faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. Der Kutscher drehte sich nach ihm um, weil er ihn stöhnen hörte.

Im Polizeigebäude verlangte er nach dem Chef de sureté. Der war beschäftigt. In dem Wartezimmer war es zum Ersticken. Er trat ans Fenster. Wieder spielten ihm seine Nerven einen Streich. Er glaubte den Direktor seines Hotels zu sehen, sein blasses, höfliches Gesicht über der blauen Krawatte. Der Herr bestieg einen draußen wartenden Wagen und fuhr davon. Ehe Riedhammer sich noch klar war, ob er recht gesehen hatte, kam ein Diener und führte ihn aus dem gefüllten allgemeinen Warteraum

in ein kleines, leeres Zimmer. Der Mann hatte etwas Scheues in den Augen. Alle waren sie so sonderbar mit ihm. Oder bildete er sich das vielleicht nur ein? Der rätselhaft kleine gelbe Salon tauchte vor ihm auf, der die Nummer 117 trug. Kühlend legte er die Hände an seine Schläfen. Ein paar Minuten blieb er allein, dann erschien der Chef selber an der Tür, lud ihn ein näher zu treten und bot ihm drinnen einen Stuhl an, ziemlich entfernt von seinem eigenen. Auf dem Schreibtisch lag ein frisch beschriebenes Blatt, anscheinend Notizen.

Arnold sah das alles scharf und klar, nur zu denken vermochte er nicht. Der Beamte setzte sich.

„Soviel ich verstehe, wünschen Sie, daß man nach der Dame recherchiert?" Sie sind verwandt mit ihr? Nein? Also ein Freund?"

Riedhammer stieg das Blut zu Kopf. „Ich lernte die Dame flüchtig kennen vor ein paar Tagen. Es traf sich, daß wir dieselbe Reiseroute hatten."

„Ich verstehe vollkommen." Er lächelte verbindlich. „Und nun glauben Sie also —" er sah auf seine Notizen. „Sind Sie ganz sicher, daß Madame wirklich im Hotel abgestiegen ist? Haben Sie irgendwelche Anzeichen dafür?"

„Anzeichen? Ich habe sie selber dorthin gebracht, ich habe sie selber dort besucht, kurz nachher."

„Ah, so. Wollen Sie mir, bitte, gütigst auseinandersetzen, um was es sich Ihrer Meinung nach handelt. Soviel ich bisher sehe, gehört Ihr Fall zu den in Paris allerhäufigsten. Eine Dame allein gelassen — nicht wahr, Sie ließen Madame den ganzen Tag allein? — Paris ist reich an Zerstreuungen? Ich fürchte, die Polizei kann da nichts machen."

Riedhammer erhob sich. Sein Gesicht zeigte eine gefährliche Röte.

„Ich kann nicht glauben, daß man hier in Paris ungestraft einen Fremden auf die unerhörteste Weise betrügen läßt."

„Betrügen?" Der Beamte erhob sich gleichfalls. Seine Miene war streng geworden. „Mein Herr, der Direktor des Hotels, das Zimmermädchen, der Stubendiener, der Kellner, der Portier, der Groom, außerdem sämtliche Herren des Bureaus, jeder einzelne sagt aus, Sie seien ganz allein im Hotel angekommen. Gibt Ihnen das nicht vielleicht zu denken, mein Herr? Glauben Sie, daß sich alle diese Personen einfach getäuscht haben?"

„Nein, aber mich. Man hat mich täuschen wollen." Seine Lippen bebten.

„Und darf ich fragen, aus welchem Grunde?" Die Hand in sein Gilet gesteckt, wartete er auf Antwort.

„Weil — ja, weil — Herr Gott, ich bin doch nicht verrückt." Er trocknete sich den Schweiß vom Gesicht.

Der Chef sah ihn mitleidig an. „Sie sind nervös, sehr nervös, vielleicht wäre es am besten, wir warteten einen Augenblick, bis Sie sich erholt haben."

„Jede Minute ist kostbar."

„Später verständigen wir uns vielleicht besser."

„Nein, nein, wer weiß, was inzwischen — " Die helle Angst sprach aus seiner Stimme. „Sie wollen nichts für mich tun, wie mir scheint?" fragte er mißtrauisch.

„Aber sicher. Wenn Sie es wünschen, sollen die allerausführlichsten Recherchen angestellt werden. Wir geben Ihnen Nachricht, sobald eine Spur sich findet. Vielleicht, um sich nicht länger der Unruhe des Wartens auszusetzen, reisen Sie am besten ab? Wir telegraphieren Ihnen dann, wohin Sie wollen. Reisen Sie, reisen Sie," sagte er noch an der Tür. „Sie sind sehr nervös, lieber Herr!"

„Zum deutschen Konsulat," sagte Riedhammer draußen zum Kutscher.

Man mußte erst in einem Geschäft den Wohnungsanzeiger auftreiben, um darin die Adresse zu ermitteln.

Im Wagen wartend, stellte Arnold Versuche an, gab sich schwierige Exempel auf und sagte das große Einmaleins her. Hatten sie recht? War er verrückt? Er dachte angestrengt nach. Wenn ihm ein anderer seine Abenteuer seit heute Nacht erzählt hätte, er würde sagen: Verfolgungswahn. Also war wirklich alles nur Einbildung? Das schien ihm jetzt einen Augenblick das Wahrscheinlichste. Aber Johne Stevens, die er liebte, die er in den Armen gehalten hatte, war das auch nicht wahr? Ein Spuk? Erschüttert stierte er vor sich hin.

„Und nun bin ich dir wirklich?"

Er sah ihr weißes Gesicht mit den traurigen Augen, die immer so von weit herkamen, das Flüchtige, seltsam Auffliegende ihrer Gestalt, und nun ihr Verschwinden!

Können Menschen so verschwinden? Und können Menschen neben einem stehen, ohne daß die anderen ihn gewahren?

„Verrückt, verrückt!" murmelte er vor sich hin.

Auf dem Konsulat klangen seine Angaben dermaßen wirr und unwahrscheinlich, daß der alte Herr ihn kaum verstand. „Wen klagen Sie eigentlich an?" fragte er.

„Ich weiß es nicht."

Er fühlte sich am Ende seiner Kräfte. Noch einmal geordneter erzählte er alles. Während er sprach, wurde es ihm klar: Johne Stevens Mann aus Batavia steckte dahinter. Der hatte das ganze Hotel erkauft, hatte seine Frau mit Gewalt entführt, hielt sie irgendwo verborgen. Mit sich überstürzenden Worten und flackrigen Bewegungen teilte er dem freundlichen Manne das mit. Der wiegte bedächtig den Kopf. Seine wasserblauen, ziemlich vorstehenden Augen betrachteten Riedhammer von oben bis unten. Er legte ihm seine gute, runzlige Hand aufs Knie.

„Na, erst mal sich beruhigen. Wir werden die Sache schon in Ordnung bringen. Freilich so, wie Sie die Geschichte da erzählen, klingt ja alles etwas unwahrscheinlich, etwas phantasievoll. Ich bin hierher gesetzt zum Schutze meiner Landsleute," fuhr er nachdrücklich fort. „Ich verspreche also, das Mögliche für Sie zu tun. Das Mögliche," wiederholte er mit aufgehobenem Zeigefinger. „Das heißt, man wird untersuchen, ob Ihnen unrecht geschehen, und wenn dies der Fall war, die Schuldigen anklagen."

„Und Madame Stevens? Wird man sie suchen?"

„Das gehört in das Ressort des holländischen Konsulats."

„Gut; also werde ich dorthin gehen."

Der alte Herr verbeugte sich.

„Und wohin kann ich Ihnen Nachricht schicken? Sie reisen doch wohl ab?"

Arnold gab das Bureau in der Kolonialabteilung der Ausstellung an. „Er will mich weg haben," sagte er sich. „Der auch!" Und erschrak gleich darauf. Hatte er schon wieder Verfolgungsideen?

Das holländische Konsulat war geschlossen.

Riedhammer entließ den Wagen, um in einem kleinen benachbarten Restaurant ein paar Bissen zu nehmen. Jetzt, am Nachmittage, war das Zimmerchen ganz leer. Lange saß er da in der Stille, ganz stumpf, und hörte die Fliegen summen. Nach langem Warten bekam er ein Gericht, das er schnell und stumm verzehrte. Dann schleppte er sich zum holländischen Konsulat hin.

Zu seinem Staunen fand er den jungen Angestellten, der ihn dort empfing und sich während des Sprechens auffällig mit einem parfümierten Taschentuche zuwedelte, schon vollständig unterrichtet. Er erklärte, mit dem Sekretär der Sicherheitspolizei auf der Präfektur zusammengetroffen zu sein, der ihm „den Fall Stevens" erzählt hätte, und er sei nun bereit, die Beschwerden des Herrn entgegenzunehmen.

Es lag etwas Hochfahrendes in seiner übrigens korrekten Haltung, das Riedhammer aufs äußerste reizte.

„Man hat Ihnen vielleicht gesagt, daß ich verrückt bin," schrie er ihn an. Seine Augen funkelten.

Der junge Mann trat einen Schritt zurück. Sein gelbes Shantungröckchen knisterte. Er blickte ein paarmal nach der Tür hinter sich.

„Ich — ich übernehme die Sache," erklärte er eilig. „Wollen Sie die Güte haben, mir die Personalien der Dame zu geben." Er setzte sich an ein Tischchen, auf dem Schreibpapier bereit lag. „Name und Vorname?"

„Johne Stevens."

„Johne? — Nicht Johanna?"

„Ich weiß nicht."

„Alter?"

„Ich weiß nicht."

„Ah, Sie wissen nicht?"

„Nein."

„So so. — Also, wo geboren?"

„Ich weiß nicht recht — vielleicht in Amsterdam."

„Hm! Bisheriger Aufenthaltsort?"

„Batavia."

„Was wissen Sie sonst über die bisherige Lebensweise der Genannten?"

„Nichts."

„Nichts?"

„Nichts." Mit einem fast höhnischen Lächeln betrachtete er den Frager.

„Das alles ist sehr sonderbar," sagte der Herr im rohseidenen Röckchen. „Wissen Sie, mein Herr, daß Sie sich durch alles dies in hohem Maße verdächtig machen?"

„Wieso verdächtig?"

„Ihre ganze Geschichte trägt so sehr den Stempel des Erfundenen — diese Geschichte vom Verschwinden einer jungen Frau, die niemand gesehen hat. — Ihr aufgeregtes Wesen wirkt so eigentümlich. Es kommt vor, daß Verbrecher sich selber eines anderen, nicht begangenen Verbrechens anschuldigen, um Ruhe zu bekommen." Er lächelte dabei, befriedigt von dieser Probe seines Scharfsinns. Dabei stand er jetzt ganz nahe an der Tür, die er ein wenig geöffnet hatte. Man sah die Schatten von zwei Männern sich auf dem Pfosten und einem Teil der Wand abzeichnen.

Riedhammer brach in ein Lachen aus, das ihm entsetzlich wehtat. Er war so erfüllt von Haß und Wut all diesem Sinnlosen gegenüber, daß er sich nicht länger beherrschen konnte. Mit zwei Schritten, fast springend, war er dem jungen Menschen an der Kehle und würgte ihn. Man packte seine Arme. Er ließ los. Zwei Leute waren da: ein Polizist und ein Herr im schwarzen Rock. Der Herr trug einen kleinen, spitzen Bart und eine Brille.

„Sie sind krank, mein Herr," sagte er, „entschieden krank. Ich bin Arzt. Ich gebe Ihnen den bestimmten Rat —" sein Ton wurde drohend — „sogleich von Paris abzureisen. Für Ihren Zustand ist diese Stadt Gift."

„Und Sie werden gut tun, nicht erst abzuwarten, bis Sie als lästiger Ausländer ausgewiesen werden," fügte der Herr im Seidenröckchen hinzu. „Was indessen Ihr Antrag betrifft," er war schon halb aus der Tür, „so ist er bei uns in den besten Händen."

„Ich werde mir gestatten, Sie zu begleiten," sagte der Arzt, „Ihre Angelegenheiten im Hotel zu ordnen und Ihnen sonst behilflich zu sein."

Riedhammer hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Er hatte das Gefühl, als hätte man seit Stunden unaufhörlich dröhnend auf ihn eingeschlagen. Er verstand nichts mehr. Mit Verwunderung sah er auf seine Knie, die merkwürdig hin und her fuhren.

„Es ist so," sagte er sich. „Alle haben recht. Johne Stevens hat nicht existiert."

Mit dem fremden Herrn an seiner Seite fuhr er vor seinem Gasthaus vor. Er schloß die Augen, um nicht Neues, Unverständliches mehr zu sehen. Er war sehr müde und traurig geworden. Man brachte seinen noch unausgepackten Koffer hinaus und die Handtasche. Dann fuhren sie nach dem Bahnhof.

„Ich habe gleich ein Billett nach Havre genommen — es ist Ihnen doch recht?" sagte der Arzt.

Riedhammer antwortete nicht. Er wußte nicht mehr, für was er kämpfen sollte, gegen wen. Ein entsetzliches Gefühl von Unsicherheit machte ihn fast ohnmächtig.

Im Augenblick der Abfahrt sah er noch einmal den Eifelturm leicht und blinkend in die Luft emporragen. Er hielt zwischen seinen eisernen Füßen die Stadt gefangen.

Riedhammer hatte sich von Havre aus das erste beste Schiff nach Southampton genommen. Von dort fuhr er nach London, wo er sich für Wochen im Gewühl vergrub, und dann auf die Inseln ging. Da lebte er ein paar Monate ganz einsam und ereignislos, von einem alten Ehepaar gepflegt.

Im August erhielt er aus Paris die Nachricht, daß „trotz sorgfältigster Nachforschungen eine Person weiblichen Geschlechts mit Namen Johne Stevens nicht aufzufinden gewesen sei. Auch hätten die Recherchen ergeben, daß in der Tat Herr Dr. Riedhammer in dem besagten Hotel ganz allein angekommen sei, und daß die von ihm bezeichnete Dame in jenem Hause niemals gewohnt habe."

Am Tage darauf reiste Riedhammer nach Deutschland. Dort in seiner alten thüringischen Heimat ließ er sich nieder, zeichnete Landkarten für einen geographischen Verlag und erwarb sich damit sein Brot. Allerlei Aufgaben hätten sich ihm geboten, Aufträge: Brückenanlagen, Bauten in einer Schiffswerft, auch der Berliner Professor trat wieder mit seinen Anerbietungen an ihn heran. Riedhammer lehnte alles ab. Er traute sich nichts Rechtes mehr zu. Auch sonst war er verändert. „Wunderlich geworden da drüben in den Tropen" meinten die Leute. Er hatte wenig Umgang. Zu Hause las er viel. Eine ganze Bibliothek aus den Schriften der alten Mystiker sammelte sich um ihn. Oft ging er im Lande umher und ließ sich in den Bergdörfern Sagen erzählen. Und kam er an ein Wasser, eine Höhle, sah er eine Staubwolke sich erheben, einen Wassersturz aufstäuben, so konnte er stundenlang sitzen und auf dieselbe Stelle starren. Bis er sie wiedersah, in ihrer stillen Wolke, weiß durchleuchtet, eine Glorie brauner Engelsköpfchen hinter sich. Er sah sie aufsteigen, lächeln und zerfließen, wieder hinabsinken zu den Unterirdischen: seine Erscheinung.

In die Geheimakten der Pariser Polizei aber wurde eingetragen: Daß eine junge Frau aus Batavia, Johne Stevens, in Paris angekommen, an der Pest erkrankt, wenige Stunden nach ihrer Ankunft gestorben und vom Hotel aus heimlich begraben worden sei. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, das der soeben eröffneten internationalen Ausstellung hätte verhängnisvoll werden können, habe man das Zimmer der Toten noch in derselben Nacht eiligst desinfiziert, frisch tapeziert und neu eingerichtet. Den Begleiter der Dame habe man in der Befürchtung, daß auch er angesteckt sei, zwangsmäßig aus der Stadt entfernt.

Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen.

Von
Gustaf Dickhuth.

(Schluß.)

VI.

Die französische Armee stand, als Bonaparte im April 1796 das Kommando übernahm, in der westlichen Riviera, mit der Front nach Norden, zwischen Genua und Nizza.

Ihr gegenüber die verbündeten Sardinier oder Piemontesen und Österreicher, mit den Vortruppen auf dem Kamm des Apennin, mit den Haupttruppen an dessen nördlichem Abhang und in der Po-Ebene.

Zum weiteren Verständnis ist es notwendig, einen kurzen Blick auf das Kriegstheater zu werfen.

Nizza ist der westliche Ausgangspunkt für die beiden großen Gebirge: die Alpen, die in weitem Bogen die italische Halbinsel einrahmen, und die Apenninen, die die Bucht von Genua einschließen und dann südöstlich weiterlaufen. Zwischen beiden Gebirgen liegt die Po-Ebene.

Der Ligurische Apennin ist lange nicht so hoch wie die Alpen. Der Kamm liegt auf 2000 Fuß. Doch erheben sich einige Berge bedeutend höher. Der Col di Tenda liegt auf 5547 Fuß.

Um so merkwürdiger ist es, daß nicht die Alpen die Klimascheide bilden, sondern daß diese Rolle dem niedrigeren Apennin zufällt. Erst an dessen Südhang beginnt die subtropische Vegetation. Die Berge steigen aus der Po-Ebene sanft, rampenartig an und fallen dann schroff in das dicht zu ihren Füßen liegende Meer. Zwischen Berg und Wasser bleibt nur die schmale Küstenebene der Riviera.

Vom holzlosen Südhang stürzen viele Küstenbäche herab. Die Täler sind oben eng, schluchtartig und sehr ärmlich, nach unten zu werden sie etwas breiter, und sind bedeckt von einer wundervollen, üppigen Vegetation. An der eigentlichen Riviera reiht sich dichtbevölkert Ort an Ort.

Nur muß man nicht die heutige Riviera im Sinne haben, wenn man an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts denkt. Wo heut der Strom des Fremdenverkehrs den raffiniertesten Luxus hat entstehen lassen, da lebte da-

mals ein armseliges Volk, von Küstenhandel und Fischerei mühsam sein Leben fristend.

Zum Unterhalt der Truppen bot diese Landschaft nichts. Die Armee war fast ausschließlich auf den Nachschub angewiesen. Und der war schwierig. Denn die rückwärtige Verbindung, die nach Südfrankreich führte, lag nicht hinter der Front, sondern in der linken Flanke. In der rechten Flanke lag die neutrale Republik Genua und weiterhin das bunte Gewirr italischer Staaten mit sehr zweifelhafter Gesinnung.

Dazu wurde die ganze Riviera beherrscht von den Kanonen der englischen Flotte. Die Erfahrungen, die Bonaparte 1796 machte, ließen ihn vier Jahre später die weltberühmte, wundervolle Corniche bauen, die den Kamm entlang von Genua nach Nizza führt. 1796 stand nur die Straße zur Verfügung, die hart am Meer den Fuß der Felsen säumt. Also im wesentlichen der Weg, den heute die Eisenbahn läuft, die alte Via Aurelia von Italien nach Gallien. Sie war 1796 in sehr schlechtem Zustande, vielfach von Sturzbächen aufgerissen.

Über das Gebirge hinweg, aus der Riviera in die Po-Ebene, führte nur eine einzige Kunststraße, die Bocchetta, von Genua nach Alessandria. Die wenigen anderen Straßen waren zwar für Infanterie benutzbar, aber für Fuhrwerke äußerst beschwerlich. Die Bevölkerung verkehrte vielfach auf Saumpfaden, die von Infanterie nur in Reihen und allenfalls von Maultieren benutzt werden konnten.

Auf dem anderen, nördlichen Abhang waren die Wege besser und zahlreicher. Sie führten in die fruchtbare, gut bebaute Ebene, in der wie heute neben Wiesen und Getreidefeldern auch Oliven-, Maulbeer- und Weinpflanzungen sich ausbreiteten.

Dorthin mußte Bonaparte seine halb verhungerte Armee aus der ärmlichen Riviera führen. Er hat in St. Helena gesagt: „Die Lage der Armee verschlimmerte sich mit jedem Tag. Man durfte daher keinen Augenblick verlieren. Da, wo sie stand, konnte die Armee nicht mehr leben. Man mußte vor- oder zurückgehen."

Von Savona am Meere führt eine Straße ins Gebirge nach Carcare. Dort gabelt sich der Weg. Nordöstlich führt er nach Alessandria, nordwestlich nach Turin.

Die Verbündeten hatten ihre Streitkräfte so aufgestellt, daß jeder die Straße nach seiner Hauptstadt deckte. Also standen die Österreicher östlich, am Weg nach der Lombardei, die Sardinier westlich, am Weg nach Turin. Ihre inneren Flügel waren zwar nicht weit voneinander entfernt. Sie konnten sich aber nur unterstützen, wenn sie sich nach vorwärts vereinigten. Denn eine direkte Querverbindung über die Berge gab es nicht.

Diesen Umstand beschloß Bonaparte auszunutzen. Er wollte auf Carcare marschieren und sich zwischen die Verbündeten werfen. Dadurch bedrohte er in gleicher Weise Alessandria wie Turin. Schwerlich würde einer der Gegner seine Verbindungen aufgeben, um sich auf der anderen Straße mit dem Verbündeten zu vereinigen.

Natürlich wäre das das einzig vernünftige gewesen. Die Hauptsache ist der Sieg. Wo er erfochten wird, ist gleich. Wenn die Franzosen entscheidend geschlagen wurden, dann waren Alessandria und Turin beide nicht mehr bedroht. Diese Überlegung ist so einfach und einleuchtend, daß sie auch dem von selber kommen muß, der sich niemals mit operativen Fragen beschäftigt hat. Und doch zeigt die Kriegsgeschichte auf jedem Blatt, daß gerade hier die Schwäche aller Koalitionskriege liegt. Keiner kann sich entschließen, die unmittelbare Sicherung seines Gebietes aufzugeben.

Bonaparte wollte nun von Carcare aus einen kurzen Vorstoß gegen die Piemontesen unternehmen, um die einmal vorhandene Trennung zu erweitern, dann die Österreicher so weit zurückwerfen, daß er Ellbogenfreiheit gegen die Sardinier hatte. Die wollte er mit raschen wuchtigen Schlägen zum Frieden zwingen und nachher den Feldzug in der Lombardei gegen die Österreicher führen.

Als Bonaparte diesen Plan entwarf, konnte er nicht ahnen, wie weit die Aufstellung der Österreicher ihm dabei entgegen kam. Er mußte damit rechnen, auf ihre gesamten Kräfte noch im Gebirge zu stoßen. Tatsächlich aber standen dort nur zwei Brigaden. Die Masse war weit zurück in der Ebene, sogar bis jenseits des Po.

Wenn es Bonaparte gelang, die Piemontesen anzugreifen, ehe die Österreicher ihre Winterquartiere verließen, so mußten sie ohne Unterstützung ihrer Verbündeten geschlagen werden. Dahin ging in der Tat Bonapartes Plan.

Aber die Armee war nicht operationsbereit. Und ehe es dem neuen Oberkommandierenden gelang, sie marschfähig zu machen, gingen die Österreicher ihrerseits vor. Nur nicht, wie es natürlich gewesen wäre, zur Verbindung mit den Sardiniern, sondern exzentrisch, mit ihrem linken Flügel über die Bocchetta nach Genua. Um diese Bewegung zu verschleiern, ging zugleich ihr rechter Flügel auf Carcare vor.

Schnell entschlossen greift nun Bonaparte diesen rechten Flügel an, wirft ihn zurück, und wendet sich gegen die Piemontesen, die er zum Frieden zwingt.

Das ist in kurzen Worten der Verlauf von Bonapartes erstem Feldzug. Wenn man ihn sich vor Augen hält, sind die Einzelheiten leicht verständlich.

Als Bonaparte in Nizza ankam, erfuhr er, daß eben der General Masséna von Savona aus den General Cervoni nach Voltri vorgeschoben hatte. Das liegt am Meer, auf dem halben Wege nach Genua.

Diese Bewegung paßte schlecht in die Absichten Bonapartes. Sie konnte zu Ungelegenheiten mit dem neutralen Genua führen und konnte die Österreicher vorzeitig aufmerksam machen.

Sofort erging Befehl an Masséna, den General Cervoni wieder zurückzuziehen:

„Hüten Sie sich, den Feind aufzuwecken und irgend etwas zu tun, woraus er auf feindliche Absichten von unserer Seite schließen könnte."

Masséna hatte die Entsendung angeordnet, weil er Anfang April Meldungen erhalten hatte über österreichische Bewegungen gegen die Bocchetta. Als er Bonapartes bestimmte Weisung erhielt, schrieb er zurück:

„Heute wird an der Räumung der Magazine gearbeitet. Sobald diese beendet ist, werde ich die Truppen in ihre früheren Stellungen zurückgehen lassen, und mich selbst nach Albenga begeben, um die Freude zu haben, Sie zu umarmen."

Albenga liegt am Meer, etwa halbwegs zwischen Savona und Ventimiglia.

Nun aber kam Gegenbefehl. Bonaparte beschloß, Voltri besetzt zu halten, um den Feind über seine Absichten zu täuschen. Er schreibt dem General Masséna:

„Ich komme in Albenga an und erhalte Ihren Brief. Ich habe Nachrichten erhalten, daß der Feind seine Bewegung gegen die Bocchetta fortsetzt. Wir sind auf Voltri vorgegangen, sie sind auch vorgegangen. Man darf sich nicht beeilen, Voltri zu räumen, mein lieber General, aber man darf nichts Bedeutendes dort lassen. Sie müssen die Errichtung neuer Backöfen in Voltri anordnen und ankündigen, daß Sie stärkere Kräfte auf Voltri vorschieben sollen. Tun Sie nichts, woraus man schließen könnte, daß Sie beabsichtigen, diese Stellung zu räumen. Denn da man sie einmal eingenommen hat, muß man sie noch einige Zeit behaupten. Halten Sie die Augen in Richtung auf Montenotte." (Montenotte liegt hoch oben im Gebirge über Savona, ungefähr in gleicher Richtung wie Carcare.) „Handeln Sie immer so, wie man handelt, wenn man vorgehen will und sich für den Stärkeren hält. Wachsamkeit und Prahlerei — das ist die Sache. Alle diese gewöhnlichen Mittel im Kriege sind stets gut und haben Erfolg."

Bonaparte hat demnach den Eindruck, daß die französische Bedrohung von Genua die Österreicher zum Vorgehen in dieser Richtung verleitet hat. Er will sie nun vollends dorthin ziehen — also von den Piemontesen immer weiter weg. Da er gleichzeitig Nachricht hat, daß der rechte Flügel des Feindes sich demonstrierend gegen Carcare vorbewegt, so will er den Gegner zu weiterer Zersplitterung seiner Kräfte veranlassen. Masséna hat also die Aufgabe, durch Scheinmanöver den Feind zu täuschen. Gleichzeitig soll er gegen Montenotte aufmerksam sein, damit nicht die nach Voltri vorgeschobenen Truppen von den Hauptkräften abgeschnitten werden.

Masséna erkennt die eigentliche Absicht Bonapartes nicht. Er mißversteht seine Anordnungen und glaubt ihn warnen zu müssen:

„Ich weiß nicht, welche Absicht Sie dabei haben, daß Sie die Truppen in Voltri lassen. Sie dürfen sich nicht darüber täuschen, daß unsere Linie viel zu ausgedehnt ist, um sie mit so geringen Kräften zu decken."

Bonapartes Auffassung von der Lage ist enthalten in einem Bericht an das Direktorium:

„Die Bewegung gegen Genua, die ich bereits im Gange fand, hat den Gegner aus seinen Winterquartieren aufgescheucht. Er hat den Po überschritten und Vortruppen in der Richtung auf Carcare und auf die Bocchetta vorgeschoben. Ich war sehr ungehalten und äußerst unzufrieden mit dieser Bewegung gegen Genua, die um so weniger am Platze war, als sie diese Republik zu einer feindseligen Haltung veranlaßt und den Gegner aufgeweckt

hat, den ich sonst während der Ruhe überrascht hätte. Das wird uns mehr Menschen kosten."

Bonaparte betont also hier ausdrücklich, daß die Handlungen seiner Unterführer ihm das Konzept seines Operationsplanes verdorben haben.

Später hat er es wieder ganz anders dargestellt. Er selbst hat eifrig mitgearbeitet an der Herstellung der Legende, daß seine Erfolge am letzten Ende beruht hätten auf sicherer Berechnung und Vorausbestimmung der Ereignisse; daß der ganze Verlauf des Feldzuges sich wie ein Uhrwerk nach seinem Willen abgerollt habe.

So etwas kann nur der glauben, der nichts weiß von den Bedingungen, unter denen der Krieg verläuft. Napoleon hat die Legende unterstützt, weil sie seinem ganzen Auftreten etwas Übernatürliches, Heroisches gab. In Wirklichkeit ist seine schnelle Auffassung der veränderten Lage, sein daraufhin gefaßter rascher Wechsel des Entschlusses viel bewundernswürdiger, als eine übernatürliche Begabung gewesen wäre.

Es wird nötig sein, einen Augenblick die Aufmerksamkeit den Entschlüssen der Gegner zuzuwenden.

Die österreichische Armee war in Führung, Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung und Organisation noch wesentlich dieselbe wie in den Tagen der Maria Theresia. Mit allen Vorzügen und allen Mängeln. Oberkommandierender war der sechsundsiebzigjährige Feldzeugmeister Freiherr von Beaulieu, ein Mann der alten Schule und ein tapferer Soldat, trotz seiner hohen Jahre noch voll frischer Energie.

Als er das Kommando übernahm, sagte er zu seinen Offizieren: „Meine Herren, Sie sind an das Retirieren gewöhnt. Von Retiraden weiß ich nichts. Sehen, schlagen und siegen — das ist meine Sache. Man muß den Feind erst zählen, wenn man ihn geschlagen hat."

Beaulieu schrieb kurz vor Beginn der Operationen nach Wien, „daß bis jetzt die Feinde nichts unternehmen können, mit einer Armee, die von Tag zu Tag durch Krankheiten geschwächt wird. Wenn die Republik Genua ihnen kein Geld oder Lebensmittel oder Kredit gibt, sind ihre Drohungen eitel."

Hier ist also der Ursprung des Gedankens, die Franzosen von Genua abzuschneiden, von wo allein ihnen Hilfe kommen konnte. Es ist wohl zu bemerken, daß es sich nur um ein Manöver handelt im Sinne der Rokoko-Kriegführung. Man will dem Feind durch ein Detachement die Zufuhr unterbinden. An einen Beginn der Operationen im großen Stil, an eine allgemeine mit wuchtiger Kraft geführte Offensive ist dabei entfernt nicht zu denken.

Aber selbst der Gedanke eines Vorstoßes mit Teilkräften hat sich nicht lange gehalten. Beaulieu berichtet, daß ihm die Zahl der Feinde bis zu 60000 gemeldet werde. Er fügt allerdings hinzu: „. . . . welche Zahl mir dermalen aber etwas übertrieben zu sein scheint. Ich bitte auf die Schwäche der diesseitigen Armee die billige Rücksicht nehmen zu wollen, die Verstärkung deshalb nach allen Kräften am Herzen zu haben und sich überzeugt zu halten,

daß, obgleich ich alles zu unternehmen bereit bin, sich mir in der dermaligen Lage wenig Wahrscheinlichkeit glücklicher Fortschritte darbietet. Durch die Bewegungen des Feindes, dessen Versammlung zu Voltri und einstimmige Kundschafternachrichten wurde ich versichert, daß dessen Absicht auf die Bemeisterung von Genua gerichtet sei, um in der bekannt üblen ökonomischen Lage der französischen Armee daselbst neue Hilfsquellen zur Fortsetzung des Krieges in Italien aufzufinden und durch eine behende Vorrückung über die Bocchetta, unter Begünstigung eines nicht geringen Anhanges der genuesischen Populationsmasse, den Kriegsschauplatz in das flache Land zu übersetzen. Durch eine schleunige Vorrückung und Besetzung der Bocchetta beabsichtige ich dem Feind den Vorsprung abzugewinnen."

Wenn man diese endlose Periode entwirrt, so bleibt als Kern der Gedanke: der Feind will Genua nehmen, ich werde mich ihm vorlegen, um das zu verhindern.

Also die offensive Absicht hat sich bereits verflüchtigt. Es handelt sich um eine rein defensive Operation, zu der die Brigade Pittoni von Alessandria aus entsendet wird. Gleichzeitig soll der rechte Flügel ins Gebirge vorrücken, um den Feind zu täuschen.

Zwischen der österreichischen und der sardinischen Armee stand eine Abteilung der Piemontesen unter dem Kommando des Feldmarschall-Leutnants Colli. Sie sollte die Verbindung der beiden Armeen sichern. Colli wurde nun von Beaulieu aufgefordert, „sich mehr links zu ziehen", also an den rechten Flügel der Österreicher heran.

Colli antwortete, die Armee des Königs sei versammelt, um die Straße nach Turin zu decken, sei mithin nicht imstande, sich weiter links zu ziehen.

Also schon bei der allerersten Bewegung zeigt sich der Zwiespalt, den Bonaparte vorausgesehen hat. Jeder der Verbündeten ist bestrebt, die eigene Verbindungslinie zu sichern, und sucht den anderen vergeblich nach seiner Seite herüber zu ziehen.

Beaulieu begnügt sich nun damit, den Colli zu ermahnen, daß er gut Verbindung halten solle. Er will im übrigen gleichzeitig Voltri angreifen und Montenotte besetzen, also auf dem linken und dem rechten Flügel mit je einer Brigade vorgehen.

Dabei ist immer festzuhalten, daß Beaulieu nichts weiter anstrebte als eben die Besetzung dieser beiden Punkte. Eine Offensive darüber hinaus war keineswegs beabsichtigt. Bezeichnend für die Auffassung Collis ist eine Briefstelle, in der er sagt:

„Der Feind kann unmöglich so tollkühn sein, sich zwischen unsere beiden Armeen zu werfen."

Gerade das war es, was Bonaparte wollte. Die Verbündeten hielten die französische Armee aus wirtschaftlichen Gründen für nicht operationsfähig. Sie ahnten nicht, in wie kurzer Zeit die Tatkraft des neuen Oberkommandierenden aller Schwierigkeiten Herr geworden war. Getreu den Anschauungen der Rokoko-Kriegführung zogen sie mit methodischer Langsamkeit aus, um dem Feinde einen kleinen Vorteil abzugewinnen.

Die Bewegung über die Bocchetta war an sich vielversprechend. Sie konnte, wenn sie mit versammelter Kraft ausgeführt wurde, den Feind die Riviera entlang nach Westen drücken. Wenn dann die Sardinier von den Bergen herabstiegen, so war die französische Armee vor die Vernichtung gestellt.

Aber mit Teilvorstößen war das natürlich nicht zu erreichen. Der Minderwertigkeit der operativen Ziele entsprach dann auch die geringe Energie der Ausführung.

Und in diese zopfigen Manöver seiner Gegner greift nun Bonaparte mit fester Hand hinein.

Der Feldzug beginnt am 10. April mit einem Gefecht bei Voltri. Dort wird die französische Brigade Cervoni von zwei Seiten mit Übermacht angegriffen. Sie kann unter dem Schutz der Dunkelheit nach Westen abmarschieren und erreicht am folgenden Tage nachmittags glücklich Savona; unbemerkt von der englischen Flotte, die unter Nelsons Führung an der Küste kreuzte.

Beaulieu, vollkommen befriedigt durch diesen Erfolg seines linken Flügels, wollte nun den gleichen Erfolg auch auf dem rechten Flügel erringen. Er begab sich selbst dorthin, um den Angriff auf Montenotte ins Werk zu setzen, kam aber einen Tag zu spät.

Bereits am 11. April war der österreichische General Argenteau zum Angriff auf Montenotte vorgegangen.

Dort stand das französische 1. leichte Regiment unter dem Oberst Rampon in einer alten, ehemalig österreichischen Schanze. Argenteau griff an, wurde aber zweimal abgeschlagen.

Bonaparte in seinem Bericht hat diese erste Waffentat des Feldzuges geflissentlich ins hellste Licht gesetzt:

„Rampon ließ in der Begeisterung, wie sie eine starke, für große Handlungen geschaffene Seele kennzeichnet, mitten im feindlichen Feuer den Eid leisten, allesamt in der Retoude zu sterben."

Die Österreicher blieben vor der Schanze stehen und zogen Verstärkungen heran. Das wurde ihr Verderben.

Der Oberst Rampon hatte mit seinem zähen Widerstand dem General Bonaparte die Zeit verschafft, seine Truppen zu versammeln und zu einem vernichtenden Schlage auszuholen.

Bonaparte hatte am 11. April abends in Savona folgende Meldungen:

Die Brigade Cervoni war über Voltri hinaus nicht verfolgt worden. Vor dem Oberst Rampon stand überlegener Feind, doch schien sich das Regiment bis zum nächsten Morgen halten zu können. Ganz auf dem linken Flügel, oben im Gebirge, hatte Serrurier Fühlung mit den Piemontesen.

Also offenbar war der Feind in eine ganze Anzahl von Gruppen zersplittert. Bonaparte war jeder einzelnen dieser Gruppen überlegen. Sofort entsteht in ihm der Entschluß, den nächst erreichbaren Gegner mit Übermacht anzugreifen. Serrurier sollte indes die Piemontesen im Schach halten.

Wenn Bonaparte hier, bei Montenotte, einen taktischen Sieg erfocht, so durfte er erwarten, damit zugleich sein erstes operatives Ziel zu erreichen:

nämlich die Österreicher so weit und in solcher Richtung zurück zu werfen, daß er mit den Piemontesen endgültig abrechnen konnte. Dies ist das von Anfang an unbeirrt festgehaltene Ziel. Die Mittel zu seiner Erreichung wechseln fortwährend nach der jeweiligen Lage.

Noch in derselben Nacht setzte Bonaparte alle erreichbaren Truppen in Marsch, um am anderen Morgen den Gegner zu umklammern, ehe sich dieser durch einen Rückzug der drohenden Gefahr entziehen konnte.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals die Lage, um die ganze Kühnheit dieses Entschlusses zu übersehen.

Die Franzosen stehen am Rand des Meeres. Vor ihnen auf dem Apennin der österreichische rechte Flügel unter Argenteau. Rechts neben Argenteau die sardinische Armee. Und in der rechten Flanke der Franzosen, in dem schmalen Küstenstrich, auf dem ihre ganze Operation basiert — der gestern bei Voltri siegreiche linke Flügel der Österreicher! Wenn nun dieser Flügel entschlossen vorging — was dann?

Bonaparte hielt sein Ziel fest im Auge, setzte dafür so viel ein, wie er für notwendig hielt, und ließ gegen Voltri nur eine kleine Abteilung stehen. Montenotte hat mit Recht seinen Feldherrnruhm begründet.

Im einzelnen befahl Bonaparte folgendes:

Am nächsten an Montenotte stand die Division Masséna bei Savona. Sie sollte so früh aufbrechen, daß sie eine Stunde vor Tagesanbruch mit Rampon zusammen angreifen konnte. Durch die Richtung ihres Anmarsches kam sie von vornherein den Österreichern in die linke Flanke.

Weiter südwestlich, bei Finale, stand die Division Meynier. Sie sollte mit je einer Brigade nach Altare und Carcare marschieren. Also vor die Front des Feindes.

Noch weiter südwestlich, bei Albenga, stand die Division Augereau. Sie sollte sofort aufbrechen, die Nacht durch marschieren und die Österreicher westlich, in ihrer rechten Flanke umgehen.

Die Division Serrurier erhielt Befehl, gegen die Piemontesen zu demonstrieren, den Feind zu beunruhigen, aber eine Niederlage zu vermeiden.

Thiébault sagt von diesen Befehlen:

„Es war unmöglich, die bedeutende Überlegenheit zu verkennen, die sich in den getroffenen Anordnungen und in den gegebenen Befehlen aussprach, derart, daß Bonaparte damit nicht allein die Österreicher, sondern auch die bis dahin mißtrauischen Generäle der eigenen Armee besiegte."

In der Tat treten gleich an diesem ersten Tage einige der glänzendsten Seiten der napoleonischen Feldherrnkunst in die Erscheinung: Die Schnelligkeit des Entschlusses, mit der er sich der veränderten Lage anpaßt. Die Heranführung aller irgend verfügbaren Kräfte zur Entscheidung. Das Ansetzen dieser Kräfte zugleich gegen Flanke und Rücken des Gegners, um ihn nicht nur zu schlagen, sondern zu vernichten. Schließlich die überraschende Schnelligkeit der Ausführung.

Und nochmals muß auf die unglaubliche Kühnheit des ganzen Unternehmens hingewiesen werden. Bonaparte konnte gar nicht darauf rechnen,

daß die Truppen von Finale und von Albenga zurecht kommen würden. Auf Augereau aus Albenga war überhaupt nicht zu zählen. Er hatte im Hochgebirge einen Nachtmarsch von zweiundfünfzig Kilometern auszuführen. Davon etwa zwanzig Kilometer auf schmalen Ziegensteigen. Aber auch Meynier hatte von Finale nach Altare und Carcare keinen fahrbaren Weg. In der Tat ist es dann auch so gekommen, daß Masséna das Gefecht von Montenotte ganz allein geführt hat.

Die Kritiker haben sich den Kopf darüber zerbrochen, wie Bonaparte in seinen Berechnungen sich derart irren konnte. Sie haben zum Teil gemeint, daß seine Einbildungskraft ihn in phantastischer Weise über Zeit und Raum getäuscht habe. Das ist doch sehr unwahrscheinlich. Wohl hatte Bonaparte eine glühende Phantasie, aber trotzdem war er ein nüchterner und kühler Rechenmeister. Und selbst wenn er einmal sich verrechnet hätte, so hatte er einen Chef des Generalstabes, um das richtig zu stellen.

Man kommt zum Verständnis seiner Anordnungen, wenn man sich ganz einfach fragt, was er denn sonst hätte tun sollen. Warten mit dem Angriff, bis Augereau heran war? Dann wären die Österreicher ungeschlagen abgezogen. Oder Augereau stehen lassen, weil er doch nicht zurecht kommen konnte? Dann hätte er nicht nur morgen, sondern auch übermorgen gefehlt.

Bonaparte zeigt seinen Divisions-Kommandeuren das zu erreichende Ziel. Er spornt sie an, alle Kräfte einzusetzen, um zur Entscheidung heran zu kommen. Aber er scheut sich schließlich auch nicht, mit einem Teil der angesetzten Truppen anzugreifen. Der denkbar höchste Erfolg wird erstrebt der erreichbare mitgenommen. Das ist Feldherrnkunst.

Der Anmarsch der Franzosen in der Nacht vom 11. zum 12. April wurde durch Regen und Nebel erschwert, aber auch dem Feinde verborgen.

Als gegen 9 Uhr vormittags die Sonne durchbrach, sah der österreichische General Argenteau, daß der ihm gegenüber stehende Feind bedeutend verstärkt war, sogar über Artillerie verfügte, und daß ein neuer, starker Feind — Masséna — im Anmarsch gegen Flanke und Rücken war.

„Da ich mich mit meinen eigenen Augen davon überzeugte", sagt Argenteau in seinem Bericht, „gab ich alsogleich den Befehl zum Rückzug, um nicht ganz umgangen zu werden."

Aber es war schon zu spät. In Front und Flanke gefaßt, wurden die Österreicher gänzlich zersprengt und retteten sich truppweise in die einzelnen Gebirgstäler.

Argenteau selbst entkam mit den Trümmern zweier Bataillone nach Pareto, „allwo die Truppe", sagt er in seinem Bericht, „nachdem sie innerhalb vierzig Stunden vierzehn Stunden marschiert, achtzehn Stunden gerauft, und die übrige Zeit im Regen und Nebel im Gewehr gestanden, ganz entkräftet ankam. Ich war heute äußerst unglücklich. Gestern schlug ich den Feind" — das ist nicht richtig — „und heute wurde ich bald ganz vernichtet. Mein Verlust ist sehr groß. Die Piemontesen haben sich nicht genähert. Die Bataillone, die ich noch bei mir habe, sind gänzlich derangiert."

Bonaparte selbst war bei dem Gefecht von Montenotte nicht anwesend. Er war um 1 Uhr früh von Savona abgeritten, muß sich wohl im Dunklen verritten haben. Er irrte mit geringer Begleitung die ganze Nacht umher — so wie König Friedrich während seiner ersten Schlacht bei Mollwitz. Ein sehr merkwürdiges äußerliches Zusammentreffen. Gegen Morgen kam Bonaparte nach Altare, fand aber dort nicht die dahin befohlene Brigade. Erst im Lauf des Tages traf sie ein. Inzwischen blieb Rampon in Montenotte. Masséna stieg hinab ins Tal der Bormida. Dort ging der Weg von Carcare nach Alessandria, die Rückzugslinie der Österreicher. Masséna fand vor sich den Ort Dego und die umliegenden Höhen besetzt. Augereau traf erst in der folgenden Nacht bei Carcare ein. Sein Abmarsch hatte sich verzögert, da Waffen, Munition, Stiefel und Lebensmittel erst ausgegeben werden mußten. Auch jetzt noch waren etwa tausend seiner Leute ohne Gewehre.

Die Österreicher waren zwar nicht vernichtet, aber sie waren zersprengt. Der erste Schlag war gelungen, die Absicht erreicht. Die Verbündeten waren getrennt. Bonaparte stand zwischen ihnen.

Wenn jetzt die Verbündeten der Lage gewachsen waren, so konnten die Franzosen umklammert und erdrückt werden.

Ganz abgesehen davon, daß die Verbündeten einer derartigen Operation überhaupt nicht gewachsen waren, hätte es Bonaparte auch gar nicht dazu kommen lassen, durch die Tätigkeit und Schnelligkeit, mit der er seine zentrale Stellung ausnutzte.

In der Nacht vom 12. zum 13. April befahl er, daß Masséna bei Cairo im Tal der Bormida gegen die Österreicher bei Dego stehen bleiben sollte. Er selbst wandte sich mit allem anderen gegen die Piemontesen. Indem er dieses anordnete, hat er doch wohl seinen Erfolg von Montenotte überschätzt. Es ist ja im Kriege außerordentlich schwer zu erkennen, was man gegen sich hat. Bonaparte glaubte, Beaulieu selbst mit den österreichischen Hauptkräften geschlagen zu haben. Er hatte aber nur eine Brigade gegen sich gehabt.

Wir erinnern uns, daß bei Carcare die rückwärtigen Verbindungen der Verbündeten sich gabeln. Für die Österreicher geht die Straße nach Norden, im Tal der Bormida von Cairo über Dego nach Alessandria. Für die Sardinier zunächst nach Westen über Montezemolo nach Ceva. Dann im Tal des Tanaro nördlich nach Cherasco. Von da nach Turin.

Colli stand mit einer gemischten Abteilung von Österreichern und Piemontesen in der Gegend von Montezemolo. Er hatte den General Provera mit ein paar Bataillonen detachiert, um Verbindung mit den Österreichern bei Dego zu halten. Provera stellte sich bei Cosseria bereit. Als er das Vordringen von Masséna im Tal der Bormida bis Cairo erfuhr und die Versammlung starker französischer Kräfte bei Carcare, bat er Colli dringend um Hilfe.

Colli versprach ein Grenadier-Bataillon nach Cosseria zu schicken. „Wenn der Feind auf Cosseria vordringt, werde ich weitere Truppen zu Ihrer Unterstützung marschieren lassen."

Also auch hier schwächliche Abwehr gegen einen entschlossen vordringenden Feind.

Augereau war der erste, der am 13. April früh von Carcare aus die Straße nach Montezemolo einschlug. Er drängte die Vorposten Proveras zurück.

Provera entschied sich dahin, ein altes Schloß zu verteidigen. Das Schloß war zwar schon verfallen, aber seine dicken Steinmauern konnten den damaligen Angriffsmitteln immerhin erheblichen Widerstand leisten. Provera wurde zu diesem Entschluß geführt durch die Versicherung der Unterstützung, die er von Colli erhalten hatte. Er wurde, nachdem seine Truppen im freien Felde zersprengt waren, mit drei Bataillonen in dem alten Steinbau eingeschlossen.

Nachdem eine Aufforderung zur Übergabe abgelehnt war, ließ Augereau einige leichte Kanonen und eine Haubitze gegen das Schloß auffahren. Die Beschießung blieb erfolglos, und so wurde um 2 Uhr nachmittags auch eine zweite Aufforderung abgelehnt.

Bis zu dieser Zeit hatte Bonaparte sich bei der Division Augereau aufgehalten. Jetzt wurde er durch einen Ordonnanzoffizier Masséнas dringend nach Dego gerufen.

Augereau, sich selbst überlassen, führte seine Leute zum Sturm gegen das Schloß.

„Der Feind", berichtet Provera, „lief ohne zu feuern mit gefälltem Bajonett wütend an."

Der Angriff wurde blutig abgeschlagen. Neunhundert Franzosen lagen tot und verwundet am Boden. Nach dieser Erfahrung beschränkte sich Augereau darauf, das Schloß einzuschließen.

Colli, der Nachricht von den Ereignissen hatte, begnügte sich mit einer „Diversion". Er rückte nachmittags mit sechs Bataillonen von Montezemolo vor, in der Annahme, daß die Franzosen vor dieser Bedrohung zurückweichen würden. Da aber die Franzosen die Grundsätze der Rokoko-Kriegführung nicht kannten, so taten sie das nicht, und Colli ging seinerseits wieder zurück, da er für einen Angriff den Feind zu stark fand.

Provera, der keine Patronen mehr hatte, der ohne alle Verpflegung und — was das schlimmste war — ohne Wasser war, kapitulierte am anderen Morgen um 8 Uhr.

Damit war für Bonaparte der Weg gegen die Piemontesen frei. Aber einen Tag später, als er gedacht hatte. Und auch heute konnte er ihn nicht einschlagen, weil die Dinge bei Dego eine ganz unerwartete Wendung genommen hatten.

Während es von höchster Bedeutung war, daß die Operationen unaufhaltsam im Fluß blieben, waren sie an demselben Tage auf beiden Seiten ins Stocken geraten — gegen die Sardinier und gegen die Österreicher.

Bonaparte hat später gesagt:

„Der verlustreiche Angriff auf das Schloß von Cosseria war unnütz. Der Fehler entstand durch die Ungeduld, mit der ich die Trennung der österreichischen und piemontesischen Armeen erstrebte, für die diese Stellung als Vereinigungspunkt diente."

Es ist, man kann sagen, eine Binsenwahrheit, daß man ein festes Schloß nicht mit dem Bajonett nehmen kann. Ist auch gar nicht nötig. Die Besatzung kann niemals so groß sein, daß sie für das Gefecht größerer Truppenkörper von erheblicher Bedeutung ist. Wenn eine Division an einem besetzten Schloß einfach vorübergeht, ohne sich darum zu kümmern, so ist die Besatzung kriegsgefangen. Trotz dieser einfachen Überlegung zahlt die Truppe erfahrungsmäßig immer wieder ein blutiges Lehrgeld. Namentlich zu Anfang eines Feldzuges läßt sie sich fortreißen durch eine allzu stürmische Tapferkeit. Schloß Geißberg in dem Gefecht von Weißenburg ist ein Beispiel aus der neueren Kriegsgeschichte. Der Angriff der Königsgrenadiere war eine Heldentat, die das Regiment unsterblich gemacht hat. Aber er war überflüssig.

Die Dinge hätten bei Cosseria noch eine viel bedenklichere Wendung für Bonaparte nehmen können, wenn Colli einigermaßen der Lage gewachsen gewesen wäre. Orientiert war er ganz genau. Ein entschlossener Angriff mit gesammelter Kraft auf die Division Augereau war nicht aussichtslos. Aber Colli war im Bann der Sorge für seine eigene rückwärtige Verbindung. Die Division Serrurier, die in der Front mit seinen Vorposten Fühlung hatte, lähmte ihm jede Initiative. Er schrieb an Beaulieu, daß er sich gegen Serrurier verteidigen müsse. Die Österreicher möchten nur inzwischen den General Augereau angreifen: „Ich glaube alles mögliche zur Sicherheit des Landes und für die gegenseitige Verteidigung getan zu haben."

Wenn Colli durchaus nicht angreifen wollte, dann hätte er wenigstens den General Provera zu sich zurückziehen müssen. Daß dieser mit seinen wenigen Bataillonen dem Angriff der Franzosen erliegen mußte, war mit Sicherheit vorauszusehen.

Wieviel für Colli zu erreichen war, das sieht man aus der großen Verlegenheit, in die Bonaparte selbst durch den kurzen Widerstand Proveras gesetzt worden ist.

Die Lage war ernst, als er nach Dego abgerufen wurde. Dort sah er sofort, daß er den Erfolg des gestrigen Tages überschätzt hatte. Die Österreicher standen in erheblicher Stärke gefechtsbereit in guter Stellung.

Montenotte hatte dem General Bonaparte die erstrebte zentrale Stellung gebracht. Die war aber nur dann ein Gewinn für ihn, wenn der eine Gegner so zurückgeworfen war, daß Bonaparte operative Freiheit gegen den anderen hatte. Nun aber stockte der französische Angriff auf beiden Seiten. Auf engem Raum zusammengedrängt, mußten die Franzosen nach zwei Seiten Front machen. Der Vorteil des Operierens auf der inneren Linie drohte umzuschlagen in den Nachteil des Umfaßtwerdens auf dem Schlachtfelde.

Die Lage war für Bonaparte so ungünstig wie möglich. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß die meisten Führer gesucht haben würden, sich dieser schwierigen Lage zunächst zu entziehen, um später die Operationen unter günstigeren Bedingungen wieder aufzunehmen. Dieser Gedanke ist Bonaparte überhaupt nicht gekommen. Er hat niemals freiwillig einen Schritt zurück getan. Nur ein Sieg konnte ihm helfen — nicht ein Rückzug.

Bei der Unsicherheit, die über allen kriegerischen Verhältnissen liegt, ist es ganz erklärlich, daß Bonaparte nun wieder die Stärke der Österreicher überschätzte, wie er sie gestern unterschätzt hatte. Hätte er sofort angegriffen, er hätte wahrscheinlich Erfolg gehabt. Aber, gewarnt durch die Folgen seines gestrigen Optimismus, wollte er nichts Entscheidendes unternehmen, ehe die Sache gegen die Piemontesen entschieden war.

So standen in der Nacht bei Dego und bei Cosseria die Gegner mit dem Gewehr in der Hand sich gegenüber.

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die Lage der Verbündeten. Auf beiden Seiten, bei Dego und bei Cosseria, waren ganz unerwartet 24 Stunden gewonnen worden.

Vierundzwanzig kostbare Stunden, die man benutzen mußte, um alles Tag und Nacht marschieren zu lassen, damit die Franzosen in ihrer zentralen Stellung von allen Seiten umklammert und erdrückt werden konnten. Hier winkte ein großer Erfolg. Beaulieu nützte die seltene Gunst der Lage nicht aus, weil er ihren ganzen Ernst noch immer nicht erkannte. Er schreibt nach Wien:

„Da nun in der Position" — von Dego — „um keinen Schritt gewichen worden, so kann der Unfall" — von Montenotte — „nicht anders als eine durch einen glücklichen Überfall des Feindes zurückgeschlagene Attacke betrachtet werden, welche durch den großen Vorteil, den Feind von Genua abgeschnitten zu haben, unendlich überwogen wird."

Beaulieu verharrt auf dem Standpunkt kleiner Ziele und kleiner Mittel, wie er sie sein Lebelang angestrebt und angewendet hat. Er ahnt gar nicht, daß der Gegner mit seiner gesamten Macht zwischen ihm und den Piemontesen steht. Ahnt nicht, daß die Stunde der Entscheidung geschlagen hat.

Er ordnet also am 13. April weiter nichts an, als daß Argenteau Dego behaupten soll. An Provera und Colli richtet er die Aufforderung, von Montezemolo aus vorzugehen, „um den Feind auf dem linken Flügel zu beunruhigen und dadurch zu verhindern, sich des Postens von Dego bemeistern zu können".

Den General Provera erreichte die Aufforderung nicht mehr. Er war bereits kriegsgefangen. Colli aber wurde am 14. selbst angegriffen.

Also ohne Unterstützung durch die Sardinier, ohne Rückhalt an ihren eigenen, viel zu weit rückwärts stehenden Reserven, standen die schwachen österreichischen Kräfte bei Dego am 13. völlig in der Luft, und nur die vorsichtige Zurückhaltung der Franzosen bewahrte sie an diesem Tage noch vor einer Niederlage.

Argenteaus Auftrag war nicht leicht. Die seltsame Art, wie er ihn ausführte, stürzte ihn gänzlich ins Verderben. Er selbst befand sich in Pareto. Von dort führte nach vorwärts im Tal der Bormida die Straße nach Dego und ein Fußweg über das Gebirge nach Sassello. Auf diesem Fußweg konnte die Stellung von Dego allenfalls umgangen werden.

Argenteau fragt nun am 13. um halb zehn Uhr abends bei Beaulieu an, ob er hauptsächlich Dego oder Sassello sichern soll. Welchen Weg er

dem Gegner freigeben soll. In der Unsicherheit darüber bleibt er einfach stehen:

„Ich bleibe zu allem bereit und trachte durch Kundschafter so viel als möglich zu erfahren, was die Franzosen im Sinne haben, um mich danach richten zu können."

Man glaubt den seligen Neipperg reden zu hören. Der schrieb vor Mollwitz an den Großherzog von Toskana:

„. . . und in der Überlegung begriffen bin, wie meine weitere Vorrückung nach dem feindlichen mouvement bewerkstelligen könne, oder was der Feind nach seiner jetzmaligen situation für eine partie nehmen werde."

Die Österreicher sind noch ganz befangen in der Schule, die aus dem spanischen Erbfolgekriege stammt.

„Wenn es Tag werden wird", fährt Argenteau fort, „und die Umstände es zulassen, werde auch von hier aus" — Pareto — „ein Bataillon oder mehrere gegen Dego auf das Gebirge nach Umständen zum Soutien hinführen. Ich weiß aber nicht, was ich von der abgematteten und niedergeschlagenen Truppe erhalten werde."

In Sassello hatten sich nach dem Gefecht von Montenotte allmählich einige Bataillone unter dem Kommando des Obersten Vukassewitsch zusammengefunden. Dieser erhielt am 14. gegen fünf Uhr morgens folgenden Befehl Argenteaus:

„Da Sie sieben Bataillone beisammen haben, und Dego sehr bedroht wird, so wäre es sehr vorteilhaft, wenn Sie, um eine Diversion zu machen, eine Bewegung gegen Dego morgen früh machen könnten. Von meiner Seite werde ich gegen Dego marschieren, und ich glaube, daß wir den Feind zwingen werden, in die Riviera zurückzukehren. Marschieren Sie also, wenn es nur möglich ist, mit . . ."

Man erwartet nun: mit allem, was Sie haben. Aber nein: „ . . . mit einem Bataillon Kroaten, und ein anderes zum Soutien, und lassen Sie einige starke Patrouillen von 150 Mann sich bis ins Gebirge drängen. Dadurch wird Dego geholfen, und mein Posten hier wird auch sicher gestellt, welcher dermalen sehr schwach besetzt. Ich erwarte, daß Sie dies gleich veranlassen werden, und daß wir auf diese Art Dego frei machen werden."

Daß Bonaparte durch ein Kroatenbataillon und „einige starke Patrouillen" nicht einzuschüchtern war, sollten die Österreicher gleich erleben.

Der Befehl Argenteaus war aus Pareto datiert, vom 14. um ein Uhr früh. So war er abgeschickt. Entworfen war der Wortlaut vor Mitternacht. Also am 13. Argenteau erwartete das Vorgehen von Vukassewitsch „morgen früh", also am 14. Vukassewitsch aber, der den Brief am 14. erhielt und vom selben Tage datiert fand, nahm an, daß er erst am 15. marschieren solle.

Inzwischen hatten die Franzosen am 14. nachmittags den Posten von Dego angegriffen. Die schwache Unterstützung, die Argenteau persönlich von Pareto heranführte, reichte gegen die Übermacht nicht aus. In der Front und auf beiden Seiten umklammert, wurden die Österreicher geschlagen und

zum großen Teil gefangen genommen. Von 5000 Mann hatten sie 3000 verloren. Argenteau selbst fiel gefangen in die Hände des Feindes.

Bonaparte hatte, sobald er die Nachricht der Kapitulation von Cosseria erhielt, die Division Augereau von dort nach Dego herüber gezogen. Jetzt, nach seinem zweiten Siege über die Österreicher, glaubte er die unterbrochenen Operationen gegen die Piemontesen wieder aufnehmen und mit seinen Hauptkräften die endgültige Schwenkung nach dieser Seite ausführen zu können. Den Österreichern gegenüber sollten nur schwache Kräfte zur Beobachtung stehen bleiben.

Die entsprechenden Befehle ergingen in der Nacht vom 14. zum 15.

Aber die Ereignisse des frühen Morgens warfen diese Anordnungen völlig um.

Eine gewisse Sorglosigkeit im Sicherheitsdienst scheint fast im französischen Nationalcharakter zu liegen. Mars la Tour und Beaumont sind die bekanntesten Beispiele aus dem letzten Deutsch-französischen Krieg.

Hier in Dego kam nun noch mancherlei hinzu, was den Dienst der Vorposten beeinträchtigte.

„Die Truppenteile", heißt es in einem Bericht, „waren durcheinander gekommen. Niemand dachte daran, sie zu sammeln. Man versäumte Patrouillen zu schicken. Auch Posten wurden nicht ausgesetzt. Die Niederlage des Feindes war derartig, daß man die Nacht in einer Sicherheit verbrachte, der man sich nie hingeben soll. Aber es fehlte an Lebensmitteln. Seit zwei Tagen hatten die Truppen nichts mehr empfangen. Die Verwaltung hatte sich nicht bemüht, uns zu versorgen. Von Entbehrung und Hunger übermannt, zerstreuten sich die Soldaten unklugerweise in die Umgebung von Dego, um Nahrung und Unterkunft zu suchen."

Am frühen Morgen des 15. verhüllte ein dichter Nebel die Berge, über die der Oberst Vukassewitsch mit seinen Bataillonen von Sassello anmarschierte. Die Franzosen, gänzlich überrascht, leisteten kaum Widerstand. Der kopflose Schrecken brach über sie herein, der undisziplinierte Truppen so leicht ergreift. Sie eilten in wilder Flucht auf Cairo zurück und waren erst dort zum Stehen zu bringen. Vukassewitsch besetzte von neuem die Stellung von Dego.

Nun trafen die von Cosseria herübergezogenen französischen Truppen ein. Bonaparte wiederholte den Angriff von gestern, der sich diesmal schwieriger, verlustreicher gestaltete. Am Ende war der Erfolg derselbe. Die Österreicher wurden geschlagen und zersprengt.

Aber die Ereignisse der beiden letzten Tage hatten Bonaparte gezeigt, daß er trotz seiner taktischen Erfolge vor österreichischen Überraschungen durchaus nicht sicher war. Er stand vor der Frage: sollte er sich nun gegen die Sardinier wenden, oder sollte er erst die Österreicher noch weiter zurück drücken?

Die letztere Operation schien am nächsten zu liegen. Es schien sicher, daß es bald gelingen würde, die Österreicher über den Po zurückzuwerfen. Aber was dann? Sollte Bonaparte über den Po folgen und die unbesiegten Piemontesen auf seiner sehr empfindlichen rückwärtigen Verbindung stehen lassen?

Für eine erfolgreiche Operation auf der inneren Linie ist die stillschweigende Voraussetzung, daß mindestens einer der Gegner nicht beliebig ausweichen kann. Die Österreicher aber konnten bis in das lombardische Festungsviereck und weiter über den Semmering zurückgehen, ohne daß der Bestand des Kaiserstaates im geringsten gefährdet wurde.

Anders die Piemontesen. Der König von Sardinien spielte in diesem Kampfe um seine Krone. Wenn seine Armee geschlagen und auf Turin geworfen wurde, so mußte sie sich vor der Hauptstadt zur letzten Entscheidungsschlacht stellen — oder sie verfiel der Auflösung. Hier also winkte der durchschlagende Erfolg. Die zweimal geschlagenen Österreicher fürchtete Bonaparte nicht. Gegen sie schienen ihm schwächere Kräfte zu genügen.

Auffallend ist, daß Bonaparte am 15. stehen bleibt, erst am 16. weiter marschiert. Der glänzende Angriff des Obersten Bukassewitsch, die Richtung dieses Angriffes gegen die Flanke der französischen Aufstellung sind wohl selbst auf ihn nicht ohne Eindruck geblieben.

Inzwischen war Beaulieu auch durch die dritte Niederlage nicht veranlaßt worden, seine Truppen zu versammeln. Im Gegenteil. Nach wie vor suchte er das Heil darin, daß er sich bemühte, jeden einzelnen Punkt zu sichern. Er berichtet am 16. nach Wien:

„Die Armee ist in der übelsten Lage. Ein beträchtlicher Teil der Stabs- und Oberoffiziere sind teils heldenmütig vor dem Feind geblieben, teils in die Gefangenschaft hinweggeschleppt worden, und ich beschäftige mich gegenwärtig damit, die Überreste der Truppen bei Acqui zu sammeln. In dieser äußerst traurigen Lage bin ich bemüßigt, mich von dem zu weit ausgedehnten Posten von Voltri in die Bocchetta zurückzuziehen und meine Vorpostenkette von der Bocchetta bis nach der Position von Acqui auszudehnen, eine Position, welche nur zum einstweiligen, augenblicklichen festen Punkt, bis die zerstreuten Truppen gesammelt und das Magazin von Acqui weggeschafft ist, dienen, nicht aber gegen einen mit Übermacht anrückenden Feind mit einer durch forcierte Märsche und anhaltende, unausgesetzte Gefechte entkräfteten Truppe behauptet werden kann. Sobald ich meine Truppe werde gesammelt haben" — d. h. damit meint er nur die bei Dego zersprengte Truppe des rechten Flügels — „werde ich eine Stellung nehmen, welche zur Sicherheit meines Restes der Armee und Verteidigung der Lombardei die fürträglichste sein wird. Ich stelle es aber dem hohen Ermessen anheim, was sich von einer Armee hoffen läßt, die sich kaum auf 16 000 Mann beläuft."

In der Tat hatten die an sich unbedeutenden kleinen Gefechte so viel Verluste gebracht wie eine große Schlacht. Die Österreicher hatten etwa fünfundzwanzig Prozent verloren.

Während sie untätig und planlos den Vormarsch der Franzosen auf Alessandria erwarteten, marschiert Bonaparte mit der längst von ihm beabsichtigten Wendung gegen die Piemontesen.

Die standen in dem befestigten Lager von Ceva am Tanaro. Von Süden her rückte Serrurier im Tal dieses Flusses dagegen an, von Osten her über Montezemolo die Division Augereau.

Augereau, ohne das Herankommen Serruriers abzuwarten, griff am 16. April allein an. Sein Angriff scheiterte. In der schlecht disziplinierten Truppe brach eine Panik aus, und die Franzosen gingen in fluchtartigem Rückzuge auf Montezemolo zurück.

Bonaparte ordnete nun für den 17. an, daß nur die halbe Division Masséna unter Laharpe bei Dego gegen die Österreicher stehen bleiben solle. Die andere Hälfte dieser Division und die Divisionen Augereau und Serrurier sollten vereinigt das Lager angreifen.

Colli wartete den Angriff nicht ab. Er ging in westlicher Richtung zurück, hinter einen Nebenfluß des Tanaro, die Corsaglia. Hier fand er eine starke Stellung. Die Straße nach Turin über Cherasco aber führte nicht nach Westen, sondern nach Norden. Die Rückzugslinie lag also nicht hinter der Front, sondern in der linken Flanke. Dazu war das Fronthindernis der Corsaglia so stark, daß schon dieser Umstand die Franzosen voraussichtlich veranlassen mußte, den verlustreichen Angriff zu vermeiden und lieber auf Cherasco zu marschieren. Taten sie das, so mußte Colli seine schöne Stellung verlassen, und seinerseits über die Corsaglia zum Angriff vorgehen. Er war dann, wie man zu sagen pflegt, aus seiner Stellung „herausmanövriert".

Colli hat die Stellung offenbar mit Rücksicht auf die Österreicher gewählt. Er schreibt an Beaulieu:

„Ich bin entschlossen, Mondovi" – liegt hinter der Mitte seiner Stellung — „nicht zu verlassen, und es auf ein Gefecht ankommen zu lassen. Ich hoffe, man wird, sowie die kaiserliche Armee versammelt ist, das bißchen Land wiedernehmen können, das man verloren hat."

Colli rechnet offenbar darauf, daß Beaulieu nun in den Rücken der Franzosen vorgehen wird. Aber daran ist kein Gedanke. Beaulieu trifft vielmehr alle Vorkehrungen, um seine Truppen ungefährdet in die Lombardei zurückzuführen. Es ist geradezu naiv, daß er gleichzeitig an Colli die Mahnung richtet:

„Machen Sie dem Turiner Hofe begreiflich, daß man seine Kräfte so viel als irgend möglich auf einen Punkt vereinigen muß. Das ist nach meiner Ansicht der einzige Entschluß, den man fassen kann. Vielleicht wird dadurch ein gewisser Teil des Landes der Beitreibung und Plünderung ausgesetzt. Aber besser ist es, man verliert den Arm als den Körper."

Mit viel besserem Recht hätte Colli dasselbe an Beaulieu schreiben können.

Am 18. richtet Colli an Beaulieu die Bitte, dieser möge nördlich Dego in der Stellung von Acqui stehen bleiben, „die — wenn auch weit entfernt, doch eine gewisse Unterstützung bietet. Wenn Sie die Stellung von Acqui verlassen, wird Sie der Feind in der Lombardei in Ruhe lassen und mich in meiner linken Flanke umgehen."

Das ist ganz richtig.

Inzwischen waren die Franzosen von Osten und von Süden her am 17. vor dem befestigten Lager von Ceva angekommen. Sie fanden es leer.

Endlich, nach jahrelangen Kämpfen, war der Apennin überschritten. Die piemontesische Ebene lag ausgebreitet vor den Blicken der Franzosen. Noch in Sankt Helena hat der entthronte Kaiser mit Begeisterung von diesem Augenblick gesprochen:

„Es war ein herrlicher Anblick, als die Armee auf den Höhen angekommen war. Von dort überschaute man die weiten, fruchtbaren Ebenen Piemonts. Der Po, der Tanaro und eine Menge anderer Flüsse schlängelten sich in der Ferne dahin. Am Horizont begrenzten die Alpen, weiß von Schnee und Eis, die reiche Ebene des gelobten Landes. Wie die Grenzen einer anderen Welt erschienen diese gigantischen Schranken. Aber sie, die von der Natur so furchtbar gestaltet waren, zu deren Verstärkung man alle Mittel der Kunst angewendet hatte, waren soeben wie durch Zauber gefallen. Hannibal hatte die Alpen überschritten – wir aber haben sie umgangen."

Die letzten Worte enthalten eigentlich den leitenden Gedanken des ganzen Feldzuges.

Augereau wurde nun in das Lager von Ceva gelegt. Das daneben liegende Fort Ceva wurde zur Übergabe aufgefordert. Als die Aufforderung abgelehnt wurde, wiederholte Bonaparte nicht den Fehler von Cosseria. In seinem ursprünglichen Operationsentwurf hatte er den Fall des Forts Ceva als Vorbedingung für alle weiteren Unternehmungen bezeichnet. Er war eben auch ein von seiner Epoche bedingter Mensch, und im Anfang seiner Laufbahn immerhin noch in gewisser Abhängigkeit von den Anschauungen der Zeit, die solchen befestigten Punkten einen übertriebenen Wert beilegte. Wenn man weiß, welche Macht in dem Beharrungsvermögen solcher veralteter Ideen liegt, dann kann man gar nicht genug staunen über die Sicherheit und Schnelligkeit, mit der der jugendliche General, der zum ersten Male an der Spitze einer Armee steht, sich davon frei macht. Ceva spielt in seinen Erwägungen fortan gar keine Rolle mehr, wird lediglich durch Masséna beobachtet.

Am 19. begann der Angriff von Serrurier und Augereau auf die Stellung der Piemontesen hinter der Corsaglia. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß ein Abmarsch auf Cherasco diesen Angriff unnötig gemacht hätte. Wenn Bonaparte sich doch zum Angriff entschloß, so ist dies offenbar geschehen, weil er den taktischen Erfolg haben wollte, die einschüchternde Wirkung der blutigen Entscheidung durch die Waffen. Er wußte: qu'est-ce que c'est que la terreur.

Es gelang den Franzosen, die sardinischen Vortruppen zurückzuwerfen, hinter ihnen die Corsaglia zu überschreiten und in den Ort San Michele einzudringen. Aber nun wiederholte sich der Vorgang von Dego. Die Soldaten zerstreuten sich plündernd in der kleinen Stadt, in allgemeiner Verwirrung lösten sich die Bande der Disziplin.

Colli, der mit seinen Reserven von Mondovi heraneilte, hatte keine große Mühe, dieses zuchtlose Gesindel wieder über die Corsaglia zurückzuwerfen.

Am 20. wollte Bonaparte den Angriff wiederholen. Darauf meldete Serrurier:

„Ich persönlich, General, bin zum Angriff heute bereit. Aber die Lage ist keineswegs günstig dafür. Der Fluß kann durch Furten nur mit großer Gefahr überschritten werden."

Er beabsichtigte, bis zum folgenden Tage Brücken herzustellen, und bat den Oberkommandierenden um Unterstützung durch Artillerie.

Bezeichnend ist der sehr bestimmt gehaltene Schlußsatz seines Schreibens: „Wenn kein Brot ankommt, marschieren die Soldaten nicht." Der Angriff wurde auf den 21. verschoben, inzwischen die Division Masséna herangezogen.

Colli berichtete über seinen Erfolg an Beaulieu:

„Dieser kleine Sieg kostet mir auch viel, und ich bin immer der Schwächere. Wenn der Feind mich wieder angreift und ich geschlagen werde, bleibt keine Armee mehr übrig, um das Land zu verteidigen. Es ist wichtig, Land zu behaupten. Aber noch wichtiger, die Armee zu erhalten."

Es kam, wie Colli gefürchtet hatte. Er wurde am 21. abermals angegriffen, völlig geschlagen und in westlicher Richtung zurückgeworfen. Durch einen Nachtmarsch entzogen sich die Sardinier der unmittelbaren Verfolgung. Damit war ihr Schicksal besiegelt. Auch Beaulieu konnte jetzt das Geschick nicht mehr wenden — selbst wenn er es ernstlich gewollt hätte.

Die Absicht, bis in die Lombardei zurückzugehen, hatte er allerdings aufgegeben, da die Franzosen über Dego hinaus nicht gefolgt waren. Aber etwas Entscheidendes zu tun, dazu konnte er den Entschluß nicht fassen. Er schreibt am 19. an Colli:

„Ich habe meine Ansicht geändert, und anstatt zurückzugehen, beabsichtige ich, sowie meine Truppen bei Acqui versammelt sind, mich nach einem weiter vorgeschobenen Punkte zu begeben. Es ist an Ihnen, mein lieber Colli, diese Bewegung vorher durch einen Marsch mit Ihren vereinigten Kräften nach der Gegend von Ceva vorzubereiten."

Also auch jetzt noch keine Rede von einem großen Ziel, von dem Versuch, noch in letzter Stunde alle Kräfte zusammenzufassen und damit eine Wendung herbeizuführen. Beaulieu gedachte am 23. die Truppen seines rechten Flügels gesammelt zu haben und dann mit Colli zusammen Ceva anzugreifen.

Als ob es jetzt darauf noch im mindesten angekommen wäre! Ganz abgesehen davon, daß am 23. die Franzosen gewiß nicht mehr bei Ceva angenommen werden konnten.

Inzwischen war am 21. bei Mondovi die Entscheidung gefallen. Die Widerstandskraft der Piemontesen war endgültig gebrochen. Schon am selben Tage traf ein sardinischer Gesandter im französischen Hauptquartier ein, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Bonaparte wies ihn an das Direktorium in Paris. Einen von Colli erbetenen Waffenstillstand lehnte er ab. Auf wiederholte Vorstellungen erklärte er sich bereit, einen solchen zu bewilligen, aber von einer mindestens einmonatigen Dauer, und gegen die Auslieferung zweier sardinischer Festungen.

Einen Monat glaubte er zu brauchen, um die Österreicher aus Italien zu vertreiben. Am 24. schickte er seinen Adjutanten Murat zu weiteren Verhandlungen nach Cherasco.

Beaulieu war bereits am 21. durch den österreichischen Gesandten in Turin unterrichtet worden, daß Verhandlungen zwischen der dortigen Regierung und Bonaparte stattfanden. Am 22. wurde Beaulieu vom König von Sardinien aufgefordert, gegen die Flanke der Franzosen vorzugehen, deren Marsch über Cherasco auf Turin vorausgesetzt wurde.

Am 23. antwortete Beaulieu dem König mit der Bitte, keinen übereilten Frieden zu schließen. Noch sei nicht alles verloren. Er werde alle Anstrengungen machen, um die Lage herzustellen. Am 24. werde er versammelt sein und dann antreten. Zur Bedingung aber müsse er machen, daß die Piemontesen vorher hinter seiner Front eine Brücke über den Po bauten. Es sei tollkühn, auf Turin zu marschieren, ohne diese sichere Brücke im Rücken zu haben.

Während Beaulieu dieses nach Turin schrieb, marschierte er tatsächlich nach Norden ab, nach einem kleinen Gebirgsort namens Nizza. (Der Gleichklang des Namens mit der Rivierastadt darf nicht irreführen.)

Am 24. berichtet Beaulieu nach Wien:

„Ich habe nunmehr die Armee gesammelt." Tatsächlich hatte er sie zerstreut von der Vormida bis auf die Bocchetta in einem ‚Positionskorps', einem ‚Observationskorps' und einem ‚Observationskordon'. Das ‚Operationskorps' bei Nizza zählte nur 13 Bataillone von 31 noch vorhandenen.

Beaulieu fährt fort:

„Die Herstellung der Brücke bei Valenza ist erforderlich, um andurch die Verbindung mit der Lombardei zu erleichtern und instand gesetzt zu werden, mich zur Verteidigung Piemonts, ohne die Verteidigung der Lombardei hintanzusetzen, mit meinem rechten Flügel gegen den linken der piemontesischen Armee zu nähern. Ich sehe aber bis nun noch nicht, daß daran Hand angelegt worden sei. So bin ich nicht imstande, vorwärts etwas zu unternehmen, sondern vielmehr bemüßigt, mich in Kürze zurückzuziehen, wenn ich keine hinlängliche Verbindung mit der Lombardei habe. Colli habe ich ermahnt, seine Truppen in einem Punkt zu sammeln und seine Stärke durch Detachierungen nicht zu schwächen."

Die Überlegungen laufen also darauf hinaus, daß Beaulieu Piemont und die Lombardei gleichzeitig decken möchte. Ein schwer zu lösendes Problem. So allerdings war ein Umschwung nicht mehr zu erwarten. Er war jetzt wohl überhaupt nicht mehr möglich. Vor drei Tagen hätten ihn die Österreicher durch einen Marsch mit allen Kräften auf Cherasco noch herbeiführen können. Jetzt war es zu spät.

Im Grunde genommen war Beaulieu aber auch gar nicht gesonnen, etwas Ernstliches zu unternehmen. Sein Marsch nach Nizza ist lediglich ein Verlegenheitsmanöver. Er will den Piemontesen guten Willen zeigen — ohne sich selbst im geringsten bloßzustellen. Auch geht nach Nizza nur das „Operationskorps". Alle anderen Truppen, das „Positionskorps", das „Observationskorps" und der „Observationskordon" bleiben auch jetzt noch stehen.

Inzwischen war es den Piemontesen gelungen, ihren westlichen Rückzug in einen nördlichen zu verwandeln und die Straße nach Turin wieder zu gewinnen. Das konnten sie, da Bonaparte sie nach seinem Siege bei Mondovi nicht verfolgte und auch am folgenden Tage noch stehen blieb. Das ist auffallend. Doppelt auffallend bei dem späteren Meister der rücksichtslosen Verfolgung. Und in der eigentümlichen Lage, in der diese Verfolgung besonders wichtig war, um den Feldzug zum Abschluß zu bringen, ehe die Österreicher eingreifen konnten. Wie wenig Gefahr von dieser Seite tatsächlich drohte, das konnte Bonaparte nicht wissen.

Sicherlich ist für die unterlassene Verfolgung nicht die Rücksicht auf Schonung der Truppe maßgebend gewesen. Die Truppe hatte gewiß viel geleistet seit vierzehn Tagen, aber Bonapartes mitleidsloser Wille hätte mehr verlangt — wenn er es gekonnt hätte.

Das ist es. Die Truppe versagte. Ihre Disziplin hatte schon zweimal die Probe des Erfolges nicht bestanden, bei Dego und bei San Michele. Jetzt löste sie sich völlig auf.

Der äußere Anlaß war die unzureichende Verpflegung. Das arme Land, die schlechten Wege, die erbärmlichen Fuhrwerke, die Schnelligkeit der Operationen und ihre oft wechselnde Richtung – das alles waren schon große Schwierigkeiten. Sie wurden unüberwindlich durch die Unfähigkeit und Gewinnsucht der Intendanturbeamten.

Der Chef des Generalstabes, Berthier, schreibt am 23.:

„Tag und Nacht sind wir in Bewegung, und dabei fehlt uns alles Unsere Fahrzeuge sind immer zwei Tagemärsche hinter uns. Immer im Biwak. Unsere Lorbeeren sind beschmutzt durch eine fürchterliche Plünderung, die um so schwieriger zu unterdrücken ist, als wir während mehrerer Tage kein Brot bekommen haben. Aber man hat sich nicht darauf beschränkt, Lebensmittel wegzunehmen. Man hat Greueltaten begangen."

Der General Laharpe berichtet am 20. April an Bonaparte:

„Alle Beamten, in den Magazinen wie auch in allen anderen Verwaltungszweigen, führen ohne Sinn und Verstand Beitreibungen aus. Die Landeseinwohner sind gänzlich zugrunde gerichtet. Der Soldat ist im Elend und der Offizier in Verzweiflung. Die Intendanten allein bereichern sich. Es ist kein Augenblick zu verlieren, General, wenn man die Armee retten und wenn man verhindern will, daß wir nach Piemont kommen als Menschen, die schlimmer sind als die Vandalen. Schreiten Sie auf das strengste gegen die betrügerischen Intendanten ein, vermindern Sie die Zahl dieser Blutsauger, die man niemals sieht, wenn der Armee geholfen werden soll, aber immer da, wo sie aus der Unordnung Nutzen ziehen können. Das 69. Regiment hat seit acht Tagen nur 2½ Portionen empfangen, und die anderen haben ebenso gelitten. Es ist unmöglich, den Soldaten länger in diesem Elend zu lassen. Die Armee löst sich auf durch Krankheit und Marodieren. Es ist keine Frage, daß die zur Verzweiflung getriebenen Einwohner sich bewaffnen und jeden Franzosen töten werden, der sich von der Truppe entfernt. Vor allem, General, ist es erforderlich, dieser Unmenge von unrechtmäßigen Bei-

treibungen Einhalt zu tun. Wenn sie fortgesetzt werden müssen, so ist es besser, die Einwohner zusammenzutreiben, sie zu erschießen und erst hinterher die Verwüstung zu vollenden. Denn das kommt auf dasselbe hinaus. Sie werden sonst vor Hunger sterben. Brot, Brot, und nochmals — Brot!"

Am 22. April sendet Laharpe einen neuen Notschrei:

„Noch immer kommt nichts an. Mehr als je gibt sich der Soldat dem Diebstahl und Raub hin. Einwohner werden von unseren Soldaten ermordet und Soldaten von den Einwohnern. Nichts kann die Entsetzlichkeiten schildern, die begangen werden. Die Lager sind fast leer. Der Soldat läuft auf den Feldern umher, mehr wie ein wildes Tier als wie ein Mensch. Im Namen aller Menschlichkeit — kommen Sie uns zu Hilfe! Schicken Sie uns nur so viel, daß wir unser elendes Leben fristen können, ohne Verbrechen zu begehen. Es gibt keine Vorsehung mehr, da der rächende Blitzstrahl die verbrecherischen Beamten nicht zerschmettert, die an der Spitze der Verwaltung stehen."

Infolge dieser Berichte und persönlicher Eindrücke erließ Bonaparte am 22. April, also am Tage nach dem Gefechte von Mondovi, folgenden Tagesbefehl:

„Mit Entsetzen bemerkt der Oberkommandierende die fürchterliche Plünderung, die von entarteten Leuten begangen wird. Diese finden sich erst nach dem Gefecht bei ihrem Truppenteil ein, um sich Ausschreitungen hinzugeben, die die Armee und den französischen Namen entehren."

Bonaparte forderte Berichte ein über alle Stabsoffiziere, Hauptleute und Subalternoffiziere. Dann heißt es weiter:

„Die Divisionskommandeure sind ermächtigt, jeden Soldaten und jeden Offizier sofort erschießen zu lassen, der durch sein Beispiel die anderen zur Plünderung aufreizt und dadurch die Disziplin untergräbt, die Unordnung in der Armee verbreitet und deren Heil und Ruhm in Frage stellt."

Am 24. April berichtet Bonaparte, dem man Weichheit wahrlich nicht nachsagen kann, an das Direktorium:

„Der Soldat, ohne Brot, hat sich so fürchterliche Ausschreitungen zuschulden kommen lassen, daß man sich schämt ein Mensch zu sein. Ich werde die Ordnung wieder herstellen — oder ich werde aufhören, diese Räuber zu kommandieren."

Die Zustände innerhalb der Armee sind etwas ausführlicher dargelegt worden, um zu zeigen, wie wenig vergleichsweise die Beschaffenheit des Instrumentes in der Hand eines Meisters bedeutet. Selbstverständlich wird sich jeder die beste Waffe nehmen, die er bekommen kann. Die stete Sorge der Staaten für die Ausbildung ihrer Heere ist durchaus berechtigt. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß in der Ausbildung des Heeres schon eine gewisse Garantie des Sieges läge. Nicht der Degen tötet, sondern die Hand, die ihn führt. Und man kann sich schon vorstellen, daß jemand mit einer einfachen Eisenstange einen Gegner besiegt, der eine Toledoklinge führt. Ob aber das Instrument in der Hand ein Degen ist oder eine Armee — am letzten Ende bleibt jeder Kampf das Duell zweier Menschen. Der

überlegene Wille des einen ist es, der den anderen wehrlos macht und niederzwingt.

Also die französische Armee war am 22. April tatsächlich nicht operationsfähig. Daß eine gewisse allgemeine Abspannung dabei mitgesprochen hat, ist wohl zu glauben. Bonaparte selbst hatte Übermenschliches geleistet. Unaufhörlich hatte er überall zugegen sein müssen, denn seine Offiziere und Beamten waren zu selbständigem, verantwortungsfreudigem Handeln nicht erzogen. Wenn er den Tag über die Operationen vor dem Feinde geleitet hatte, so eilte er in der Nacht nach einem anderen Schauplatz, um dort nach dem Rechten zu sehen, den General zu orientieren, für die Verpflegung zu sorgen. So war er zwei Wochen lang fast jede Nacht zwischen Dego und Ceva unterwegs. Die sardinischen Unterhändler haben in ihrem Bericht den jungen General geschildert: bleich, übernächtig, mit rot geränderten, überwachten Augen, die schmalen Lippen zusammengepreßt, um ihr nervöses Zittern zu unterdrücken. Bonaparte schreibt an das Direktorium:

„Mein Leben hier ist unbegreiflich. Ich komme ermüdet an, muß die ganze Nacht in Verwaltungssachen arbeiten und mich überall selbst hinbegeben, um die Ordnung herzustellen. Ich bin so erschöpft von Müdigkeit und Arbeit, daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann."

Am 23. April begann der weitere Vormarsch der französischen Armee. Geringe Kräfte blieben nach wie vor zur Beobachtung der Österreicher stehen. Die Hauptkräfte gingen beiderseits des Tanaro gerade auf Turin.

„In einigen Tagen ist das Schicksal Piemonts entschieden," schreibt Bonaparte nach Paris.

Am 25. April trafen Augereau und Masséna vor Cherasco ein. Als sie sich zum Angriff anschickten, fanden sie den Platz leer.

Colli hatte in Cherasco den Befehl des Königs erhalten, „nichts zu riskieren und Turin zu decken".

Es fragt sich, was in dieser Lage überhaupt noch hätte riskiert werden können. Entweder die Armee wurde geschlagen — dann war Turin verloren. Oder die Armee wagte nicht, sich zu schlagen — dann war Turin auch verloren.

Allerdings war die sardinische Armee wohl kaum noch imstande zu fechten. In der Nacht vom 25. zum 26. April marschierte sie bis etwa halbwegs zwischen Cherasco und Turin. Das war der dritte Nachtmarsch im Zeitraum von neun Tagen. Die Truppe verfiel unrettbar der Auflösung.

Als Beaulieu die Nachricht von diesem Rückzuge erhielt, war es klar, daß alle Hilfe zu spät kommen mußte, daß der Feldzug endgiltig verloren war. Am 25. April berichtet Beaulieu nach Wien:

„Während ich mich zu Nizza zeige, um dem Feinde eine Demonstration zu machen, und selben allenfalls im Rücken zu nehmen, schreibt mir Feldmarschall-Leutnant Colli, daß er sich nach Moncalieri bei Turin zurückziehen werde. Ich habe von selbigem bis zur Stunde noch keinen offiziellen Bericht über die bei seiner Armee vorgefallenen Operationen und weiß nur vom Hörensagen, daß ein beträchtlicher Teil seiner Truppen zugrunde gerichtet und

in die Gefangenschaft geraten sei. Zur Herstellung der anverlangten Brücke bei Valenza ist noch nicht Hand angelegt worden, daher ich nicht imstande bin, bei der dermaligen Schwäche der Armee etwas gegen den Feind zu unternehmen, indem eine Vorrückung die nachteiligsten Folgen haben könnte, da die piemontesische Armee aufgelegt zu sein scheint, nirgends zu halten. Auch macht mir der Turiner Minister die Anzeige, daß bereits Deputierte nach Genua geschickt, um Waffenstillstand anzusuchen, um sodann leichter Friedensvorschläge zu unternehmen. Ich bin daher entschlossen, nichts einem bloßen Ungefähr" — so nannte man in der Sprache des Rokoko eine Schlacht – „zu überlassen und, soviel mir möglich sein wird, den teuren Rest der k. k. Truppen in Italien zu erhalten. Ich werde Zeit zu gewinnen und durch geschickte Bewegungen den Kriegsschauplatz in den piemontesischen Landen zu erhalten suchen."

Wie lange glaubte wohl Beaulieu, daß ihm dies gelingen würde? Gegen einen Feind wie Bonaparte!

Am 27. April schreibt Beaulieu an Colli:

„Ich gehe nach Alessandria," — also von den Piemontesen weg, in die lombardische Ebene — „um leichter alles Fügliche unternehmen zu können, als auch in Ansehung der Lebensmittel nicht in Besorgnis zu sein."

Inzwischen war die zurückgehende sardinische Armee bis vor die Tore ihrer Hauptstadt gekommen, gefolgt von den nachdrängenden Franzosen. Der Hof von Turin hatte keine Wahl mehr. Am 28. April um 2 Uhr morgens wurde der Waffenstillstand von Cherasco unterzeichnet, der die Festungen Cuneo, Tortona und Ceva an die Franzosen auslieferte. Am 15. Mai folgte der Friede von Paris.

Unmittelbar nach dem Waffenstillstand richtete Bonaparte an seine Armee eine seiner pomphaften Proklamationen:

„Soldaten! Ihr habt in 14 Tagen sechs Siege errungen, 21 Fahnen, 55 Geschütze und mehrere feste Plätze genommen, und den reichsten Teil Piemonts erobert" – —

Bonaparte spricht zu Franzosen und zu Kindern der Revolution, die die Gewohnheit hatten, Bilder aus dem Altertum sich vor Augen zu stellen. Das muß man sich vergegenwärtigen, wenn man liest:

„Aber, Soldaten, ihr habt noch nichts getan, weil noch zu tun übrig bleibt. Mailand ist nicht in eurem Besitz. Auf der Asche der Besieger des Königs Tarquinius wandeln noch die Mörder von Basseville."

Basseville war der französische Gesandte, der in Mailand ermordet worden war.

Die Proklamation wendet sich an den Ehrgeiz, an die Eitelkeit der Menschen.

„ . . . alle wollen, in die Heimat zurückgekehrt, mit Stolz sagen können: auch ich war bei der siegreichen Armee von Italien."

Dann richtet Bonaparte aber eine ernste Mahnung an die Truppe:

„ . . . ich und die Generäle, wir würden vor Scham erröten, eine solche zügellose Armee zu kommandieren, die keine Disziplin kennt, und kein Gesetz als die Gewalt."

Obgleich also Bonaparte sich ausdrücklich der entsetzlichen Ausschreitungen seiner Soldaten, der fürchterlichen Mißhandlung der Einwohner erinnert, hat er doch die Stirn, den Italienern zuzurufen:

„Völker Italiens! Die französische Armee ist gekommen, um eure Ketten zu brechen. Das französische Volk ist der Freund aller Völker. Kommt ihm vertrauensvoll entgegen. Euer Eigentum, eure Religion und eure Sitten sollen geachtet werden. Wir führen den Krieg als großmütige Feinde und treten nur den Tyrannen entgegen, die euch unterdrücken."

Bewundernswürdig ist der Schwung der Seele, mit dem der junge Bonaparte sich sofort von dem Erfolg abwendet, um neuen Anstrengungen entgegen zu gehen. An demselben Morgen, an dem er den Waffenstillstand von Cherasco unterzeichnet, schreibt er an das Direktorium:

„Morgen marschiere ich gegen Beaulieu, zwinge ihn zum Rückzug über den Po und folge ihm unmittelbar. Ich bemächtige mich der Lombardei und hoffe innerhalb eines Monats auf den Bergen von Tirol zu sein, dort die Rheinarmee zu finden und in Verbindung mit ihr den Krieg nach Bayern hineinzutragen."

Wir wissen, daß diese kühne, verwegene Phantasie sich fast wörtlich verwirklicht hat.

Noch höher, als der Entschluß Bonapartes nach Cherasco, steht der Entschluß Moltkes nach Gravelotte.

Bonaparte hat gemeint, daß nur junge Männer zu Führern von Armeen, überhaupt zur Lösung gewaltiger Aufgaben geeignet seien. Das ist richtig für die durchschnittlichen Menschen. Es stimmt nicht für geniale Männer.

Cäsar war 56 Jahre alt, als die Schlacht von Thapsus die Herrschaft über die damalige Welt in seine Hände legte. Was Lionardo, was Michel Angelo und Goethe im höchsten Alter geschaffen haben, steht ihren Jugendwerken nicht nach. Moltke war siebzig Jahre alt, als er auszog, die Franzosen zu schlagen.

Die Tage, die der Schlacht von St. Privat—Gravelotte vorausgingen, waren voll so intensiver Spannung, daß der Leiter der Operationen von tiefer seelischer Erregung nicht frei gewesen sein kann. Dazu kam die angestrengte geistige Arbeit, verbunden mit ungewöhnlicher körperlicher Tätigkeit und geringer Ruhe. Den 17. August hatte das Große Hauptquartier auf dem Schlachtfelde von Mars-la-Tour zugebracht. Gegen abend war es nach Pont-à-Mousson zurückgekehrt, um bereits mitten in der Nacht wieder aufzubrechen. Dann kam der 18. August mit seinen erschütternden Eindrücken. An der Stelle, wo König Wilhelm hielt, mußte man den Eindruck einer verlorenen Schlacht haben. Die Stimmungen, die dadurch ausgelöst wurden, blieben auch Moltke nicht fern. Was in ihm vorgegangen sein mag während dieser bangen Stunden, hat er verborgen hinter einer eisigen Ruhe und der gewohnten Haltung des vornehmen Mannes. Erst in der Nacht kam die Meldung, daß St. Privat genommen sei. Was würde der kommende Morgen bringen? In der deutschen Truppe war der Eindruck vorherrschend, daß die Franzosen aus ihren Stellungen vorbrechen würden. Allmählich be-

ruhigten sich die tief erregten Nerven. Eine körperliche Ermüdung verlangte ihr Recht, die die Menschen in eine totenähnliche Starre niedersinken ließ.

Nur der Generalstab hatte keine Zeit zur Ruhe. In unzureichenden, schlecht beleuchteten Räumen, unter dem Klagen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden waren die Befehle zu erwägen und auszuarbeiten, die an die Truppen gehen mußten, um allen Möglichkeiten gewachsen zu sein.

Und als dann am anderen Morgen die Nachricht kam, daß die Franzosen während der Nacht ihre Stellungen geräumt hatten und auf Metz zurückgewichen waren, da war auch der Entschluß der obersten Heeresleitung fertig und bereits in Befehlsform gebracht. Die Armee Bazaines wurde durch den Prinzen Friedrich Karl eingeschlossen. Die Armee des Kronprinzen und die neugebildete Maasarmee traten sofort, am nächsten Tage, ihren Vormarsch an — in der Richtung auf Paris!

Wenn von Moltkes Taten uns nichts überliefert wäre als dieser eine Befehl — er machte ihn zu einem der größten Feldherren aller Zeiten. Größeres als der siebzigjährige General hat Bonaparte in der Fülle seiner Jugendkraft nicht geleistet.

Was Bonapartes Erfolg gegen die Sardinier so blendend machte, das war die überraschend kurze Zeit, in der er das Ziel jahrelanger Kämpfe erreichte. Den Eindruck auf die Zeitgenossen kann man sich kaum noch vorstellen. Paris war wie im Taumel. Die Erfolge der Armee von Italien hatten alle Erwartungen übertroffen. Mächtig wuchs das Ansehen Bonapartes bei seinen Truppen. Ein Wort von ihm war die höchste Belohnung für jeden seiner Soldaten.

Er selbst hat sich über das Geheimnis seiner Erfolge auf Sankt Helena folgendermaßen ausgesprochen:

„In den Revolutionskriegen hatte man das falsche System, seine Kräfte zu zersplittern, Kolonnen nach rechts und Kolonnen nach links zu entsenden, was ganz verkehrt ist. Was mir in Wahrheit so viel Siege verschafft hat, ist das entgegengesetzte System. Denn am Tage vor der Schlacht zog ich meine Divisionen, statt sie auseinandergehen zu lassen, alle auf den Punkt zusammen, den ich überwältigen wollte."

Ähnlich hat sich Bonaparte bereits nach dem Feldzuge von 1797 geäußert:

„Es gibt in Europa viele gute Generale, aber sie sehen zu viel Dinge auf einmal. Ich sehe nur eins: das sind die Massen. Die suche ich zu vernichten, weil ich sicher bin, daß alles andere damit von selbst fällt."

Bonaparte ist fest davon überzeugt, daß der Feldherr nicht ernannt oder erzogen werden kann, sondern als solcher geboren ist:

„Das Wesen der Strategie besteht darin, mit einer schwächeren Armee stets mehr Kräfte auf dem Angriffspunkt zu haben als der Gegner. Aber diese Kunst lernt sich nicht aus Büchern. Auch nicht durch die Praxis. Sie ist Sache des Taktes, der im wesentlichen die Kriegskunst bildet."

Über die Gegner Bonapartes, namentlich über den unglücklichen Beaulieu hat die nachträgliche Kritik die ganze volle Schale des Hohns ergossen. Mit Unrecht.

Beaulieu war der Mann der alten Schule. Nicht mehr und nicht weniger. Unter Luxemburg, Villars, Condé und Turenne, unter dem Prinzen Eugen von Savoyen hätte er als ein ausgezeichneter Truppenführer gelten können. Daß er dem Schöpfer des modernen Krieges gegenüber treten mußte, einem der größten militärischen Genies, die die Kriegsgeschichte kennt — das war sein Unglück. Er ist unterlegen, wie so viele nach ihm unterlegen sind. Die völlig neuen Gedanken der napoleonischen Kriegsführung traten ihm so überraschend entgegen, daß er sie nicht gleich zu erfassen vermochte. Daraus kann man ihm unmöglich einen Vorwurf machen.

Wie lange hat es doch gedauert, bis diese Ideen endlich auch bei den Gegnern Napoleons Eingang fanden. Lange nach Ulm, nach Austerlitz und Jena lebte man dort noch immer in den Anschauungen der Rokokozeit.

Noch im Jahre 1814 war das Große Hauptquartier so völlig befangen in den Lehren der methodischen Kriegführung, daß es den Besitz eines geographischen Punktes für entscheidend hielt. Einen solchen Punkt meinte man in der Hochebene von Langres gefunden zu haben. Das sei der Rubikon, den man nicht überschreiten dürfe. Jenseits Troyes gebe es überhaupt kein vernünftiges Ziel mehr für militärische Operationen. Der Fürst Schwarzenberg aber faßte diese Gedanken in die lapidaren Worte zusammen: „Jede Vorrückung gegen Paris ist im höchsten Grade unmilitärisch."

Nach Schwarzenbergs Ansicht muß Napoleon sein Lebelang gänzlich unmilitärisch gewesen sein — aber Erfolg hat er gehabt. Im Feldzuge von 1796 ist Bonaparte wesentlich unterstützt worden durch die unglückliche Koalition seiner Gegner, deren Interessen so weit wie möglich auseinander gingen.

Friedrich der Große hat die ganze Bitternis einer solchen Koalition während seines ersten Feldzuges gründlich kennen gelernt. Moltke hat die Schwäche aller derartigen Bündnisse unter dem Hinweis auf den Krieg von 1866 dargelegt:

„Den Unterschied zwischen einem einheitlichen Heer und einer Koalition hat wohl der Feldzug von 1866 genügend gezeigt. Österreich hatte ein Schutz- und Trutzbündnis mit Süddeutschland. Es forderte nichts Geringeres, als daß dessen Kontingente sich mit dem österreichischen Heere in Böhmen vereinigen sollten. Bei einer Überlegenheit von 90 000 Mann konnte man hoffen, den Hauptzweck des Krieges vielleicht zu erreichen. Aber den Süddeutschen wurde dabei zugemutet, daß sie die Heimat schutzlos der feindlichen Invasion überließen, und sehr begreiflicherweise lehnten sie das ab. Die Sonderrücksichten können im Einheitsstaat zum Schweigen gebracht werden. Beim bloßen Bündnis muß man mit ihnen rechnen. Von einem Verbündeten kann man nicht das fordern, was zur Erreichung des Kriegszweckes das militärisch Richtige wäre, sondern das, was er unter Berücksichtigung seiner eigenen Interessen zu leisten imstande und geneigt sein wird."

Man unterschätzt nur zu leicht die tatsächlichen Schwierigkeiten, die einer obersten Heeresleitung aus dem Koalitionsverhältnis immer erwachsen müssen. Das einfache Gegenüberstellen der Zahlenverhältnisse gibt ein ganz

falsches Bild. Ein einheitliches, entschlossen geführtes Heer hat alle Aussicht, auch gegen einen erheblich überlegenen Staatenbund das Feld zu behaupten.

Diese Wahrheit hat König Friedrich im Siebenjährigen Kriege ebenso glänzend bewiesen, wie Napoleon Bonaparte in seinem Feldzuge gegen die Österreicher und Piemontesen. Beide Feldherren haben unter ganz anderen Bedingungen und in ganz anderer Weise fast Übermenschliches geleistet, ohne daß es möglich wäre zu sagen, wer von ihnen mehr geleistet hat. Die Handlungen der Menschen, selbst auf einem beschränkten Gebiet ihres Wirkens, sind zu fest verwachsen mit ihrer Persönlichkeit, sind zu sehr der Ausfluß ihres ganzen Wesens. Und wer wollte es unternehmen, den Wert genialer Männer im einzelnen gegeneinander abzuwägen!

Es klingt fast wie ein Scherz, wenn gelegentlich selbst die Frage aufgeworfen worden ist, ob wohl Friedrich oder Napoleon gesiegt hätte, wenn sie sich mit den Waffen gegenübergetreten wären.

Denken wir uns die französische Revolution und ihren großen Sohn vorgerückt bis in die Tage Friedrichs, so hätte sicherlich der Adlerblick des Königs die Zeichen der Zeit zur rechten Stunde erkannt, und er wäre dem Korsen anders gerüstet entgegengetreten als der Feldzeugmeister Freiherr von Beaulieu.

Denken wir uns Friedrich später lebend, in den Tagen Napoleons, so ist es für mich eine unumstößliche Gewißheit, daß die Preußen bei Austerlitz nicht gefehlt hätten. Und dieses Heer unter der Führung seines Königs hätte der Entwicklung der Dinge einen anderen Weg gewiesen.

Die Erdbeben- und Fluterzählungen des Alten Testaments in geologischer Beleuchtung.

Von

B. Mendelsohn (Posen).

Die geologische Geschichte des Landes Palästina, welche sich auch in der Chronik der Israeliten widerspiegelt, liest sich wie ein spannender Roman. Der Boden senkt und hebt sich, bald ist er der Grund des Meeres, dann wieder der Boden eines ausgedehnten Süßwassersees, und bald wird er trockenes Land. Mächtige Sedimente lagern sich über das Grundgebirge und bilden eine sich weithin nach Osten und Westen erstreckende ebene Tafel, bis unterirdische Mächte die Tafel zerspalten und Teile derselben in bodenlose Tiefen versinken lassen. Die absinkenden Schollen pressen enorme Lavamassen heraus. Endlich scheint sich die Kraft des Vulkanismus erschöpft zu haben, und die absterbende vulkanische Tätigkeit läßt nur noch heiße brennbare und übelriechende Dämpfe, aber auch zahlreiche Heilthermen dem Boden entströmen. Das Land wird in der Pluvialperiode [1]) zerklüftet, dann trocknet es aus und liefert Ablagerungen von Gips und Salz, daneben auch von Petroleum und Asphalt. In den Kalksteinmassen der Kreidezeit wuschen die Gewässer der Pluvialzeit zahlreiche Höhlen aus, in denen die Ureinwohner ihr Lager aufschlugen, ganz wie einst in Südfrankreich die Neandertalrasse und der Kro-Magnon-Mensch. Als sie von hier, vielleicht durch elementare Gewalten, verdrängt wurden und neue Volksstämme von Osten einwanderten, brachten diese ihre Stammesgeschichte, ihre Heimatsagen, aus der Ferne mit, und ihre Barden setzten sie, mit mehr oder weniger phantastischem Beiwerk ausgeschmückt, in eine israelitische Edda um, sicherlich nicht ohne Beeinflussung der Bevölkerung des neuen Landes und deren Überlieferung. Heute erscheint Palästina geologisch pazifiziert. Aber es scheint nur so, denn unaufhaltsam gehen die Senkungen im Innern und die Hebungen an der Küste weiter, wie die häufigen Erderschütterungen des Landes beweisen. Auch die Austrocknung hält nicht still. Das Land, in dem Milch und Honig floß, welches Mose als ein

[1]) Im Norden und in den Gebirgsgegenden pflegt man diese feuchte Periode als Eiszeit oder Diluvialzeit zu bezeichnen.

Land erschien, das im Gegensatz zu Ägypten keiner künstlichen Bewässerung bedurfte, trocknet aus. Die türkische Mißwirtschaft allein hätte das Land, wie auch Syrien, nicht so weit herunterbringen können, wenn nicht die Natur selbst hierbei mitgeholfen hätte. Mit der Einwanderung ostasiatischer Kulturstämme bildeten sich in Palästina kleine politische Gebilde heraus, deren Lage indessen zu wichtig war, um nicht die Großstaaten von rechts und links zum Angriffe zu reizen. Denn Palästina beherrschte den Zugang zum Meere und die Straße von Asien nach Afrika. An dem Konflikt mit den asiatischen und afrikanischen Großstaaten geht Palästina politisch zugrunde, um ein Teil des römischen und türkischen Reiches zu werden.

In der Bibel, der Chronik des israelitischen Volkes, ist die Erinnerung an alle politischen und geologischen Ereignisse, die das Land getroffen haben, getreu aufbewahrt und in der bilderreichen, aber stets naturwahren Sprache des Orients wiedergegeben. Palästina hatte aber nicht nur politisch eine ungemein gefährdete Lage, auch geologisch war es in zwiefacher Weise ein Spielball der Naturgewalten. Durch Palästina zieht sich von West nach Ost das unruhigste Gebiet der ganzen Erdoberfläche, die sogenannte mittelmeerische Zone. Dieser Landstreifen schneidet den Äquator unter $23^1/_2{}^0$ und ist wohl einst der Äquator der Erde gewesen. Aus Gründen, deren Auseinandersetzung uns hier zu weit führen würde, mußte rings um die Erde an dieser Zone ein Schwächegebiet der Erdkruste entstehen. Bis zum heutigen Tage ist deshalb dieser Streifen ein gefürchtetes Senkungs- und Bebengebiet gewesen, ebenso in Mittelamerika, wie in Südeuropa und in Südasien. Daher hat auch Palästina in jeder Erdperiode eine andere Gestalt angenommen, bis in die allerälteste Erdformation hinein. Aber Palästina, resp. Syrien, zu dem es doch geologisch als integrierender Bestandteil gehört, befindet sich noch in einer zweiten Schwächezone der Erdkruste. Ein ausgedehntes Einbruchsgebiet zieht sich in Afrika vom Ausflusse des Schire aus dem Njassa See nach Norden, um Abessinien herum, durch das tote Meer. Es folgt den Tälern des Jordan, des Leontes und des Orontes bis zu dem Fuße des Taurusgebirges. An der Faltung, welche im Tertiär sämtliche Gebirge westöstlich von den Pyrenäen bis zum Himalaya und den Sunda-Inseln emporpreßte, haben Palästina und Syrien nicht teilgenommen. Denn diese Länder gehören der großen Wüstentafel an, welche sich über Nordafrika, Arabien und Syrien bis zu den Gebirgen von Kurdistan erstreckt. In diesem umfangreichen Plateau findet man keinerlei Schichtenverbiegungen und Faltungen, wohl aber Absenkungen und stehengebliebene Horste[1]), welche nur scheinbar ein Faltengebirge vortäuschen, wenn die atmosphärischen Einflüsse sie zernagt und zerklüftet haben. Die Absenkungen erfolgten zwischen parallellaufenden Spalten, die sich ungefähr von Süden nach Norden, in untergeordnetem Grade, auch von Westen nach Osten erstreckten. Im allgemeinen sind die südlichen Absenkungen des Einbruchsgebietes die älteren, die nördlichen die

[1]) Horste nennt man die Reste von Plateauländern, welche durch Absenkungen zum Teil verschwunden sind.

jüngeren. Wir müssen demnach zum Verständnis der einschlägigen Erscheinungen zweierlei Bewegungen des Landes auseinanderhalten: die Auf- und Abbewegung des mittelmeerischen Ringes und die Absenkungen des südnördlichen Spaltengebietes. In beiden Fällen war der Durchbruch von vulkanischen Gesteinen eine unmittelbare Folge der Bodenzerrüttung. In allen fünf Perioden der Erdbildung haben in jenen Ländern vulkanische Durchbrüche stattgefunden. Als nach langer Ruhezeit der große Kontinent, welcher in der Juraperiode Afrika und Südasien, zum Teil auch den Indischen Ozean umfaßte, zur Zeit der oberen Kreideformation zu sinken begann, lagerten sich gewaltige Meeressedimente, Sandsteine und Kalke, über diese Länder. Erst in der Tertiärzeit, und zwar in dem sogenannten Oligocän, einer frühen Tertiärperiode, haben sich Palästina und Syrien wieder aus dem Meere herausgehoben. In der obersten Kreidezeit herrschte in diesen Ländern ein ungemein reiches Tierleben, namentlich von Krustentieren und Fischen. Am Libanon hat man geradezu die reichsten Fischablagerungen in der Kreide eingebettet gefunden, welche auf der Erde überhaupt existieren. Über 100 Fischarten sind in den dort entdeckten Fossilien festgestellt worden. Mit dieser Anhäufung von Fischen und Tierrückständen, den sogenannten Koprolithen, hängt aber das Auftreten von Asphaltkalken und von bituminösen Tonen sowohl in Palästina, wie in Syrien und den Euphratländern zusammen. Mit den Kalken und Tonen haben sich in den Buchten des Kreidemeeres zahlreiche Ablagerungen von Gips und Steinsalz mit niedergeschlagen. Diese lieferten einst, und liefern noch heute, das Material für die Salz- und Schwefelquellen, welche im ganzen Jordantale, von dem Golf von Akaba am Roten Meere, bis zum See von Tiberias, zu finden sind. Der Einbruch des Roten Meeres selbst erfolgte wohl gegen Ende der Tertiärzeit. Damals erhielten Palästina und Syrien, infolge der Bildung eines ausgedehnten Spaltensystems, die heutige Gestaltung. Zwischen den Spalten entstanden drei Gräben, der Ghor oder das Jordantal, die Beka oder das Leontestal und der Ghab oder das Orontestal. Ein Querbruch gab der Ebene von Jesreel am Karmel ihre Entstehung. In der feuchten Pluvialzeit war das Jordantal ein ausgedehnter See, welcher den See von Tiberias mit dem des Toten Meeres verband. Damals wurden auch die Plateauländer beiderseits des Jordantales durch die Einwirkung des feuchten Klimas zerklüftet. In dieser Periode wurden sodann die Gips- und Salzlager des Kreidemeeres ausgelaugt und dem Jordansee zugeführt. Den heutigen Charakter als Salz- und Bittersee erhielt indessen das Tote Meer erst, als nach der Pluvialzeit die Trockenzeit[1]) einsetzte, also ungefähr vor 10000–20000 Jahren. Schon nach der ersten interglazialen Trockenperiode schrumpfte der Jordansee, welcher vorher 400 m über dem jetzigen Niveau stand, nach Blankenhorn, dem bekannten Geologen Palästinas, auf nur 100 m Hochstand zusammen. Damals

[1]) Das Diluvium wurde durch Interglazial- oder Trockenzeiten mehrfach unterbrochen. In manchen Gegenden kennt man nur zwei, in anderen drei bis fünf solcher Interglazialperioden.

setzte die konzentrierte Sole am Südrande des Toten Meeres das Salzgebirge des Dschebel Usdum und westlich von ihm Kreide und Gipsmergel als Sedimente ab. Dieses Salzgebirge erstreckt sich heute 11 km von West nach Ost, als eine 45 m hohe bläuliche Salzmasse von 99 ½ % reinem Kochsalz. Nach der zweiten interglazialen Trockenzeit wurde oberhalb des Salzlagers eine 140 m hohe Masse von Kalkmergel und Gips abgelagert, gewissermaßen eine schützende Decke für das Steinsalz. Die Hebung und Senkung des Landes in der Diluvialzeit schuf jederseits des Toten Meeres eine nordsüdlich laufende Hauptspalte, aus denen Gase und Schwefelwässer hervorbrachen. Eine andere Spalte verläuft mitten durch das Tote Meer, resp. durch dessen Boden. Man erkennt das Aufsteigen der Gase aus der Spalte durch einen Schaumstreifen an der Oberfläche des Meeres und durch eine Dunstlinie über dem Meere. Diese Spalte setzt sich auch nach Süden fort und trifft den Salzberg an seiner Ostseite. Steil und unzugänglich fällt hier der Salzfelsen in die Tiefe; dem Spalt entlang zieht sich an dieser Stelle ein Salztal, die Sebscha, als abgesunkenes Gebiet. Zu diesem Senkungsgebiet muß man auch die Bucht des Toten Meeres südlich von der Halbinsel Lisan rechnen. Die Sebscha, ein Salzmorast, liegt so wenig höher als das Niveau des Toten Meeres, daß sie von diesem öfters überflutet wird. Wiederholte Bodenbewegungen haben den Salzberg stark zerklüftet und von dem festen Gestein prismatische Stücke von Steinsalz abgesondert. Wenn die Verwitterung sich nun den Spalten entlang frißt, so entstehen allerlei Höhlungen, auch leicht einzelne Säulen von Steinsalz. Diese pflegen die abenteuerlichsten Gestalten anzunehmen. Im Altertum, z. B. bei Josephus, werden solche Salzsäulen erwähnt, die menschliche Figuren nachahmen und natürlich mit der in der Bibel erwähnten, zu Salz erstarrten Frau des flüchtenden Lot identisch sein sollten. Die Araber haben sie an beiden Ufern des Toten Meeres als Bint-Scheich Lut bezeichnet. Die östliche besteht allerdings aus Sandstein, die westliche aber aus Salz. Blankenhorn hat übrigens im Jahre 1894 die betreffende Salzsäule nicht mehr auffinden können. Solche Gebilde, meint er, sind recht vergänglich, während die einen zerfallen, bilden sich andere neu aus dem Salzgestein heraus. Die Phantasie des Volkes hat sicherlich zu allen Zeiten ihre Sagen an derartige Gestalten geknüpft. Die Absenkung des östlichen Teiles des Salzgebirges fiel nun zeitlich gar nicht mit dem Untergange von Sodom zusammen, sondern ging ihr weit voran. Blankenhorn verlegt das Ereignis in den Beginn der postglazialen Zeit, also, wie angegeben, mindestens 10000 Jahre zurück. Die Periode, in der wir uns eben auch heute noch befinden, nennt Blankenhorn für Palästina die dritte Interglazialzeit. Sie hat gewissermaßen vor unseren Augen bei der Austrocknung des Erdgürtels an dem Wendekreis des Krebses mitgewirkt, in einem Gebiete, welches sich vom 20. bis 40. Breitengrade über Nordafrika und Südasien erstreckt. In dieser Trockenzeit sind die Gewässer des Toten Meeres zu jener Salzlauge konzentriert worden, welche heute am Boden Steinsalz, Gips und Glaubersalzschichten absetzt. Bei Hochwasser tritt das Tote Meer oft in das Jordantal über, und die Sebscha wird über-

schwemmt. Wie sich nun die Erzählungen von der Sintflut durch Jahrtausende alte Traditionen fortpflanzten, so mag auch, meint Blankenhorn, dem Untergange Sodoms eine tatsächliche Begebenheit zugrunde liegen. Diese ist wohl sehr lange vor Abraham eingetreten, hat sich aber, als ein überaus merkwürdiges Ereignis, im Gedächtnis der Völker erhalten. Bemerkenswert sind nun die detaillierten Ausführungen jenes Vorganges in der Bibel selbst:

„Als der Tag anbrach," heißt es dort, „führte der Engel Lot und sein Weib und seine Töchter fort und sagte ihnen, rette dich, denn es gilt dein Leben, und schaue dich nicht um. Halte dich nicht in der Ebene auf, sondern rette dich ins Gebirge (d. h. in das jetzige Gebirge Abarim in Moab). Lot aber sprach: ‚Ich habe nicht die Kraft, mich ins Gebirge zu retten. Siehe, da ist in der Nähe ein ganz kleiner Ort Zair' (oder Zoar). Da erwiderte der Engel: ‚Siehe, ich will dir auch in diesem Stück willfahren, und den Ort, von dem du sprichst, nicht vertilgen, eile aber und rette dich dahin, denn ich kann nichts tun, bis du dahin gekommen bist, darum nennt man den Ort Zoar, d. h. klein'."

Dieses Zoar liegt zwar erst am Fuße des Gebirges, aber immerhin nicht mehr auf angeschwemmtem, sogenannten alluvialem Boden, wie die vier untergegangenen Städte Sodom, Gomorrha, Zeboim und Adama, deren Könige einst von Abraham im Kampf mit Elam gerettet wurden. Jenes Gebirge scheint aber von der Absenkung und dem Erdbeben verschont geblieben zu sein.

„Die Sonne", fährt die Bibel fort, „ging eben auf, als Lot in Zoar ankam. Da ließ Jahwe auf Sodom und Gomorrha Schwefel und Feuer aus dem Himmel regnen und kehrte alle diese Städte um und den ganzen Kessel und alle Einwohner und das Gewächs des Bodens. Als Abraham sich am Morgen an den Ort begab, wo er vor Jahwe gestanden hatte, und gegen Sodom und Gomorrha ausschaute und nach der ganzen Gegend der Ebene, da sah er Rauch aus der Erde aufsteigen, gleich dem Rauch aus einem Schmelzofen."

Diese Beschreibung weist zweifellos auf ein Erdbeben hin, wie besonders die Worte, „kehrte die Städte um usw." klar machen. Das Erdbeben erstreckte sich offenbar auf die Ebene im Süden der Halbinsel El Lisan. Es war eine Folge des Absinkens der südlichen Meeresbucht, welche zwischen den Spalten in die Tiefe sank und von dem Nordmeer überflutet wurde. Diese Erdbewegung setzt sich noch heute fort. Erdbeben sind deshalb im Süden des Toten Meeres eine gewöhnliche Erscheinung. Strittig bleibt jedoch die Frage, ob hier, wie Nötling annahm, der Vulkanismus die Ursache der Beben, oder ob es reine tektonische Erderschütterungen seien[1]). Im Osten des Toten Meeres treten nämlich schon im Moab vereinzelte Basalterguisse auf, welche aus spätdiluvialer Zeit stammen. Sie nehmen weiter nördlich am Haurangebirge ganz enorme Dimensionen an. Ob diese immerhin ziemlich weit vom Toten Meere abliegenden Zeugen einstiger vulkanischer Tätigkeit noch für die jetzigen Erdbeben verantwortlich gemacht werden können, erscheint mehr als fraglich. Blankenhorn und andere Geologen halten deshalb die Erdbeben in der Gegend für rein tektonische. Die Feuererscheinungen, welche die Bibel erwähnt, und die den Rauch lieferten, kann man zum Teil

[1]) Tektonische Veränderungen gründen sich auf Bewegungen der Erdkruste, vielleicht infolge der Schrumpfung des Erdkernes, und nicht auf vulkanische Kräfte.

durch Entzündungen der Kohlenwasserstoffdämpfe erklären, die, wie oben erwähnt, noch heute aus den dortigen Spalten aufsteigen. In früheren Zeiten mögen sie wohl noch reichlicher der Tiefe entquollen sein. Rauch würden auch die Asphaltmassen jener Gegend bei der Entzündung genug liefern können. Neben den Gasen und dem Asphalt haben sich aus den tierischen Ablagerungen in jenen Ländern aus der Kreidezeit auch Petroleummengen gebildet. Solche Petroleum liefernde Schichten finden sich längs der Ost- und Westspalte zu beiden Seiten des Toten Meeres und wohl auch in der Spalte, die das Meer durchquert. Nach den Untersuchungen von Kayser enthält der syrische Asphalt Verbindungen von Kohlenwasserstoffen mit Schwefel. Schwefel ist aber in der Umgebung des Toten Meeres ein häufiges Produkt. Für unseren Hinweis auf den biblischen Text genügt es, sein Vorkommen auf der Lisanhalbinsel und am Ostfuße des Salzberges Deschebel Usdum zu konstatieren. Ob Usdum wirklich eine Ableitung von Sodom sein mag, lassen wir dahingestellt. Der Schwefel kommt, in Gestalt von Schwefelwasserstoff, auch mit den zahlreichen heißen Quellen zutage, die am Toten Meere wie am See von Tiberias den Spalten entströmen. Er wird wohl in der Tiefe aus den Gipslagern entstanden sein. Bei der in der Tiefe herrschenden hohen Temperatur, vielleicht auch dem hohen Druck, mögen sich die Petroleumsubstanzen in Asphalt verwandelt haben. Gerade am Südufer des Toten Meeres hat Blankenhorn in den unteren Schichten der Wadis, d. h. der Flußtäler, die Kreidegesteine mit Asphalt bis zu 50 % durchdrängt gefunden.

In dem Kapitel, in welchem von dem Kampfe Abrahams mit dem Könige von Elam berichtet wird, findet sich die Bemerkung, „die Ebene von Siddim war voll von Gruben mit Erdpech". Heute noch liefern die im Südwesten des Sees anstehenden Asphaltkonglomerate über 1000 cbm Asphalt jährlich im Werte von ½ Million Mark. Auf dem Ostufer soll Asphalt aus den Felsen quellen. Sicherlich sind auch die in der Südbucht abgesunkenen Kreidegesteine sehr reich an Asphalt. Mitunter, besonders nach Erdbeben, sieht man große Mengen davon in der Südbucht auf dem Wasser treiben und eine leichte Beute der dortigen nomadischen Stämme werden. Es liegt nahe genug, für die Nomaden von heute und die von ehemals, sich den Ursprung dieses brennbaren Stoffes als ein von dem Strafgericht Gottes herrührendes Überbleibsel zu erklären. Seine Entzündung zur Zeit der Katastrophe konnte sehr wohl genügend Rauch entwickeln, um auch in der Gegend von Hebron, dem Terebinthenhain Mamron der Bibel, von Abraham gesichtet worden zu sein. Fassen wir alle obigen Tatsachen zusammen, so müssen wir bekennen, daß sie sich der biblischen Erzählung zwanglos anzuschmiegen vermögen. Nur die eine Frage bleibt unerledigt, zu welcher Zeit das Ereignis stattgefunden haben mag. Der Geologe Kraetzschmer suchte 1897 darzutun, daß der Sodomkatastrophe eine alte kanaanitische Lokalsage zugrunde liege, deren Hauptperson nicht der Jahwe-Gott der Israeliten, sondern der Elohim der Kanaaniter wäre. Die Persönlichkeiten von Lot und von Abraham seien später hinzugenommen worden. Den griechischen Schriftstellern war die Erzählung jener Katastrophe ebenfalls bekannt. So berichtet Strabo: „Im Süden des Toten

Meeres lagen einst, in fruchtbarer Gegend, 13 Städte mit der Hauptstadt Sodom. Sie alle sind durch Erdbeben und durch das Aufwallen von Feuer zerstört worden." Ähnlich berichtet Tacitus, daß diese einst fruchtbare und mit großen Städten besiedelte Gegend durch Blitze in Flammen gesetzt worden sei. Pompejus Trogus knüpft an jenen Bericht an und meint, das Volk der Tyrer stamme aus Phönizien. Durch Erdbeben in Unruhe versetzt, hätten die Leute ihre syrische Heimat verlassen und wären von ihren Binnenseen nach Westen an die Küste gezogen, wo sie Sidon gegründet. Mit dieser Volkswanderung stimmt übrigens auch die biblische Erzählung überein.

Lot, heißt es in der Bibel, fürchtete sich in Zoar zu bleiben und zog mit seinen Töchtern weg nach dem Gebirge, also nach Moab. Dort spielte sich nun die tragische Szene mit seinen Töchtern ab. Dann heißt es weiter, die Töchter gebaren ihm Söhne, die ältere den Moab, welcher der Vater der Moabiter wurde, und die jüngere den Ben Ammi, den Stammvater der heutigen Ammoniter. Viele Gelehrte fassen diese Erzählung nur allegorisch auf, als eine spätere Zutat des Redakteurs, ähnlich wie auch die Figur Lots selbst. Immerhin muß uns die Frische und Übereinstimmung der Sodomerzählung bei verschiedenen Völkern zu der Ansicht führen, daß die Absenkung mit ihren Begleiterscheinungen doch wohl nicht gar so weit zurückliegen könne, wie Blankenhorn annimmt. Ebensowenig kann man sich indessen mit der Ansicht von Diener befreunden. Dieser Gelehrte, Professor der Geologie in Wien, bekannt durch seine Reisen in Syrien und dem Himalaya, weist auf die biblische Stelle in Genesis 15 hin, in der es heißt: „Als die Sonne sich zum Untergange neigte, fiel ein tiefer Schlaf auf Abraham und zugleich ein Schrecken, eine große Finsternis." Die letzten Worte hält Diener für den Hinweis auf eine Sonnenfinsternis. Er berechnet sie auf das Jahr 1750 v. Chr. In diese Zeit also will er den Untergang von Sodom setzen, d. h. ungefähr in die Zeit von Abraham. Die Frage ist eben, nach dem jetzigen Stande der Quellen in exakter Weise nicht zu lösen.

Der Untergang von Sodom mag wohl das bedeutendste tektonische Ereignis gewesen sein, das sich seit Menschengedenken in Palästina abgespielt hat, höchstens noch übertroffen von der Sintflut, auf welche wir noch zurückkommen werden. Aber tektonische Erschütterungen haben niemals aufgehört, das zerklüftete Land zu beunruhigen. Hörnes, einer der bedeutendsten Erdbebenforscher, weist den Gedanken, daß wir es hier etwa mit Einsturzbeben zu tun hätten, entschieden zurück. Wir haben hier nur die Wahl zwischen vulkanischen und tektonischen Erdbeben. Echte vulkanische Ausbrüche sind in der Erinnerung der dortigen Völker überhaupt nicht zurückgeblieben, obwohl die Vorzeit von großen vulkanischen Ausbrüchen genug zu erzählen hätte. Namentlich im Nord-Jordanlande haben sich noch in spätdiluvialer Zeit, vielleicht bis zum Beginn der gegenwärtigen Epoche, mächtige Lavaströme ergossen. In dem Gebiete von Dscholan, östlich vom See Genezareth, liegen nach Nötling, dem wir viele geologische Aufschlüsse in jenen Gegenden verdanken, Lavaströme über altdiluvialem Gerölle im Jordantale. Hier haben sich dann der Jordan und sein bedeutendster Nebenfluß, der Jarmuck, durch die

Lava ihr Bett graben müssen. Ein altes vulkanisches Gebiet zieht sich, wie oben erwähnt, jenseits der Jarmuckmündung in der Ebene von Jesreel hin. Als einer der bekanntesten alten Vulkane dieser Gegend nennen wir den 562 m hohen Tabor. Hier fand einst die Schlacht zwischen dem Oberfeldherrn der Kanaaniter, Sisera und den Israeliten unter Barack und der Richterin Deborah statt. Das Loblied der Deborah, nach dem Siege der Israeliten, gehört zu den ältesten und schönsten Erzeugnissen der hebräischen Literatur. Nach der Ansicht moderner Theologen soll es mindestens aus dem 12. vorchristlichen Jahrhundert stammen. Wir zitieren hier den zweiten Vers, der uns die Erinnerung an ein Erdbeben poetisch vor Augen führt:

„Jahwe, als du auszogst aus Seïr, hinschrittest aus Edoms Gefilden, da bebte die Erde, da troffen die Himmel, die Wolken troffen von Gewässer, die Berge erzitterten vor Jahwe, der Sinai vor Jahwe, Israels Gott."

Dem Gesange liegt der Gedanke zugrunde, daß Jahwe von seinem Wohnsitze, dem Sinai, durch Edom nach Kanaan zieht, um seinem Volke zu helfen. Vorher hatte er Israel, um es für seine Gottlosigkeit zu strafen, dem Könige Sabbin von Kanaan in die Hand gegeben. Nicht minder packend schildert der 114. Psalm die Begleiterscheinungen eines heftigen Erdbebens:

„Das Meer sah es und floh, der Jordan wandte sich zurück, die Berge hüpften wie Widder, die Höhen wie Junge der Herde, vor dem Antlitz des Herrn erbebte die Erde."

Wir wollen diese Verse mit der Schilderung von Erdbeben aus den beiden letzten Jahrhunderten vergleichen. Das Erzittern der Erde, das Schwanken der Berge ist eine oft gemeldete Erscheinung bei Erdbeben. „Die Erde," schreibt der Ratsherr Ruffier von dem Lissabonner Erdbeben aus dem Jahre 1755, „ging ellenhoch auf und nieder, Kirche und Kloster der Karmeliter, so auf dem Berge über uns wohnten, gingen hin und her, so daß wir besorgten, davon bedeckt zu werden." Von dem japanischen Erdbeben von Schinschiu 1847 wird berichtet: „Die Berge begannen zu zittern und stürzten in 4 km Länge zusammen." In meisterhafter Weise schildert der athenische Astronom Julius Schmidt das phokische Erdbeben von 1870: „wie ein vom Sturm aufgeblähter Teppich schwoll der Boden empor, nicht nach Art einer Sprengung, sondern viel langsamer und trotz der erstaunlichen Wucht gewissermaßen sanft. Ich fühlte mich in die Höhe geworfen, ohne das Gefühl raschen Herabsinkens zu haben. Vom Osten kam der Schall vom Sturze gewaltiger Felsmassen, die sich allseitig von den Höhen des Kirphis loslösten und sich donnernd durch die Talschluchten fortwälzten." „Der Boden", heißt es bei dem Kingstonebeben in Jamaika von 1907, „bewegte sich wie eine rollende See, die ganze Stadt schwankte wie ein Schiff auf bewegtem Meere und war in 36 Sekunden ein Trümmerhaufen."

Wie kam aber der Psalmist zu dem Verse: „Das Meer sah es und floh"? Nun, wiederholt melden die Chroniken von solchen Erscheinungen an den Küsten des Meeres. Bei dem Beben von Pisko in Peru 1690 trat das Meer zwei Meilen weit von der Küste zurück. „Bei dem Beben von Conzeption in Süd-Chile 1835", erzählt Darwins Reisebegleiter, Fitzroy, „hatte

sich das Meer eine halbe Stunde nach dem Hauptstoße so weit zurückgezogen, daß Fahrzeuge, welche in sieben Faden Tiefe ankerten, und alle Felsen und Untiefen der Bucht trocken lagen." Ähnlich haben sich die Felsen von Branca Leone bei dem kalabrischen Beben von 1905, obwohl sie gewöhnlich nur 2 m aus dem Wasser ragten, nach dem Zurückweichen des Meeres wie Türme aus dem Grunde emporgehoben. Eine halbe Stunde später kehrte das Meer zurück, und die Felsen waren verschwunden. Auch die Bemerkung des Psalmisten: „Der Jordan wandte sich zurück" ist nicht ohne späteres Beispiel geblieben. Von dem kalabrischen Beben von 1783 schreibt Hamilton an die Londoner königliche Akademie: „In dem Augenblicke des Erdbebens hat das Bett des Metauro, also eines ansehnlichen Flusses, vollkommen trocken gelegen. Dann aber strömte das Wasser von beiden Seiten in das alte Bett zurück. Auch der Fluß Rosarno verschwand, kam aber bald wieder zum Vorschein und überschwemmte das Land." Ähnlich schienen die Flüsse von Venezuela bei dem großen Erdbeben von Caracas 1812 rückwärts zu fließen, infolge eines senkrechten Stoßes von unten her. Das Wasser des Flusses Saikawa verschwand bei dem japanischen Beben von Schinschiu 1847, in dem zugleich im Flußbette aus einer Spalte ein Berg von 1 km Höhe emporwuchs.

In wundervoller Sprache schildert Jesaias (24) in seinem Weltgericht ein Erdbeben mit seinen Folgen der Zerspaltung unserer Erde.

„Die Gitter der Höhen öffnen sich und die Grundfesten der Erde erzittern. Es zerbricht und zerkracht die Erde, es wankt und schwankt die Erde, die Erde taumelt hin und her wie ein Trunkener und schwankt wie eine Hütte, sie fällt, um sich nie mehr zu erheben."

Von dem Zerklüften der Erde spricht auch der Psalm 60, in dem die Juden nach einer schweren Niederlage Gott um Hilfe anflehen:

„Jahwe, du hast uns verstoßen, hast gezürnt, stelle uns wieder her. Hast beben lassen das Land, es zerspalten. Heile seine Brüche, denn es wankt das Land."

Man vergleiche hiermit die Schilderung des grauenhaften Bebens von Jamaika 1692: „Die Erde wälzte sich gewissermaßen in Konvulsionen, Hunderte von Spalten bildeten sich zugleich, schlossen sich zum Teil rasch wieder, um sich dann von neuem zu öffnen. Viele Menschen fielen in die Spalten und wurden bei deren Zusammenklappen jämmerlich zerquetscht. Bei ihrer Wiedereröffnung wurden sie oft, mit den Wassermassen zugleich, ausgeworfen." Nicht weniger heftig zerrüttete das kalabrische Beben vom Jahre 1783 den Erdboden. Eine Spalte in Laureana verschlang 100 Ziegen, eine andere in Kamamaria 4 Pachthöfe und mehrere Wohnhäuser, so daß keine Spur von ihnen übrig blieb. In Terranova versanken Häuser in Spalten, welche sich alsdann mit solcher Heftigkeit schlossen, daß einzelne Teile der Häuser, wie die Nachgrabungen ergeben haben, vollkommen zerquetscht wurden. Häuser wurden nachts momentan auseinandergerissen, so daß das Mondlicht hinein schien. Im nächsten Augenblick klappten die Spalten wieder zusammen, so daß man keinen Riß mehr bemerken konnte. Solche Spalten können viele

Meilen lang sein, wie bei dem Beben Kidori in Japan 1891, welches eine 112 km lange und 20 m breite Spalte erzeugte. Bei dem Beben an der Cookstraße in Neu-Seeland 1855 entstand sogar eine 145 km lange Spalte. An vielen Stellen malt die Bibel verschiedene Begleiterscheinungen von Erdbeben, wie die merkwürdigen Bebengeräusche, ferner allerlei atmosphärische Störungen, Lichtphänomene und auch die Schreckempfindung der Kreatur in den lebendigsten Farben. So schildert der Psalm 29 das größte in Palästina historisch bekundete Erdbeben unter König Usiah um 1750. Damals wurde das ganze Jordantal erschüttert und der Ölberg gespalten, ganz so wie 1783 bei dem Erdbeben von Kalabrien der Berg, auf dem die Stadt Oppido lag.

„Die Stimme des Herrn", heißt es in dem Psalm, „zerbrach des Libanon Zedern. Er ließ sie hüpfen und den Libanon wie ein junges Rind, und den Hermon wie ein Junges der Riesenherde, die Stimme des Herrn schlug Feuerflammen, die Stimme des Herrn machte erzittern die Wüste, die Stimme des Herrn schlug Terebinthen nieder und entblätterte die Wälder."

Nicht minder schön singt der Psalm 18:

„Da brauste und dröhnte die Erde, der Berge Grundfesten erzitterten, sie erbebte, da er zürnte, Rauch stieg auf in seinem Zorn, Kohlen entzündeten sich davon. Er neigte die Himmel und fuhr herab, Wolkendunkel unter seinen Füßen."

Wir können kaum dieser Dichtung etwas Treffenderes zur Seite setzen, als die Worte des berühmten Vulkanologen Sapper bei dem Erdbeben von Guatemala: „Schon von weitem hörte man in den dichten Wäldern von Coban das Beben, wie eine Brandungswelle heranbrausen, ehe man es spüren konnte. Die heftige wellenförmige Erschütterung des Bodens rüttelte die mächtigen Bäume und schlug die Äste zusammen, wie wenn ein Sturmwind durch den Gipfel braust. Als das unheimliche Getöse herangekommen war, und seinen Höhepunkt erreicht hatte, empfand man auch das Erdbeben. Das Brausen der Bebenwellen zog aber mit ziemlicher Geschwindigkeit durch die Wälder dahin, in der Ferne allmählich ersterbend." Auch von dem Beben von Kalabrien 1783 erzählt Hamilton, die Bewegung der Erde sei so stark gewesen, daß die dicksten Bäume niedergebogen wurden und ihre Gipfel fast die Erde berührten. „Die Stimme des Herrn" macht sich bei dem Beben als eine ganze Stufenleiter von Geräuschen geltend, welche bald als echte Bodengeräusche entstehen, bald als von der Bodenbewegung hervorgerufene Luftdetonationen zu erklären sind. Die Stärke der Bebengeräusche hängt durchaus nicht von der Stärke der Bodenerschütterungen ab. Es kommen selbst Bodengeräusche ganz ohne Erderschütterungen vor. So hörte man 1784 in Guanaxuato in Mexiko einen Monat lang anhaltendes unterirdisches Donnern, unterbrochen von plötzlichen Donnerschlägen, ohne daß sich Bodenerschütterungen bemerkbar machten. Ein ähnliches Phänomen von Bodenknallen ängstigte die Bewohner von Meleda in Dalmatien 1822—24, ohne daß ein Erdbeben erfolgte. Vielleicht ist hierauf das Wort des Propheten Hesekiel (3) zu beziehen:

„Und der Geist Jahwes hob mich empor, und ich vernahm das Getöse eines starken Erdbebens."

Vielleicht knüpft auch die Erzählung des Propheten Eliah an eine solche Erscheinung an:

„Jahwe zog an der Höhle des Berges Horeb vorüber. Es kam ein heftiger Sturm, der Berge zerreißt und Felsen zerschmettert. Nach dem Sturme aber kam ein Erdbeben und nach dem Erdbeben ein Feuer. Jahwe aber war nicht in dem Sturmwind, nicht in dem Beben und Feuer."

Man vergleiche weiter Psalm 77 und den Bericht von Professor Oddone: „Ich brachte die Nacht in Messina zu und zählte zwölf Stöße während der Nacht. Sie waren von unterirdischen Explosionen begleitet, welche bald wie Büchsenknallen, bald wie Kanonendonner aus größerer Entfernung klangen. Mitunter schien es, als ob ein Lastwagen über holpriges Pflaster fahre, dann wieder wie das Gurgeln oder Brüllen eines Ungeheuers."

Wiederholt verknüpft die Bibel Gewitterwolken, Blitze, Rauch und Feuer mit Erdstößen. Alexander von Humboldt berichtet von Beben in Südamerika als Vorboten des Regens. Ähnliches wurde auch in Japan häufig beobachtet. Doch sind diese Ereignisse, ebenso wie vorangehende starke Winde, stets nur lokaler Natur. In manchen Fällen treten Erdbeben bei heiterem Himmel und bei ruhiger Luft auf.

Eine viel umstrittene Frage sind die Feuererscheinungen bei Erdbeben. Die Bibel erwähnt solche Phänomene an verschiedenen Stellen, von denen wir einige bereits zitiert haben. Von dem Sinai heißt es z. B. im 2. Buch Mose, Kap. 19:

„Am dritten Tage, als es Morgen war, brachen Donner und Blitz los, eine schwere Wolke war über dem Berge gelagert, und es erscholl starkes Schmettern der Trompeten. Da kam ein Schrecken über alles Volk, das im Lager war. Der Sinai war ganz in Rauch gehüllt, weil Jahwe im Feuer auf ihn herabgefahren war. Rauch stieg von ihm auf wie von einem Schmelzofen, und der ganze Berg erbebte stark, und das Schmettern der Trompeten wurde immer stärker."

Diese Beschreibung zeigt eine merkwürdige Analogie mit derjenigen, welche Plinius der Jüngere uns von dem ersten Ausbruche des Vesuv 79 n. Chr. hinterlassen hat: „Man sah eine Wolke vom Vesuv aufsteigen und sich gleich einer ungeheueren Pinie oben ausbreiten, aus ihr zuckten unaufhörlich die Blitze. Breite Flammen loderten aus dem Vesuv, die Erde wankte und wurde in solcher Masse mit Asche überschüttet, daß der Tag der Nacht glich. Es erscholl lautes Gebrüll und ein Geräusch wie von Trompeten usw." Ungeachtet der Ähnlichkeit bei der Schilderung ist doch der Gedanke eines vulkanischen Ausbruches des Sinai von der Hand zu weisen. Bei dem Berge der Gesetzgebung sind wir allerdings in der ungünstigen Lage, nicht zu wissen, auf welchem der Berge Sinais sich der biblische Text bezieht, ob auf den heutigen Sinai, wie ihn die Südisraeliten nannten, oder den Horeb, wie er bei den Nordisraeliten hieß. Als sich die ersten christlichen Gemeinden auf der Sinaihalbinsel niederließen, gab es noch keine Tradition, und sie benannten die Berge nach Belieben. Das Sinaigebirge besteht aus rotem Granit, durchzogen von alten Eruptivgesteinen, wie Porphyren und Dioriten. Wir haben hier ein archäisches Urgestein vor uns und keinen Vulkan. Aber es ist auch nicht notwendig anzunehmen, daß hier vulkanische Ausbrüche gemeint seien.

Erinnern wir uns der brennbaren Gase, welche am Toten Meere entweichen; sie mögen auch am Sinai auftreten. Ihre Entzündung könnte leicht Flammen aus dem Boden ausbrechen lassen. Solche Feuererscheinungen sind z. B. während des Bebens von Cumana 1797 am Manzanares, ferner verschiedene Male in Venezuela beobachtet worden. Von dem kalabrischen Beben 1783 erzählt Hamilton: „viele Personen haben mich in Messina versichert, es seien während der Erschütterung Flammen aus den Spalten hervorgebrochen, allein ich habe keine sichtbare Spur davon wahrnehmen können. Ich glaube daher, daß diese Flammen nichts anderes waren als ein von elektrischer Materie geschwängerter Dunst oder eine Art brennbare Luft." Als in Kalabrien die Erde im Jahre 1905 wiederum bebte, berichtete Alfani, daß man feurige Kugeln oder eine Feuergarbe am Firmament gesehen hätte, welche sich in Süd-Nordrichtung bewegte und ein ungeheures Getöse hervorrief. Die Erscheinung sei dann im Meere verschwunden. Die Bewohner von Arika in Peru sahen bei dem Beben von 1868 den Himmel von Licht übergossen. Bei dem wallachischen Erdbeben von 1838 traten solche Lichterscheinungen in Gestalt feuriger Strahlen und Kugeln auf. Ob hier, wie bei Bergstürzen, das Zerreißen und Zertrümmern großer Felsmassen, oder ob vielleicht elektrische Entladungen die Ursache der Lichterscheinungen sind, ist noch nicht festgestellt worden. Zweifellos ist die Luft in Palästina, im Sinai und den umliegenden Wüsten der Entstehung von feurigen elektrischen Ausstrahlungen überaus günstig, wie z. B. Werner Siemens auf der Cheopspyramide konstatiert hat. Die Bildung von Gewitterwolken mit Blitzerscheinung und starken Winden ist zwar keine ständige Nebenerscheinung der Erdbeben, aber immerhin oft genug beobachtet worden und auch unschwer zu erklären. Starke Erdstöße müssen die Atmosphäre ebenfalls in Wellenbewegungen versetzen. Wenn nun die sonstigen Bedingungen gegeben sind, so mögen aus solchen atmosphärischen Störungen leicht Gewitterbildungen hervorgehen. Umgekehrt kann auch eine atmosphärische Störung größeren Stils Erdbeben veranlassen. Nach einer Mitteilung von Darwin sollen in manchen Gegenden von Südamerika Erdbeben als Regenboten sehr willkommen sein. Eine lange Dürre-Periode, sagt der Erdbebenforscher Sieberg, kann nur bei hohem und gleichmäßig verteiltem Luftdruck vorkommen. Wechselt dieser nun zu einem barometrischen Tiefdrucke um, welcher als Vorbedingung eines Dauerregens notwendig ist, so können leicht vorhandene Spannungen in der Erdkruste ausgelöst werden, und ein Erdbeben müßte die Folge sein. Solche Folgen werden sich um so stärker geltend machen, wenn die barometrische Differenz eine ganz außergewöhnlich bedeutende ist, wie wir dies bei den Wirbelstürmen der Tropen, den sogenannten Zyklonen, finden. Auf diese Phänomene soll nach der Ansicht von Professor Süß die Sintflut mit zurückzuführen sein. Wir können wohl nach obigem nicht zweifeln, daß die in der Bibel erwähnten Wolkenbildungen mit Blitzen, mit außergewöhnlich starken Regengüssen und Feuererscheinungen stark an Erdbeben und ihre Nebenerscheinungen erinnern. Als solche ganz besonderer Art, weil sie gerade an den Küsten von Palästina und am Roten Meere eine Rolle spielen, seien hier noch das Absinken ganzer Landstriche infolge von Spaltenbildung und die zeitweise Trockenlegung des Meeres an den Küsten erwähnt.

In Ezechiel (27) heißt es:

„So spricht der Herr Jahwe über Tyrus: Wie bist du zugrunde gegangen, vom Meere verschwunden, du hochgepriesene Stadt, die da mächtig war auf dem Meere. Nun erzittern die Inseln am Tage deines Falles. Wenn ich die Meeresflut über dich heraufführe, daß dich die Wassermengen bedecken, so stoße ich dich hinunter zu den in die Gruft Hinabgestiegenen und bereite dir deine Wohnung in den unterirdischen Gebieten. Deine Götter und alle deine Krieger, die sich in dir befinden und die ganze Volksmenge in dir werden mitten ins Meer versinken am Tage deines Falles."

Klingen nicht aus diesen Worten die Warnungen des bekannten Erdbebenforschers Baratta wider, die er in einem Vortrage in der „Società geografica Italiana" über das kalabrische Beben von 1905 seinen Landsleuten zurief: „Verlasset die seismisch unruhigen Erdschollen; denn sie sind und werden es bleiben, ein Gebiet des Todes und der Zerstörung. Bauet die neuen Orte niemals an der Meeresküste, denn hier brechen bei Bebenkatastrophen Meereswogen über den Küstensaum, die alles wegfegen." Drei Jahre später überschwemmte bei dem neuen Erdbeben eine 6 m hohe Flutwelle diesen Küstenstrich und richtete großes Unheil an. Für das plötzliche Absinken von Erdschollen in die Meerestiefen gibt uns das denkwürdige Beben von Lissabon 1755 ein typisches Beispiel. Um sich vor den stürzenden Häusern zu retten, hatten sich viele Bewohner nach dem prächtigen, neuerbauten Marmorkai geflüchtet. Da öffnete sich an der Tajomündung ein ungeheurer Schlund und verschlang den Kai mit den Menschen und den an dem Kai befestigten Schiffen. Die Meerestiefe wurde später an dieser Stelle auf 200 m gelotet, und niemals hat man wieder von den Menschen oder Schiffen, die dort untergegangen waren, irgendeine Spur finden können.

Die genaueste Beschreibung einer solchen mit Erdbeben verbundenen Küstensenkung ist uns von dem bereits erwähnten Astronomen Julius Schmidt über das Erdbeben von Achaja gegeben worden. Die große Erschütterung, sagt er, bewirkte die Lostrennung der angeschwemmten Massen von den geneigten Abhängen des Grundgebirges, so daß eine 13 km breite Spalte entstand, deren Küstensaum im Meere verschwand. Dort ging auch einst die Stadt Helike bei dem Beben von 377 v. Chr. zugrunde, indem sie mit allen ihren Bewohnern in das Meer versank. Hier berühren sich eben Land- und Seebeben. Die letzteren mit ihren mächtigen Flutwellen können von untermeerischen Vulkanausbrüchen herrühren, aber auch die Folgen von tektonischen Bewegungen sein. Dann muß man an einen Einbruch des Meeresbodens denken, wodurch ein plötzliches Nachstürzen des Wassers und der so oft beobachtete Rückzug des Meeres von den Küsten erfolgt. Diese Trockenlegung pflegt der eigentlichen Flutwelle voranzugehen. Auf seiner großen Reise um die Erde hatte Darwin 1835 bei Conzeption in Südamerika nach dem ersten Bebenstoße einen derartigen Rückzug des Meeres beobachtet. „Das Wasser," schreibt er, „kehrte aber bald in einer 10 m hohen Welle mit überwältigender Gewalt zurück, stürzte über die Stadt und warf alles in schauervoller Weise durcheinander." Auf eine derartige Seebebenkatastrophe ist wohl auch die Erzählung Herodots in seinem 8. Buche zurückzuführen — ein Ereignis aus

dem Jahre 497 v. Chr. „Artabazus", berichtet er, „belagerte drei Monate vergebens die feste Inselstadt Potidea. Plötzlich trat im Meere eine starke Ebbe ein, die lange anhielt. Als die Barbaren die Trockenlegung des Inselrandes sahen, gingen sie nach Pallene hinüber. Kaum jedoch waren sie zwei Fünftel des Weges vorwärtsgekommen, als eine gewaltige Meeresschwellung, wie sie nach der Aussage der Umwohner sich noch nie ereignet hätte, die Barbaren ertränkte. Die wenigen, welche schwimmen konnten, brachten die Potideaten ums Leben. Die Ursache war, nach der Meinung der letzteren, der Frevel der Perser gegen das Bild und den Tempel des Poseidon." — Wer würde bei dieser Erzählung nicht an den Untergang des Pharao Menephta und seiner Armee im Roten Meere erinnert werden? Allerdings läßt die Bibel diese Katastrophe durch einen Ostwind auf Jahwes Befehl herbeigeführt werden; denn im 2. Buche Mose, Kap. 14, heißt es:

„Da versetzte Jahwe das Meer die ganze Nacht hindurch durch einen heftigen Ostwind in Bewegung und legte das Meer trocken. Die Gewässer traten auseinander. Die Israeliten aber zogen mitten durch das Meer hindurch wie auf trockenem Lande, während die Gewässer zu ihrer Rechten und Linken einen Damm bildeten. Die Ägypter aber verfolgten sie und kamen hinter ihnen drein. In der letzten Nachtwache aber beugte sich Jahwe in der Feuer- und Wolkensäule gegen den Heereszug der Ägypter hinab. Und Mose reckte die Hand gegen das Meer aus, da flutete gegen Morgen das Meer wieder in das Bett zurück, während die Ägypter ihnen gerade entgegenzogen, und Jahwe trieb die Ägypter mitten ins Meer hinab und die Gewässer flossen wieder zusammen und überfluteten die Streitwagen und die Reiter. Hierauf ließ Mose die Israeliten von dem Schilfmeere aufbrechen durch die Wüste Sur."

Der Ausdruck Schilfmeer gibt uns vielleicht einen Fingerzeig über die Gegend des Ereignisses. Denn Schilf wächst nicht im salzigen Meerwasser. Die Nordspitze des Golfes von Suez stand aber durch einen Kanal mit dem Süßwasserstrom Ägyptens in Verbindung, der sich aus einem Nilarm in den Meerbusen ergoß. Wenn nun der Ostwind diese Nordspitze trockenlegen soll, so müßte er den aus Westen kommenden Israeliten und Ägyptern das Wasser entgegentreiben, keineswegs aber wallartig zu beiden Seiten der Durchzugsstraße auftürmen. Es könnte dagegen sehr wohl möglich sein, daß in dem engen Meerbusen das Wasser durch einen senkrechten Erdstoß, welcher den Boden für einige Zeit emporwölbte, das Wasser sich beiderseits aufstaut. Auch durch eine plötzliche Bodensenkung des Meeres in Verbindung mit einem Erdbeben könnte eine derartige Erscheinung auftreten. Die Zeit einer solchen Trockenlegung des Grundes kann sich ziemlich lange hinziehen; schließlich würde aber das Wasser des Roten Meeres mit ungestümer Gewalt den trockenen Grund wieder auszufüllen bestrebt sein. Erderschütterungen stärkster Art sind von jeher in Arabien eine so häufige Erscheinung, daß die 99. Sure des Koran die Aufschrift „Das Erdbeben" trägt. Sie ist für die Anschauung jener Völker recht charakteristisch. „Im Namen des allbarmherzigen Gottes," heißt es dort, „wenn die Erde durch ihr Beben erschüttert wird und ihre Last auswirft und der Mensch fragt, was geht vor mit ihr, dann, an diesem Tage, wird sie, die Erde, ihre Nachrichten, welche der Herr ihr gibt, selbst erzählen."

Wir sehen, daß jedes Erdbeben bei den Semiten als ein Werk Gottes betrachtet wird. Auch der Talmud erklärt die Beben als ein Zeichen der Macht Gottes über die Erde und über die Natur überhaupt. Mit den Seebeben hängt nun aller Wahrscheinlichkeit nach einer der denkwürdigsten Berichte in der Tradition der Menschheit, die Sintflut, zusammen, deren Problem hervorragende Geologen und Astronomen aller Länder in neuerer Zeit behandelt haben. Die einen wollen in der Katastrophe eine allgemeine Überflutung weiter Erdengebiete erblicken, die anderen sehen in ihr nur eine lokale Erscheinung. Steht man auf dem Standpunkte der ersteren, so müssen große terrestrische Änderungen, wie z. B. die Absenkung der Island-Brücke, welche nach Amerika hinüberführte, vorausgesetzt werden. Zu ihren Folgen würde die Ablenkung der Bahnen des Golfstromes gehören. Indem dieser nach Westen rückt, würden an der amerikanischen und grönländischen Küste ausgedehnte Abschmelzungen der dortigen Eismassen die Folgen gewesen sein, die wiederum klimatische Änderungen mit sich führten. Auch kosmische Einflüsse, wie die Änderung der Erdbahnen, könnten hier mit hineingezogen werden. Die Übereinstimmung in den Berichten der deukalionischen Fluterzählung mit der noachidischen und der babylonischen läßt jedoch keinen Zweifel aufkommen, daß es sich hier um ein lokales Phänomen gehandelt habe. Nur einen Punkt muß man von vornherein bei den Erklärungsversuchen ausschalten, nämlich den, daß der Ararat von heute, mit seinen 5165 m Höhe, auch der biblische Ararat sei. Die Arche Noah wird zweifellos stromaufwärts getrieben worden sein, nach dem Quellengebiet des Euphrat und Tigris. Das Land Nizir, in welchem die babylonische Sintflutsage die Arche festfahren läßt, identifiziert Professor Süß mit dem Vorlande von Kurdistan, d. h. mit einer Meereshöhe von etwa 300 m. In dem babylonischen Izdubar-Epos heißt es nun: „Ich" — d. h. Hasisis Adra, auch Xisutros, der babylonische Noah — „errichtete hier einen Altar auf dem Gipfel des Berges, zu dem die Geretteten emporstiegen." In der biblischen Erzählung fehlt der Passus, es heißt nur: „15 Ellen hoch stieg das Wasser, so daß die Berge überschwemmt wurden." Der babylonische Text, den 1872 Georges Smith in der Bibliothek von Arusbanipal auffand, war nur die Kopie einer mindestens aus dem 17. Jahrhundert v. Chr. in Erech geltenden Sintflutsage. Dieses Heldengedicht auf Tontafeln feiert die Taten eines alten Königs Izdubar von Erech. Die Sage selbst geht viel weiter zurück, und es ist fraglich, ob die Erzählung der Bibel und die jener Tontafeln demselben Urtext entnommen sind. Jedenfalls ist der babylonische Text weit eingehender als der biblische. Es scheinen hier übrigens zwei Berichte durcheinandergearbeitet worden zu sein. Es heißt in dem biblischen Text, 1. Buch Mose, Kap. 7:

„Es brachen auf alle Quellen der großen Tiefen, und die Fenster des Himmels öffneten sich, und es strömte der Regen auf die Erde 40 Tage und 40 Nächte."

In dem Berichte von Lucian über die deukalionische Flut heißt es: „Sogleich sandte die Erde aus ihrem Schoße eine große Wassermenge empor." In dem babylonischen Texte lautet die Version: „Adar ließ die Kanäle über

strömen und die Annunaki (vielleicht die Geister der Tiefe) brachten die Fluten herauf, die Erde machten sie zittern durch ihre Macht."

Das Emporquellen unterirdischer Gewässer bei Erdbeben ist namentlich in Anschwemmungsgebieten eine häufige Erscheinung. Von dem kalabrischen Beben im Jahre 1783 wird berichtet: „Die schnelle Versenkung der Erde zwang die unter der Oberfläche verborgenen Wässer, besonders dort, wo viele Moräste und Höhlungen waren, mit Gewalt emporzuquellen. So entstanden die springenden Quellen." Bei dem Beben von Kioto in Japan drang das Wasser mit solcher Gewalt aus der Erdspalte, daß es starke Burgen und Tempel niederriß. In den Anschwemmungen des Mississippi trat bei dem Beben von 1812 das Grundwasser in Massen heraus. Äußerst charakteristisch ist auch der Bericht von Perrey über das Beben am Baikalsee 1862: „In der Steppe des von Süden einmündenden Selenga-Flusses fand auf einem Gebiete von 200–300 qkm eine Senkung der Ebene statt. Sofort wurden allenthalben Gewässer ausgestoßen, hier aus Brunnen, dort aus Quellen und bis zu $6\frac{1}{2}$ m Höhe ausgepreßt. Endlich trat auch das Wasser des Sees in die Senkung und füllte sie aus."

Weder im biblischen noch im babylonischen Texte wird das Meer direkt als Quelle der Überschwemmung bezeichnet. Der Meeresgott Ea, zugleich der Gott der Weisheit, stellt auch, gegenüber dem zürnenden Bel, welcher die Sintflut verursacht hat, den Gott der Güte dar. Nur die griechische Schilderung der dekalionischen Flut weicht hiervon ab: „Gewaltige Regengüsse traten ein. Die Flüsse schwollen an, und das Meer ergoß sich weit über das Land." Die Regengüsse spielen in allen drei Versionen die Hauptrolle. Aber im babylonischen Text erhob sich auch vom Grunde des Himmels schwarzes Gewölk, in dessen Mitte Ramman seinen Donner krachen ließ: „Die Wirbelwinde entfesselt der Pestgott, Rammans Wogenschwall steigt bis zum Himmel empor. Alles Licht verfällt der Finsternis." Süß sieht in diesem Kampf der Elemente ein Zusammenwirken von Wirbelstürmen mit einem Erdbeben: Das Zusammentreffen von starken Luftdruckschwankungen in Zerrüttungsgebieten mit Erdbeben bei schon vorhandenen Spannungen der Erdkruste haben wir bereits erwähnt. Bei einem Steigen des Barometers von nur 1 mm Quecksilberdruck würde eine Druckzunahme von 13,6 Millionen Kilogramm pro Quadratkilometer erfolgen. Nun hat man Zyklone mit Druckdifferenzen von 45 mm zwischen Zentrum und Rand beobachten können, wobei das Barometer im Inneren auf 700 mm gesunken war. In diesem Falle hätten wir Druckunterschiede von 612 Millionen Kilogramm pro Quadratkilometer auf verhältnismäßig engem Gebiete. Falls nun auf beiden Seiten einer tektonischen Bruchlinie der Unterschied des Luftdruckes einen so bedeutenden Grad erreicht, dann kann auch dort eine tektonische Spannung ausgelöst werden, die unter gewöhnlichen Umständen noch sehr lange hätte latent bleiben können. Derartige tektonische Bruchlinien finden sich nun in Mesopotamien und Syrien seit diluvialer Zeit in großer Zahl vor. Die Zyklone pflegen ihren Weg gewöhnlich aus dem Indischen Ozean nach dem Bengalischen Meerbusen zu nehmen, seltener nach dem Arabischen und sehr selten nach dem

Persischen Golf. Das Hereinbrechen eines Zyklons ist schon an und für sich oft von unerhört starken Regengüssen begleitet, auch wenn keine Wassermassen vom Meere her zugeführt werden. Der Zyklon, welcher 1874 die Gegend von Nagasaki in Japan verheerte, brachte Regengüsse mit sich, welche in vier Tagen 410 mm Niederschläge ergaben. Die Spitze eines solchen Wirbelwindes reicht zuweilen bis zu den unteren schwarzen Gewitterwolken und verursacht alsdann elektrische Entladung und Verfinsterung des Tages. Die Vereinigung solcher Regengüsse mit den vom Meere kommenden Wassermassen und den infolge des Bebens aus der Erde hervorquellenden Gewässern geben ein Bild, wie es uns manchmal in Vorderindien geboten worden ist, eine Widerspiegelung zugleich der Berichte der Sintflut. Im Jahre 1876 zog ein schwerer Zyklon über die Bucht von Bengalen dahin. Als er das Land berührte, schüttete er in kurzer Zeit Wassermassen aus, die das Land stellenweise bis zu 15 m bedeckten und 100 000 Menschen, d. h. ca. 10 % der Bewohner jener Distrikte, tötete. Im Jahre 1737 trat ein mit Erdbeben verbundener Zyklon in die Mündung des Ganges ein, der rasch 13 m über seinen gewöhnlichen Stand stieg, die Niederung überschwemmte und 300 000 Menschen in seinen Fluten begrub. Im Bengalischen Golf kennt man an 135 solcher verheerenden Zyklone, im Chinesischen Meere 46. Hier ist man auch mit diesem Phänomen so vertraut, daß man in Japan bei reichlichem Regen im August oder September einen Taifun erwartet, ebenso wenn eine Zeit längerer Hitze vorausgegangen ist. Anders liegen die Verhältnisse in Mesopotamien. Da sind die Wirbelwinde mit Sturmfluten eine so seltene Erscheinung, daß sie sich gewiß in der Erinnerung der Völker durch Jahrtausende festgehalten hat. In einer Bebenperiode, meint Süß, welche häufig durch Grundwasser und Regengüsse Überschwemmungen brachte, auch noch Seebeben zeitigte, mögen sich angesehene und vorsichtige Leute Schiffe gebaut haben, in denen sie mit den Ihrigen wohnten, wohlversehen mit Vorrat für längere Zeit. Auch heute treten die Gewässer des Euphrat Jahr für Jahr über die seichten Ufer, und die Eingeborenen benutzen dann zum Befahren des Stromes plumpe, kiellose Kästen, welche mit Pech ausgedichtet werden. Ein Zusammenfallen aller der nötigen Bedingungen, wie Zyklone, Beben, Regen, liegt durchaus nicht außerhalb der Möglichkeit. Nur die Bewohner derartiger Kästen würden alsdann dem Verderben entrinnen können. Der Zyklon würde eine solche Arche natürlich den Euphrat aufwärts treiben, bis sie an den Höhen von Kurdistan strandet.

Die Zeit, in der das denkwürdige Ereignis der Sintflut zu setzen sei, muß wohl weit zurückliegen. Der Astronom Hildebrand hat sie auf 11 000 bis 12 000 Jahre berechnet. Keine Chronik der Könige aus dem Euphratlande, jener Bericht der Tontafeln ausgenommen, der aber selbst nur eine Kopie ist, weiß davon zu melden. Die Sintflutsage ist wahrscheinlich den Israeliten schon aus ihrer Urheimat mitgegeben worden und hat nur eine etwas veränderte Diktion angenommen. Professor Lehmann-Haupt hat neulich seine Forschungen über die Urartäer oder Chalder veröffentlicht. Aus Urarti leitet er den Namen Ararat her. Ihre Hauptstadt Van lag am Fuße des

armenischen Berglandes, auf einem Kalkfelsen in einer fruchtbaren Ebene. Könnte man nicht annehmen, daß sich die Arche hier auf dem wenig hundert Meter hohen Landstriche niedergelassen hätte? Die Bewohner der Arche hätten sich dann auf das Bergland gerettet. Die Chalder, ein westlicher Stamm, haben die Keilschrift der Assyrer angenommen. So könnten die Erzählungen von hier aus ihren Weg nach Mesopotamien genommen haben. Die Orientalisten sind eben erst dabei, die Forschungen im Lande der Chalder zu eröffnen. Wir müssen also auf neue Funde aus diesem Lande gefaßt sein. Daß solche Hoffnungen nicht aussichtslos sind, beweist eine Zeitungsnotiz von Ende März 1910. Nach dieser soll Professor Hilperich in Philadelphia aus den Tempelruinen von Nippur eine Tontafel entziffert haben, welche über die Sintflutsage berichtet. Die Zeit der Abfassung verlegt Hilperich auf das Jahr 2100 v. Chr., also jedenfalls vor der Einwanderung von Abraham nach Palästina. Die neue Quelle soll nicht wesentlich von der biblischen abweichen, so daß auch durch sie unsere obigen Auseinandersetzungen im wesentlichen nicht geändert werden würden. So interessant der Fund auch sein mag, wichtiger wäre uns noch ein diesbezüglicher Bericht aus dem Lande der Urarti selbst. Der Orient ist das Land der Überraschungen, und die gerade jetzt an vielen Stellen des Orients eifrig betriebenen Ausgrabungen und Forschungen werden wohl auch auf diese, wie auf andere Bibelerzählungen ein neues Licht werfen und immer wieder das Wort „ex oriente lux“ bestätigen.

Die Londoner Polizei.

Von

Claud W. Mullins.

Auf den Fremden in London macht regelmäßig nichts größeren Eindruck als die Polizei der Riesenstadt. Denen, die den Policeman täglich sehen, die gewohnt sind, ihn unfehlbar an jeder Straßenecke zu finden und, wenn sie seiner bedürfen, sich um Führung und Hilfe an ihn zu wenden, mit einem Wort, den heutigen Londonern erscheint er als untrennbarer Teil ihrer Umgebung und von nicht größerem Interesse als die Straße selbst und der Verkehr, den er so geschickt überwacht. Denn es ist nur zu wahr, daß wir die Dinge um uns her anzusehen pflegen, als seien sie immer so gewesen; sobald wir uns an sie gewöhnt haben, vergessen wir die Zeit ihres Ursprungs und die Stufen ihrer Entwicklung. Das Automobil z. B. hat sich so sehr hier wie überall eingebürgert, daß man sich kaum daran erinnert, wie vor kurzem noch jeder Droschkenkutscher sich fürchtete, einem solchen Gefährt zu begegnen, weil sein Pferd davor scheute. So ist es mit der Polizei, und man hat Mühe, sich heute zu vergegenwärtigen, daß noch vor einem Jahrhundert geschrieben werden konnte: „Polizei ist in diesem Lande eine unbekannte Wissenschaft"; oder daß zur Zeit unserer Großväter der Anfang, den man mit der Organisation der Londoner Polizei machte, die heftigste Opposition und die Beunruhigung hervorrief, die Freiheit des Bürgers sei in Gefahr. Dennoch, wenngleich die Polizei, wie wir sie gegenwärtig kennen, eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts ist, reicht ihre Geschichte mindestens über ein Jahrtausend, wahrscheinlich bis auf Alfred den Großen zurück. Bei dem Versuch, ihre Entwicklung zu schildern, liegt die Schwierigkeit darin, bei welcher Periode man beginnen soll. Die lokale Schutzmacht war so eng mit der nationalen Heeresverfassung und der Person des Königs verbunden, daß es wohl interessant wäre, zu verfolgen, wann und wie der noch heute als „the King's peace" bezeichnete Landfrieden entstanden ist. Wir würden dann sehen, wie in den frühen Zeiten der englischen Geschichte es jedem oblag, sich selbst, seine Familie und seine Besitzungen zu schützen, und wie die Gemeinde sich darauf beschränkte, in seine Maßnahmen gerechter Vergeltung nicht einzugreifen. Es würde sich zeigen, wie das Bestreben der Könige seit der normannischen Eroberung mehr darauf abzielte, die zentralisierte Einrichtung des Landfriedens, des „Königsfriedens", zu fördern als die persönliche und lokale Justiz der Sachsenzeit. Aber dazu wäre der Umfang eines Buches erforderlich, und wir müssen uns mit einem kurzen Überblick begnügen.

Von vornherein ist zweierlei von ausschlaggebender Wichtigkeit für unseren Gegenstand zu beachten: erstens, daß wie wohl in den meisten Hauptstädten

die Londoner Polizei, so lange es eine solche gibt, immer der nationalen Gesetzgebung unterstand und ihre Verwaltung niemals eine rein lokale Angelegenheit gewesen ist. Zweitens muß, wenn wir von London sprechen, als fundamentaler Zug stets im Auge behalten werden, daß bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der einzige Verwaltungsbezirk, der London genannt werden konnte, die City war — ein Areal von sehr geringem Umfang. Jetzt das Herz des modernen London, hat die City, die zurück bis zur Römerzeit reicht, immer abseits von ihrer Umgebung gestanden und ist auch heute noch in ihrer Munizipalverwaltung von dem London außerhalb ihrer Grenzen unabhängig. Sehr früh schon in seiner Geschichte wuchs London über die Grenzen der alten City hinaus, ohne jedoch, bis zum Jahre 1855, eine administrative Einheit zu bilden. Deshalb müssen wir unterscheiden zwischen der Citypolizei, deren Jurisdiktion sich auf den Flächenraum von etwa einer (englischen) Quadratmeile beschränkt, und der Metropolitanpolizei, deren Gebiet beinahe 700 Quadratmeilen umfaßt.

Soweit unsere geschichtliche Kenntnis reicht, läßt sich mit Bestimmtheit ein charakteristischer Zug verfolgen. Wenn ein König mit starker Hand Frieden und Ordnung sichert, erscheint die Polizeimacht wohlorganisiert; wenn die königliche Gewalt versagt, hat auch die Polizei nicht die Fähigkeit oder den Willen, der Unordnung Einhalt zu tun. Seit Wilhelm dem Eroberer ging das vornehmliche Streben seiner Nachfolger dahin, die Macht des Adels zu brechen; denn nur so konnte der „Königsfrieden" gewahrt werden, da der Adel, dessen Söldnerscharen Gesetz und Ordnung stets bedrohten, unter schwächerem Regiment die lokalen und königlichen Polizeieinrichtungen so gut wie nutzlos machte.

Während des Krieges, der, unter dem Namen des Kampfes der weißen und der roten Rose bekannt, die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts bis fast zu dessen Ausgang erfüllte, war natürlich an irgendwelche Wirksamkeit der Polizei nicht zu denken. Erst als mit Heinrich VII. ein Tudor den Thron bestieg, endeten die Wirren und befestigte sich wieder die Königsgewalt, neben der es, nach Schwächung des Adels, eine rivalisierende nicht mehr gab. Das Land hungerte nach einer starken Regierung, und neue Aufgaben erwuchsen der Polizei, die freilich im Vergleich mit dem, was wir heute so nennen, sich in den elementarsten Anfängen befand. Unter den beiden ersten Stuartkönigen bis zur Revolution von 1649 herrschten Untüchtigkeit und Korruption; die Beamten, hoch und niedrig, waren käuflich, das Volk verlor den Glauben an Recht und Gerechtigkeit, und von einer Polizei konnte unter diesen Umständen keine Rede sein. Unter der Republik und dem Protektorat wurden Ordnung und Gesetz auf direkt militärischem Wege wieder hergestellt. Sobald aber Cromwells eiserne Herrschaft zu Ende war und die antipuritanische Reaktion einsetzte, fiel alles in die frühere Zügellosigkeit zurück; jetzt waren es auch die schmachvollen sanitären Zustände in den Städten und besonders in London, die sich als Zeichen der Zeit geltend machten. Die Pest von 1665 war nur der Höhepunkt jahrelanger Vernachlässigung von ansteckenden Krankheiten aller Art, und es ist nicht zu verwundern, daß in dieser Periode äußerster Sittenlosigkeit des Hofes, die nicht ohne Einfluß auf die Regierung,

die Rechtspflege, die Kommunalverwaltung und die Moral im allgemeinen blieb, auch die Polizei nicht besser war als ihre Umgebung.

Aber die trostlose Lage der Städte verursachte doch schließlich ernste Besorgnis. Um nur ein Beispiel anzuführen, ward schon im Jahre 1685 verordnet, daß in London jedes zehnte Haus eine Laterne haben solle, um die Straße nach Dunkelwerden zu erleuchten. Dies ist nur eins von manchen Zeichen dafür, daß das nationale Gewissen zu erwachen anfing. Aber welche Maßregeln auch ergriffen werden mochten, um die gesundheitlichen Verhältnisse zu bessern und der Zunahme der Verbrechen zu steuern: erst im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts geschah es, daß Schritte zu einer wirksamen Reform des Gerichtswesens und der Polizei getan wurden, und zwar hängt diese aufs engste zusammen mit einer fundamentalen Änderung in der Stellung der Beamten. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts lag die Wahrung des Gesetzes fast ausschließlich in den Händen unbesoldeter Beamter, und es ist nicht zweifelhaft, daß viele von ihnen für ihre Dienste sich auf unehrenhafte Weise bezahlt machten. Die einzige Polizeistation, die damals in London, außerhalb der City, existierte, war die in Bow-Street, und von ihr aus ging eine vollständige Umwälzung in der Polizeiverwaltung.

Im Jahre 1749 ward als Richter in Bow-Street ein Mann angestellt, der im Reich der Literatur besser bekannt war, als auf dem Gebiete eines Reformators der Londoner Polizei. Henry Fielding, den Sir Walter Scott den „Vater des englischen Romans" genannt hat, verbrachte die letzten Jahre seines Lebens damit, die Blicke der Regierung und des Publikums auf die Verwahrlosung zu lenken, unter der die öffentliche Ordnung litt. Wer über die haarsträubenden Mißbräuche, die sich in die Praxis der Sicherheitsbehörden eingeschlichen und diese zur Ohnmacht gegen das Verbrechertum verurteilt hatten, sich unterrichten will, der findet sie höchst anschaulich beschrieben in der Einleitung zu Fieldings erst nach seinem Tode erschienenen „Journal of a Voyage to Lisbon" — jener Fahrt, die er unternommen, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, und von der er lebend nicht mehr zurückkehrte. Doch der Grund zur Reform, nachdem die Regierung die erforderlichen Mittel bewilligt hatte, war von ihm gelegt und das begonnene Werk nach ihm von seinem Halbbruder weitergeführt worden.

Von Bow-Street aus hatte Fielding eine gut bezahlte Schar sorgfältig erlesener Mannschaften gebildet, die, damals unter dem Namen der „Bow-Street-Patrouille" bekannt, uns aber vertrauter als die „Bow-Street-Runners", den Kern der Metropolitan-Polizei bildete und das Beispiel für fast alle größeren englischen Städte wurde. Das System war ein unmittelbarer Erfolg, und Fielding hatte noch die Genugtuung zu sehen — wie er in jener Einleitung sagt — „daß die höllische Bande fast gänzlich ausgerottet war, und daß, anstatt an jedem Morgen in den Zeitungen von Mord und Raub zu lesen, jetzt während des Restes von November und den ganzen Dezember nicht nur keine Mordtat, sondern nicht einmal ein Straßenraub begangen ward."

Dieser Versuch einer Reorganisation, deren Mittelpunkt Bow-Street war, berührte die City nicht, die damals, wie heute noch, eine Insel in dem sie rings umgebenden London bildete, und deren Polizei direkt unter der Kontrolle

des Lordmayors und der Aldermen der City stand. Indessen, wenn auch das Ende des 18. Jahrhunderts ein moralisches Erwachen zeigt, so blieb es doch ein Zeitalter des Verbrechens und der Unordnung. Tagelang während des „No-Popery"-Aufruhres von 1780, dessen Anführer der fanatische Lord George Gordon war, bildete London einen Schauplatz der Plünderung und jeglicher Greueltat — Ereignisse, die Charles Dickens in seinem berühmten Roman „Barnaby Rudge" verewigt hat.

Diesem verwilderten Zustand entsprach die ungeheuerliche Härte der Strafen, die selbst bei dem geringsten Vergehen auf Tod lautete, häufig verbunden mit Einziehung des Vermögens. Es konnte daher niemals mit Sicherheit auf Schuldigsprechung, ja nicht einmal auf Erhebung der Anklage gerechnet werden, wenn die Geschworenen sich nicht entschließen mochten, ein Urteil zu fällen, das eine so grausame Strafe verhängte. So wird von einem Mann erzählt, der vor Gericht zitiert ward, weil er auf fremdem Eigentum einen Fasan geschossen hatte. Um ihn nicht zu der unverhältnismäßig hohen Strafe, die darauf stand, verurteilen zu müssen, ließ der Gerichtshof die Verteidigung des Beschuldigten gelten: Sein Gewehr sei nur mit einer blinden Patrone geladen gewesen und der Fasan vor bloßem Schreck gestorben. —

Das von den Fieldings inaugurierte System begegnete den bittersten Angriffen; es sei „der Widerruf der teuersten und wesentlichsten Privilegien des freigeborenen Engländers"; und die Folge werde sein, daß „der britische Löwe ruhmlos einschlafe im Netze der Gefangenschaft". Aber die von Bow-Street ausgegangene Reform hatte sich schon zu tief eingewurzelt, um beseitigt werden zu können. Im Jahre 1792 wurden auf Parlamentsbeschluß sieben neue Polizeioffiziere ernannt und jedem drei Richter beigegeben, die einen Jahrgehalt von 400 Pfd. Sterl. bezogen und ermächtigt waren, eine Reihe von Vergehen gegen die öffentliche Ordnung summarisch abzuurteilen sowie den Konstablern Dienstanweisungen zu geben. Einer der ersten unter der Akte von 1792 ernannten Polizeirichter war Dr. Patrick Colquhoun, der nach manchem Jahr eifrigen Studiums und praktischer Erfahrung eine viel beachtete Schrift „Über die Polizei der Metropolis" veröffentlichte. Ein anderer Zeitgenosse, der sich um die Modernisierung der englischen Polizei höchst verdient gemacht hat, ist Jeremy Bentham. Groß, wie sein Ruhm als Rechtslehrer und Sozialpolitiker ist, wird man ihm besonders nicht vergessen, was er für die Milderung des Strafgesetzbuchs und die humanere Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen getan hat.

Dennoch, wiewohl die Polizeiverwaltung in der Theorie große Fortschritte machte, bedurfte die praktische Durchführung doch noch manchen Jahrzehnts. Trotz der neuen Einrichtungen blieb im allgemeinen die Polizei gänzlich unwirksam. Die Leute, welche den nächtlichen Wachtdienst hatten, waren meist alt und oft gebrechlich. Sie waren schlecht bezahlt und daher der Versuchung ausgesetzt, ihren kärglichen Sold durch Annahme von Bestechungen zu erhöhen. Außerdem waren sie nur von Dunkelwerden bis Mitternacht im Dienst, ihre Zahl war unzulänglich und die Aufsicht ungenügend, da die mannigfachen ihnen vorgesetzten Behörden nicht einmal den Versuch machten, sich untereinander zu verständigen. Während die schlimmsten

Klassen der Verbrecher sich bandenweis organisiert hatten, gab es keine Einigkeit zwischen den verschiedenen Polizeioffizieren und noch weniger zwischen der Polizei verschiedener Städte.

Aber es ward zunehmend klarer, daß London etwas mehr brauchte als die bisher versuchten stückweisen Reformen; und nun, da die Notlage bis zum Äußersten gestiegen, erschien der Mann, der berufen war, sie zu überwinden. Angeeifert durch das, was die Fieldings, Colquhoun, Bentham und andere getan hatten und unter dem starken Eindruck der aus zahlreichen parlamentarischen Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse beschloß Sir Robert Peel, zu der Zeit Minister des Innern, die Einführung eines neuen Systems, das die Londoner Polizei auf eine gesunde, moderne Basis stellen sollte. Sein Name wird für immer mit der Metropolitanpolizei verbunden bleiben, und er lebt bis zu diesem Tage fort im englischen „slang", der den heute allgegenwärtigen Policeman als „Bobby" bezeichnet (Bobby populärer Ausdruck für Robert).

Der außerordentliche und unmittelbare Erfolg von Sir Robert Peels Reformwerk muß in nicht geringem Maße der bewundernswürdigen Festigkeit zugeschrieben werden, mit der er der Versuchung widerstand, zunächst mehr zu tun, als menschenmöglich war. Er hatte das Problem vollständig fertig im Kopfe, und sein Plan war im Hinblick auf das Ganze gedacht. Er begann seine Reorganisation auf dem beschränkten Gebiet des zentralen und westlichen London und dehnte sie erst allmählich so aus, daß sie zuletzt — immer mit Ausnahme der alten und unabhängigen Citypolizei — jedes Kirchspiel innerhalb 15 Meilen[1] von Charing Croß umfaßte. Es war dies die eigentliche Masse von London, ein Flächenraum von tatsächlich 700 Quadratmeilen, und er bildet heute noch das Gebiet der Metropolitanpolizei.

Nun darf man freilich nicht glauben, daß Peels Entwurf irgendwie vollkommen gewesen sei. Nicht wenige Zugeständnisse mußten nach verschiedenen Seiten hin gemacht werden. Denn die Zeiten waren stürmisch, und die Flut der öffentlichen Meinung ging hoch gegen Peel, weil er erfolgreich für die Sache der Katholiken-Emanzipation eingetreten war. Dennoch, wenngleich manche parlamentarische Komitees die Frage noch beraten haben und weitere Gesetze erlassen wurden: die Grundlagen der heutigen Polizeiorganisation sind die von Sir Robert Peel.

Durch Parlamentsakte von 1829 wurde die Polizei ressortmäßig dem Ministerium des Innern untergeordnet, für Organisation und Disziplin der Truppe wurden zwei Kommissäre und für die Kontrolle der Finanzen ein Einnehmer (Receiver) angestellt. Das Hauptquartier der neuen Metropolitanpolizei ward nach Westminster verlegt und hat den Namen von „Scotland Yard" weltberühmt gemacht. Von diesem Mittelpunkt aus ward seither und wird noch immer die ganze Londoner Polizeimacht gelenkt. Natürlich mußte sie durch zahlreiche neue Mannschaften vermehrt werden, aber keiner ward als Konstabler angestellt, der nicht zuvor eine besondere Schule durch

[1] Es sind hier und weiterhin englische Meilen verstanden

gemacht. Die gesamte Truppe ward eingeteilt in 17 Divisionen, jede Division in 8 Sektionen und jede Sektion in 8 Reviere (beats). Das Personal bestand 1830 außer den beiden Kommissären aus 17 Superintendenten, 68 Inspektoren, 326 Sergeanten und 2906 Konstablern, zusammen 3319 Mann.

Wenn man bedenkt, wie weitreichend und fundamental die Reformen des Jahres 1829 waren, kann es kaum überraschen, daß sie auf bittere Opposition stießen. Genau so wie vormals die Einführung der „Bow-Street-Runners" wurde jetzt die der wirklich tüchtigen Polizei vielfach als ein gefährlicher Versuch angesehen, die Freiheit des Bürgers zu beschränken. Eine vornehmliche Ursache dieser Angst war ohne Zweifel das soldatische Aussehen der Truppe, weiß man doch, daß ein durchgehender Zug der englischen Geschichte diese Furcht vor militärischen Übergriffen ist. Nur so läßt sich begreifen, daß jedem Policeman ursprünglich das Wahlrecht entzogen war und in der Tat ihm erst wieder seit 1887 verliehen worden ist. Denn allmählich hatte die öffentliche Meinung sich mit dem neuen System ausgesöhnt, wozu nicht am wenigsten die bewunderungswürdige Geduld beitrug, mit der die Policemen ihren Dienst ausübten, und oft im Kampf mit der immer wieder hervorbrechenden Erbitterung. Kam es doch noch im Jahre 1855 zu einem ernsten Aufruhr, der das Parlament veranlaßte, durch eine Spezialuntersuchung festzustellen, ob die Polizei ihre Vollmacht nicht überschritten habe.

Indessen besserte sich das Verhältnis zusehends, je mehr die Bevölkerung selbst von der Polizei zur Mitwirkung herbeigezogen ward. Während diese nur in seltenen Ausnahmsfällen die Hilfe des Militärs in Anspruch nimmt, kommt es jeden Tag vor, daß sie die des Publikums sucht. Das englische Gesetz, allgemein gesprochen, verpflichtet jeden, zur Ergreifung dessen die Hand zu leihen, der sich in seiner Gegenwart eines schweren Rechtsbruchs schuldig macht; ja, berechtigt ihn sogar, einen bloß Verdächtigen zu verhaften. Es ist daher das gemeinsame Interesse beider, der Polizei wie des Publikums, das Verbrechen zu verhüten und den Verbrecher festzuhalten, und es gibt wohl keine festere Freundschaft als zwischen denen, die durch die Pflicht miteinander verbunden sind. Ein zweiter Grund für das wachsende Zutrauen ist darin zu finden, daß jedes Mitglied der Polizeitruppe, gleich jedem anderen Bürger, für sein Tun und dessen Folgen persönlich verantwortlich ist und sich nicht auf die Befehle der ihm Vorgesetzten berufen darf. Wie jeder andere kann auch der Policeman von einem ordentlichen Gerichtshof zur Rechenschaft gezogen werden, und der gemeine Mann hat deswegen niemals das Gefühl, daß diejenigen, die zur Aufrechthaltung der Ordnung bestellt, im Auge des Gesetzes irgendwie von ihm verschieden sind. Eine im Jahre 1906 von der Regierung berufene Untersuchungskommission hat ergeben, daß zu gewissen in dieser Hinsicht erhobenen Anklagen keine Veranlassung sei.

Daß seine Aufgabe gegenwärtig keiner besonderen Schwierigkeit mehr begegnet, zeigt sich darin, daß des Konstablers einzige Waffe, wenn er im Dienst, ein hölzerner Stab ist, der, für gewöhnlich nicht einmal sichtbar, an seiner Seite in einer Scheide steckt. Die Kontrolle, die der „Mann in Blau" — denn Blau ist immer die charakteristische Farbe der Londoner Polizei gewesen —

über den ungeheueren Straßenverkehr ausübt, wird einzig und allein dadurch bewirkt, daß er den Arm ausstreckt.

In den letzten 78 Jahren hat sich die Bevölkerungsziffer Londons von 1 200 000 auf 6½ Millionen erhöht, und in gleichem Maße ist auch die Polizeitruppe vermehrt worden. Im Jahre 1830 bestand sie, wie wir sahen, aus 3319 Mann. Dreißig Jahre später hatte sie sich mehr als verdoppelt, 1890 betrug sie 15 264 und 1908 war sie auf 18 167 gestiegen. Mit ihrer Entwicklung sind naturgemäß auch die Kosten für ihren Unterhalt gewachsen. Nach dem Parlamentsbeschluß von 1829 sollte „die als Polizeirate jährlich zu erhebende Summe den Betrag von 8 Pence auf das Pfund des Vermögenswertes innerhalb des Metropolitangebietes nicht übersteigen". Dieses Maximum ward 1868 auf 9 Pence gesteigert, bei denen es bis heute verblieben, wie wohl eine weitere Erhöhung wahrscheinlich ist, um für einen Ruhetag in jeder Woche, den man dem Policeman gewähren will, die Mehrkosten aufzubringen. Die bisherige Taxe wird im Verhältnis von 5 Pence seitens der Munizipalbehörden und 4 Pence seitens der Regierung erhoben, und die Gesamtkosten der Metropolitanpolizei beliefen sich in dem Rechnungsjahr 1908—1909 auf 2¼ Millionen Pfund Sterling.

Was nun die City von London anbetrifft, so steht nachweislich fest, daß Sir Robert Peels Wunsch gewesen ist, sie in seine Reform von 1829 einzubeziehen, daß er sich aber scheute, ihre Privilegien anzutasten. Auch war in der Tat bis zur Reform die Citypolizei besser als die ihrer Nachbarschaft; dann freilich blieb sie hinter der modernen und wirksameren Schöpfung stets beträchtlich zurück. Die Cityautoritäten sahen daher wohl ein, daß sie ihre Unabhängigkeit nur wahren könnten, wenn sie ihre Polizei auf das gleiche Niveau brächten. Eine radikale Neugestaltung griff also im Jahre 1839 Platz, und seit der Zeit haben sich beide, Metropolitan- und Citypolizei, wetteifernd miteinander, gleichmäßig entwickelt. Die gegenwärtige Stärke der letzteren beträgt 1092 Mann, und ihr Unterhalt kostet ungefähr 186 500 Pfund Sterling. Drei Viertel dieser Summe werden durch lokale Steuern und ein Viertel aus dem Fonds der Citykorporation bestritten, die Regierung trägt nichts zu den Kosten bei.

Werfen wir einen Blick auf die Tätigkeit der Polizei in Kriminalsachen. Nicht lange nach Sir Robert Peels Reform sah man ein, daß es zur Entdeckung des Verbrechens eines besonderen Zweiges der Polizeiorganisation bedürfe, und Anfang der vierziger Jahre ward eine solche durch Einführung des Detektivsystems geschaffen. Denn im Vergleich mit der kontinentalen Polizei ist die englische dadurch sehr behindert, daß es in England kein amtliches Meldewesen gibt. Bis ein Mann sich verdächtig gemacht, hat die Polizei keinerlei Kenntnis von ihm: Einheimische und Fremde bewegen sich mit der gleichen absoluten Freiheit, ohne daß von ihrem Aufenthalt irgendwie Notiz genommen würde. Fremden mag daher die englische Methode zur Entdeckung des Verbrechens als schwerfällig und unvollständig erscheinen; und vor dreißig Jahren wäre diese Meinung wohl auch gerechtfertigt gewesen. Seitdem aber hat sich die Organisation derart vervollkommnet, daß sie durchaus ihrer Aufgabe gewachsen ist. Im Jahre 1878

ward als besonderer Zweig der Metropolitanpolizei das Departement für kriminelle Untersuchung (the Criminal Investigation Department) gebildet und im Jahre 1908 hat es 109787 Individuen vor den Strafrichter gebracht.

Ob es im Interesse des Dienstes und der Wirtschaftlichkeit sei, daß in einer und derselben Stadt zwei getrennte und voneinander unabhängige Polizeikörper vorhanden, ist eine oft aufgeworfene Frage. Oberflächlich betrachtet muß eine solche Teilung unlogisch erscheinen. Aber die Frage ist nicht nur eine der Polizeiverwaltung, sondern berührt die Wurzel eines der schwierigsten Probleme der Londoner Munizipalverfassung. Die City von London (die „Inselquadratmeile") ist um Jahrhunderte älter als das übrige London; sie hat ihre Unabhängigkeit geschichtlich bewahrt, ihr Reichtum ist ungeheuer und ihr Einfluß unbeschränkt. Ihr korporatives Leben ist voll Energie und ihre Leitung musterhaft. Mannigfache Versuche der Vereinigung mit der Metropolis sind gemacht worden, aber jedem solchen Versuch hat sie bis jetzt unbesiegbaren Widerstand entgegengesetzt. Was in Zukunft geschehen mag, bleibt abzuwarten; aber es ist sicher, daß die Citypolizei ihre Unabhängigkeit so lange bewahren wird, als die City selbst die ihre nicht aufgibt.

Eine fernere Frage ist, ob die Metropolitanpolizei unter staatlicher oder kommunaler Kontrolle stehen sollte. Von der Zeit ihrer Einrichtung an hat sie unter der unmittelbaren und ausschließlichen Oberaufsicht der Regierung gestanden, wiewohl der Anspruch oft genug erhoben worden ist, daß die Stadt ein Recht habe, mindestens gehört zu werden in einer Angelegenheit, für die sie so schwer zahlen muß. Es mag in der Tat unbegreiflich erscheinen, daß London dies Recht fehlt, das jede größere Stadt in England besitzt. Aber London hat, gleich anderen Hauptstädten, die Strafe seiner einzigartigen Stellung und Größe zu entrichten. Die Metropolitanpolizei ist nicht nur eine Londoner Polizei: ihr Gebiet erstreckt sich weit über die städtische Grenze. Sie ist verantwortlich für die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung in den Königlichen Werften und den ringsum zerstreuten Militärstationen; sie bewacht die Themse weit über den Punkt hinaus, wo sie aus London hinausfließt — mit einem Wort: sie nimmt immer mehr den Charakter einer staatlichen als einer städtischen Institution an. Dagegen könnte sie mancherlei, was jetzt in ihr Ressort fällt, auf die Kommunalbehörden übertragen. Sie erteilt z. B. jährlich gegen 17000 Konzessionen für öffentliches Fuhrwerk und über 30000 an Kutscher und Kondukteure; sie hat jedes Jahr mit mehr als 60000 „verlorenen Gegenständen" zu tun usw.

Aber wir haben nicht die Zukunft vorhersagen, sondern nur die Vergangenheit skizzieren und die Gegenwart verständlich machen wollen. Wir sind der Entwicklung der Londoner Polizei gefolgt und hoffen, einen allgemeinen Begriff von ihrer heutigen Gestalt gegeben zu haben. Wir haben gesehen, wie das Publikum dahin gekommen ist, ihren Dienst zu schätzen, und wie unbegründet die Befürchtungen gewesen sind, sie könne der Freiheit gefährlich werden. Jeder Londoner weiß, und auch der Fremde kann sich bald davon überzeugen, daß der „Mann in Blau" der mächtigste Beschützer und der beste Freund des Publikums ist.

Henrik Ibsens Nachlaß.

Von
Friedrich v. der Leyen.

I.

Zu verschiedenen Zeiten hat Henrik Ibsen sich ernsthaft mit einem Plan getragen, den auszuführen er leider keine Zeit fand: er wollte uns selbst seine geistige und künstlerische Entwicklung schildern. Der nordischen Ausgabe seiner Werke ist ein Brief des Dichters vorangeschickt, man möge seine Dramen wieder und wieder in der Reihenfolge lesen, in welcher er sie gedichtet habe, nichts vorläufig beiseite legen oder überspringen, denn sie seien eine zusammenhängende kontinuierliche Einheit und nur, wer sie als solche auffasse und sich aneigne, könne den beabsichtigten und zutreffenden Eindruck von den einzelnen Teilen empfangen. Wir wissen aus verschiedenen Äußerungen: gerade die Einheit, den organischen Zusammenhang seiner Dramen wollte Ibsen in seiner Biographie zeigen und sein Werk dadurch in tieferem Sinn erklären. Wir sollten unter seiner Führung den Weg erkennen, der von einem Drama zum anderen geht, wir sollten die Art auffassen, wie ein Drama das andere ergänzt und berichtigt, und wir sollten endlich zu den Grundanschauungen vordringen, aus denen sie alle empfangen und geworden sind.

Als einen schönen Ersatz für diese Lebensbeschreibung dürfen wir die nachgelassenen Schriften Henrik Ibsens[1]) willkommen heißen, denn sie geben die Vorgeschichte, wenn auch nicht aller, so doch vieler Dramen und geben damit eine Fülle von neuen, oft sehr überraschenden Aufschlüssen über ihre geistigen und künstlerischen Anfänge und Grundlagen. Durch ihre Vorgeschichte rücken die Dramen äußerlich und innerlich auch enger zusammen; sie zeigt uns, wie eins aus dem andern sich bildet, wie vielfältig und ruhelos sie alle ineinandergreifen und sich vorwärtstreiben. Leider wurden für so wichtige Dramen, wie die Helden auf Helgeland (Nordische Heerfahrt) und die Thronforderer (Kronprätendenten) keine Vorarbeiten gefunden, sie scheinen verloren, oder der Dichter hat sie vernichtet.

Die Ausgabe der nachgelassenen Schriften wurde Julius Elias und Halfdan Koht anvertraut. Was sie uns mitteilen, ist nicht der ganze Nachlaß, sondern nur eine Auswahl; wie die Herausgeber im einzelnen ordneten, wählten und sichteten, entzieht sich vorläufig unserem Urteil. Natürlich werden

[1]) Henrik Ibsens Nachgelassene Schriften in vier Bänden. Berlin, S. Fischer. 1909.

nicht die Wünsche von allen erfüllt sein. Ich zum Beispiel hätte manche von den mitgeteilten Gedichten, Prologen und auch einige Prosaschriften gern entbehrt, und ich bedaure sehr, daß von den Gespenstern und vom Baumeister Solneß so sehr wenige, allerdings sehr inhaltsschwere Aufzeichnungen und Entwürfe aufgenommen sind. Da die Herausgeber aber in ihren ausgezeichneten und sehr wertvollen Beigaben und Erläuterungen überall eine gründliche Kenntnis, ein feines und sicheres Urteil und eine taktvolle Zurückhaltung zeigten, da sie Takt, Geschick und eine strenge Sachlichkeit schon einmal bewährten, bei der Sammlung von Ibsens Briefen, so wird man ihnen wiederum gern und dankbar jedes Vertrauen entgegenbringen. Zugleich wird man der Genugtuung Ausdruck geben, daß sie Ibsens Nachlaß vor den Errungenschaften der Neuzeit bei literarischen Nachlässen energisch und erfolgreich schützten, vor Spekulationen der Buchhändler, vor sensationellen und indiskreten und verletzenden Mitteilungen. Ganz ist Ibsen solchen Ausbeutern nicht entgangen, aber ihr Geschäft war schlecht, und sie wurden sehr bald vergessen.

Wenn wir die Bedeutung von Ibsens Nachlaß im einzelnen erkennen und würdigen wollen, müssen wir vorher zu bestimmen suchen, worin denn die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Dramen bestehen. In welchem Sinn sind die Dramen die verschiedenen Bruchstücke eines Lebenswerkes? Oder wir fragen vielleicht besser, in welchem Sinn sind sie Bruchstücke eines Strebens, das sich in den vielfältigsten Gestalten entwickelt, aber doch von seinen ersten tastenden Anfängen bis zu seinem bitteren und entsagenden Ende das gleiche blieb.

Wir können hier diese Frage nicht in ihrem ganzen Umfang beantworten, dazu wären sehr verwickelte und langwierige Untersuchungen und Auseinandersetzungen mit anderen Forschern nötig, und dafür ist hier nicht der Ort. Aber wir können ihre Bedeutung an einzelnen Beispielen zeigen und dabei dankbar die Vorarbeiten und Aufschlüsse verwerten, die uns u. a. die Einführungen von Schlenther und Brandes, die Erläuterungen von Elias und Kohl und die Biographien von Reich und Wörner geben[1]).

Die Zusammenhänge zwischen seinen Dramen betont Ibsen manchmal durch Äußerlichkeiten. Der arme, gescheiterte und vertrunkene Buchdrucker Aslaksen im „Bund der Jugend" hat sich im „Volksfeind" in einen stattlichen Hausbesitzer verwandelt und ist Präsident des Mäßigkeitsvereins geworden. Der Refrain im „Bund der Jugend", „das liegt an den lokalen Verhältnissen", taucht im „Volksfeind" auch wieder auf und wird derb und komisch parodiert. Der Adjunkt Rörlund, aus den „Stützen der Gesellschaft", gibt wieder im „Volksfeind" Religionsunterricht, und Hilde Wangel, der entzückende Backfisch aus der „Frau vom Meer", erscheint als die stürmische und überspannte

[1]) Die Einführungen von Brandes und Schlenther stehen in der deutschen Ausgabe der Sämtlichen Werke, die Erläuterungen von Elias und Kohl im 4. Band der Nachgelassenen Schriften, „Henrik Ibsen" von Roman Wörner erschien in zwei Bänden 1900—1909 in München, Emil Reichs Vorlesungen über Ibsens Dramen in 5. Auflage 1906 in Dresden bei Pierson.

Jugend im „Baumeister Solneß". — Im Entwurf zum „Puppenheim" tanzte Nora einen türkischen Tanz und sang dazu Anitras Lied aus „Peer Gynt". Im Inhalt der Dramen bestehen viele merkwürdige Übereinstimmungen, die zugleich viele Variationen eines und desselben Themas sind. Ein Thema des „Puppenheims", die Frau, die man als Puppe behandelt, während sie die Kameradin des Mannes sein möchte und sein könnte, erscheint schon in einer Episode im „Bund der Jugend". Ein anderes Thema des „Puppenheims" erklingt in den „Stützen der Gesellschaft", gegen Ende in den Worten Lona Hessels: „Ihr seid eine Gesellschaft von Hagestolzen, ihr seht die Frau nicht." Daß gerade dieser Ausspruch zum „Puppenheim" herüberführt, zeigt der Nachlaß; die Aufzeichnungen zu diesem Schauspiel beginnen mit folgenden Worten: „Es gibt zwei Arten geistiger Gesetze, zwei Arten Gewissen, eins für den Mann und ein ganz anderes für das Weib. Sie verstehen einander nicht, aber das Weib wird im praktischen Leben nach dem Gesetz des Mannes beurteilt, als ob sie nicht ein Weib, sondern ein Mann sei." — Und: „Ein Weib kann sich selbst nicht treu sein in unserer heutigen Gesellschaft, die eine ausschließlich männliche Gesellschaft ist, mit Gesetzen, die von Männern geschrieben sind, und mit Anklägern und Richtern, die die weibliche Handlungsweise vom männlichen Standpunkt aus beurteilen." — Im „Puppenheim" wendet sich Nora von ihrem Mann ab, als er das Wunderbare nicht tut, als er ihre Tat und die Folgen ihrer Tat nicht auf sich nimmt. Im „Brand" spielt Ejnar mit Agnes, wie Helmer mit Nora spielt; als sie aber verlangt, er solle zu Brand ins Boot springen und über die empörte See fahren, und als er sich bleich und zitternd versagt, da erlischt ihre Liebe zu ihm im gleichen Augenblick für immer, es legt sich wie ein Weltenmeer zwischen beide, und Agnes folgt Brand und lebt für ihn und opfert ihm ihr Kind und opfert sich selbst.

Im „Puppenheim" muß Doktor Rank für das lockere Leutnantsleben seines Vaters büßen. Dies Motiv, daß die Krankheit, die der Vater durch Ausschweifungen erwarb, sich auf den Sohn überträgt, als Wahnsinn ausbricht und ihn vernichtet, ist die Achse, um die sich die Handlung der „Gespenster" dreht. Derselbe Doktor Rank hat als Arzt ein viel zarteres Verständnis für Nora als der eigene Gatte, wie auch der Arzt Relling in der „Wildente" die Gemütlichkeit, die Gina um sich zu verbreiten versteht, richtiger und dankbarer würdigt als der verzogene Ehemann Hjalmar. In der „Frau vom Meer", die in vielem als Gegenstück zum „Puppenheim" gelten darf, gewinnt ein Arzt, Doktor Wangel, die widerstrebende Ellida für immer seiner Liebe durch ein ähnliches Verständnis wie das Doktor Ranks. Es ist noch zu sagen, daß die nervöse Unrast Ellidas ursprünglich die Nora im Entwurf zum „Puppenheim" hin und her treibt.

In den letzten Worten von „Rosmersholm" nennt der arme Ulrik Brendel die Rebekka eine anziehende Meerfrau, und das nächste Drama heißt „Die Frau vom Meer". In „Rebekka" sind alle Stürme und die brausenden, fortreißenden Gewalten, in Ellida die weiche, sehnsuchtsvolle, in das Unendliche verschwebende, etwas leere Träumerei des Meeres Person geworden.

Das Verhältnis von Rosmer zu Rebekka: der sanfte, unsinnliche und stille Mann und die leidenschaftlich begehrende, ungebändigte und sinnenwilde Frau wiederholt sich ähnlich in „Klein Eyolf", bei Alfred Allmers und Rita. Der Nachlaß verblüfft uns durch die Mitteilung, daß Rebekka ursprünglich als Frau Rosmers gedacht war, und daß beide ihr Kind, den kleinen Alfred, verloren haben sollten. Wieder ein ähnliches Verhältnis war schon in einem viel früheren Drama vorgebildet, in dem ungestümen Verlangen der Hjördis, in den „Helden auf Helgeland" nach dem christlich und mild gewordenen Sigurd. — Der Konsul Bernick in den „Stützen der Gesellschaft" und John Gabriel Borkman sind Eroberer vom gleichen Schlage, ihren Zielen zustrebend mißachtet der eine, tötet der andere die Liebe, die um ihn war. Zu ihnen gehört in den Jugenddramen Frau Inger, die Herrin auf Östraad, die, um ihre Herrschaft zu erreichen, ihre Kinder lieblos opfert und nachher infolge eines furchtbaren Irrtums den Sohn tötet, an dem alle ihre Hoffnungen hingen.

Der Rahmen der Katastrophe im „Katilina", in den „Thronforderern" und im „Kaiser und Galiläer" ist bis in Einzelheiten fast der gleiche. Man muß dabei bedenken, daß, als Ibsen dem „Katilina" eine neue Fassung gab, ihm die Schicksale und das Drama des Kaisers Julian im Sinne waren. — Die Konstellation in „Rosmersholm" ist: ein Mann zwischen zwei Frauen. Die eine, Rebekka, gibt vor, ihn allein zu verstehen, die andere, stille Frau, die unglückselige Beate, von der er sich abwandte, ist um seinetwillen in den Tod gegangen. Diese Konstellation wiederholt sich ähnlich in allen Altersdramen vom „Baumeister Solneß" bis „Wenn wir Toten erwachen". Man darf auch „Hedda Gabler" nennen; darin steht Ejlert Lövborg zwischen der stolzen, harten und feigen Hedda Gabler und der scheuen und doch so aufopfernden Thea Elvsted. Man darf noch weiter zurückgehen, der Konsul Bernick verstieß Lona Hessel, die er liebte, und wählte um ihres Reichtums willen eine andere Frau, und eine ganz ähnliche Schuld lud der Jarl Skule in den „Thronforderern" auf sich. – Sigurd in den „Helden auf Helgeland" steht zwischen der herrischen Hjördis und der sanften Dagny, und der Katilina in Ibsens erstem Drama steht zwischen seiner hingebenden Gattin und zwischen der wilden Furia.

Ibsen sagt von diesem Katilina in seiner Vorrede zur zweiten Fassung außerdem: „So gar manches, was meine spätere Dichtung zum Gegenstand hatte, der Widerspruch zwischen Kraft und Wille, zwischen Wille und Möglichkeit, die Tragödie und zugleich die Komödie der Menschheit und des Individuums tritt schon hier in schattenhaften Andeutungen hervor."

Wie sehr ein Drama als Berichtigung und Ergänzung des vorangehenden gelten kann, zeigen etwa das „Puppenheim" und die „Gespenster". Frau Alwing in den „Gespenstern" vollbringt, was Nora im „Puppenheim" versuchen will, sie richtet ihr Leben selbst nach ihrer Erkenntnis und ihren Erfahrungen ein, setzt sich an Stelle ihres Mannes, verwaltet ihre Güter und leitet die Erziehung ihres Kindes. Zum Schluß erkennt sie aus den Schicksalen ihres Sohnes, daß trotz aller Opfer, trotz allen ernsthaften Wollens alles umsonst war, weil sie ihren Mann verurteilte und nicht verstand. Die vielen

modernen und fortschrittlichen Bücher, in denen sie gern las, haben sie nicht zur Erkenntnis, sondern zur Verwirrung geführt. Auch Rebekka in „Rosmersholm" hat sich alle modernen Anschauungen nur angelesen und nicht mit ihrem Wesen verschmolzen. Was sie beherrschte, waren die uralten Triebe und Instinkte der Frau. Diese Einschränkungen darf man nicht vergessen, wenn man, auf die „Stützen der Gesellschaft" und das „Puppenheim" sich berufend, Ibsen als den Propheten der Frauenbewegung ausruft. — Der „Volksfeind" und die „Wildente" sind noch leichter als Gegenstücke zu erkennen; dort Wahrheit um jeden Preis, hier die Lebenslüge als lebenerhaltende Kraft. Ganz eng gehören auch „Brand" und „Peer Gynt" zusammen. Erst beide Dramen, nicht eins allein, geben die Schilderung der Heimat, wie Ibsen sie damals sah. Die Devise im „Brand" heißt: „Alles oder nichts und sei du selbst," die Devise von „Peer Gynt": „Sei dir selbst genug", d. h. sei mit dir selbst zufrieden, auch wenn du diese Zufriedenheit nur durch Selbstbetrug und Selbstbeschmeichelung und fortwährendes und würdeloses Nachgeben erreichen kannst. „Peer Gynt" will niemals alles oder nichts, er will von allem ein bißchen. Dem Norweger, den er sich in seinen besten Stunden erträumte, Land und Leuten, wie sie sein sollten, stellt Ibsen in „Peer Gynt" den Norweger gegenüber, wie er wirklich ist. Bis in die letzten Einzelheiten hinein sind beide Dramen Gegenstücke. Brand wird verurteilt, denn die Menschen können nicht in die Höhen, zu denen er sie emporreißen wollte. Peer Gynt wird begnadigt, die Menschen verzeihen ja liebevoll immer dem, der das nicht verdient, und der schwach ist wie sie. Brand ist einfach, starr und predigt immer wieder das Gleiche, wenige Menschen treten auf, die Vorgänge ziehen alle im einsamen Norden an uns vorüber und die Handlung umspannt wenige Jahre. Peer Gynt dagegen ist vielfältig, bunt und toll. Er führt uns im wirbligen Durcheinander von der Wirklichkeit des Tages zu den Schauern der Nacht, eine Fülle von Menschen, Trollen, Geistern, Gespenstern jagen an uns vorüber und belustigen und ängstigen uns; zum Schluß reden die Knäuel und die welken Blätter und die Tautropfen und die geknickten Halme, und das Sausen in der Luft verwandelt sich in klagende und anklagende menschliche Stimmen. Von der Heimat treibt uns der Dichter in die Fremde, nach Marokko, nach Ägypten, in die Wüste, von der Trollversammlung ins Tollhaus und von da über das Meer und nach einem Schiffbruch in die Heimat. Peer Gynt, der im ersten Akt als halber Knabe noch seine Mutter entsetzte und entzückte, kehrt im letzten Akt als ganz gealterter in die Heimat zurück.

Vor wenigen Jahren wurde ein großes Bruchstück des Epos entdeckt, das für Brand die Vorstufe war; es schmückt nun als eine der wertvollsten Gaben die nachgelassenen Schriften. Was Ibsen im „Brand" zu sagen hatte, wollte er im breiten Pathos der epischen Dichtung mitteilen, und man kann nun in den verschiedenen Einzelheiten erkennen, wie Ibsen die epische Wirkung in die dramatische umwandelte, und wie trotzdem der Brand noch eine Reihe von Eigentümlichkeiten zeigt, die nicht in das Drama, sondern in das Epos gehören. Aber auch der Peer Gynt hat solche epische Breiten und die er

haltenen Bruchstücke machen — und das ist nicht ihr geringster Wert — die Meinung zur Gewißheit, daß Brand und Peer Gynt zusammengehören wie die Vor- und Rückseite eines Blattes. Das Epos sollte den Inhalt des Brand und den Inhalt des Peer Gynt umfassen, es finden sich in ihm Motive und Themen, die der Dichter später in den Peer Gynt verwebte. Wer genauer zusieht, erkennt auch, daß die einzig schöne Rede des Pfarrers im letzten Akt des Peer Gynt, die von ihrer Umgebung sich allerdings etwas seltsam abhebt — es ist die Rede auf den Mann, der sich den Finger abhackte, weil er dem Vaterland nicht als Soldat dienen wollte —, daß diese Rede der Art und dem Pathos der epischen Branddichtung ganz nahesteht und wohl noch aus ihr stammt.

Wir haben, um die Dramen des europäischen Ibsen zu erklären, auf die Dramen des nordischen Ibsen zurückgegriffen. Das ist ein Fehler, den noch viele begehen, die Ibsen beurteilen, daß sie nur den europäischen und nicht den voreuropäischen und den nordischen Ibsen kennen. Gerade davor wollte Ibsen selbst auch in jenem Brief der nordischen Ausgabe warnen. Die nordischen Dramen sind überall die Voraussetzung der späteren und diese erhalten von den früheren erst das rechte Licht.

Die Probleme des „Rosmersholm", das inbrünstige Suchen nach dem neuen Menschentum, nach dem Adel der Gesinnung, nach einem Reich der Freude, in dem kein Streit mehr ist, nur Wettstreit, nach dem Glück für alle, geschaffen durch alle, diese Sehnsucht wird nur der recht verstehen, der Kaiser und Galiläer kennt, und das Ziel des Kaisers Julian, Griechentum und Christentum zu überwinden, das Vergängliche von ihnen zu nehmen und aus den unvergänglichen Werten beider das dritte Reich zu errichten. Der Lebenswunsch des armen Julian, der die Schönheit und den frohen Lebensrausch der Griechen in die nüchterne Gegenwart tragen wollte, wurde durch Unwürdige befleckt, sie umgaben ihn mit Dirnen und Heuchlern und machten ihn und sein Heiligstes zum Gespött der Menge. Der Kammerherr Alving wollte im Grunde auch nur Lebensfreude, und weil das niemand um ihn sah, und weil der Norden diese unbefangene Freude nicht kennt, verwandelte sich ihm dies Wollen in häßliche Ausschweifungen. Hedda Gabler möchte für Ejlert Lövborg einen schönen edlen Tod; mit Weinlaub bekränzt, in der Fülle seiner Kraft sollte er sterben. Aber sie besaß, wie jener Kaiser, nicht die Kraft, das Gewollte auszuführen, deshalb beschmutzte sich ihr alles, was sie anfaßte, und Ejlert hatte ein häßliches und widerwärtiges Ende.

Der grenzenlose, fast närrische und eigensinnige Fanatismus des Doktor Stockmann erschien schon einmal im Brand. Beide erleben ihre schwerste Prüfung zuletzt, von Brand wendet sich der Geist der geliebten Frau ab, und Stockmann wird die Gelegenheit in die Hand gespielt, das äußere, bitterer Armut entgegengehende Schicksal der Seinen glänzend zu gestalten, wenn er seine Entdeckung, das Bad sei verseucht, zurücknimmt. Die Erinnerung an Brand stimmt uns ernst, wenn wir den „Volksfeind" betrachten, sie erhöht unsere Achtung für diesen Mann, der sein Selbst und seine Überzeugung gegen eine Welt durchsetzt, auch wenn er sich und die Seinen ins Unglück reißt.

Aber der Blick auf Stockmann zeigt uns wieder, daß auch in Brands Wesen der Dichter einige Tropfen grotesker Narrheit gemischt hat.

In der „Frau vom Meer" fordert der Künstler Lyngstrand die Bolette auf, recht fleißig an ihn zu denken, denn das Bewußtsein tue wohl, ein reines, junges und verschwiegenes Weib sei in ihren Träumen und Gedanken bei ihm. Bolette aber heiratet, weil er ihr sicheres bietet, lieber einen Oberlehrer, obwohl sie ihn gar nicht so sehr liebt, und dieser nimmt sie im Grunde nur, weil er sich einmal eingeredet hat, daß sie ihn liebe. Das kann man eine Komödie der Liebe nennen, und in dem Drama, das Ibsen wirklich so genannt hat, steht Svanhild ganz ähnlich zwischen Falk, dem jungen Dichter, und Goldstad, dem Kaufmann, wie Bolette zwischen ihren beiden Bewerbern. Von hier aus, von der Tatsache, daß in der „Frau vom Meer" Komödie der Liebe gespielt wird, gewinnt man das Recht zu der Frage, ob wir die Schwärmerei der Frau Ellida für den fremden Mann wirklich nur ernst nehmen sollen und nicht auch ein bißchen ironisch außerdem? Hat der Backfisch Hilde nicht auch recht, wenn er eine Liebe wie diese „furchtbar spannend" und „interessant" findet, denn es ist doch in ihr — jahrelang konnte Ellida den fremden Mann vergessen — etwas von der Einbildung und Schwärmerei des Backfisches und auch ein klein wenig von dem, was alle Frauen unbewußt haben, von der Neigung, sich interessant zu machen. — Diese Auffassung würde den überraschend guten Ausgang des Dramas in ein neues und glaubwürdiges Licht rücken, und Ibsen gab uns selbst ein Recht zu dieser Interpretation, als er bekannte, auch in diesem Schauspiel steckten allerhand Teufeleien.

Ibsen schreibt in den Briefen aus Italien, daß er in der Heimat nie den Glauben an sich selbst gefunden, weil er den Glauben der anderen an ihn nie gesehen und sie immer hinter sich zischeln und tuscheln gehört hätte, wie hinter Peer Gynt die Bauern reden und zischeln. Diese Zweifel haben den Dichter fortwährend verfolgt und gepeinigt und seine Kräfte fast erschöpft. Sie fanden ihren erschütternden, dramatischen Ausdruck in den „Thronforderern", im Jarl Skule. — Es ist nun seltsam, daß trotz aller Erfolge und trotz alles Ruhmes dieselben quälenden Zweifel über den Dichter wieder Macht gewinnen, wie er als Alternder den Fuß auf den Boden der Heimat setzt. Sie sind das eigentliche Wesen des Baumeister Solneß. Ein Schlüssel zu diesem wohl schwierigsten Drama von Ibsen sind die Thronforderer. Beiden, dem Baumeister und dem Jarl ist eine große und mächtige Tat gelungen, beiden erstehen plötzlich, wo sie es am wenigsten erwarten, überschwengliche und hysterische Anhänger, die sie dann ganz ins Verderben reißen. Beide sehnen sich nach einem Handeln ohne Denken, ohne Gewissen, das lachend seine Ziele erobert und beide sind dem Grübeln und Zweifeln ganz verfallen und müssen immer von den Zweifeln reden, die sie doch verbergen wollen.

Endlich Ulfheim in „Wenn wir Toten erwachen": Die Herrlichkeiten, die er der kleinen Frau Maja verspricht, reduzieren sich auf eine ziemlich elende Berghütte, die nicht mit Unrecht ein „Schweinekoben" genannt wird; sie sind eben erträumt, und Ulfheim prahlte damit, wie er mit seiner Lebenskraft und seiner ganzen Derbheit prahlt. Er gehört zum Geschlecht des Peer

Gynt, der auch einen armseligen Schweinestall als kaiserliches Schloß gelten lassen mußte. Diese Belege genügen für unsere Zwecke; ich widerstehe allerdings ungern der Versuchung, sie zu vermehren. — Die Erkenntnis der überall ineinandergreifenden Zusammenhänge zwischen den einzelnen Dramen vertieft der Nachlaß, indem er uns gleicherzeit mit neuen Erkenntnissen überrascht. Die Einsichten, die wir aus dem „Puppenheim" und aus dem „Brand" schon gewannen, vervielfältigen und beleben sich, wenn wir uns in die Vorgeschichte der anderen Dramen versenken. Der Stensgaard im „Bund der Jugend" zum Beispiel, jener gewissenlose und geschickte Agitator, der sich mit virtuoser Schmiegsamkeit gerade der Umgebung anpaßt, in welcher er spricht, dieser Stensgaard ist in dem Entwurf dem Helmer im „Puppenheim" noch unverkennbarer ähnlich als in der Ausführung und beide trugen ursprünglich sogar einen sehr ähnlichen Namen. Sie haben den Sinn und die feine Empfänglichkeit für das Schöne gemeinsam und verbinden es mit einem recht herzlosen Egoismus und mit unbedenklicher Streberei. Der Helmer im Entwurf gelangte mit etwas merkwürdigen Mitteln in seine Stellung als Bankdirektor, und darum hatte er solche Angst vor Krogstad. — Im gleichen Entwurf zum Puppenheim sagte der Doktor Rank:

„Diese verdammte Humanität! Verzeihen Sie, wenn ich mich ein bißchen kräftig ausdrücke. Aber ich kann mich grün und gelb ärgern, wenn ich höre —. Was sind denn das für Menschen, die darunter zu leiden haben? Untaugliche oder unordentliche Subjekte, manchmal noch Trunkenbolde dazu, Kerle, die die Schwäche ihrer Vorgesetzten ausnützen, um Vorschüsse oder Darlehen zu erhalten, die sie nie zurückgeben können ... Na, und wer muß das dann wieder ausbaden? Ja, die Aktionäre, ich und noch eine ganze Menge anderer honetter Leute. Wir sind es, die von der Untüchtigkeit und Unordentlichkeit und Schlaffheit derart ausgezogen werden, daß wir keinen Heller mehr von unserem eingezahlten Gelde zu sehen bekommen. Aber uns bedauert keiner. I Gott bewahre, wir sind keine verkommenen Subjekte, keine Trunkenbolde, keine Fälscher, keine losgekommenen Zuchthauskandidaten; und nur solche Kerle haben ja in unserem humanen Zeitalter das Monopol auf Mitleid ... Studieren Sie die Naturwissenschaften, meine Damen, dann werden Sie sehen, wie in allem ein durchgehendes Gesetz herrscht. Der kräftigere Baum nimmt dem schwächeren die Lebensbedingungen und macht sie sich selbst zunutze. Ebenso bei den Tieren: die schlechten Individuen einer Herde müssen den besseren weichen. Und deshalb geht die Natur auch vorwärts. Nur wir Menschen sind es, die mit aller Gewalt den Fortschritt aufhalten, indem wir uns der minderwertigen Individuen annehmen."

Dieselben Worte könnte der Doktor Stockmann im „Volksfeind" gesprochen haben. Andere Aussprüche des Doktors im Entwurfe, daß sich die Rasse unter dem Eindruck einer schönen Umgebung veredle, weisen auf den Fjeldbo im „Bund der Jugend" zurück, und die Behauptung, daß Krogstad ein ganz anständiger Mensch geworden wäre, „wenn er ein Heim gehabt hätte auf der Sonnenseite des Lebens, ein Heim, in dem alle geistigen Fenster dem Licht zu und nicht nach dem verdammten, kalten, feuchten Norden gelegen hätten" — klingt wie ein Leitmotiv aus den Gespenstern. — Der Doktor Wangel in der „Frau vom Meer" war wieder als ein Mittelding zwischen Krogstad und Helmer gedacht und ursprünglich Rechtsanwalt, nicht Arzt; er gehörte zu den vielen Menschen Ibsens, die einmal Schiffbruch gelitten haben,

einmal gezeichnet worden sind und sich wieder emporarbeiten wollen oder nur davon träumen. In den Aufzeichnungen zu „Rosmersholm" ist Ulrik Brendel dem Doktor Stockmann im „Volksfeind" nah verwandt und wie er ein grotesker Bursche und ein Wirrkopf. Er trägt mit derselben naiven Freude des Entdeckers Neuheiten vor, die vor zwei oder drei Jahrzehnten vielleicht Neuheiten waren. — Wie eng Ibsens Dramen zusammengehören, zeigt auch die Erscheinung, daß er Personen, die ursprünglich in ein Drama sollten, getrost in ein anderes herübernahm. Der alte Dachs im „Volksfeind" tritt zuerst im Entwurf der „Stützen der Gesellschaft" auf, die Töchter der ersten Frau des Doktor Wangel sollten eigentlich die Töchter der Beate in „Rosmersholm" sein. Man erinnert sich, daß gerade die Erinnerung an die erste verstorbene Frau die Ellida in der „Frau vom Meer", quält und demütigt und erst langsam überwunden wird. Umgekehrt will Rebekka die Erinnerung an die verstorbene Beate gewalttätig verdrängen und facht sie gerade dadurch an, bis sie mächtiger wird als die Wirklichkeit und sie und Rosmer in den Tod treibt. Schließlich sollte Foldal, der alte Kanzlist, der an sein Dichtertum glaubt, wie Borkman an seinen Herrscherberuf, ursprünglich in der „Frau vom Meer" auftreten und das Ensemble derer vervollständigen, die sich akklimatisiert haben, die durch Verzicht auf frühere große Pläne — denn auch der Rechtsanwalt Wangel dachte nicht, daß er vom großen Leben fortgetrieben und in einen kleinen Badeort verschlagen würde — sich in die Enge hineinfanden und mit dem Blick auf das weite Meer trösteten.

Ich will auch die Zahl dieser Beispiele vorläufig nicht vergrößern; sie zeigen, daß bei allen Dramen Ibsens für die Menschen und für ihre Beziehungen zueinander der Rahmen, das Schema meist schon vorher im Geist des Dichters bestand, daß immer neue und einander doch sehr verwandte Menschen in die gleichen Schemen eingeführt werden, und daß dadurch eine gewisse Starrheit und Unbeweglichkeit in diese Dramen gerät. Die vielen, die auch heute noch an Ibsen sich nicht gewöhnen können, heben nicht ohne Berechtigung als einen Grund ihrer Abneigung immer den hervor, daß es ja immer dasselbe sei, was er uns zeige, Eheleute, die sich nicht verstehen oder sich aus anderen Gründen oder Vorwänden das Leben verbittern, kränkliche Gewissen, Zweifel am Beruf, Menschen mit dunklen Punkten in ihrer Vergangenheit, gescheiterte Existenzen, Geständnisse, Rechenschaften, Redensarten von Mission, Aufgabe, Beruf und wie diese Unerquicklichkeiten alle heißen.

Unter der Decke dieser Starrheit wirkt aber eine fortwährende Verschiebung und Bewegung der Motive und Anschauungen und Menschen, und diese kann nicht zur Ruhe kommen; sie zeugt aus einem Drama, noch während es entsteht, immer ein neues, sie treibt den Dichter unbarmherzig weiter und benimmt uns selbst den Atem, wenn wir versuchen, sie zu empfinden und zu verfolgen.

II.

Ein sehr zuverlässiger Biograph Ibsens, Henrik Jäger, teilt uns Äußerungen des Dichters über das Entstehen seiner Dramen mit:

„Wenn er sich für einen Stoff entschieden hat, durchdenkt Ibsen ihn lange und sorgfältig, ohne die Feder anzusetzen. Zum großen Teil vollzieht sich diese

Gedankenarbeit auf seinen Spaziergängen; und auch während des Ankleidens, wozu der Dichter lange Zeit braucht, erwägt er sein Problem.

„Wenn das Ganze in großen Umrissen dasteht, schreibt er einen Entwurf nieder. Ich fragte ihn: ‚Sie arbeiten wohl Ihre Entwürfe so sorgfältig aus, daß Sie getrost den letzten Akt zuerst und den ersten zuletzt schreiben könnten.‘ — ‚Nein,‘ erwiderte er. ‚Viele Einzelheiten tauchen erst allmählich, während der Arbeit, auf, je weiter ich vorwärts komme.‘

„An der Hand des Entwurfes beginnt er dann die Ausführung, die verhältnismäßig rasch vonstatten geht. Wenn er heute zu arbeiten aufhört, so sorgt er stets dafür, daß er noch ein Stückchen Dialog im Kopfe fertig hat, um morgen einen Anknüpfungspunkt zu haben; so komme er besser von der Stelle, meint er. Passiert es ihm trotzdem, daß er stecken bleibt, so gibt er die Arbeit für den betreffenden Tag nicht auf, sondern denkt und arbeitet weiter, bis sein Thema wieder in Fluß ist.

„Aber dieses Manuskript ist für Ibsen nichts anderes als eine Vorarbeit. Nunmehr erst hat er das Gefühl, mit seinen Gestalten vertraut zu werden, ihr Wesen bis ins kleinste zu kennen und zu wissen, wie sie sich ausdrücken.

„In einem zweiten Manuskript erfolgt nun die Durcharbeitung, und ein drittes endlich bietet die Reinschrift dar; die Arbeit wird vom Dichter erst in die Druckerei gesandt, wenn sie in einer vollständigen Reinschrift vorliegt.“

Wir können darnach zwischen drei Fassungen unterscheiden, die wir Entwurf, erstes Manuskript und zweites Manuskript nennen wollen. Das zweite Manuskript unterscheidet sich von der Reinschrift, d. h. von der endgültigen Fassung wohl nur durch ganz geringe Abweichungen, zwischen erstem und zweitem Manuskript tauchen die vielen Einzelheiten auf, die den Personen die Lebendigkeit geben.

Die Entwürfe geben die Grundstimmung der Dramen, und wenn diese Stimmung lyrisch ist, mit einer unvergeßlichen, immer in uns forttönenden Kraft. Wie tief und sehnsuchtsvoll, welch ein schwermütiger Prolog ist doch der Entwurf zur „Frau vom Meer“! Bald sind die Dramen aus Streitsätzen, aus sozialen Forderungen und sozialen Anklagen, bald aus träumerischem, resigniertem und klagendem Sehnen entstanden, bald, wie in den „Gespenstern“, klingen Klage und Anklage seltsam durcheinander. Die Lyrik, die harte, verbitterte Klage um das unwiederbringlich Verlorene wird der Grundakkord der Altersdramen.

Aus dem Entwurf heben sich manchmal sofort, in ganzer Lebendigkeit, einzelne Szenen und Dialoge heraus, zum Beispiel aus der „Frau vom Meer“ die Erzählung Lyngstrands von dem fremden Mann und seinem Zorn, als er erfuhr, daß Ellida einem andern gefolgt sei; aus Rosmersholm die Szene mit Ulrik Brendel; an diesen hat der Dichter nicht genug feilen und schleifen können.

Ein ungefähr auf dem Stadium des ersten Manuskripts stehengebliebenes Drama ist der „Volksfeind“, für den sich denn auch keine Vorarbeiten erhalten haben. Vergleicht man ihn mit den Dramen seiner Umgebung, so zeigt er wie die ersten Manuskripte größere Breiten, die Auseinandersetzungen sind zu lang, wir erinnern uns, daß Brand und Peer Gynt aus einem Epos herauswuchsen. Die einzelnen Personen, besonders die Frauen, sind im „Volksfeind“ nicht so fein charakterisiert und gegeneinander abgehoben wie in den Dramen, die folgen und vorhergehen; dafür wirken die Aussprüche von

Stockmann viel unmittelbarer, hinreißender und aufreizender; mit diesem Doktor Stockmann hat der Dichter sich allerdings ausgezeichnet vertragen.

Ganz ähnliche Beobachtungen drängen sich uns zu, wenn wir das erste Manuskript neben die vollendeten Dramen halten. Der Dialog etwa im ersten Manuskript des „Puppenheims" ist nicht so knapp und präzis, die Aktschlüsse nicht so eindringlich, der Aufbau nicht so geschlossen, die Hauptwirkungen, z. B. Noras Glaube an das Wunderbare, nicht so klar herausgearbeitet. Die Schelmereien von Nora mit Rank, daß sie ihm Makronen anbietet, daß sie einmal Himmelkreuzdonnerwetter sagen möchte, daß sie ihm schließlich doch die schönen Strümpfe zeigt, die sie für ihr Kostüm anziehen will, und ihn fragt, ob er wohl glaube, daß sie ihr gut passen würden, daß sie ihn mit dem Wohlleben seines Vaters neckt, daß er sie liebt und sie ihn mit echter frauenhafter Würde mild zurückweist, sein wehmütiger und doch heldenhafter Abschied, von dem allen hat das erste Manuskript nichts. Die Nora darin ist nicht so entzückend und lebendig, nicht so zum Verlieben, nicht so stolz und sich ihres Wertes nicht so bewußt. Dem Doktor Rank wieder fehlt gerade, was ihn unserem Herzen lieb macht; er ist wortreicher, aber er ist noch nicht er selbst, noch nicht dieser zarte Freund und dieser stille Held. Auch Helmer sagt erst in der Ausführung nach dem Ball seine hübschen Bemerkungen über das Stricken und Sticken und über das kapriziöse Mädchen von Capri und ist von solchem unwiderstehlichen Verlangen zu seiner Nora erfüllt, aber im allgemeinen ist der Helmer des ersten Manuskripts bedeutender und sympathischer.

Von den Frauen Ibsens erfüllen uns neben der Nora die kleine Hedwig Ekdal in der „Wildente" und Hilde Wangel in der „Frau vom Meer" mit dem lebendigsten Entzücken. Die ganze Liebe der Hedwig zu ihrem Vater, ihre rührende Geduld und süße Aufopferung, ihre echte, kindliche Freude, als sie vom Großkaufmann Werle so reich beschenkt wird, davon gibt uns das erste Manuskript nichts, oder es gibt nur schattenhafte Andeutungen. Erst in der Ausführung ist die rührende und zarte Kraft dieses Kindes so groß, daß sogar Gregers Werle sie empfindet und mit ihr behutsam und mit einem liebreichen Verstehen spricht, das er sonst nicht kennt. — Auch der Hilde Wangel hat erst die letzte Ausführung ihren mädchenhaften Trotz, die ungestüme Liebe zur Mutter, die scharfe und grausame und doch kindliche Beobachtung und die belustigende Aufrichtigkeit geschenkt. Im ersten Manuskript träumte sie noch nicht davon, daß sie als junge Witwe ganz in Schwarz gekleidet gehen möchte, und fand noch nicht den Bildhauer mit dem Knacks und ihre Stiefmutter furchtbar spannend und interessant.

Der Hjalmar im ersten Manuskript hat sein phrasenhaftes Pathos noch nicht; ihm ist sein Vater noch nicht der Greis mit dem Silberhaar, er ächzt noch nicht in Reue und Qual, kennt nicht den Staub der Vergessenheit, jammert nicht über das Heim, das in Trümmern liegt, und weiß noch nichts vom Netz der Heimlichkeiten, in das ihn Gina einspannt. Auch Relling fand seine ganz vernichtenden Worte erst in der letzten Ausführung. Darin erst ist Gregers Werle sein Bekannter aus alten Zeiten, darin erst warnt er die

Eltern, sie möchten vorsichtig sein mit Hedwig, weil sie in einem gefährlichen Alter sei, und darin erst bricht seine unglückliche Liebe zu Frau Sörby so verzweiflungsvoll durch. — Gerade das, wodurch der gute Jürgen Tesman, im Entwurf ein begabter und freisinniger Gelehrter, uns und seiner Hedda so auf die Nerven fällt, alle die Eigentümlichkeiten von Philologen seines Schlages, seine rührende Freude über die wiedergewonnenen Morgenpantoffeln, an die sich für ihn so viele Erinnerungen knüpfen, sein ewiges „Denk mal an", seine taktlose und zugleich ahnungslose Art, von Heddas Schwangerschaft zu sprechen, sein Verlangen, das süße Geheimnis zuerst dem alten Dienstmädchen anzuvertrauen, das alles gewann Jürgen zwischen dem ersten und zweiten Manuskript.

Ibsen hat öfter gesagt: Er lebe mit seinen Menschen so lange, bis er den Klang ihrer Stimme höre, bis er bis in jede Einzelheit genau wisse, wie sie aussehen und sich bewegen. Von der „Wildente" schrieb er, er habe vier Monate jeden Tag mit diesen Menschen zugebracht und trenne sich nur ungern von ihnen, da er sie alle trotz ihrer Schwächen lieb gewonnen. Von Hedda Gabler bekannte er, das Zusammensein mit ihr und den Ihren habe ihn ganz nervös gemacht. Wie diese Bemerkungen gemeint sind, wie die Menschen Ibsens immer lebendiger werden, bis sie gerade ihre Sprache und ihre unvertauschbare Individualität gewinnen, das können wir nun mit immer neuem Erstaunen im Nachlaß studieren.

Ein Dichter, der gleich Ibsen das Leben so auffassen und in sich wieder erstehen lassen kann, muß einen unersättlichen Durst nach Beobachtung der Menschen und des Lebens fühlen. Der Dichter hat denn auch oft genug bekannt, daß er Menschen brauche und ohne sie nicht leben könne und seine Art, seine Menschen aus vielen Beobachtungen und vielen Vorbildern zu schaffen, ist schon in seinen frühen Dramen, zum Beispiel in den „Helden auf Helgeland", deutlich. Die Einführung zu den nachgelassenen Schriften und Roman Wörner in seiner Biographie zeigen uns als Quellen Ibsens eine ganze Menge von Erlebnissen, Anekdoten, Berichten, die mitten aus dem Leben stammen; jedes Drama ging aus einer Fülle solcher Beobachtungen und Berichte hervor. Wie sie sich ineinander verschlingen, das neue dramatische Leben aus sich hervortreiben, können wir beispielsweise sehr klar bei der „Hedda Gabler" erkennen. Die Entwürfe sind reicher an Personen und Ereignissen, dafür weniger konzentriert und tief. Ibsen nahm das Leben auch sonst immer dort her, wo es am lebendigsten war, vielfältiger, unmittelbarer als irgendwo anders, aus der Zeitung. Solange er noch dichtete, hat er sich täglich stundenlang in die Zeitungen vertieft und, über die Brillengläser schauend, die Menschen scharf angesehen, die um ihn waren und gingen. Was sich in Nora, in den Stützen der Gesellschaft, im Volksfeind begibt, klingt uns noch heute, als sei es aus dem Berichte einer Zeitung geholt und könne sich täglich wiederholen: eine Frau, die einen Wechsel fälscht, um dem Mann das Leben zu retten; ein Konsortium, das den Bau einer Eisenbahn lebhaft empfiehlt und vorher das Terrain billig angekauft hat, durch das die Eisenbahn führen soll; ein Schiff, das notdürftig repariert wird, und das zugrunde gehen mag, weil die Ladung versichert ist, was schadet es denn, wenn die

Besatzung ertrinkt? Oder ein Badearzt, der seine Entdeckungen über die Ungesundheit des Bades nicht mitteilen darf, damit er nicht das Geschäft der Saison verdirbt. Die Ideen in Ibsens Dramen und Entwürfen, besonders die vielen naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen wirken darum so lebendig, weil sie aus Zeitungen stammen, aus einem Stadium, in dem sie dem Menschen noch neu sind und ihn noch erregen, weil sie ihm neue Möglichkeiten zeigen und weil sie ihre Grenzen, die Täuschungen, die in ihnen liegen, noch nicht enthüllt haben. Weil er ein so guter Zeitungsleser war, blieb Ibsen Zeit seines Lebens ein schlechter Bücherleser. Wie gutmütig verspottet er seinen Jürgen Tesman, der große Packen Bücher unter den Armen tragend und die Taschen außerdem voll Bücher gesteckt, ächzend und glückselig ankommt und es gar nicht erwarten kann, sich durch die Berge von Literatur hindurchzulesen. Allein das Aufschneiden der Bücher sei eine Wonne! — Als der Dichter selbst sich für Kaiser und Galiläer seine Materialien sammelte, las er nichts von den großen darstellenden Werken, nichts von Gibbons History of the fall and decline of the Roman Empire, er suchte bei den gleichzeitigen Autoren unermüdlich nach Stellen, die ihm Leben, Gebärden, Äußerungen, Taten seines Kaisers und der führenden Menschen seiner Zeit überlieferten.

Da die Ausführungen in den ersten Manuskripten, besonders die psychologischen, breiter sind, — Ibsen suchte zuerst die Probleme in ihrer Ausdehnung und Verzweigung zu überblicken, dann ging er zu den Wurzeln herunter — so gewinnen sie für uns den Wert von feinsinnigen, tiefen und zudem authentischen Erklärungen. Ich weiß nicht, ob jemals uns ein Dichter so eingehende Selbstinterpretationen schenkte wie Henrik Ibsen; er, der im Leben so schweigsam war, ist nun in seinem Nachlaß fast redselig geworden.

Es haben sich die Menschen Ibsens und ihre Beweggründe ja immer verschoben. Bisweilen ereignet sich dabei, daß Wendungen des Dialogs auf Pläne und Konstellationen sich beziehen, die im ersten Manuskript gestanden, im zweiten beiseite geschoben wurden. In solchen Fällen ist uns nun das erste Manuskript ganz unentbehrlich; beispielsweise werden bestimmte Bemerkungen des Rektor Kroll zu Rebekka in Rosmersholm erst verständlich, wenn wir erfahren, daß Kroll im ersten Manuskript zu Rebekka als zu der Frau Rosmers redet.

Wenn die Beweggründe und Auffassungen der Menschen sich veränderten, so besitzen wir heute durch den Nachlaß die Möglichkeit, die früheren und späteren Gründe und Ansichten abzuwägen und uns mit dem Dichter und seinen Änderungen auseinanderzusetzen. Wir können ihn nun bekämpfend und teilnehmend beim Werden seiner Dramen begleiten und gewinnen dadurch einen lebendigen Anteil an diesen Dramen und einen Einblick in die Geheimnisse ihrer Entstehung, wie er uns bei anderen Dichtern selten gegönnt wird.

Fast immer werden wir mit dem Dichter für die letzte Fassung stimmen. Es erfüllt uns mit immer neuer Bewunderung, wie seine Menschen wachsen und sich entwickeln, welche Präzision und Knappheit, welche Konzentrierung der Dialog bei der Ausarbeitung gewann. Es ist darin eine Energie aufgespeichert, die an elektrotechnische Wunder der Gegenwart erinnert. Bei einem Geiste wie Ibsen ist es aber natürlich, daß wundervolle Einfälle und

Aussprüche den endgültigen Plänen zum Opfer fallen mußten, und die hat uns der Nachlaß zurückgegeben. Ich teile einiges mit:

„Des Meeres sollen wir uns bemächtigen. Uns schwimmende Städte auf dem Meere anlegen. Sie südwärts lenken oder nordwärts, je nach der Jahreszeit. Stürme und Wetter meistern lernen. So etwas Glückseliges wird kommen. Und wir — die nicht dabei sein werden! Es nicht ‚erleben' werden! — —

„Des Meeres anziehende Macht. Die Sehnsucht nach dem Meere, Menschen, dem Meere verwandt. Meergebunden. Abhängig vom Meere. Müssen dahin zurück. Eine Fischart bildet ein Urglied in der Entwicklungsreihe. Sitzen Rudimente davon noch in des Menschen Innern? In einzelner Menschen Innern?" (Aus dem Entwurf der „Frau vom Meer".)

„Diese Frauen der Gegenwart mißhandelt als Töchter, als Schwestern, als Gattinnen, nicht ihrer Begabung entsprechend erzogen, ferngehalten ihrem Beruf, um ihr Erbe betrogen, verbitterten Gemütes — diese sind es, die der neuen Generation die Mütter stellen. Was ist die Folge? . . . Der fertige Mensch ist nicht mehr ein Naturprodukt, er ist ein Kunstprodukt, so wie das Korn es ist und die Obstbäume und die kreolische Rasse und die edlen Pferde- und Hunderassen und der Weinstock usw.

„Der Fehler liegt darin, daß die ganze Menschheit mißlungen ist. Wenn der Mensch verlangt, zu leben und sich menschlich zu entwickeln, so ist das Größenwahn. Die ganze Menschheit, und vor allem die Christen, leiden an Größenwahn." (Aus dem Entwurf der „Gespenster".)

„Der Menschheit ist nicht zu helfen . . . Weil in der Schöpfung von Anfang an ein Fehler war . . . Der Meister fühlt, das Werk hat einen Fehler, und darum versteift er sich darauf . . . Unsicheres Gewissen, mein Junge. Und das ist's, was wir alle geerbt haben, einer wie der andere. Darum ist der Menschheit nicht zu helfen. Unheilbar . . . Der Meister hat vergessen, uns Schwingen zu geben. Innerlich und äußerlich. Lasset uns also auf der Erde krabbeln, so lange es angeht. Es hilft nun einmal nichts." (Aus dem ersten Manuskript von „Rosmersholm".)

Die Verschiebungen in den Menschen, der fast unmerkliche, Schrittchen für Schrittchen vor sich gehende und doch so umstürzende Wechsel ihrer Anschauungen, ihrer Schicksale, ja ihrer Namen, das qualvolle Ringen und Suchen, bis der Dichter sie packt und hält, die sich ihm immer zu entwinden und aus seinen Händen zu gleiten trachten, das war wohl die große Passion in Ibsens Leben, die ihm keine ruhige Stunde gönnte. Es gibt ein erschütterndes Bekenntnis, in dem Ibsen uns diese Qualen beichtet, im dramatischen Epilog, als Rubek von seinem Werk der Auferstehung erzählt. Ursprünglich war es ein reines, junges und nacktes Weib, das sich einsam auf einem Sockel erhob, aber eine wachsende, immer sich verschiebende Fülle von Gestalten, grotesken Mißgeburten aus Mensch und Tier umdrängte sie und schob sie in den Hintergrund.

Wie Ibsen keinen Gedanken zu Ende denken konnte, ohne schließlich auf sein Gegenteil zu geraten, so verschoben sich seine Menschen in ihre Widerspiele, und er scheint sie selber höhnisch zu äffen. Die Auseinandersetzungen von Hjalmar mit Gina über ihre Ehe klingen fast wie eine Parodie der ragischen Auseinandersetzung von Helmer und Nora. Almers mit seinen inhaltlosen, unklaren, schwärmerischen Reden von Mission, mit seiner menschlichen Ohnmacht sieht uns an wie der Pfarrer Rosmer, wenn ihn statt der Rebekka die liebloſe Rita oder wenn ihn der Ibsen der Hedda Gabler beurteilte.

Eine andere Folge der Verschiebungen war es, daß Ibsen mit seinem ursprünglichen Plan in Widerspruch geriet, weil seine Menschen sich nach ganz anderen Richtungen entwickelten und nicht mehr hineinpassen wollten. Der Dichter hat sich die Helden auf Helgeland selbst zerstört, weil er in die alten nordischen Sagen das moderne Problem der Ehe und seine eigene Auffassung vom Christentum hineintrug. Das Geständnis des Konsul Bernik, die plötzliche Einsicht der Frau Alwing, die Wandlung der Rebekka will uns nicht überzeugen, und nur die Heilung der Frau vom Meer von ihren halb krankhaften, halb schwärmerischen Vorstellungen ist psychologisch sehr fein begründet. Freilich müssen wir einige Gewaltsamkeiten und Breiten abziehen, die sich aus der Entstehungsart des Dramas erklären, es hat sich gerade in den letzten Stadien der Ausführung gründlicher geändert als die anderen.

Ein unheilbarer Riß ist aber in das „Puppenheim" gekommen. Die Entwicklung mußte hier in das Tragische führen, und so war der Entwurf auch einmal geplant, der hieß: „Aufzeichnungen zu einer Tragödie der Gegenwart", und Ibsen bemerkte darin:

„Sie hat eine Fälschung begangen, und das ist ihr Stolz; denn sie hat es aus Liebe zu ihrem Manne getan, um ihm das Leben zu retten. Dieser Mann aber steht mit der ganzen Ehrenhaftigkeit des Alltagsmenschen auf dem Boden des Gesetzes und sieht die Sache mit den Augen des Mannes an.

„Seelenkämpfe. Unter dem Druck des Autoritätsglaubens irre geworden, verliert sie den Glauben an ihr moralisches Recht und an ihr Talent, ihre Kinder zu erziehen. Bitterkeit. Eine Mutter in unserer heutigen Gesellschaft, wie gewisse Insekten hingeben und sterben, wenn sie in der Fortpflanzung des Geschlechts ihre Pflicht getan haben. Liebe zum Leben, zum Haus, zum Mann und Kindern und Verwandten. Hin und wieder frauenhaftes Abschütteln der Gedanken. Plötzlich wiederkehrende Angst und Entsetzen. Alles muß allein getragen werden. Die Katastrophe nähert sich unerbittlich, unabwendbar. Verzweiflung, Kampf und Untergang."

Einzelne Bemerkungen der Nora, ihr Wunsch, sich das Leben zu nehmen, ihr Gespräch mit der Kinderfrau und der gequälte Aufschrei, sie wolle nicht im Frühling sterben, weisen sehr deutlich im ersten Manuskript und etwas abgeschwächt, aber doch erkennbar in der endgültigen Fassung auf die alte Idee vom tragischen Ausgang. Nun aber geriet mit diesem menschlichen Teil des Entwurfes der theoretische in Gegensatz, der Dichter selbst, seine Ansichten, seine Forderungen und seine Erkenntnis, in das alles spann er sich so hinein, bis es über ihn Gewalt bekam. Das schob nun die lebendige Nora aus dem Puppenheim und setzte an ihre Stelle eine Nora, die nur das Sprachrohr des Dichters ist und seine Meinungen und Anklagen ausspricht. Unvergeßlich und vernichtend, ganz gewiß, aber wie in aller Welt kommt die ganz frauenhafte, unlogische, die immer nur fühlende und träumende, nie denkende Nora, wie kommt sie zu diesen unbarmherzig klaren und kühlen und festen männlichen Äußerungen, zu dieser Einsicht und zu diesem Überblick?

III.

Wir sehen nun die beiden großen, miteinander kämpfenden Mächte in Ibsens Dramen. Hier das starre Schema, die immer sich gleichen Konstellationen, Beziehungen, Ansichten, dort die Sehnsucht und das unerbittliche

Kämpfen nach Leben um jeden Preis, nach immer neuen und wirklichen Menschen, immer neuen und gegenwärtigen Begebenheiten. Dieser Kampf zwischen Schema und Mensch, zwischen Form und Gehalt wiederholt sich bei jedem Drama mit neuer Leidenschaftlichkeit; in ihm hat Ibsen sich aufgerieben und zugleich vollendet. Während seine Psychologie immer größere Aufgaben sieht und bewältigt, während sie die Abhängigkeit des Menschen von Klima und Meer und Sonnenschein und Kälte, die Nachwirkung ältester tierischer Rudimente in seinem Wesen und seinen Handlungen uns anschaulich macht, die feinsten nervösen Verstimmungen und Gereiztheiten darstellt und begründet, während sie sogar die Wirkungen fester Ideen und den Kampf mit Wahnvorstellungen und gar den vollendeten Wahnsinn schildert, voller Mitleid und doch in seinen ganzen schaurigen Verwicklungen, geraten seine Dramen zum Schluß immer willenloser in den Bann der alten Konstellationen, der alten Klagen, der alten Zweifel.

Der Kampf, den Ibsen vom Ursprung bis zum Versiegen seiner Kunst kämpft, ist der ewige Kampf des Dramatikers, der Kampf zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Prinzip und Leben, zwischen den ewigen Gesetzen und den Ansprüchen des Individuums, zwischen Abstraktion und Anschauung. Aber die lebendigen Farben haben diesem Kampfe gerade die Gegenwart, ihre Leiden und ihre Sehnsucht gegeben.

Verwickelt und vervielfältigt wird dieser Kampf bei Ibsen noch durch seine Symbole. Bald verstärkt er durch sie die Starrheit des Starren, bald löst er durch sie die festen Umrisse der Handlung und der Menschen in dunkle und tiefe Ahnungen auf. Wenn der Dichter uns durch diese Symbole, in den Altersdramen besonders, quält und narrt und uns hinter ihnen wie hinter Irrlichtern herjagt, und wenn er sich hinter ihnen auch gern, wie hinter seinem Doppelsinn, hinterlistig verschanzt, weil er nicht will, daß wir ihn durchschauen — im Grund ist Ibsen von den Symbolen mehr beherrscht und gepeinigt, als daß er die Gewalt über sie besäße. Er stellt der äußeren die innere, der vergänglichen die ewige Wirklichkeit gegenüber und ersinnt sich für sie seine Bilder, dabei ist der Wechsel zwischen künstlichen und ausgeklügelten und tiefen und echten Symbolen sehr seltsam. Der Fremde wird diese anscheinend nordische Eigenschaft wohl niemals ganz auffassen. Man darf aber daran erinnern, daß uns die alten nordischen Skaldendichtungen durch ein ähnliches Auf und Ab von starrer unzugänglicher Künstlichkeit und wundervoller dichterischer Anschauung beunruhigen, ein Durcheinander von Mystik und Mathematik, möchte man manchmal sagen. Wenn wir aus dem „Brand" den Habicht fort denken, das Symbol der den Menschen umkreisenden, ihn bis in die eisigen Höhen der Abstraktion verfolgenden Selbstsucht, so gewinnt das Gedicht nur an Leben. Umgekehrt ist der Peer Gynt ohne den großen Krummen nur der halbe Peer Gynt, ohne jenen gespenstischen, lächerlichen und schrecklichen Unhold, der immer da ist und durch den der Held nicht hindurch, um den er nur herum kann, weil er ja auch nie in sich geht, sondern nur selbstgefällig um sich herum spaziert. In den „Stützen der Gesellschaft" soll das notdürftig und betrügerisch ausgebesserte und dann für gründliche Reparatur zurückbehaltene Schiff ein Bild der Gesellschaft sein, schiffsbau-

technisch ausgedrückt, das Metazentrum des Dramas, sein idealer Mittelpunkt. Aber dies Bild ist künstlich hineingeheimnißt und nicht organisch eingefügt. Noch verwickelter, das erklügeltste in diesem sonst so lebendigen Drama, ist die Wildente als Symbol; denn was man gewöhnlich übersieht, sie ist es weniger in den Augen des Dichters, als in den Augen seines verschrobenen Gregers Werle und damit zugleich ein Beitrag zu seiner Charakteristik, eine Kennzeichnung seiner Unfähigkeit, Hjalmar richtig zu beurteilen. — Zu dem fremden Mann in der „Frau vom Meer" können wir nur durch ähnliche künstliche Konstruktionen gelangen: er ist nicht etwa das Meer, sondern das Meer, wie Frau Ellida davon träumt, und er ist nicht einmal dies Traumbild, sondern in Wirklichkeit viel weniger romantisch und mächtig, weniger Fliegender Holländer als ein aufs Meer verschlagener Ulrik Brendel. Wenn wir dagegen aus dem Nachlaß erfahren, daß Ibsen Rosmersholm „Weiße Rosse" nennen wollte, so scheint sich uns in diesem Symbol das tiefste Wesen dieser Tragödie zu enthüllen: wie diese weißen Rosse, gehört Rosmer unzertrennlich zum Boden und zum Glauben seiner Heimat; weil ihn Rebekka davon losreißen will, geht sie selbst und geht Rosmer zugrunde.

Es liegt im Wesen des Kampfes zwischen Starrheit und Bewegung, zwischen Symbol und Wirklichkeit, zwischen Wahn und Leben, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, daß beide nicht an ihrer Stelle fest verharren, sondern sich anziehen und abstoßen oder sich miteinander verflechten oder gar eins an die Stelle des anderen treten. Aus solchen Vertauschungen und Wirrsalen ist dem Dichter und seinen Menschen das ganze Leben zusammengesetzt: das Erträumte, die Erinnerungen werden schlimmer, unheilvoller als die Wirklichkeit selbst, die eingebildeten Schauer der Nacht sind schrecklicher als die erlebten des Tages, die Vergangenheit, die sie überwunden glaubten; enthüllt sich, zeigt ihr wahres und schreckliches Gesicht und zerstört die Menschen, die Gedankensünden, nicht die wirklichen Sünden richten uns als schwerste Schuld zugrunde. Sie treten herrisch und höhnisch vor uns, wenn wir neues Leben und neues Glück suchen, den Peer Gynt treiben sie aus der Heimat in die Fremde, den Baumeister Solneß verwirren und peinigen sie so lange, bis er keinen Ausweg aus sich finden kann. In Gedanken sind diese Menschen kühn und rücksichtslos, in Wirklichkeit ängstlich, sehr korrekt, sogar feig davon hatte auch Ibsen etwas — und eben weil sie der Wirklichkeit nicht fest ins Auge sehen können und sich nie von den Ängsten in sich befreien, hat der Mut, wenn er einmal über sie kommt, etwas Krampfhaftes und Übertriebenes, das erklärt uns etwas von dem Geständnis des Konsuls Bernike, erklärt uns auch das letzte Aufraffen des Baumeisters Solneß. Leute, die einen Mut derart haben, sehen allerdings nicht die Grenzen und Möglichkeiten ihres Wirkens, und deshalb zerstören sich Brand und Doktor Stockmann.

IV.

Wenn wir in das Wesen der Kunst Henrik Ibsens eindringen, so wachsen die Probleme unaufhörlich und zugleich werden sie vielseitiger, verlockender verwickelter. Die Erkenntnis, die aus den vollendeten Dramen aufsteigt, wird

aus dem Nachlaß immer deutlicher und zwingender — in diesem Dichter war keine Ruhe, sondern unerbittliche, unaufhörliche Bewegung, seine Gestalten ließen ihn niemals los und veränderten sich immer und immer von neuem; wenn er die einen endlich gepackt und abgeschüttelt, so stand das neue Drama vor den Toren und verlangte Erlösung. Zu dieser Unruhe kam die andere, jener Kampf des Dramatikers zwischen dem Beharrenden und zwischen dem Neuen, das er so unablässig suchte — kein Dichter der Vergangenheit hat diesen Kampf so auskämpfen und auskosten müssen! Ibsen sagt immer wieder, der Dichter sei berufen, die gärenden Gedanken zu klären — er selbst wollte die erst werdenden, kaum faßbaren, gewaltigsten Gärungen der Gegenwart klären und gestalten. Was aber wußte die Vergangenheit von den Leidenschaften und Erregungen und von dem endlosen, zerstörenden Durcheinander der Zeit, in der wir leben, — was wußte sie von den ungeheueren Verlockungen und Erfindungen unseres Zeitungswesens, unserer Technik, unserer Industrie? Wir denken, wehmütig lächelnd, an den sterbenden Bischof Nikolaus der „Thronforderer", der sich nach dem perpetuum mobile sehnte, nach einer Bewegung, die keine Macht der Erde zu hemmen vermöge, und die vielleicht die Unsterblichkeit sei. — Dies perpetuum mobile wirkte in dem Dichter, und es erfaßt den, der in den Bann seiner Dramen gerät, — es erfaßt ihn als die mächtige Bewegung unserer Zeit.

Weil in Ibsens Wesen so viel liegt von unserer Zeit, unseren Kämpfen, unserer Sehnsucht, müssen wir in die verwickelten Gänge und in die Geschichte dieses Wesens immer tiefer eindringen. Das ist der tiefste Dank, den wir den Gebern des Nachlasses schulden, daß sie uns diese Aufgabe wieder zeigten und so reiches Material für ihre Lösung uns anvertrauten.

Die Einsicht: Ibsen ist viel von unserer Zeit, schließt noch andere Forderungen in sich — zuerst wohl eine zusammenhängende Darstellung, wie der Dichter auf seine Zeit wirkte, und, mit ihr verschwistert, eine gründliche Beantwortung der Frage, wie die Zeit auf ihn zurückgewirkt hat. Man denke nur an den „Volksfeind", den Gegenschlag gegen die Kritik und die Gehässigkeit, welche die „Gespenster" empfing. — Man muß Ibsen auch vergleichen mit anderen Dichtern und Männern, die als Exponenten unserer Zeit gelten. Die überraschendste Ähnlichkeit wurde schon gesehen und auch von Roman Woerner mit einigen schönen Beispielen belegt: die Ähnlichkeit zwischen Ibsen und Nietzsche. Der Zarathustra und der Baumeister Solneß lesen sich fast, als sei der eine die Erläuterungsschrift des anderen, als erkläre der Zarathustra, weil er selbst nicht anders sei, die Sehnsucht des Baumeisters nach dem robusten Gewissen und dem neuen Menschen, und auch seine grüblerische Unfähigkeit, die psychologische Zerfaserung und Verfeinerung, und den Sturz aus den Höhen, die unsere schwindlige Kraft noch nicht erklimmen kann.

Weil Ibsen so sehr unserer Zeit gehört, nimmt er auch an ihrer Vergänglichkeit teil. Die sozialen Zustände, die er uns vorführt, scheinen uns bereits kleinstädtisch und altväterisch, und das Puppenheim und die Gespenster beginnen zu veralten und zu verstauben. Der Generation vor uns galten sie

als die Höhe von Ibsens Kunst — und wer weiß denn, ob nicht die Generation von 1920 Rosmersholm und die Wildente für vieux jeu erklärt und den Baumeister Solneß für das Wunder Ibsens hält? Es ist auch möglich, daß man noch von Brand und Peer Gynt spricht, wenn die Erinnerung an den europäischen Ibsen längst verklungen ist. Auch in unserer Auffassung von Ibsen ist ein perpetuum mobile, und es ist deshalb nicht wohlgetan, seine Dramen mit solchen zu vergleichen, die durch Jahrhunderte oder Jahrtausende ihre Geltung behielten, den Volksfeind etwa mit Coriolan und die Gespenster, weil sie im Aufbau an das antike Schicksalsdrama erinnern und selbst als eine Art Schicksalsdrama auftreten, mit dem König Ödipus des Sophokles. Solche Vergleiche führen nur nach außen; was hat denn Jokaste gemein mit Frau Alving? Man kommt Ibsen mit abgebrauchten Mitteln der Forschung nicht bei: er verlangt eine Methode für sich, und gerade das zeigt jede Seite des Nachlasses, daß man ihn zuerst aus sich und durch sich kennen lernen soll.

Jede Zeit charakterisiert sich durch ihre Stellung zur Vergangenheit. Ibsen aber kannte keine andere Vergangenheit als die der Heimat. Das vergessen wir in Deutschland so leicht; die Sagen, die Lieder, die Überlieferungen der nordischen Länder, der Stolz auf ihre Vergangenheit, der Schmerz und Zorn um ihre Gegenwart, begleiten ihn durch seine ganze Kunst und gewinnen in den Dramen seit Rosmersholm neue Kraft. Mit keinem Dichter hat Ibsen sich in Liebe und Haß so vielfältig auseinandergesetzt wie mit Björnson. Alle anderen literarischen Einwirkungen fallen dagegen kaum ins Gewicht, die der Franzosen erstrecken sich nur auf die Technik einzelner Dramen, und Einwirkungen deutscher Dichter sind nirgends nachzuweisen.

Das gleiche Drama Ibsens, das in die fernste Vergangenheit zu führen scheint, „Kaiser und Galiläer", gehört im Grunde der Zukunft, die der Dichter sich erträumte, die er nur ahnen und nicht gestalten konnte. Es gehört jenem dritten Reiche, das uns die neue Religion schenken soll, nachdem sie das Ewige des Christentums und des Griechentums verschmolz. Das Verlangen nach dem dritten Reich klingt seitdem durch alle Dramen Ibsens, als tiefstes Verlangen hindurch; alle Klagen und Anklagen der Gegenwart, im Nachlaß noch melancholischer und vernichtender als in den Dramen selbst, gelten der ewigen Geschichte und der Zukunft der Menschheit. Hier hat Ibsen wohl an die heilige Sehnsucht unserer Gegenwart gerührt.

Bei den Menschen der Altersdramen wird die Lebensfreude immer leerer, rücksichtsloser und grausamer, und die Kunst als Kunst, der Beruf, der nur sich selbst will, wird verworfen; die Kunst raubt dem Künstler sein Leben, und sie tötet denen, die ihm dienen müssen, die Liebe. Es fehlt der Kunst und der Lebensfreude die Fähigkeit, sich für andere zu opfern und zu sterben; diese Schwingen gibt nur die Religion. — Im dramatischen Epilog erfaßt eine Lawine Rubek, den Künstler, und Irene, sein Opfer, und schleudert sie in die Tiefe, und die fromme Schwester streckt die Arme nach ihnen aus und erhebt das Kreuz und betet das „Friede mit euch".

Lotte von Brobergen.

Geschichte einer Liebe in Briefen aus der Werther-Zeit.

Nach den Originalen herausgegeben
von
Margarete Böing.

Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben.
Jedes Mädchen so geliebt zu sein —
Ach, der heiligste von unsren Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?
Goethe
(Aus dem Motto zur zweiten Auflage
von „Werthers Leiden".)

Geleitwort.

In einem der ältesten Kirchspiele des nordhannoverschen Heidelandes zwischen Elb- und Wesermündung liegt ein Friedhof von eigenartigem Reiz. Um das uralte aus Findlingen erbaute Kirchlein herum ist er eingebettet in die Mitte des Dorfes, eine grünende, blühende Wildnis, die die Gräber des harten Geschlechts überwuchert, das hier, nach schwerer Arbeit auf dürftiger Scholle, ausruht von den Mühen des Lebens. Nur wenige Grabsteine sind der Verwahrlosung entzogen; vor Jahren, als der Friedhof verlassen wurde, sind sie an der Mauer der Kirche aufgerichtet worden; sie gehören meist zu den Gräbern der Adelsfamilie, die von altersher im Kirchspiel saß.

Mancherlei wissen diese Denksteine dem Sinnenden zu erzählen: Stolzes und Trauriges, Erhebendes und Niederdrückendes. Sie berichten von den Söhnen eines der tapfersten Geschlechter des alten Erzbistums Bremen, die in vergangenen Tagen bei den verschiedensten Herren Dienste nahmen, im Kriege und im Frieden; tüchtige Männer, wie die Inschriften bezeugen, in denen kaiserliche Obristen, schwedische Feldhauptleute und dänische Räte und Kammerherren verzeichnet sind. Auf ihnen wird das Auge des Historikers mit Interesse verweilen, mit um so größerem, je älter sie sind; der schlichte Wanderer aber, den die Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit des Ortes mit weichem Zauber umspinnt und der sich dem hier so natürlichen Gefühl des allgemein Menschlichen hingibt, wird am meisten gefesselt sein durch den jüngsten Denkstein — der, noch nicht hundert Jahre alt, dem Letzten eines

stolzen Geschlechts gesetzt wurde. Er trägt unter dem Namen, Geburts- und Todesjahr folgende Inschrift:

Gelebt, geliebt, gelitten,
Der Seele Ruh erstritten;
In Gottes ew'gen Frieden
Bin ich von hier geschieden!

Der sich diese Grabschrift wählte und noch bei seinen Lebzeiten auf seinen Stein setzen ließ, war Heinrich v. d. Lieth, ein hannoverscher Offizier.

Er hatte an den Kämpfen der Engländer gegen Napoleon teilgenommen, in der deutschen Legion auf der „Peninsula", in Portugal und Spanien, mitgefochten und ein hannoversches Reiterregiment in der Schlacht bei Waterloo befehligt. Er starb wenige Jahre nach den Freiheitskriegen als Letzter seines Namens, unvermählt, auf dem alten Sitz des Geschlechts.

Manches über ihn wird noch im Volke erzählt: wie er als Jüngling hinausgezogen sei, Dienste am Eutinischen Hofe in Holstein genommen und sich so der Heimat entfremdet habe.

Alle Versuche, ihn zu einer standesgemäßen Heirat zu bewegen, scheiterten an seiner bestimmten Ablehnung, und keiner Frau gelang es, den ernsten, schwermutsvollen Zug aus seinem Antlitz zu bannen. Als jedoch die großen Verwicklungen der französischen Revolution hereinbrachen, verließ er den ruhigen Hofdienst in Eutin, trat in englische Dienste und focht in den Reihen seiner niedersächsischen Heimatsgenossen, die nach der Eroberung des Kurfürstentums Hannover durch Napoleon auf fremdem Boden die alte welfische Waffenehre in langjährigem Ringen aufrecht erhielten.

Und wonach Heinrich v. d. Lieth im Frieden vergeblich gerungen hatte, das brachten ihm die langjährigen Kämpfe des blutigen Krieges, der harte Dienst und die strenge Pflicht des Soldatenlebens: er ward Herr über sich selbst und seine Seelenstimmung.

So kehrte er in die Heimat zurück, um sich nicht wieder von ihr zu trennen. Aber nicht viele Jahre waren ihm noch beschieden. Still und zurückgezogen lebte er auf der ererbten Scholle, deren Bewirtschaftung er sich ausschließlich widmete. Er sorgte väterlich für seine Leute und Hintersassen und war gütig und hilfreich gegen jedermann. Erst nach seinem Tode enthüllten sich seinen Freunden das Rätsel und der Grund seines ernsten, verschlossenen Wesens. Der Inhalt seines Lebens war eine Liebe, die keine Erfüllung gefunden hatte. Sein Herz war an eine edle Frau fern im holsteinschen Land gefesselt gewesen, die er sich nicht zu eigen gewinnen konnte; die ihm der Tod grausam entriß, als er sich nach jahrelangem Sehnen am Ziel seiner Hoffnungen wähnte. Die Briefe, die er an sie gerichtet, sind nicht erhalten geblieben; wohl aber fand man in seinem Nachlaß die Briefe, die er von der Geliebten erhalten hatte, von denen er sich bis zu seiner letzten Stunde nicht trennen mochte, und die er deshalb, als der Tod ihn plötzlich ereilte, nicht mehr vernichten konnte. So sind sie der Nachwelt erhalten geblieben, und sollen nun, nachdem in Rücksicht auf noch blühende Geschlechter sowohl die Familiennamen als auch die Namen der

Güter geändert worden sind, in einer des Raumes wegen getroffenen beschränkten Auswahl der Öffentlichkeit übergeben werden: als ein Denkmal der Empfindungen, die in der Blütezeit unserer Literatur ein edler Mann im Herzen einer hochstehenden Frau zu erwecken vermochte.

À Monsieur Heinrich von der Lieth, Seigneur de Westerwisch,
et Écuyer de la Cour de S.—A.— Monseigneur l'Evêque de Lubeck.
franco Hamburg à Westerwisch
par Stade. im Bremischen.

I.

Hollen, 12. November 1781,
des Morgens um 10 Uhr.

Werter und geschätzter Freund!

Sie werden sich ohne Zweifel sehr verwundern, von mir einen Brief zu erhalten und nicht von meinem Mann. Da aber selbiger wegen starker Kopfschmerzen heute zu Bette liegt, so muß ich die Feder ergreifen und Ihnen unseren Wunsch sagen, Sie möchten am 20. an unserer Jagd in Falwer teilnehmen. Wir leben der Hoffnung, daß Sie es werden ermöglichen können, mehrere Tage mit uns zu verweilen; besonders ich beschäftige mich lebhaft mit der angenehmen Aussicht, wiederum einige Zeit in Ihrer Gesellschaft zubringen zu können, da ich mich mit recht viel Vergnügen an die schönen Stunden bei der letzten Jagd erinnere, die uns mit Erstaunen und Freude bemerken ließen, wie verwandt unsere Seelen einander sind.

Doch es ist Postzeit, und so muß ich leider diese Zeilen beendigen, von denen ich hoffe, daß sie es vermögen, Ihnen unseren Wunsch, Sie mit uns zu sehen, recht lebhaft und dringlich vorzustellen.

Ihre aufrichtige Lotte von Brobergen.

II.

Falwer, den 30. November 1781.

Bester und sehr wertgeschätzter Freund!

Wie sehr haben Sie mich doch erfreut durch die sogleich bei Ihrer Rückkehr nach Eutin hierher gesandten Zeilen. Ich hoffte, meinen Mann, welcher heute mittag von Hollen zurückkam, noch zu überreden, Ihnen gleich zu antworten, damit Sie sich nicht länger über meine Gesundheit beunruhigen; selbiger aber sagte, er wollte warten, bis er noch einen zweiten Brief von Ihnen erhielte zur Antwort auf seinen letzten. Hiergegen durfte ich nichts einwenden, resolvierte mich aber im stillen sogleich, Ihnen noch heute zu schreiben, aus Furcht, Sie möchten sonst unruhig werden, daß ich wieder aufs neue krank geworden sei.

Es schien mir gar zu grausam, Sie so lange ohne Nachricht zu lassen, denn wahrlich, mit inniger Freude hatte ich in Ihrem Schreiben die Sorge

um mich empfunden! Fast bin ich in dem Glauben, daß die Freude hierüber mich so balde mein übles Befinden hat überwinden lassen. Denn wenn ich auch noch nicht wieder bei vollen Kräften bin, so hat doch der Husten mich beinahe verlassen, und ebenso werden die Schmerzen in der Brust weniger lästig empfunden.

Da ich Ihnen nun dieses zu Ihrer Beruhigung mitteile, muß ich doch zugleich hinzufügen, daß ich die Briefe, so ich verschicke, allezeit in einen Umschlag an den dänischen Postsekretär mache, und so weiß kein Mensch hier, daß ich an Sie schreibe. Dazu logiere ich während meiner Krankheit hier unten in meinem Wohnzimmer, das Sie, lieber Freund, mir zu einem so angenehmen Aufenthalt machten, seitdem ich hier von Ihren treuen freundschaftlichen Empfindungen erfahren, welche Sie schon so lange in Ihrem Herzen für mich bewahren.

Wenn ich, während die Schatten der Dämmerung mich umschweben, noch matt von der Krankheit in meinem Lehnstuhl ruhe, so ist mir's oft, als müsse die Tür sich öffnen und Sie mir entgegeneilen. Es dränget mich, Ihnen zu sagen, wie glücklich es mich macht, nach den Jahren, die ich in Einsamkeit verlebte, einen wahren Freund gefunden zu haben, eine Seele, die mit der meinigen volle und reine Sympathie verbindet und selbige verstehet, in allen ihren Gefühlen. Da ich so lange solchen Besitzes ermangelte, fühle ich mich nun doppelt glücklich.

Doch aber muß ich Sie bitten, mir auf diesen Brief nicht anders als verblümt zu antworten, und zwar nicht eher, als wenn Sie an meinen Mann schreiben. Wenn er auch nicht alle Briefe liest, die ich verschicke, so will er doch oft die sehen, welche ich erhalte.

Da ich vielleicht in kurzer Zeit nach Hamburg reisen soll, um mich von Dr. Zimmermann ganz kurieren zu lassen, welches Sie dann gewiß auch noch von meinem Mann erfahren werden, so könnten Sie mir keine größere Freude bereiten, als wenn ich dort eine Antwort auf dieses Schreiben von Ihnen empfangen würde.

Adieu, lieber bester Freund. Ich erschrecke fast vor dem aufrichtigen Brief, den ich Ihnen geschrieben habe; aber indem ich meiner Feder freien Lauf ließ, strömten meine wahren Gefühle durch sie über auf dieses Blatt, das ich Ihnen sende. Es bleibt mir noch hinzuzufügen übrig, daß ich mit viel Ungeduld Ihr nächstes Schreiben erwarte.

So seien Sie versichert, wertgeschätzter Freund, der besonderen Zuneigung Ihrer allezeit aufrichtigen Freundin Lotte von Brobergen.

III.

Hollen, den 3. Januar 1782,
um ½6 nachmittags.

Lieber bester Freund!

Ohnmöglich kann ich von hier abreisen, ohne Ihnen vorher einige Worte zu schreiben. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß meine Gesundheit, Gottlob,

ziemlich befriedigend ist; auch habe ich die Reise hierher, ohngeachtet der schlechten Wege, gut souteniert. Es ist nun bestimmt, daß ich morgen nach Hamburg reise zu Dr. Zimmermann, wo ich mich ganz kurieren lassen soll. Ach! läge diese Zeit erst hinter mir und könnte ich hierher oder nach Falwer zurückkehren, wo ich durch die Nähe von Eutin doch häufiger Aussicht habe, Sie zu sehen. Es liegt mir daran, Ihnen noch einmal in aller Herzlichkeit zu danken für Ihren Besuch, lieber Freund, der mir so unerwartet am letzten Tage in Falwer zuteil wurde. Kaum weiß ich es Ihnen auszudrücken, wie glücklich es mich machte, Ihre liebevolle Sorge um mich zu sehen und zu empfinden. Seitdem habe ich mich in Gedanken viel beschäftigt mit unserer so schnell gewachsenen Freundschaft, und ich muß Ihnen, wenn ich's ruhig bedenke, nun doch recht geben in allem, was Sie mir in Falwer darüber sagten. Die Mißgunst der Verhältnisse rechtfertigt uns, und der Gedanke an Ihre unwandelbare Zuneigung gibt mir gewißlich zu allem, das auf mich drücket, mehr Kraft.

Ach, liebster Freund! mein Herz wünscht oft, daß es Abend werde und ich allein sein kann; dann lese ich immer wieder auf dem Zettel, den ich in meinem Schreibpult aufbewahre, Ihre teuren Worte. Meine Gedanken dabei messen Sie nach den Ihrigen ab, da Sie selbige mir zur Tröstung niederschrieben. Seien Sie gewiß, daß mein Herz und meine Seele dann mehr bei Ihnen als bei mir selbst sind. Ach, Sie können nicht glauben, bester Freund, wie alles, was nun um mich ist und kommt, mir gleichgültig und ohne Sie fast unerträglich scheinet. Wie soll das in der Folge werden?

Auf Ihren Wunsch habe ich die Besorgung der Briefe geordnet; sie ist wohl sicher, da sie durch den bewährten Erichsen geht, der seit langem, wie Sie wissen, in meinen Diensten stehet und mir treu ergeben ist, da er schon meinem Vater viele Jahre dienete.

Adieu, liebster Freund, ich darf mich hiermit nicht länger aufhalten, da mein Mann, der mit meiner Schwägerin von Diedenstorff ausgefahren ist, balde zurückkommt.

Seien Sie allezeit gewiß der unwandelbaren Freundschaft

Ihrer Lotte.

IV.

Hamburg, den 14. Januar 1782.

Werter liebster Freund!

Eine wie herzliche Freude haben Sie mir doch bereitet mit Ihrem Brief, den ich gestern erhalten habe. Ich muß gestehen, daß ich mir allerlei Vorstellungen machte, da die Nachrichten so lange ausblieben. Schon hatte ich zwei Briefe an Sie angefangen, seit ich hier bin, und bei keinem die Courage gehabt, ihn zu Ende zu bringen und auf die Post zu geben. Wie sehnlich mich immer nach Nachrichten von Ihnen verlanget, dieses kann ich nicht beschreiben; es läßt sich nur empfinden. Schreiben Sie mir doch, solange ich hier bin, recht oft und fleißig; Sie können nicht glauben, wieviel dieses zu meiner Besserung beiträgt. Die schriftliche Versicherung der Fortdauer

Ihrer Freundschaft, da ich der mündlichen beraubet bin, hat eine erstaunliche Wirkung bei mir. Sie können mir jetzt ohne Furcht Ihre Nachrichten senden, denn keiner als ich wird sie zu lesen bekommen, da mein Mann gestern von hier gereiset und am Montag oder Dienstag wieder in Hollen einzutreffen gedenkt. Selbiger war recht zufrieden mit dem hiesigen Aufenthalt, ebenso wie auch ich alle Ursache habe, es zu sein. Nur plagt mich schon jetzt das Heimweh, trotzdem ich erst acht Tage hier bin; aber ich habe den Vorsatz, in Geduld die Zeit abzuwarten; denn es scheint mir fast, als ob Dr. Z. mich noch wenigstens einen Monat hier behalten will.

Was übrigens meinen hiesigen Aufenthalt anbelanget, so fühle ich mich hier sehr angenehm und würde vielleicht in früheren Zeiten Vergnügen an vielem hier gefunden haben. Nun gibt es aber ein Falwer, das mir so liebe Erinnerungen verschafft und wonach ich oft herzliches Heimweh verspüre. Lebt doch in meinem Herzen ein Gefühl, das ich bis vor kurzem nicht kannte, das mir so sanfte Empfindungen erweckt, und wenn es auch oft traurige sind, so will ich sie doch nicht missen, sondern mein Herz recht bewußt von ihnen ausfüllen lassen. Immer ist die Erinnerung lebendig in meiner Seele; war's mir doch schon, wenn ich im Park promenierte, und es reichte mir jemand den Arm, als träte eine Erscheinung vor meine Seele, die Ihnen gleicht, lieber Freund. Da verweilen meine Gedanken bei den glücklichen Stunden, die wir hatten, da wir in Falwer unter den lieben alten Bäumen wandelten, die schon ihren Schatten auf meine Kinderspiele warfen! Jeden Abend grüßt mein Auge den Mond, unseren lieben gemeinsamen Vertrauten.

Ich verstehe vollkommen Ihre Empfindungen, bester Freund, die auf Sie einstürmten bei der letzten Fahrt nach Hollen, bei der Ankunft dort in dem großen Hause, da Sie weder mich noch meinen Mann vorfanden. Welch ein Mißgeschick auch, daß die Nachrichten von unserer Abreise Sie nicht zeitig erreichten, Sie auch Ihre Geschäfte mit meinem Mann nicht erledigen konnten, und daß bei dem nun balde stattfindenden zweiten Besuch Ihre Freundin Sie wiederum nicht begrüßen kann. Doch war's mir eine große Beruhigung, daß Sie mir auf diese Weise gute Nachricht von meinem lieben Knaben geben konnten.

Seien Sie gewiß, daß ich oft in Gedanken bei Ihnen bin; nur fürchte ich, Sie empfinden zuviel Sorge um Ihre Freundin und schaden dadurch sich selbst. Meine Gesundheit hat sich wirklich schon gebessert, und besonders schlafe ich seit acht Tagen gut; die vielen guten Nachrichten von Haus, die man mir von allen Seiten gibt, und mir auch von Ihnen versichert sind, beruhigen mich. Hätte ich nur auch erst Nachricht von Ihrer glücklichen Überkunft nach Westerwisch, so bliebe mir fürs erste nichts mehr zu sorgen übrig.

So denn adieu, liebster Freund! Gleich wie ich mir nun für alle Zeit der Fortdauer Ihrer Freundschaft sicher bin, können auch Sie immer von der unwandelbaren Zuneigung meines Herzens für Sie überzeugt sein.

Ihre Freundin Lotte.

V.

Hamburg, den 1. Februar 1782.

Geliebter Freund!

Immer von neuem bebet meine Seele in Schmerzen, seitdem ich Ihr letztes Schreiben empfangen habe, das mit so vieler, kaum dem eigenen Herzen eingestandener Freude erwartet wurde. Immer wieder suchen meine zitternden Hände es hervor, und mein Auge kann sich nur schwer vom Anblick der geliebten Zeilen trennen, die zu beantworten mir unbeschreiblich schwer fällt. Denn wie nur soll ich es Ihnen erklärlich machen, daß das, was auf der einen Seite mich mit unsagbarem, wonnevollem Empfinden erfüllet, doch auf der anderen Seite verursachet, mich wieder in die alte Einsamkeit des Herzens zurückzustoßen, die ich nun, nachdem ich erfahren, welch süßes Glücksgefühl die zärtliche Freundschaft erwecken kann, doppelt schmerzlich empfinden muß!

Teurer Freund, ich muß es Ihnen sagen, daß, indem Sie mir mit den innigsten Ausdrücken Ihre Liebe gestehen, ich wahrhaft fühle, wie unter anderen Verhältnissen ich dieses als das größte Glück empfunden haben würde. Nun aber, da ich gebunden bin durch ein unerbittliches Geschick, kann ich das hohe Geschenk Ihrer Liebe nicht annehmen und verliere so zugleich Ihre eben gewonnene Freundschaft durch das Geständnis Ihrer Liebe. Dieser Brief, den ich mit schwerem Herzen an Sie schreibe, soll mein Abschied an Sie sein!

Teuerster Freund, Sie fühlen es in diesem Augenblick gewißlich, wie mein ganzes Herz mich zu Ihnen zieht, daß ich selbst mit nie endendem Schmerze empfinde, wie ich mir das süßeste Glück auf ewig versagen muß. Ein Füllhorn voll von Seligkeiten sollte über mich ausgeschüttet sein, und ich, mit dem heißesten Verlangen danach, muß entfliehen. Ihre Liebe winket mir wie ein blühender Garten mit schattenden Bäumen, und doch muß ich weiter wandern auf staubiger Straße im Sonnenbrande; verschmachtend fühle ich's, wie ich nie den köstlichen Schatten der Bäume erreichen kann. — Ach, wie grausam ist das Schicksal, das mir zeigt, wie schön das Leben sein könnte! Weit geöffnet sehe ich die Tore des Paradieses und Sie darinnen mich erwarten, und ich muß mir versagen, zu Ihnen zu eilen.

Mein Leid ist größer, als ich Worte finde, es Ihnen zu klagen; mein Herz will nicht glauben, daß wir so grausam uns trennen müssen, uns nicht das sein können, wonach uns so innig verlanget! O, wie konnte es geschehen, daß unsere Wege nicht früher aufeinander trafen, denn welch ein unausdenkbares Glück wäre uns nicht beschieden gewesen eines im andern. Nur der Gedanke an solche Seligkeit läßt mich erschauern, und meine Seele blutet in tausend Wunden, da ich doch Dich lassen muß. Aber wollte ich auch versuchen, die Freiheit wieder zu erlangen, teurer Freund, mein Herz könnte sich nicht trennen von meinem Knaben, dem es in treuester Mutterliebe anhängt. Und so sage ich Ihnen denn Lebewohl für immer und liebe Sie doch mehr als mein Leben.

Ich habe für Sie keinen Trost als den einen, daß ich Sie liebe.

Leben Sie wohl, leben Sie ewig wohl. Lotte.

VI.

Hamburg, den 26. Februar 1782.

Lieber Freund!

Heute, am letzten Tage meines Hierseins, empfing ich Ihre Post. Kaum fühle ich mich fähig, Ihnen darauf zu antworten; denn was nur soll ich Ihnen sagen?! Glauben Sie mir doch, daß ich nicht anders entscheiden kann; machen Sie Ihr Herz vertraut mit dem grausamen Gedanken, daß ich Ihnen nie angehören kann. Uns trennt eine Welt, mein Teurer, uns trennt mein Knabe.

Jauchzend wollte ich Ihnen folgen, könnte ich ihn mit mir nehmen; aber durch ihn hat das Schicksal mich gebunden; er ist die Fessel, die mich unlösbar hält. Versuchen Sie nicht, daran zu rütteln, denn ach! diesem Verhängnis stehen Sie machtlos gegenüber wie ich. Es nützet uns nichts, die Hände zu ringen; es nützet uns nichts der stärkste Wille, das Schicksal zu bezwingen; glauben Sie mir, daß wir beide hiergegen ohnmächtig sind. Das größte und wahrste Gefühl, das allein jahrelang in meinem Herzen herrschte, lebt weiter in mir: die Liebe zu dem Knaben ist mit mir verwachsen, ist eins mit mir. Eine Trennung von ihm wäre für mich wie für ihn gleich dem Tode.

Wie könnte ich auch von ihm gehen, da ich doch weiß, daß ich ihm alles bedeute; haben doch Jahre hindurch die Sorgen um dieses Kind meine Tage und Nächte ausgefüllt; jede Linderung, die ich ihm bei seinem körperlichen Leiden verschaffen konnte, war zugleich Labsal für mein leidendes Herz. In den Jahren, da ich erkannte, welch ein Leben ich mir selbst bereitet und da ich fast zusammensank unter der Last des Leides, hat das Kind mich aufrecht erhalten, und wenn ich so oftmals seinen in Liebe und Dankbarkeit leuchtenden Blick auffing, wahrlich, da fühlte ich tief, daß Gott mir mit diesem kranken Kinde, das meiner bedurfte, Trost gegeben hatte. Ach, Sie wissen ja, wie ich mein Leben ganz dem Knaben weihte.

Glauben Sie mir, ich kann mich von ihm nicht trennen! auch um Ihretwillen nicht! O, wie empfinde ich schwer die Grausamkeit, Ihnen dieses sagen zu müssen, denn meine Seele verlanget nach Ihnen; aber zugleich sehe ich die flehenden Augen meines Kindes auf mich gerichtet und fühle es: ich kann es nicht verlassen! In langen Nächten rissen Gewalten an meiner Seele; in dunklen Labyrinthen irrte sie verzweifelt umher und fand keinen Ausweg. Die Qualen, die ich immer wieder leide, ach! lassen Sie mich davon schweigen! Fügen Sie sich hinein in das Unabänderliche, wie ich es muß; mein Lebewohl, das ich Ihnen heute sage, muß für dieses Leben sein; denn inständig bitte ich Sie, mir die Qualen eines Wiedersehens zu ersparen. Ich kann nicht mehr und habe alle meine Kraft nötig, von neuem gefaßt die Last meiner Tage zu tragen.

Ihr Bild wird mir folgen in meine Einsamkeit, und bis an mein Lebensende soll der Gedanke, daß Sie mir Ihr großes reiches Herz darbrachten, mir Trost und Stärkung sein. So sage ich Ihnen denn zum letzten Male Lebewohl!

Lebewohl, Heinrich, in Ewigkeit. Lotte.

VII.

Falwer, den 12. April 1782.

Geliebter Heinrich!

Mit welch innigen Gefühlen schreibe ich heute Ihren Namen auf dies Papier; wahrlich, als ich das letzte Mal an Sie schrieb, habe ich nicht geahnt, daß dies so balde sich wieder ereignen würde! Aber als ich Ihr Schreiben hier empfing und immer wieder Ihre tröstlichen, beruhigenden Worte las, da besänftigten sich allmählich die Wogen der Erregung und des Schmerzes; in mein Herz kehrte süße Ruhe ein, und es erschien mir plötzlich unfaßlich, ja von nicht zu ertragender Grausamkeit gegen mein einsames Herz, mich für immer eines solchen Trostes zu berauben, wie ich ihn in Ihrer Freundschaft empfinde.

Sie wissen ja, was uns trennt, daß wir nie einander angehören können. Aber unsere Seelen, teurer Freund, Sie haben recht — warum sollten wir sie voneinander reißen? — Nein, ich will Ihnen nicht Lebewohl sagen; Ihre Liebe soll mir die leuchtende Sonne sein, die meinen dunklen Weg erhellet. Und da ich nun ein Herz mir weiß, das einzig und allein für mich schlägt, bei dem ich stets Trost zu finden gewiß bin, da fühle ich's deutlich, wie dies Bewußtsein mich stärket, und es bleibt Ihrer Lotte nur noch zu wünschen übrig, daß der Himmel sie nicht strafen möge und ihr dieses Glück erhalten bleibe.

So bitte ich Sie denn, des weiteren alle Briefe durch Erichsen an mich gelangen zu lassen, der mir treu ergeben ist und dessen Verschwiegenheit ich sicher sein kann.

Ich bin nun schon zehn Tage hier auf meinem lieben Falwer, wo ich Wulf mit der Mamsell traf. Mein lieber Knabe und ich verleben, nachdem wir so lange voneinander getrennt waren, hier freundliche Tage. Meine Gesundheit hat sich doch recht sichtbar gekräftigt, und ich fühle mich wohler als lange vorher. Weite Gänge unternehmen wir in den Wald, über den der Frühling jetzt gekommen ist, wo die jungen Birken und Buchen schon so festlich mit ihren grünen Schleiern dastehen, und wenn die Sonne vom blauen Himmel lacht und der Frühlingswind durch die Wipfel streicht, freuen wir uns an den tanzenden Lichtern auf dem moosigen Boden des Waldes. Wulf, der die lieben Vöglein trefflich zu unterscheiden weiß, begrüßt jubelnd die heimkehrenden Sänger, auch hat er helle Augen für die Schönheiten der Natur und äußert sein Entzücken hierüber oft.

Auch mein Herz freuet sich, wie seit langem nicht, an der Pracht rings umher. Von jeher war mir Falwer der liebste Aufenthalt; es ist mir so vertraut, da ich ja meine Kindheit hier, behütet von den Augen der besten Mutter, verbrachte. Sie kennen unseren schönen See, wie er daliegt in seiner Einsamkeit, ein Bild der Ruhe und des Friedens. Als ich ein Kind war, schien mir sein reiner ungetrübter Spiegel dem Auge Gottes vergleichbar, und wenn ich jetzt meine Blicke über die in träumerischer Stille daliegende Fläche gleiten lasse, so kehrt immer wieder die Erinnerung an den Kinderglauben mir zurück. Unsere alten Buchen, die hier mit so viel Macht und

Stolz ihre Häupter heben, mögen wohl verwundertes Rauschen anstimmen, da sie mich glücklicher sehen, als ich es seit langen Jahren war.

Doch ich muß diese Zeilen beendigen, denn Wulf verlanget heftig nach mir; auch muß der Brief fort, soll er Sie pünktlich erreichen.

So seien Sie denn versichert, geliebtester Freund, daß meine Gedanken Sie auf Ihren Reisen umschweben und alle Gefahren von Ihnen fernhalten möchten; seien Sie ebenso versichert der unwandelbaren Gefühle

Ihrer Lotte.

VIII.

Volkersberg, den 21. Juni 1782.

Geliebtester Heinrich!

Nur zwar mit ein paar Zeilen, aber doch zugleich heute muß ich Dir melden, daß wir diesen Mittag um 1 Uhr hier glücklich und wohlbehalten angelangt sind. Wir hatten eine recht gute Reise und sind ziemlich geschwind übergekommen. Gestern, Montag morgen um 4½ Uhr, gingen wir mit halbem Winde ab, kreuzten zwar anfänglich bis nachmittags 2 Uhr in der Gegend von Bülck herum; nachgehends ging es aber besser bis Langeland. Von da ab hatten wir eine Weile schauderhaften konträren Wind; dann endlich landeten wir glücklich im Biscupper Hafen. Wulf war bis Langeland, wo wir erst bei Sonnenuntergang ankamen, sehr elend; im Angesicht des Landes erholte er sich bald und blieb nun recht wohl und vergnügt den übrigen Teil der Reise.

Ich bin die ganze Zeit hindurch sehr wohl geblieben und nur jetzt recht sehr fatiguieret, weshalb ich auch diesen Brief beendigen will. Mit der nächsten Post wirst Du mehr von mir erfahren, geliebtester Heinrich. Ach, meine Gedanken weilen immer bei Dir und wünschen alles Schöne, das mich umgibt, mit Dir zusammen empfinden und mit Dir teilen zu können. Adieu! Ewig bleibt Dein Eigen Lotte.

IX.

Volkersberg, den 15. Juli 1782.

Sehnsüchtig hat mein Herz jeden Tag Nachrichten von Dir erwartet; des Morgens erfüllte Hoffnung meine Seele und Abends war sie müde und matt von den vergeblichen Wünschen. Wenn Du wüßtest, wie mich nach Dir verlanget, ach, Du würdest Deine Lotte nicht so vergeblich harren lassen. Möchte der Himmel Dich nur behüten und Du mich recht balde davon erfahren lassen, wie es Dir ergeht.

Aber nun will ich meine Gedanken anderem zuwenden und vor allem Dir berichten, wie sehr es mich nun doch freut, daß ich nach so langer Zeit einmal wieder hier weile, wo es mir so deutlich zum Bewußtsein kommt, welch eine schöne Lage das Schloß hier so nahe an der See hat. Der Blick auf das immer bewegte und belebte Wasser, auf diese jetzt in tiefem Blau schimmernde weite Fläche ist über die Maßen schön, und stundenlang mag mein Auge am Zauber dieses Bildes hängen. So gerne schaue ich den Segeln nach, wie sie leicht auf der glänzenden Flut dahin gleiten, und ach, Geliebter, wie so oft wünschet mein Herz, mit ihnen zu ziehen.

Nachmittags unternahm ich schon des öfteren weite einsame Promenaden im Park. Da fand ich einen Platz, den ich nun immer wieder aufsuche, da er mir der schönste scheint. Es ist eine Anhöhe, auf der eine mächtige Eiche in Einsamkeit steht. An ihren gewaltigen Stamm schmiegt sich ein hinaufstrebender Efeu, der ihn mit zarten Armen umspannt und in enger Umschlingung ihm bis zur Krone folgt.

Mein Auge sieht von hier aus in der Ferne die weite blaue See und um mich herum unter mir nur schwankende grüne Wipfel. Oft meint mein Herz, Du mußt es fühlen, wie tief und heiß die Sehnsucht nach Dir in mir lebt.

Dort oben finde ich immer Trost und Ruhe, wenn ich vorher den Gedanken der Verzweiflung nicht mehr zu entrinnen wußte.

Auf diesem Platze traf mich vor einigen Tagen meine Freundin Grimmenstein, von der ich Dir schon neulich erzählt hatte, daß sie mit uns hier weilen würde. Da sie mich in Tränen fand, war sie sehr erschreckt, und ich konnte nicht widerstehen, dieser edlen Seele Einblick in mein Herz zu gewähren. Ich schilderte ihr meine Zuneigung zu Dir und alles, das mich ängstiget und quälet, und dies brachte mir recht Erleichterung. Sie bezeigte mir große Teilnahme und viel Verständnis für meine trostlose Lage, wenn es ihr auch schwer fallen mag, sich in diese hinein zu versetzen. Du weißt ja auch, welch liebenswerten Charakter ihr Mann hatte und wie die beiden Söhne eifrig sind, der Mutter das Leben angenehm zu bereiten.

Als einen großen Trost empfinde ich es doch, eine mitfühlende Seele zu kennen, die uns beiden so wohl gesinnt ist, wie diese Freundin; ja, ich fühle mich seitdem um vieles wohler, um so mehr, da meine Freundin mir mit der größten Aufrichtigkeit immer wieder versichert hat, daß sie mir Hilfe angedeihen lassen wolle, wann immer ich ihrer benötigte.

So zürne auch Du nicht, Geliebtester, daß ich sie zu meiner Vertrauten machte; ihrer Verschwiegenheit können wir sicher sein, und mir ist es ein Trost, einen Menschen zu wissen, dem ich mein so übervolles Herz ausschütten kann.

Sonst verfließen uns hier die Tage in wohltuender Ruhe; mein Schwager ist ein sehr angenehmer Mann, nur von leider wenig widerstandsfähiger Gesundheit und stark angegriffenen Nerven; meine Schwägerin zeigt sich als die freundlichste Hausfrau, die man sich nur denken kann, stets gütig, heiter und zu allen Vorschlägen geneigt. Ihre Erscheinung ist von großer Anmut und Sympathie, auch hängt sie ihrem Mann mit inniger Liebe an. Sie vermißt wohl sehr, daß sie keine Kinder hat, und deute ich daher eine gewisse Melancholie, die ihrem Wesen oft eigen ist. Von meinem Knaben ist sie sehr eingenommen, und die große Güte ihres Herzens zeigt sich in der Fürsorge, die sie ihm zuwendet.

Aber wenn Du diesen Brief mit der nächsten Post erhalten sollst, mein Teuerster, so muß ich wohl aufhören. Ach, nun stille auch Du balde das Verlangen eines sich nach Dir sehnenden Herzens und gib mir Nachricht von Deinem Ergehen.

Fühle doch, wie meine Liebe Dich umschlingt mit zarten, weichen Armen, wie der Efeu den Eichbaum. Denke Dir Deine Lotte da, wo so oft sie weilet und wie es sie verlanget, an Deine Brust zu sinken, wie mit dem sehnsüchtigsten Herzen sie Deine gedenkt und Worte der Liebe von Deinen Lippen hören möchte. Ach, könnte ich dort oben mit Dir in Einsamkeit stehen, rings umgeben von grünen Wipfeln, und die Blicke richten auf die weite See, auf der ein Segel sich näherte, das bestimmt wäre, uns hinwegzuführen in eine schöne Ferne! Lotte.

X.

Volkersberg, den 10. August 1782.

Mein teurer Heinrich!

So sehnlich wie mein Herz nun viele Tage nach Nachrichten von Dir verlangte, so freudenvoll wurde auch Deine liebe und mir so viel sagende Zuschrift, die ich am Sonntag empfing, an dasselbige gedrückt und aufgenommen. Die erste war's, welche ich aus Deinem Geburtsort und mitten aus dem Zirkel der Deinigen erhielt, welches sie mir noch besonders wert machte; und da ich nun zugleich damit die Versicherung Deiner glücklichen Überkunft nach Westerwisch wie auch Deines völligen Wohlseins bekam und des der lieben Mutter und Geschwister, so befand ich mich in diesem Augenblicke so glücklich, vergnügt und ruhig, wie ich's nur immer, getrennt von meinem lieben Heinrich, sein kann und als es mir der freilich oft und stark auftretende Wunsch, so wie mit der Seele auch in der Tat mitten unter Euch weilen zu können, gestattete.

Ach, bester Heinrich, auch Dein Herz wünscht Lotte dort mit Dir; so gewiß ich mir dies auch sagen konnte, so rührte mich diese Äußerung von Dir in Deinem Briefe doch unaussprechlich, ingleichen nicht weniger der gütige Anteil, den Deine Lieben an mir und dem, was mir angehört, nehmen, welches auch die dankvollsten und gerührtesten Empfindungen in meinem Herzen erregte.

O liebster Heinrich, wie glücklich würde Deine Lotte sich finden, wenn sie denen, die Dir nächst mir die Teuersten sind, die süßen Namen von Mutter und Geschwistern geben dürfte und als solche sie umarmen. Doch muß ich ihnen auch äußerlich fremd bleiben, so sind sie doch meinem Herzen lieb und wert und wolleſt Du wenigstens Deiner Mutter meine zärtlichste Hochachtung versichern. Wie innig hat es mich doch gerühret, daß die Deinigen das einzige Mal, das wir uns im Hause der Gräfin Grimmenstein trafen, da ich noch bei meinen Eltern weilte und fast noch ein Kind war, nicht aus dem Gedächtnis verloren haben, und es macht mich glücklich, daß Deine liebe Mutter Dir Gutes und Angenehmes davon berichtet hat.

Nun äußerſt Du mir von neuem, wie Du's schon neulich bei unserem Beisammensein tatest, den Wunsch, von meiner Ehe, wie selbige eigentlich ermöglicht wurde, mehr zu erfahren, als Dir andere, gleichgültige Menschen darüber berichtet haben. Gewißlich kann ich dies verstehen, aber ach, Geliebter, es fällt mir wahrlich schwer, Deine Bitte zu erfüllen, denn es ist ja hierbei

nichts zu berichten, was Dir angenehm klingen könnte und was nicht schmerzliche oder bittere Empfindungen in mir weckte. Doch es ist Dein Wunsch, und Du hast ein Recht, dies zu fordern. So will ich Dir denn mehr von meiner Kindheit erzählen, von der Du ja weißt, daß ich sie ganz in Falwer verbrachte.

Da wuchs ich glücklich und ohne Sorgen mit meinen Brüdern auf, behütet von der guten Mutter, die uns gewähren ließ, ja nur darauf sann, uns immer neue Freuden zu bereiten. Wir ahneten nichts von den vielen Geldnöten, in denen der Vater sich schon damals befand. In der ganzen Gegend war es gleichwohl allen bekannt, und so wird es auch Dir zu Ohren gekommen sein.

Das erste Unglück, das über uns kam, war das Hinscheiden meiner Mutter. Noch heute kann ich nur mit Schrecken und Grauen an den Tag denken, da mein Vater, vor dem wir immer starke Furcht empfunden hatten, uns rief und uns an ihr Bette führte, auf dem sie still und starr dalag. Geliebtester, denke nur, daß ich wenige Stunden früher sie gesund verlassen hatte und nun fühle den Eindruck nach, den dieser furchtbare Wechsel auf mich machte! — Den Tag und die Nacht saß ich bei ihr, hielt ihre Hände, immer noch in dem Glauben, es könne nicht wahr sein, alles sei ein schlimmer Traum, und sie müsse zurückkehren zu mir.

Ach, Heinrich, wäre sie damals bei mir geblieben, diese gute Mutter, die mit uns weinte und lachte und die mit sanften, aber starken Händen uns immer auf dem richtigen Wege hielt, nie hätte mein Leben sich so unglücklich gestalten können.

Nun folgten stille einsame Jahre. — Die Brüder nahmen Dienste, den Vater sah ich nur selten, denn meistens war er auf Jagden oder auch viel auf Hillenhusen.

So kam es, daß ich wenige Jahre nach der Mutter Tode mich versprochen habe. Du wirst verstehen, daß es meinem Vater nicht schwer fiel, mich zu einem Engagement zu bewegen, das zugleich seinen ewigen Geldnöten nützlich war. So bin ich in den Ehestand getreten, ohne daß ich vermögend gewesen wäre, dies in allen seinen Folgen zu beurteilen; ich war zu jung, um den Charakter meines so viel älteren Mannes zu erkennen, dessen Gewandtheit und äußere Politesse meiner Unerfahrenheit den wahren Menschen verbargen. Mit den anderen Kavalieren war er immer zu den Jagden nach Falwer gekommen und mir von Kindheit an bekannt.

Ach laß mich schweigen von den Jahren, die nun folgten!

Als ein Glück mußte ich es ansehen, daß mein Mann schon von Anfang an meist abwesend war von Falwer, das er vom Vater übernommen hatte, auf Reisen oder Jagden; denn wie nur hätte ich das dauernde Leben an seiner Seite ertragen sollen, nachdem seine wahre Natur mir bekannt geworden war. als mit zunehmenden Jahren voller Gebrechen, dabei eitel, beständig auf Aventuren ausgehend und ohne alle Kenntnisse.

Doch Du kennst ihn ja und wirst mir's glauben, daß ich Höllenqualen an seiner Seite erduldete!

In allem Unglück wurde mir mein Knabe, als er an das Licht dieser Welt geboren war, der einzige Trost. Mein ganzes Herz tat sich ihm auf, und wie viel mehr noch, da er zu kränkeln anfing und stets meiner Pflege bedürftig war. Nur er allein hat mich am Leben erhalten, wenn ich oftmals mit mir kämpfte, es von mir zu werfen —, er schützte mich vor mir selber und hat mir Jahre hindurch die Kraft gegeben, das Leben zu ertragen. Seinen schwachen Körper mußte ich pflegen mit aller Sorgsamkeit, um mit tausend Schmerzen und tausend Freuden zu sehen, wie sein Geist sich desto edler und schöner entwickelte. So war ich, geliebter Heinrich, als Du mich zuerst sahest! Was bin ich jetzt? ach, ich kann es Dir nicht sagen selig und unselig zugleich!

Wenn Deine Liebe mir nur bleibt, so will ich doch nicht verzagen und in Demut dem Himmel danken, daß er mir dieses Glück noch bescheret hat.

Mein Teurer, nun bin ich ganz Dein und mit der Zeit sollst Du mich in allem Einzelnen kennen lernen und von jedem Winkel in Lottens Herze erfahren — nichts soll vor Dir verborgen sein. Das ist ja der größte Trost für mich, daß ich Dir alles anvertrauen kann, Leiden und Freuden, so wie sie im Wechsel auf mich einstürmen.

Welch süße Hoffnung erwecktest Du doch in mir, Geliebter, da Du die Möglichkeit mir in Aussicht stelltest, Dich so balde zu sehen, wenn Du in Geschäften nach Hollen kommst.

Gebe der Himmel, daß ich bei meiner Rückkehr nach Hollen, die in acht Tagen erfolget, dort einen Brief von Dir empfange, der mir die allerbesten Nachrichten von Dir, Teuerster meiner Seelen, bringen möge. Ach, wie wollte ich mich glücklich und selig preisen, könntest Du doch die Umstände so günstig für Dich legen, daß Du mehrere Tage in Hollen wärest. Tag und Nacht wird dies mein sehnlichstes Wünschen sein, das der Himmel erhören möge.

Sonst reise ich recht unlieb von hier, denn ich habe hier friedliche, schöne und sanfte Tage verlebt; mein Knabe war so wohl und angenehm, und für meinen Schwager und seine liebe gute Frau habe ich recht viel freundschaftliche Gefühle gewonnen. Nun war mir zudem auch noch die Gesellschaft meiner lieben Freundin vergönnt, an der wir eine treue aufrichtige Seele haben, auf die wir uns gewiß manchmal stützen können.

So lebe wohl, geliebter Heinrich!

Worte können Dir nicht sagen, wie ich mich nach Dir sehne und wie es mich verlanget, in Deine Arme, an Deine Brust zu sinken.

Ein herzlich Lebewohl für heute und gute, gute Nacht!

Mit der zärtlichsten Liebe Lotte.

XI.

Hollen, den 15. Dezember 1782.

Bei unserer Trennung.

Du fliehst! umringt von Schmerzen,
Wenn noch mein Aug' um Dich!

Entflieh! Doch unsre Herzen
Trennt nichts: Du lebst für mich.
Gedanke voll Entzücken,
Flieh nie aus meiner Brust;
Du nur kannst mich beglücken,
Du linderst den Verlust.

Dich, Trauter, zu entbehren,
Ist schwer, unendlich schwer!
Fließt, stille, edle Zähren,
Mein Heinrich sieht's nicht mehr.
Wer gibt mir jetzt die Freuden,
Die ich bei ihm genoß,
Wo vogelschnell uns beiden
Ein jeder Tag verfloß?

O schöne, werte Stunden,
Oft ruf ich euch zurück.
Wie schnell seid ihr entschwunden!
Mit euch entfloh mein Glück.
Doch Teurer! Leb zufrieden!
Dies lindert meinen Schmerz;
Von Deiner Hand geschieden,
Erfleht nur dies mein Herz.

Mein Allerbester, ich sende Dir diese Arie, weil sie so ganz nach meinem Herzen ist und ich sie ofte des Abends in einsamen Stunden spiele und singe, mit innigster Rührung, da ich sehr passende Musik dazu habe. O, Geliebter, doppelt lieb wird sie mir nun werden, wenn ich, so ganz zu meinem Heinrich hingezogen, denke, Du liest vielleicht im selben Augenblick diese Arie, da mein Herz sie Dir und Deinem teuren Andenken singt. Lotte.

XII.

Hollen, den 6. Januar 1783.

Mein lieber Heinrich, wie sehr erfreulich ist es mir, in Deinen lieben Zeilen zu lesen, daß Du jetzt in Westerwisch mitten in einem so ansehnlichen Zirkel von Dir lieben Verwandten, Freunden und Bekannten bist! In der Tat muß der dortige Verkehr ungemein viel Angenehmes haben und meinem Bedünken nach, wie ich aus Deiner Beschreibung sehe, weit selbst dem glänzendsten Stadt- und Hofleben vorzuziehen sein, da man nicht nur auf eine so leichte Art große Gesellschaft sehen kann, sondern, was das beste dabei ist, in selbiger ohne Zwang und großen Pomp, sich auf einem freundschaftlichen Fuße versammelt.

Wie schwer wird es uns hier in Holstein dagegen, sich öfter in der Gesellschaft einiger guter Freunde zu befinden, und wie selten kann man dies Vergnügen haben; daher kommt's denn auch, daß wir im Lande hier so leicht verrosten, den gesellschaftlichen Ton verlieren und zuletzt beinahe mit keinem Menschen mehr umzugehen wissen, können noch mögen; aber zu unserer Entschuldigung muß ich wiederum sagen, daß es uns an Gelegenheiten gänzlich mangelt und tausend Ursachen durch die einmalige Einrichtung es verhindern und auch fast unmöglich machen, sich so selbst unter denen, die noch aneinander grenzen, öfter zu versammeln.

Ich glaube aber auch, daß es überhaupt nicht viel Örter gibt, die noch dazu alle bewohnt und so nahe beieinander gelegen sind, wie dort bei Dir zu Hause; hierbei habt Ihr noch die Bequemlichkeit des Kirchdorfes, welches beinahe in der Mitte liegt und wo die schönste Gelegenheit ist, sich ohne weitere Beschwerden zusammen zu finden.

O, es muß ein herrlicher Ort sein, und als ich davon die Schilderung in Deinem Briefe las, bester Heinrich, konnte ich mich nicht enthalten, zu denken und zu seufzen: ach, warum wollte das Schicksal nicht, daß Lotte mit Dir diesen väterlichen Sitz bewohnte, oder warum, Teuerster, mußtest Du ein Weib kennen lernen, das Dich und Deine Seele so ganz von dort wegzog, ohne jedoch imstande zu sein, Dich vollkommen glücklich zu machen und Dir alles zu ersetzen!

Denn sage mir, Geliebter, gewiß, ohne Lotten wärest Du vielleicht auch schon gleich Deinen dortigen Vettern und Nachbarn verheiratet und ansässig; verzeihe, daß ich dies berühre, allein der Gedanke war mir zu lebhaft gegenwärtig, um ihn verscheuchen zu können, als ich von den Veränderungen las, die sich in Deinem dortigen Zirkel seit Deinem letzten Dasein zugetragen haben; und ich fühle, wie auf seiten der lieben Mutter und Geschwister öfter der Wunsch aufsteigen muß, auch Dich aus dem ehelosen Orden treten zu sehen, zumalen da Dein Bruder, auf dessen Schultern die Verwaltung von Westerwisch wohl zu schwer liegt, nicht der Stärkste zu sein scheint.

Seine schwache Brust und der häufige Husten beunruhigt mich recht sehr; Gott gebe, daß die vorgenommene Kur ihn vollständig herstelle. Er ist Dein Bruder und hat also ein Recht an meine Freundschaft und Teilnahme, so wie alle, die Dir, mein bester Heinrich, angehören und daher auch mir — ich fühl's — teuer und wert sind; empfehle mich ihnen allen aufs beste, bezeige ihnen meinen gerührten Dank für ihr gütiges Teilnehmen an mir und meinem Knaben; o möchten sie, wenn sie je vermuten, daß ich Schuld trage an dem ehelosen Stand ihres mit Recht so geliebten Sohnes und Bruders, in ihrem Herzen mir nicht zürnen.

Hier ist noch alles beim alten; seit Wochen haben wir niemand gesehen, außer der sich nur zu oft einstellenden widrigen Personnage des hiesigen Predigers, welche mir noch immer höchst unangenehm ist, und die trotzdem, mehr als nötig, fortfährt, mir mit ihren Besuchen lästig zu fallen.

Diese Zeilen werden Dir wahrscheinlich erst bei Deiner Rückkehr nach Eutin eingehändigt werden, und ich schließe sie mit dem Wunsch, daß Du die Reise recht glücklich zurückgelegt haben mögest und ich sodann sogleich erfreuliche Nachrichten von Dir, wie in dem letzten Schreiben, erhalten möge.

Leb wohl, Du Teurer! Ewig bin ich Deine Lotte.

XIII.

Falwer, den 23. Juli 1783.

Liebster teuerster Heinrich!

Ob es gleich schon elf Uhr ist, so kann ich doch ohnmöglich zu Bette gehen, ohne Dir schriftlich unter dem so schön mir fast auf dieses Blatt

scheinenden hellen, sanften Mondenlichte noch vorher den liebevollsten Guten Abend und die zärtlichste Gute Nacht zu sagen. Beim Schein des Mondes ziehen unaufhörlich Zeilen aus einem Liede von Stolberg durch meine Seele, das auch Dir gewiß bekannt ist:

Ich ging im Mondenschimmer
Mit (Lydia heißt's, ich sage aber): mit Heinrich Hand in Hand
Ach, ich vergesse nimmer,
Was da mein Herz empfand!

Ach, so glücklich war ich wirklich einmal hier, wie es das Lied sagt, und wie lebhaft füllt die Erinnerung daran mein Herz; nie vergesse ich's — damals erschien mir alles so schön, gleichsam verklärt — und wie ist's nun? — Zwar beschattet der Mond auch jetzt alles rings um mich her; allein, so wie jetzt in der Natur schon alles schweigt, kein Vogel sich mehr hören läßt, so ist auch alles in mir stumme Empfindung. Sehnsuchtsvolle Seufzer, die dem gelten, den mein Herz einzig und über die Maßen liebt, drängen sich mit Macht, fliegen auf den Fittichen der leise rauschenden Blätter, beschattet durch des Mondes Strahlen, zu Dir hin. Dunkel ist's in meiner Seele, wie zwischen den Bäumen des Gartens, die ohnweit meines Fensters sind.

Ach, lieber Heinrich, wo bist Du? Denkst Du Deiner Lotte, die fern von Dir sich in Sehnsucht nach Dir verzehret? Fühlst Du, wie sehr sie Dich liebt, wie sie sich sehnet, bei Dir zu sein, an Deiner Brust die lange Trennung und alles daraus sprießende Leid zu vergessen!

Doch ja, ich weiß es, wie auch Du in Sehnsucht nach mir lebst! Mit wie innigen Worten sagtest Du es mir doch in Deinen letzten lieben Zeilen, die mir Deine Ankunft in Oldenburg meldeten.

Wie mit Glück erfüllet es mich, daß Du überall Deiner Lotte gedenkest, und so fühle ich auch eben in dieser selben Minute, daß Dein Geist mir nahe ist. Du denkst Deiner Lotte und sendest ihr mit dem Schein des Mondes Blicke voller Liebe und Zärtlichkeit. O laß mich diesen Deinen mir so teuren auf den Mond gerichteten Blick auffangen und ihn jetzt, da er selbst auf mein Lager scheinet, so ganz in mich aufnehmen. Ich kann nicht weiter schreiben und muß die Feder lassen in der Hoffnung, morgen dies Blatt schließen zu können. Die zärtlichste Gute Nacht.

Geliebter, Teurer, ich bin ganz bei Dir!

Mittwoch.

Mein bester Heinrich! O wie ich doch gestern abend so ganz ins Schwärmen geraten war und konnte mich gar nicht daraus losreißen. Und doch war's so ganz die Stimmung meiner Seele. Freilich, warum sollte ich's verschweigen — nun Mond, Dunkel und Schatten verschwunden sind, ich bei kälterer Überlegung das Geschriebene überlese, scheint's mir selbst gar schwärmerisch; Du, Lieber, wirst diese kleine Ausschweifung meiner Einbildungskraft aber gewiß verstehen; auch kann ich nicht gut dafür sagen, diesen Abend nicht in denselben Fehler zu verfallen, wenn erst alles still um mich ist; denn Du glaubst gar nicht, wie schön der Mond in seiner jetzigen Stellung erst durch die dunklen Kastanien schimmert, dann nach und nach über selbigen

hervorkommt und endlich ganz völlig gerade in mein Zimmer scheint, alles draußen und im Zimmer mit einem sonderbaren helldunklen Lichte beschattend.

Dieses und die tiefe Stille ringsumher wirken außerordentlich auf mich; darüber konnte ich gestern abend noch lange nicht einschlafen. Auch am Tage, trotzdem ich viel beschäftigt bin oder in der Gesellschaft des Knaben, sind meine Gedanken bei Dir; mit vielem Zureden habe ich mein Herz aber soweit besänftigt, daß ich mich nun etwas gefaßter in die über uns verhängte Trennung füge.

Nur abends! — wenn die Dämmerung kommt und der Abend hereinbricht, alles um mich her stille wird, da dränget sich jeder Gedanke zu Dir mit allem, was dies in sich faßt, mit unwiderstehlicher Stärke; ich lebe nur Dir dann ganz, fühle mit unbeschreiblichen Qualen die Härte der Trennung.

Lebe denn wohl, Du Teuerster! Sei versichert meiner zärtlichsten Liebe und denke Dir mich als ewig ganz Dein Eigen. Lotte.

XIV.

Falwer, den 21. September 1783.

Geliebtester, mein teurer Heinrich!

Endlich, endlich geben mir Deine letzten Zeilen die Hoffnung, Dich balde zu sehen, mich an Dich zu schließen nach so langer, schwerer Trennung! — Geliebter, eile zu mir, sobald Du nur kannst; Deine Lotte erwartet Dich jeden Tag, jede Stunde, und die Wonne des Wiedersehens fühle ich schon jetzt in meiner Seele, — wie neugeboren scheinet mir mein Körper, und mir ist oft, als könnte ich mich heben und Dir entgegenfliegen gleich einem Vogel! Ach, dieses Herz, so ganz voller Wonne und Glück, welch ungewohntes und lang entbehrtes Gefühl ist's für mich! Ganz gebe ich mich dem hin und lebe nur in dem Gedanken an Dich!

Komm, o komm, Geliebter! Tausend Grüße ruft Dir Deine Lotte zu! Möchten Deine Augen, wenn Du nun nach Eutin zurückkehrst in Dein vertrautes liebes Zimmer, zuerst auf diesen Brief fallen, der Dir statt meiner entgegeneilet und Dich nach sich ziehen möchte unaufhaltsam zu der, die Dich einzig und allein ewig liebet bis zum letzten Atemzuge, zu

Deiner Lotte.

XV.

Hollen, den 25. Oktober 1783.

Ach, teurer geliebter Heinrich, verzeihe, wenn Deine Lotte, die so ganz fühlt, nur Dein allein zu sein, bei einem äußerst leidenden Herzen die Feder ergreift und nur in einem klagenden traurigen Tone Dir zu schreiben vermag. — Aber, o Gott! ich kann diesen stummen Schmerz nicht länger ertragen; mein Herz will und muß wenigstens so viel Erleichterung haben, als mir durch dies, wenn auch noch so schwache Hilfsmittel der Feder vergönnt bleibt — wodurch gestockte Tränen vielleicht Luft bekommen und diese beklommene Brust etwas Befreiung. Lieber Heinrich, ja, auch mein Körper leidet heute; eine wehe, nie gefühlte schmerzhafte Empfindung, Spannung und

Beklemmung der Brust quält mich, die mich ganz dahinreißt. Hierbei in der Verfassung, da Körper und Seele gleicherweise litten, sollte und mußte ich diesen Mittag im Pastorenhause ein Essen aushalten; ach, Geliebter, es war eine schlimme Qual, da ich anderen Teilnahme und Freundlichkeit erweisen mußte, während mein Herz so unaussprechliche Leiden fühlte.

Der Himmel bewahre Dich, nicht den tobenden, niederdrückenden Schmerz in Deiner Seele zu fühlen, wie er in der meinigen wühlt; laut und gewaltig empört sich in mir alles gegen die grausame, unnatürliche Lage, in welcher wir gezwungen wurden, die Tage Deiner Anwesenheit hier zuzubringen. Mir deucht, nie habe ich dergleichen empfunden; aber auch nie noch war und mußte uns alles so entgegen sein, alles sich vereinen, unseren Herzen recht hart zu fallen; ach, Heinrich, fast möchte ich sagen, daß selbst die Trennung, wenn man noch hoffen kann, sich balde wiederzusehen, so schmerzhaft sie auch ist, doch leicht ist gegen ein solches Sehen, welches mir die martervollste Lage scheint, worinnen zwei sich durch die zärtlichste Liebe eins gewordene Herzen gesetzt werden können. Wahrlich, diesen Schmerz fühle ich lange; ach, ich glaube, noch mehr Tage auf diese Weise mit Dir zugebracht, ich wäre des Todes! Nein, nimmermehr, nimmermehr ertrüge ich's.

O, Heinrich, Du mein Teuerster, der Du mein alles bist und Deine Lotte, die Dir so alles und so teuer und wert ist, diese beiden, die sich über die Maßen lieben, waren verurteilt, sich in solchem Zwang zu sehen und keinen, nicht einen freien Augenblick zu haben.

Umsonst sage ich mir immer wieder, daß Du nur der Geschäfte wegen kamest, wo ich ja schon glaubte, Dich in dieser Zeit gar nicht hier zu sehen. Aber dies wird mir zu keinem Trostgrund; denn Dich zu sehen, Liebster, und mich nicht an Deiner Brust, in Deine Arme eingeschlossen zu fühlen, ist so gut, nein ist schlimmer, als Dich gar nicht gesehen zu haben.

Aber lange genug habe ich nun Dein zärtliches Herz leiden machen durch die lauten Klagen des meinigen, zumalen, da ich's weiß, da ich nur zu deutlich sah, was der grausame Zwang auch auf Dich, Liebster, wirkte. So laß mich doch ja am Sonnabend Nachricht von Dir bekommen, daß ich weiß, wie's Dir geht und was Du machst; ich gestehe, ich fürchte ordentlich, daß die widerlichen Eindrücke dieser Tage Dein Herz und Deinen Körper leiden machten. Ach, ich weiß keine Ausdrücke, Dir mein Herz auszuschütten, das so voll ist von Schmerz und Verzweiflung, ebenso wie ich keine Worte mehr finde, Dir zu sagen, was Du mir bist und was Du mir ewig sein wirst.

Fühle ganz die zärtlichsten, liebevollsten Empfindungen, mit welchen ich immer mit Herz und Seele Dein Eigen bin.

Leb wohl, mein Teuerster! Lotte.

Ich siegele schon heute abend, aus Furcht, morgen daran verhindert oder gestört zu werden.

XVI.

Hollen, den 28. Februar 1784.

O, wie unwillkommen sind mir heute meine bösen Kopfschmerzen, und wie gerne, mir selbst zur Beruhigung meines kranken Herzens, schriebe ich Dir, mein allerbester, teuerster Heinrich, heute einen recht langen Brief, um Dir aus der Fülle dieser Seele, die nur für Dich lebt, Deinen lieben, lieben, ach! gefährlichen Brief zu beantworten; so aber bin ich's wohl diesen Abend durch meinen arg schmerzenden Kopf unvermögend, denn kaum kann ich mich aufrecht erhalten. Doch eins muß ich Dir sagen, daß Deine Worte alle zärtlichen, liebevollen Empfindungen aufs neue angespannt und jeder Ausdruck derselben noch bis zu dieser Stunde in meinen Adern kocht!!

O, ich stehe für nichts und wäre verloren, wenn Du, Teuerster, selbst statt Deines Briefes vor mir ständest. Ich zittere, wenn ich mir dieses vorstelle, denn wahrlich, wie sollte mein Herz solchem Flehen widerstehen können, und wenn es mein Tod wäre, ich müßte, ich würde Dir folgen, wenn ich das Pochen Deines stürmisch fordernden Herzens an meiner Brust fühlte, und wenn Deine Augen flehend die Sprache der Liebe und des zärtlichsten Verlangens zu mir redeten. Siehe, dann könnte ich Dir gewißlich nicht widerstehen, und alles würde ich lassen Deinetwegen, alles, wie Du es forderst.

Doch, Geliebter, bin ich nicht längst Dein? Nur Dein, Du weißt es lange! Meine Seele gehöret Dir; o, so quäle mich nicht grausam zu einem Schritte, der mich ins Verderben stürzen müßte. Jauchzend würde ich für Dich sterben, wenn Deine Liebe es forderte, aber den Knaben lassen — ach, Geliebter, fordere das nicht von mir; denn Dir folgen, zwingt mich Wulf zu verlassen, und Du weißt, wie teuer er meinem Herzen ist; o, wie fühle ich's tief, wie grausam und schwer Du oft leidest! Und ich, Deine Lotte, die Dich über alles liebt, ich mache Dir diese Schmerzen und Qualen.

Ach, wenn Du wüßtest, wie so oft in sehnsuchtsvollen Schmerzen ich die Arme nach Dir, dem Fernen, ausbreite, und wie ich dann merke, daß Kälte und Nacht um mich sind und zurücksinke auf mein Lager und den Kopf in den Kissen berge und weine, weine in Schmerzen, die keine Worte schildern können!! Und wie, wenn die Nacht vergangen und der Tag hereinbricht, ich mein armes Herz frage: Ist's möglich, kannst, mußt du aufs neue des Tages Last tragen, die so schwer ist, daß sie dich niederdrückt, daß du nur mühsam zu atmen vermagst! Und mußt doch dem Tagewerk nachgehen und es getreulich erfüllen und deiner Tränen Quell stocken lassen und mit lächelndem Munde deinem Liebe fordernden Knaben dich nahen!

Mit wieviel Furcht und Zittern muß ich nun das künftige Wiedersehen erwarten, da es solche Eindrücke und Wirkungen auf Dich hat, wie Du es mir schilderst! Ach Gott, sollen wir uns denn gänzlich fliehen, oder wie machen wir's, um die Ruhe des Herzens und unsere unglückliche Lage miteinander zu vereinbaren! Ich suche einen Ausweg, aber meine Seele findet keinen. Geliebter, so bitte ich Dich in meiner Not des Herzens: werde ruhig, bleibe ruhig, verlange doch nicht das Letzte von mir, denn meine Kräfte versagen, ich fühl's, wenn dieser furchtbare Kampf und Zwiespalt nicht bald ein

Ende nimmt. Ach! mein Kopf schmerzt so stark und mein Blut ist in so äußerster Wallung, daß ich abbrechen muß.

Und nun muß ich Dir auch noch sagen, daß mein lieber Knabe krank ist; wäre er es nicht, lauteten diese Zeilen auch vielleicht weniger unglücklich. So aber fühlte ich's nur mit verdoppelter Deutlichkeit, was mein Tun für Wulf bedeutet und daß ich ihn niemals verlassen kann. Der arme geduldige Engel muß sich mit einem Fieber schleppen, und da er es bisher seit Tagen immer gleich heftig und acht bis zehn Stunden dauernd gehabt hat, so kannst Du Dir denken, wie sehr es ihn angreifen muß. Am ersten Tage dauerte es nur vier Stunden, doch hat sich's dann sehr verschlimmert, und es ist zu wundern, daß er noch immer so ziemlich munter dabei ist. Ach, wenn nur meine Hoffnung sich neu beleben könnte! So weiß ich gar nicht, was ich nur beginnen soll, wenn auch Berger es nicht für gefährlich hält! Doch beunruhigt mich schon seit längerer Zeit, wie schnell und häufig der Zustand des Knaben wechselt! Ach, möchte Gott mich stärken, diese Unsicherheit zu ertragen!

Mit einem Herzen voll Liebe und Zärtlichkeit schließe ich Dich an mich, Geliebter, fühle es: Lotte ist Dein, ewig Dein! Lebe wohl!

Schreibe mir bald, Du mußt es fühlen, wie mich nach Deinen Worten verlanget; noch einmal bitte ich Dich: sei ruhig!

XVII.

Hollen, den 10. März 1784.

Mit unaussprechlich freudigem Herzen kann ich Dir heute vor allem sagen, daß es Wulf wieder wohler geht. So plötzlich ihn diesmal das Fieber befallen hatte, ebenso schnell hat es ihn auch verlassen, und er ist jetzt ganz munter. Und nun meiner Seele Wogen sich glätteten, nach dem Sturm, der über sie hingebrauset war, da ich den Knaben wohl sah, siehe, da kam auch noch Deine tröstliche mich beruhigende Zuschrift, und ich atme freier und fühle mein Schicksal weniger schwer auf mir! Hab Dank, tausend Dank für Deine liebevollen Worte! Ach, Deine Liebe, die mich aus jeder Zeile, jedem Worte anwehet, empfing ich wie eine Stärkung für mein leidendes Herz.

Zwar ist mein Körper noch matt von den vielen Nächten, die ich ohne Schlummer zubrachte, und des öfteren werde ich von einem Zustand der Schwäche befallen, den ich mir nicht zu erklären weiß. Berger meinte letzthin, Erregungen jeglicher Art seien nur zu geeignet, solche Zufälle herbeizuführen und häufiger zu machen; er wünscht eine erneute Kur für mich in Hamburg und hofft hiervon eine Stärkung meiner Gesundheit. Ich stimmte ihm bei, um mir Ruhe vor ihm zu verschaffen, denn ohnehin werde ich in kurzem wieder hergestellt sein — ich fühl's, wie wohl mir Deine liebevolle, sanften Zuspruchs reiche Zuschrift tat. Ist das Herz nur ruhig, so teilt sich auch dem Körper Wohlbefinden mit; darum bitte ich Dich, Geliebter, mir balde wieder ein solches Schreiben zukommen zu lassen, und sicherlich wird dann hiebei Deine Lotte ganz gesunden.

Verzeihe mir, wenn diese Zeilen so kurz ausfallen, aber eine unüberwindliche Müdigkeit zwingt mich, zu schließen und mein Lager aufzusuchen.

Im Geiste bleibe ich bei Dir, Geliebtester meiner Seelen, und ruhe an Deinem Herzen sanft und selig.

Gute, gute Nacht und zärtlichstes Lebewohl! Deine Lotte.

XVIII.

Hollen, den 22. März 1784.

Geliebter Heinrich!

Die Stille der Nacht webet um mich her, und ich bin allein, allein! Ach, da ich in grenzenloser Sehnsucht die Arme ausbreite, suchend, den Geliebten zu umfangen und im gleichen Augenblick meinem armen Herzen gewiß wird, in leere Luft zu greifen! Nichts, niemand ist um mich, bei dem ich Trost finden könnte; der Gedanke an Dich, da mit der Liebe zu Dir die heißeste Sehnsucht verbunden ist, gibt mir wohl einigen Trost, aber er läßt mich gleichzeitig um so mehr empfinden die Grausamkeit und Härte unserer Trennung. Die Verzweifelung hat heute solchermaßen von mir Besitz ergriffen, daß ich mir Luft machen muß — das Leben dünket mich so schwer, ach, so unerbittlich und unbarmherzig, daß ich es von mir werfen möchte, da ich es doch nicht gemeinsam mit Dir leben darf.

Diese unsichere Lage, in der ich mich täglich, stündlich befinde, erscheinet mir über die Maßen unwürdig, geeignet, meinen Stolz immer mehr zu verletzen. Könnte ich Dir und unserer Liebe nur nützen, indem ich mich demütigte, gern wollte ich dieses auf mich nehmen, winkte nach allen Leiden nur der Lohn — — aber so?! Es gibt für uns keine Rettung aus dieser verzweifelungsvollen Lage, und so frage ich mich immer wieder: wie soll ich es weiter ertragen, wie soll dies enden? In solchen Stunden — Geliebtester, zürne mir nicht — ist mir schon die Möglichkeit aufgestiegen, bei dem barmherzigen Gott dort oben Zuflucht zu suchen, die Ruhe, die mir hier unten nimmer werden kann, mir und meinem Knaben! Gottes Barmherzigkeit würde uns nicht von der Schwelle weisen, wenn wir eher bei ihm anklopfen, als da er uns rief!

Aber dann kommen andere Stunden, Tage, Nächte, in denen Trotz und Widerstand sich in mir regen; kämpfen möchte ich um unser Glück, kämpfen, solange die Kraft reicht, das zu erringen, was mir des Lebens Krone ist: im Schatten Deiner Liebe zu wandeln! Dann ergreift mich die Sehnsucht mit unwiderstehlicher Gewalt, und die Möglichkeit, Dich zu sehen, sei sie auch nur ein ferner, ferner Hoffnungsstrahl, läßt mich wiederum dieses Dasein ertragen!

O Lieber, Heinrich, so schwanke ich hin und her, und meine Seele ist gleich einem armen hilflosen Schifflein auf stürmisch wogender See; in weitester Ferne auftauchendes Land bereitet ihm selige Hoffnung, und doch wird balde die Stunde seines Unterganges sich nahen. — —

Doch wohin verirren sich meine Gedanken? In stiller Nacht sitze ich einsam, Dein gedenkend und ganz voller Liebe Dich umfangend. Am Himmel scheinet kein Stern, dem ich Grüße an Dich auftragen könnte; dunkel ist es draußen, wie in mir. So lebe wohl, Geliebtester! Laß Dir's immer von neuem sagen, wie Deine Lotte Dich liebet und im Leben und im Tode nur die Deine ist.

XIX.

Hollen, den 4. April 1784.

Mein Geliebter!

Ach, mir ist das Herz so schwer,
Traurig irr ich hin und her!
Suche Ruh und finde keine —
Geh ans Fenster hin und weine.

Diese Strophe aus Stolbergs Lied ging mir immer durch den Sinn, während ich in Wirklichkeit lange am Fenster stand, nachdem Du weggeritten, und tränenden Auges Dir nachsah, so lange es Dich nur zu erkennen vermochte. Die Dämmerung sank schon herab, als Wulf mich aus meinen Träumen erweckte und mich in die Wirklichkeit zurück führte. Ich machte mir bis zum Abend Beschäftigung mit dem Knaben; so verging mir die Zeit leichter, und nach dem Essen, da der Knabe zur Ruhe gegangen ist, gebe ich mich wieder den Gedanken an Dich hin. Dabei mache ich mir fast Gewissensbisse, Dir bei Deinem letzten Verweilen zu viel von meinen Kümmernissen und Anfechtungen geklagt zu haben, da Dein Herz doch ohnehin über die Maßen ausgefüllet war durch die Trauer um Deinen teuren Bruder. Glaube mir, daß sein Hinscheiden, da er in der Blüte der Jahre einem tückischen Leiden erliegen mußte, auch mir wahrhaft Schmerz bereitet. Doch möchte ich Dir immer wieder sagen, daß er, da er Euch verließ, glücklich ist, ja, daß er eher zu beneiden als zu beklagen ist. Gewiß wird dies nur schwer Dein verwundetes Herz trösten; vielleicht wohl trösten, aber doch nicht beruhigen. So muß es denn einzig und allein die Aussicht auf die Ewigkeit sein, in der einst wir alle uns wiederfinden und nie wieder getrennt werden. Gebe doch der Himmel, daß Du in diesem Gedanken Kraft und Tröstung finden mögest.

Was in meiner Kraft liegt, Dir in Deiner Trauer beizustehen, soll gewißlich geschehen, und so folget mein Herz nur zu willig Deinen Bitten, nach Itzehoe zu kommen, wenn auch ich mir sagen muß, daß es nicht in unserer Macht ist, mit Erfolg gegen unser Schicksal zu kämpfen. Du lebst der Hoffnung, unsere Lage zu ändern oder glücklicher zu gestalten. Ach, wenn ich auch hierfür keinen Weg weiß, so kann ich doch Deinen Bitten nicht widerstehen, und ich will meiner Freundin schreiben, wie sehr wir es wünschen, uns bei ihr in Ruhe wegen unserer Zukunft beraten zu können. Diese treue Seele ist uns wahrhaft zugetan und sicherlich von Herzen gern bereit, uns hierzu zu helfen. Ich werde Dir von ihren Entschlüssen zeitig Nachricht geben und will dann nur hoffen, daß auch Du es einrichten kannst und nicht länger in Westerwisch zu verweilen brauchst.

Indes ich mich mit unserer Zusammenkunft in Itzehoe beschäftigte, ist es in meiner Seele ruhiger geworden, als da ich die Feder zur Hand nahm. Dies macht allein die Aussicht, daß wir unsere Herzen erleichtern können, wenn wir endlich einmal ungestört beieinander verweilen. Und dies selige Beisammensein mit Dir, geliebtester Heinrich, wird mir Kraft geben, weiter Jahre der Einsamkeit geduldiger als bisher zu ertragen. So lebe wohl, Du innig Geliebter, Lotte umfängt Dich in Liebe und möchte bei Dir sein.

Adieu, adieu, Du mein Alles.

XX.

Hollen, den 28. April 1784.

Nur wenige Worte, mein geliebter Heinrich, kann ich Dir heute senden, denn der Bote, der nach Kiel geht, wartet schon auf dies Schreiben. Doch möchte mein Herz Dir zärtlichsten Dank sagen für Deine liebevollen Zeilen, die ich soeben empfing, und die heißeste Sehnsucht in mir weckten. Ach, die Hoffnungen, die Du in mir erregest, haben mich verwirrt, und noch wage ich's nicht, mich ihnen hinzugeben, da ich seit langem mich gewöhnete, in eine düstere freudlose Zukunft zu blicken, wie sie ein Leben, getrennt von Dir, mir nur bringen kann. Und nun plötzlich malst Du mir ein Bild des Glückes, das mich erbeben macht, daß meiner Seele Augen, die nicht an Sonnenschein gewöhnten, sich schließen möchten vor der Fülle des Lichtes, das über sie kommt! Sollte es möglich sein, Geliebter, sollten wirklich wir beide zusammen auf Westerwisch wohnen, fern von dem Getriebe der Welt, nur unserer Liebe lebend? Ja, dann will ich tapfer kämpfen, wenn so süßer Lohn uns in Aussicht steht; kein Leid, keine Anfechtung, was alles auch noch kommen möge, scheint mir hierfür zu groß oder zu schwer zu ertragen.

Endlich kann ich Glückes voll Dir den Tag melden, da ich nach Itzehoe reisen kann, wie ich's voller Ungeduld die letzte Woche ersehnet habe. Es ist beschlossen, daß ich Mittwoch von hier fahre, wo Wulf mit Mamsell und Erichsen bleibt. Die Nacht zum Donnerstag bin ich in Diedenstorff bei meiner Schwägerin und am folgenden Tage in Itzehoe bei der Grimmenstein. Meine Freundin bittet Dich, am Freitag bei ihr einzutreffen; sie will Dir selbst noch einen Boten senden mit der Nachricht hierüber.

So, Geliebter, steht denn nichts mehr im Wege unserem Wiedersehen, dem mein der innigsten Liebe übervolles Herz sehnend entgegenschlägt. Den Gedanken, Du könntest verhindert sein, abzukommen, wage ich mir gar nicht zu denken. Gott wird uns ja gnädig sein und Dich glücklich überkommen lassen von Westerwisch! Ach, es ist ein wonniger Traum, dem ein noch schöneres Erwachen folgen soll an Deinem Herzen, wo ich alles, alles vergessen will, was mich lange Jahre mahnete und ängstigte. Helle liegt die Zukunft vor mir; endlich einmal glänzet auch mir der Himmel, hat der Frühling alle seine Schönheiten auch für mich sichtbar ausgebreitet. Da ich im Lichte wandle, leichten Schrittes durch das Zauberland der hoffnungsvollen Liebe, scheinet mir, als brauchte ich nur die Hand auszustrecken, um ein Stück der Pracht, so mich umgibt, zu rauben, daß es an meinem in Liebe glühenden Busen für Dich weiter blühe.

Meiner Seele Augen sehen immer nur Dich, und dies Bild will ich fest halten, will es nicht verbannen, nein, mich dem Zauber ganz hingeben, bis ich in Wirklichkeit an Deinem Herzen ruhe, um dort aufzuwachen aus süßem Traum zu wonnigem Leben als das Weib, das Dir die Krone dieses Lebens sein will.

Lotte.

XXI.

Hollen, den 30. Mai 1784.

Mein teurer, mein inniggeliebter Heinrich!

Auf der ganzen Fahrt hierher erfüllte nur ein Gedanke mein Herz: Geliebtester, ich dachte an Dich, an die wonnevollen Tage, da wir uns ganz gehören konnten, ach endlich ungestört im vollen Genuß einer jeden Stunde! Einmal doch konnte ich ruhesam an Deinem Herzen verweilen, all das vor Dir ausschütten, was seit langem in meiner Brust sich ansammelte und sie so oft zu sprengen drohte; einmal Himmel und Erde, alles, alles an Deinem Herzen vergessen, Dein, nur Dein sein! Was nun auch noch kommen möge, nichts kann mir die süße Erinnerung an diese seligen Tage rauben. Ob ich wache, ob ich träume, immer erfüllest Du mich ganz; immer sehe ich Dich vor mir; Sehnsucht und Liebe stürmen gleicherweise auf mich ein, und ich genieße die Wonnen der verflossenen Tage immer aufs neue. So denke Dir Deine Lotte, mein Geliebter, wie sie ganz Dein, nur Dein ist!

Die Fahrt hierher verbrachte ich in Gedanken an Dich; nichts gewahrte ich von den Unbilden der Witterung und den schlimmen Wegen; meine gute Grimmenstein überließ mich auch ganz meinen Träumen, aus denen ich unsanft geweckt wurde, als Mamsell gleich bei unserer Ankunft hier mir berichtete, daß Wulf krank sei und wie sein Zustand sich heute sichtlich verschlimmert habe. Du kannst Dir meine Bestürzung hierüber leicht vorstellen, und da ich zu ihm eilete und ihn im Fieber fand, war ich auch sogleich von der heftigsten Sorge erfaßt. Doch war er während der Nacht ruhiger und verfiel sogar in einen sanften Schlummer. Trotzdem aber will ich nun gleich dem Courier, der Dir diesen Brief bringen soll, ein Schreiben an Berger mitgeben, damit ich seines Rates nicht entbehre; denn scheinet Wulf auch heute morgen wohler, so bin ich doch noch beunruhigt, um so mehr, da in der letzten Zeit häufiger schon sein Zustand mich mit Sorge erfüllet hat. O, möchte er balde, balde gesunden; nur bis dahin noch gönne mir Zeit, Geliebtester; dann wird Deine Lotte ringen für unsere Liebe und für unsere Zukunft.

So fasse Dich in Geduld, wie auch ich es muß! Seligkeit wird der Lohn sein für all unsere Trübsal, wenn wir erst ganz und immer beieinander sein können.

Lebe wohl, Du mein Geliebtester; ewig und ganz zu eigen bleibet Dir
Dein Weib, Deine Lotte.

XXII.

Freitagabend, 8. Juni 1784.

Mein Alles, mein inniggeliebter Heinrich!

Wie soll ich nur Worte finden, Dir alles das zu sagen, was auf mich einstürmet und mich bewegt! Am Bette meines ach! so kranken Knaben sitze ich und halte in zitternden Händen die Feder, die Dir berichten muß von dem, was hier vorgeht. Wulf ist krank ach, Heinrich, so krank, daß ich immer wieder von neuem angstvoll in Bergers Zügen zu lesen suche, dort Hoffnung zu finden, die meinem Herzen doch verloren ist. Schon seit Stunden weiß ich, daß all mein Hoffen, meinen Knaben zu behalten, vergeblich ist.

Aber die Seele kann sich nicht hineinfinden in dies Unfaßbare, Entsetzliche; und so hofft dies arme Herz weiter, und meine Lippen stammeln Gebete zu Gott, während meine Augen doch angstvoll sehen, wie Wulf immer schwächer wird. Hätte ich nicht Dich, mein Heinrich, meine Arme um Deinen Hals zu legen, mein Leid an Deinem Herzen ausströmen zu lassen in tausend heißen Tränen — was sollte ich beginnen! Ich weiß, Du wirst es fühlen auch in weitester Ferne, wo immer Du auch weilen mögest, welche Qualen Deine Lotte leidet!

Eine lange, lange Zeit schon scheinet es mir, daß ich das letzte Mal an Dich schrieb, und sind doch nur wenige Tage seitdem vergangen. Aber welche Tage und Nächte waren es! Keine Ruhe fand ich, meine müden Augen zu schließen, mochte ich doch keinen Blick wenden von meinem leidenden Knaben! Ach, mein Heinrich, denke nur, wie lange Jahre ich um ihn litt und sorgte — und nun soll er mir genommen werden! — Dies soll das Ende sein! Die Verzweiflung will mich packen, da ich mir klar mache, daß ich ihn verlieren werde — meinen Knaben, an den ich mit unzerreißbaren Banden mich gebunden wähnete — und nun geht er von mir und lässet mich allein — — —

Ach, hilf mir beten, mein Geliebter, daß ein Wunder geschehen möge und Wulf gesunde! Könnte ich doch nur einmal einen Augenblick lang bei Dir ausruhen, in Deinen Augen Hoffnung lesen, und wenn dann nicht Hoffnung, so doch Liebe, heiße Liebe voller Erbarmen und Tröstung! Du mein Alles! in dieser Not, in diesen furchtbaren Stunden, da ich der Verzweifelung verfallen, gibt mir der Gedanke an Dich allein noch die Kraft, mich aufrecht zu erhalten, weiter Stunde um Stunde auszuharren bei meinem Knaben, seine Hand zu halten und ihm zuzulächeln mit gebrochenem Herzen, wenn er die Augen aufschlägt und nach mir blickt. —

Ich kann nicht länger schreiben — meiner Hand entfällt die Feder immer wieder — und ich muß Dir Lebewohl sagen. Du bist mein Trost, Du bist meine Hoffnung; da mein Herz die schwersten Qualen leidet, fühlt es doch die Zaubergewalt Deiner Liebe, die mich machtvoll trägt, wo ich sonst in Nacht und Verzweifelung untergehen müßte. Niemals fühlte ich's deutlicher, wie ich Dich liebe, wie Du mir Alles, Alles bist, wie Du mich hältst mit starker Hand, da ich an schwindelndem Abgrund schwankend stehe — —

Lebe wohl, mein Heinrich! In Sterbensnot und Angst, in Qual und Verzweifelung, bin ich doch ewig, ewig Dein —

Dein Weib — Deine Lotte.

XXIII.

Brief der Gräfin Benedikte Grimmenstein an Heinrich v. d. Lieth.

Hollen, den 11. Juni 1784.

Teurer wertgeschätzter Freund!

Bereiten Sie sich vor, Unfaßbares zu vernehmen: Lotte, Ihre Lotte ist nicht mehr! Sie hat ausgelitten und ruhet in Frieden! Schwer, ach so

schwer fällt es meinem Herzen, daß ich Ihnen die Überbringerin solcher Botschaft sein muß, auch mag ich nicht nach Worten des Trostes suchen, denn für Sie — ich weiß es — gibt es keinen Trost! Nur von Lottens Ende will ich Ihnen berichten, da ich keinen Augenblick bis zu ihrem letzten Atemzuge sie verließ.

Wulf starb in der Nacht vom Freitag, wenige Stunden später, daß Lotte jenen letzten Brief an Sie geschrieben hatte. Des Knaben Krankheit bestand in einer großen Schwäche des Herzens, das vorhergegangene heftige Fieber hatte seinen Körper angegriffen und die letzten Kräfte verzehret; Lotte, gänzlich erschöpft, brach in einem Anfall von Schwäche ohnmächtig über ihm zusammen. Sie erholte sich wieder und blieb dann Stunde um Stunde unbeweglich am Bette ihres toten, so heißgeliebten Knaben. Ach, lieber Freund, sie mit ihrem reichen Herzen war von der höchsten Mutterliebe erfüllt, und nun denken Sie sich ihren Jammer, da ihr das Kind genommen wurde!

Sie saß am Bette gleichsam erstarret mit erloschenen Augen; unbeschreibliches Leiden lag in ihren Zügen ausgedrückt. Gegen Morgen wurde sie wiederum von einer Ohnmacht befallen; da trugen Berger und ich sie in ihr Zimmer auf ihr Bette und machten ihr Luft. Berger tat alles, was ihr in diesem beängstigenden Zustand nötig war; er war sogleich von großer Besorgnis erfüllet. Lotte kam erst wieder zu sich, als es heller Tag war und klagte über arge Stiche in Brust und Rücken, die ihr den Atem beschwerlich machten; wir halfen ihr, so weit es nur in unseren schwachen Kräften war — aber bald stellte sich Fieber ein, und sie litt sehr und klagte unaufhörlich in herzzerreißenden Ausdrücken um ihren Knaben.

Ach, lieber Freund, unsere arme Lotte litt den ganzen Tag und die folgende Nacht unbeschreiblich schwer an Körper und Seele. Erst gegen Morgen wurde sie ruhiger; die Schmerzen quälten sie weniger, und so wagte ich zu hoffen auf die Erhaltung ihres teuren Lebens. Sie begann von Ihnen zu sprechen, dankte mir in rührenden Worten für die Zuflucht, die ich ihr und Ihnen gewährt, und über ihr Antlitz flog ein Schimmer verklärter Seligkeit, als sie der Tage der Vereinigung mit Ihnen in Itzehoe gedachte. „Von ihm kam mir alles Glück," flüsterte sie und ihre Augen leuchteten. „Du, sage ihm ja, wie mein Herz bis zum letzten Augenblicke immer sein war, nur sein — bringe Du ihm den letzten Gruß von seiner Lotte."

Lieber Freund, in diesen Stunden weilte ihr Geist nur noch bei Ihnen. Dann bat sie mich, sie wolle in ihrem lieben Falwer ruhen, und als ich abwehrte, sagte sie: „Gewißlich, Liebe, ich fühle es, daß ich scheide." So versprach ich ihr die Erfüllung ihres Wunsches, danach lag sie lange still; in ihr Antlitz trat immer mehr ein friedlicher Ausdruck, und da ward es mir zur Gewißheit, daß sie von uns gehen würde.

Sie sprach nicht mehr; gegen Mittag, als die Sonne in leuchtenden Strahlen durch die Fenster auf ihr Bette fiel, öffnete sie die Augen, ergriff meine Hand, und ein zartes, leises, ach so liebliches Lächeln trat um ihre Lippen. So schlief sie ein, um nicht wieder zu erwachen, und ihr Tod, lieber

Freund, war wahrlich ohne Schrecken. Ihr Antlitz trägt den Ausdruck einer stillen Verklärung; sie hat den Frieden gefunden, nach dem ihr Herz so lange sich sehnte.

Als die Liebe zu Ihnen bei ihr ins Ungemessene gewachsen war und sie in ihrer Herzensnot keinen Ausweg mehr sah, ihr Leben fern von Ihnen je glücklich und friedevoll werden zu sehen, da, teurer Freund, wünschte sie sich oft den Tod. Aber zuletzt, da die Hoffnung auf eine dauernde Vereinigung unsere Lotte die Höhen irdischen Glückes erreichen ließ, und da sie aufhörte, voll Zittern und Zagen der Zukunft entgegenzusehen, kam ihr nicht mehr der Gedanke an den Tod als eine Erlösung, sondern das Leben an Ihrer Seite erschien ihr wie eine einzige Kette blühender Tage, denen sie voll Hoffen entgegensah. Die letzten Tage ihres Dulderlebens waren durch hoffnungsvolle Liebe hell und schön geworden.

Berger sagte mir, ihre zarte Konstitution, die ihn immer mit Besorgnis erfüllet habe, sei der Erschütterung beim Tode des Knaben unterlegen; lieber Freund, wir beide wissen, daß dazu Lottens Kraft aufgezehrt war von den schweren Kämpfen ihrer Leidensjahre; Wulfs Tod kam nur als letztes dazu.

O teurer Freund, wie wünsche ich, Sie könnten Ihre Lotte nun sehen, wie ich sie vor mir erblicke — Ihre Trauer würde sanfter sein. Aus ihren Zügen ist hinweggewischt alles Leid; sie liegt so friedlich da, um ihren Mund stehet ein Lächeln voller Erfüllung und himmlischer Seligkeit, wie ich's im Leben nicht an ihr sahe. Ich möchte sie vergleichen einer zarten, weißen Blüte, über die der Sturm hinging und sie brach. Und doch waren trotz allem Leid ihre Tage köstliche, denn ihre Seele war ausgefüllt von großer, reiner Liebe. Schwer und lange hat sie gekämpft, und nun wollen wir sie in Frieden schlafen lassen!

Lottens Wunsch, in Falwer zu ruhen, wird erfüllt; sie und der Knabe werden übermorgen dort zur ewigen Ruhe bestattet werden.

Ihre Briefe an Lotte, die sie im Leben wie ihren köstlichsten Schatz hütete, habe ich auf ihre Bitte sogleich nach ihrem Hinscheiden verbrannt. So kann sie ruhig schlafen, das Geheimnis ihrer Liebe mit all seinen Schmerzen und Seligkeiten nimmt sie mit sich ins Grab. Gott im Himmel wird ihr und uns ein gnädiger Richter sein.

So, treuer Freund, will ich denn von Ihnen scheiden. Gott helfe Ihnen und gebe Ihnen Kraft, Ihr Leid zu tragen!

Ihre Benedikte Grimmenstein.

Literarische Rundschau.

Ferdinand Laban.

Verstreut und gesammelt. Aufsätze über Leben, Kunst und Dichtung. Von Ferdinand Laban. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1911.

„Indessen wächst auf dieser Welt noch immer irgendwo die Traube des Trostes! Und wollte jemand gar zu indiskret danach forschen, wie lange diese hier so bedeutsam hervorgehobene ‚lange Zeit' denn gewährt habe, so möchte diesem der Mund zu verschließen sein mit einem gelegentlichen herzhaften Ausspruch Richard Wagners: ‚Ja, unter Deutschen muß einer eben alt werden, um durchzudringen!' — Einer! Den vielen freilich wird's leichter. — Doch, was liegt auch hieran! ‚Vita somnium breve'."

Was liegt daran? Die resignierte Philosophie der obigen Worte, mit denen Laban eine Studie über Böcklins „Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod" schloß, zieht wie ein leichter Wolkenschatten über Labans eigenes Wesen.

Wer war Laban?

Einer jener stillen, unpraktischen Träumer, die, wie der landläufige Ausdruck sagt, ihren Beruf verfehlt haben, ihn unter allen Umständen verfehlt haben würden, weil sie von vornherein keine Berufsmenschen sind. Dieses Urteil klingt vielleicht merkwürdig, wenn man bedenkt, daß es einem pflichttreuen, gewissenhaften Staatsbeamten und tüchtigen Gelehrten gilt, der in allem, was er tat, sich als eine vortreffliche, zuverlässige Kraft bewährte. Aber im Grunde seines Wesens war Ferdinand Laban keine Beamtennatur. Er war auch kein Kunsthistoriker, — sofern man dieses Ding als etwas Zünftiges und Berufsmäßiges auffassen will —, obgleich er von Kunst mehr als mancher Zünftige verstand.

Vielleicht war er ein Dichter . . .

Die äußeren Lebensumstände sind bald erzählt. Ferdinand Laban wurde 1856 in Preßburg geboren, „als ein Deutscher an der Grenze des Deutschtums". Er studierte in Wien, Klausenburg und Straßburg. Philosophie, Literaturgeschichte. Literar-philosophischer Art waren seine ersten Veröffentlichungen über Collin, Schopenhauer usw.; dazwischen perlten dichterische Versuche auf. Aber das Dichten reimt sich nun einmal nicht auf die Notwendigkeiten des Lebens. Ein glücklicher Zufall führte den hilflos mit der Not des Daseins Ringenden nach Berlin an die Museen. Er wurde königlich preußischer Beamter, vergrub sich in gelehrte Facharbeit, bibliothekarische, archivalische, — „die harte Fron gelehrter Hilfsleistung", wie Friedländer in seinem Laban-Nekrolog (Kunstchronik, Bd. XXII, S. 12) sagt. Er gab das „Kunsthandbuch" heraus, verwaltete die Bibliothek der königl. Museen, führte die Redaktion des Jahrbuchs der königl. preußischen Kunstsammlungen und verfaßte die Bibliographie für das „Repertorium für Kunstwissenschaft". Alles Arbeit hinter den Kulissen. Verhältnismäßig selten trat er infolge dieser stillen,

aber die Zeit stark in Anspruch nehmenden beruflichen Verpflichtungen schriftstellerisch hervor und über den Umfang von Aufsätzen gelangte er überhaupt nicht mehr hinaus. Auch der Wunsch, diese Aufsätze wenigstens in Buchform zu veröffentlichen, sollte sich ihm zu seinen Lebzeiten nicht mehr erfüllen. Nun, nachdem ein früher Tod ihn ganz unerwartet aus noch voller Schaffensfreudigkeit riß (am 29. Dezember 1910), liegen die gesammelten Aufsätze als Vermächtnis vor uns.

Es ist nicht leicht, diesen Band in Form einer Besprechung zu erledigen; denn von den vierundzwanzig darin enthaltenen Aufsätzen behandelt jeder ein ganz extremes Thema. Geschichtliches, Literarisches, Kunstästhetisches, Kunsthistorisches — und ganz voran geht ein Romanfragment. Dieses Romanfragment, „Ein Kindheitsidyll aus dem neueren Ungarn" ist, ebenso wie die Aufsätze „Eine Erinnerung an Karl Werder", „Ungelesene Bücher als Zeichen der Zeit", „Prinz Eugenius von Savoyen" und „Eine Erinnerung an die Kaiserin und Königin Elisabeth", den Lesern der „Deutschen Rundschau" bekannt. Der Redaktion dieser Zeitschrift gebührt das Verdienst, Ferdinand Laban, der sich nicht leicht an die Öffentlichkeit locken ließ, zuerst (1885) einem größeren Publikum vorgeführt zu haben. Das „Kindheitsidyll", eben das Debut von 1885, weckt, als letzte in den Druck gegangene belletristische Schöpfung des Verfassers, die sehr schmerzliche Empfindung, daß über dem Gelehrten ein Dichter von zweifellos starker Eigenart verloren ging. Er zeigt sich in dem Fragment als feinsinniger gemütvoller Erzähler und beobachtender Psychologe. Dieses achtsame Hineinhorchen in die Charaktere und Situationen leiht auch seinen geschichtlichen Studien ihren besonderen Reiz. Laban weiß Silhouetten zu schneiden. Elisabeth von Österreich, Prinz Eugen, ja der im „Karl Werder" nur ganz flüchtig in einem Schlagschatten festgehaltene Kaiser Wilhelm I. — wie scharf umrissen stehen sie vor uns! „Prinz Eugenius von Savoyen" ist vielleicht das Trefflichste, was je über diese Persönlichkeit geschrieben wurde.

Wir blättern weiter. Eine verständnisvolle Studie über Konrad Fiedler; eine sehr anregende und ganz neue Gesichtspunkte hervorkehrende Betrachtung über „Hamlet und das Gespenst", und dann kommt die zweite Abteilung, die ganz aus kunstgeschichtlichen Aufsätzen besteht, die ihrerzeit im „Jahrbuch der königl. preuß. Kunstsammlungen", der „Zeitschrift für bildende Kunst, Spemanns „Museum", „Kunst für Alle", den „Graphischen Künsten", „Pan" und „Tag" erschienen. Wir fühlen hier, wie Laban das tief innerliche Erfassen des Dichters und das großzügige, die Epochen begreifende Schauen des Historikers zugute kam. Er wurde kein Spezialist. Bald sehen wir ihn mit Rembrandt, bald mit Füger, Böcklin, bald mit Donner, Manet, Botticelli beschäftigt. Es liegt etwas objektives in der Wahllosigkeit des Herausgreifens der Gegenstände; aber war der Gegenstand einmal gepackt, dann setzte Laban seine ganze Persönlichkeit dafür ein. So kommt es, daß er vor jede Aufgabe wieder mit der Frische und völlig unvoreingenommenen Aufnahmefähigkeit eines Neulings trat. Er bewahrte sich die Eigenschaften, die wir an Erstlingswerken so sehr schätzen, sein ganzes Leben lang; duldete keinen Staub, wie er sich sonst so gerne über der Gelehrsamkeit ansetzt.

Mit einer besonderen Vorliebe vollzog er „Rettungen", und es ist schwer zu sagen, ob ihn ein stark geprägter Gerechtigkeitssinn oder persönliche Neigung für seine Helden dazu trieb. Jedenfalls hatte er seine Lieblinge — Prinz Eugen, Manet, Füger. Wo er auf diese drei so grundverschiedenen Erscheinungen zu sprechen kommt und er weiß da und dort die Sprache auf sie zu bringen wird ihm das Herz warm. Dann hört man ihm am liebsten zu. Seine Vorliebe — oder sagen wir einfach seine Liebe — für den „edlen Ritter" überträgt sich auch auf dessen Wiener Denkmal, bzw. den mit großem Unrecht fast unbekannten Schöpfer desselben, Anton Dominik Fernkorn. Es ist wirklich merkwürdig, wie manchmal manche Menschen so ganz vergessen werden können, während über andere weit unbedeutendere das Geschwätz sich Jahrzehnte lang fortsetzt. Fernkorn, gestorben

1878, die stärkste Persönlichkeit der Schwanthalerschule, traf dieses Schicksal. Um so mehr erfreut die ihm zuteil gewordene Rettung. Laban fängt es fein an. Er führt den Leser an einem späten Abend über den großen Platz bis dicht vor das Denkmal des Prinzen Eugen. „Es ist gar lustig anzusehen, wie der jugendliche schwarze Reiter mit der furchtlosesten Stutznase, in den schweren Stiefeln, im Brustharnisch und mit dem federgeschmückten, dreiseitig aufgekrempelten Hütchen auf der Lockenfülle, etwas zurückgelehnt und etwas schief auf dem Gaule sitzend, durch die mit Mondenglanz hereinbrechende Frühlingsnacht dahinsprengt und dahinfurrt gleich einem gigantischen Maikäfer. Wir haben — nicht ohne Ergriffenheit und doch wie zu keckem Reiterfrohmut gestimmt — das schattenhaft dunkle, aber von siegreicher Unsterblichkeit durchpulste Riesengespenst des volkstümlichen Helden erblickt. Was will man mehr? Packen muß uns der Held, wenn ihn uns der Künstler aus der Vergangenheit heraufführt!"

Mit dieser blühenden, begeisterten Sprache sehen wir ihn ein andermal für den vergessenen Miniaturmaler Füger oder für den auch nicht immer liebevoll bewerteten Schadow oder aber auch für Manet eintreten. Bei Manet gab es ja nichts zu retten. Hier überläßt sich Laban ganz dem Sturm einer keine Schranken mehr kennenden Entzückung, die sich sogar auf Manets Photographie erstreckt. „Auch dieser Anblick predigt die jubelnde Indiskretion, vor der nur Banausen sich bekreuzen: — ‚die Natur ist aristokratisch!'"

In solchen Momenten ging der Dichter mit dem Kunstkritiker durch; aber man kann trotzdem nicht sagen, daß er je ins Uferlose hinausschwärmte. Im Gegenteil, es war ein sehr festes Lossteuern auf das Individuum. Ist es doch natürlich, daß man in der Kunst im letzten Grunde den Künstler sucht, und daß das Anziehende und Beglückende einer Kunst nicht das in ihr allgemein Gültige, sondern das rein persönliche — „höchstes Glück der Erdenkinder!" — ist und bleibt. Je objektiver wir eine Kunst zu schätzen glauben, je mehr dürfen wir versichert sein, daß uns der Künstler mit seiner Persönlichkeit gefesselt hat; denn wo dies nicht der Fall ist, da schätzen wir überhaupt nicht, da übersehen wir. Laban hatte die Ehrlichkeit, aus dieser Tatsache, die von der stets mit „objektiven" Kurzsichtigkeiten sich brüstenden Mittelmäßigkeit nicht gerne zugestanden wird, kein Hehl zu machen. Er vermochte sich keiner Richtung anzuschließen; aber in dem Augenblick, wo er für eine Persönlichkeit eintrat, da konnte er nichts anderes gelten lassen. Es ist köstlich zu lesen, wie er einen Manet, 70 : 92 Zentimeter groß, „in Gedanken" von der Nationalgalerie ins Museum hinüberschleppt und mit kindlicher Freude feststellt, daß sein Manet alle alten Meister totschlägt, „ihnen wehe tut". Mit goldener Rücksichtslosigkeit betont er hier seelenvergnügt das „Wehetun", das sonst gar nicht seine Sache ist. Man darf ihm dabei nicht böse sein. Auf seine Lieblinge läßt er nun einmal nichts kommen. Es klingt doch auch wieder sehr vernünftig, wenn er sagt: „Unser Jahrhundert hat einen Manet hervorgebracht. Ein früheres einen Rubens. Die so arg zetern, sollten lieber darüber nachdenken, weshalb wir keinen Rubens haben, vielleicht überhaupt keinen haben können. Und ich bin so aufrichtig, zu bekennen, daß ich mich darüber freue. Den Rubens haben wir ja doch. Und nun haben wir noch den Manet dazu!" Das ist freilich keine fachmännische Auffassung, es ist die naive Freudeäußerung eines überrascht Beschenkten. Rubens und noch Manet dazu! Deckenhoch müßte man springen.

Das alles will nicht anders ausgelegt sein, als es eben gesagt wurde. Höchst interessant sind die beiden kritischen Aufsätze über die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung in Berlin zu lesen. In ihnen vielleicht zum erstenmal eine Sprunghaftigkeit, die man sonst nicht gewohnt ist. Aber wenn man bedenkt, wie viel in solchem Trubel hin und wieder geredet und geeifert wird, wovon doch immer etliches auf den Hörer abfärbt, — kein Wunder! Vielleicht nur so läßt sich die schroffe Ablehnung Runges erklären; wofür freilich die feine Charakterisierung Kobells und Krügers entschädigt.

Manchmal fand Laban Freude daran, ein einzelnes Werk eines Meisters herauszugreifen und, wie der Kenner einen edlen Stein in den Händen dreht und funkeln läßt, von allen Seiten zu betrachten. So finden wir eine köstliche Studie über Rembrandts Mann mit dem Goldhelm, eine andere über ein Werk Govas, an dem in einer fein geistreichen Art das Wesen impressionistischer Tendenzen dekliniert wird, endlich eine solche über Böcklins Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod. Wie uns Laban die Hand über den Tod legen läßt und nur aus dem Selbstbildnis uns Böcklin erklärt, ja mehr als Böcklin, den Künstler an sich überhaupt in seinem Schauen und Sehnen, das ist edelste ästhetische Exegetik, die den Unterschied zwischen der Kritik des Kunstverstehenden und des bloß gerne über Kunst Perorierenden deutlich macht. Erinnern wir uns noch an den „Fall Böcklin"? Dort brauchte Meier-Graefe, den „Tod" Böcklins und den „Tod" Holbeins auf dem Gemälde des Sir Bryan Tuke, — diesen Unglückstod, der gar nicht von Holbein ist! — um zu beweisen, daß — ja freilich, daß er weder von Böcklin noch von Holbein etwas versteht. Labans Kritik dagegen bleibt ein wirkliches Werturteil.

Wo wir den Band aufschlagen, wir finden überall dasselbe: ein frisches, gesundes, aus eigener Anschauung gewonnenes Kunstverständnis. Es ist gleichgültig, ob man mit dem Verfasser gleicher oder anderer Ansicht ist — das eine, behagliche Gefühl bleibt uns überall, daß der Verfasser sein Geschriebenes rechtfertigen kann als sein aus eigener Überzeugung Gefundenes. Nirgends eine Phrase, ein Wiedersagen, weil so und so viele andere es schon gesagt haben, nirgends Autoritätenrespekt. Davon war Laban frei. Und dieses innerliche Sichfreihalten von Einflüssen, Richtungen, Moden gibt den Arbeiten des leider zu früh Verstorbenen ihren Wert. So bleibt das Werk, zu dem Max Friedländer, Labans langjähriger Kollege an den königl. Museen, das liebevolle „Geleitswort" geschrieben hat, ein würdiges Vermächtnis.

Mela Escherich.

β. **Brehms Tierleben.** Allgemeine Kunde des Tierreichs. Mit etwa 2000 Abbildungen im Text, über 500 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Karten. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Strassen. Erster Band: Vögel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1911.

Die lange erwartete neue Ausgabe des einzigartigen Werkes, das seit über vierzig Jahren einen Grundpfeiler der modernen Tierkunde bildet, beginnt mit diesem Bande, der im Zusammenhang des Ganzen der sechste ist. Dreizehn Bände sind vorgesehen. Der Herausgeber ist zugleich spezieller Bearbeiter der niederen Tierstämme unterhalb der Insekten und Spinnen, während die übrigen Teile besondere Erneuerer gefunden haben; so hat der kenntnisreiche und als volkstümlicher Darsteller besonders angesehene Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, Professor Ludwig Heck, die Säugetiere übernommen. Die Vögel, Brehms Lieblingsgebiet, hatte William Marshall zum Teil noch revidiert; nach seinem Tode legten Hempelmann und zur Strassen die letzte Hand an. Was dem vorliegenden Bande zunächst sein Gepräge verleiht, ist der überaus reiche Schmuck an Farbentafeln, die durchweg Originale von Wilhelm Kuhnert wiedergeben, darunter mehrere ganz hervorragend schöne Blätter. Vierzehn schwarze Tafeln bringen photographische Aufnahmen nach dem Leben, auch eine neue Sache. Über die Prinzipien, nach denen der Text behandelt ist, berichtet der Herausgeber in einer Beilage. Ursprünglich sei beabsichtigt worden, die Veränderungen in dem alten Brehmschen Text auf das allernotwendigste zu beschränken. Dann hätte sich indessen die Notwendigkeit herausgestellt, den Gesamtplan des Werkes doch wesentlich zu verändern. Zunächst habe der „Entwicklungsgedanke" stärker betont werden müssen, mit aufsteigender Reihenfolge der Tiere und Bezug auf die Abstammungsverhältnisse. Kein Zweifel, daß zur Strassen hier etwas durchgeführt hat, was durchaus im Sinne Brehms und seines Mitarbeiters Oskar Schmidt (des Vaters von Erich Schmidt) liegen würde, wenn die beiden heute noch lebten. Des weiteren dann hat der Herausgeber für unumgänglich gehalten, Brehms Auffassung von der Tierpsychologie als eine Irrlehre vollständig aus dem Buche auszumerzen. Brehm sah in der Propaganda für diese Auffassung sein eigentlichstes Lebenswerk, so daß hier ein eigentümlicher Kontrast entstanden ist, der um so fühlbarer wird, als die alte Ich-Form der Erzählung trotzdem beibehalten ist. Über diesen und andere Punkte wird sich aber erst urteilen lassen, wenn einige weitere Bände (insbesondere die von Heck bearbeiteten) eine größere Übersicht und Einsicht gestatten. Wir werden dann auf das monumentale Werk ausführlich zurückkommen.

μ. **Klassiker der Kunst.** Fra Angelico da Fiesole. Des Meisters Gemälde in 327 Abbildungen. Herausgegeben von Dr. Frida Schottmüller. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Der selige Frate Giovanni — Angelico benannt, weil seine Kunst ein Stück wesenhaft Geschautes aus den ewigen Frühlingsauen des Engellandes zu sein scheint, auch weil er selbst fromm und engelsgleich, ein wunschlos Friedreicher und Herzensreiner durch das Leben wandelte — ist derjenige Künstler der italienischen Frührenaissance, der am längsten, ohne dabei jemals eigentlich Mode gewesen zu sein, eine Art internationaler Popularität besitzt. Seine musizierenden Engel auf Goldgrund, im Original zu Florenz eine Madonna umrahmend, sind in unzähligen Abbildungen von dieser Madonna fort in die Welt geflogen, siegreicher diese erobernd als es den ihnen gleichzeitigen deutschen Englein, als es selbst den ihnen gefährlichen konkurrierenden Engelputten Donatellos und Robbias gelang. Das Gesamtwerk dieses Meisters darf daher auf ein allgemeines Interesse Anspruch erheben. Fra Angelico ist keiner von denen, deren Entwicklung wir mit wachsender Spannung zu verfolgen gezwungen werden. Er bringt, ähnlich wie der Deutsche Stefan Lochner, ein abgeklärtes, sonnig friedliches Temperament mit, das ihm ohne Schwankungen bis zum Tode treu bleibt. Er hat keine Krisen, kaum Stilwandlungen. Bei vielen seiner Werke macht es Schwierigkeit, sie einer bestimmten Epoche seines Schaffens zuzuweisen. Auch in seinen Typen ist wenig Abwechslung. Ein sanfter Christus, eine unsäglich süße innige Jungfrau, verklärte Engel und andächtige, stille Mönche. Man kennt diese paar Menschen, denen sich die verwandten und in höhere Reinheit gesteigerten himmlischen Wesen gesellen, bald, und dennoch wird man ihrer nicht müde. Sie wirken in ihrer stillen Schönheit mit der Größe philosophischer Abklärung auf uns. Ihre heitere Ruhe hat etwas Beglückendes, Tröstendes. Ihr feierliches Schreiten und Gebaren weckt die Vorstellung einer lieblichen Musik, nach deren Rhythmus sie sich bewegen. Sphärenfang, Sphärenklang aus seligen Höhen. Frida Schottmüllers Text ist streng wissenschaftlich. Die Herausgeberin legte den Hauptwert auf die Chronologisierung des umfangreichen Materials. Der seinerzeit von Rothes gegebene Hinweis auf den Zusammenhang der Sieneser Schule blieb unberücksichtigt. Zu beachten bleibt die von der Herausgeberin betonte Rolle, die Fra Angelico in der Entwicklung des florentinischen Landschaftsbildes einnimmt. Sehr erfreulich ist wieder die gediegene Ausstattung des Werkes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aaron. Die moralische Weltordnung und das Gesetz der Menschengeschicke. Von Elkanah ben Aaron. Erster Teil. Erstes Buch. Berlin, Curt Wigand. 1911.

Arréat. Reflexions et Maximes. Par Lucien Arréat. Paris, Félix Alcan. 1911.

Auburtin. — Die Kunst stirbt. Von Victor Auburtin. München, Albert Langen. 1911.

Aus Natur und Geisteswelt. 342 Bändchen. Die deutschen Volkstrachten. Von Karl Spieß. Mit 11 Abbildungen im Text. 351. Bändchen. Die Ostmark. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Waldemar Mitscherlich. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Baedeker. — Unteritalien, Sizilien, Sardinien, Malta, Korfu. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 30 Karten und 34 Plänen und Grundrissen. Fünfzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1911.

Baedeker. — Nordwest-Deutschland. (Von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an, nebst Hamburg und der Westküste von Schleswig-Holstein.) Mit 48 Karten und 80 Plänen. Dreizehnte Auflage. Nordost-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an) nebst Dänemark. Mit 43 Karten und 84 Plänen. Dreißigste Auflage. Von Karl Baedeker. Leipzig, Karl Baedeker. 1911.

Bardoux. — Victoria I. Édouard VII. Georges V. Par Jacques Bardoux. Paris, Hachette & Cie. 1911.

Baum. Bewußtwollende Wahnidee. Ein Epos von Fritz Baum. Erster Teil. Altenburg, Oskar Bonde. 1911.

Bère. — Au fond des Yeux. Petits poèmes en prose. Par Jean de Bère. Préface d'Édouard Schuré. Paris, Perrin & Cie. 1911.

Bernot. — Œuvres choisies de Guy de Maupassant. Poésies, Contes, Romans et Nouvelles, Théatre. Préface et analyses par F. Bernot. Paris, Ch. Delagrave. 1911.

Blennerhassett. Streiflichter. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden. Berlin, Gebruder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Bohtlingk. Bismarck und das papstliche Rom. Genetische Darstellung auf Grund der Quellen von Arthur Bohtlingk. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1911.

Börner. Friedrich Jodl. Eine Studie von Wilhelm Börner. Mit einer Charakteristik Fr. Jodls als Anhang von Dr. phil. et med. Hugo Spitzer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Branca. Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen. Von Dr. Wilhelm Branca. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Veit & Comp. 1910.

Brand. Dichten und Trachten. Gedichte von Karl Brand. Hochemmerich, Karl Brand. 1911.

Brischer. — Deutsch-österreichische Literatur der Gegenwart. Von Karl M. Brischer. Leipzig, Franz Deuticke. 1911.

Broemel. Italiens nationale Erhebung und seine wirtschaftliche Entwicklung 1861 bis 1911. Von Max Broemel. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1911.

Bürger. — Quintrales. Geschichte aus einem heißen Lande. Von Otto Bürger. Leipzig, Theodor Weicher. 1911.

Busse. Die Schuler von Polajewo. Von Carl Busse. Zweite, völlig veränderte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Cambon. — La Francesca di Rimini. Lyon — St-Etienne — Dijon. Par Victor Cambon. Avec 20 planches en hors-texte et une carte. Paris, Pierre Roger & Cie. 1911.

Canz. — Philipp Fontana, Erzbischof von Ravenna. Ein Staatsmann des 13. Jahrhunderts (1240 bis 1270). Von Oskar Canz. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Cauer. Das Altertum im Leben der Gegenwart. Aus Vorträgen. Von Paul Cauer. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Claudel. — L'Otage. Drame. Par Paul Claudel. Paris, Marcel Rivière & Cie. 1911.

Comert. — L'Appuyée. Roman par Marguerite Comert. Paris, Calmann-Lévy. 1911.

Croce. — Philosophie de la Pratique, Économie et Ethique. Par Benedetto Croce. Traduit de l'Italien par Henri Bunod et le Dr. Jankelevitch. Paris, Félix Alcan. 1911.

David. Le Modernisme Bouddhiste et le Bouddhisme du Bouddha. Par Alexandra David. Paris, Félix Alcan. 1911.

Dessoir. — Abriß einer Geschichte der Psychologie. Von Max Dessoir. Heidelberg, Carl Winter. 1911.

Dove. Die Cobra. Südafrikanische Erzählungen von Karl Dove. Berlin, Hapke & Schmidt. 1911.

Ebner-Eschenbach. — Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Zehnter Band: Erzählungen VI. Berlin, Gebruder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Effig. Furchtlos und treu. Drama in fünf Aufzügen. Von Hermann Effig. Berlin, Paul Cassirer. 1911.

Falls. Drei Jahre in der Libyschen Wüste. Reisen, Entdeckungen und Ausgrabungen der Frankfurter Menes-Expedition. Kaufmannische Expedition von J. C. Ewald Falls. Mit einem Geleitwort von Monsignore Dr. Carl Maria Kaufmann und 192 Abbildungen sowie zwei Karten. Freiburg, Herder. 1911.

Federer. — Lachweiler Geschichten. Von Heinrich Federer. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1911.

Feigl. — Ferdinand Lassalle. Reden und Schriften. Tagebuch, Seelenbeichte. In Auswahl herausgegeben nebst einer Darstellung seines Lebens und Wirkens von Hans Feigl. Wien, Carl Konegen. 1911.

Ferroni. — Un organismo ferroviario moderno. Le ferrovie di Stato Svizzero, 1903–1910. Di Dott. Ferruccio Ferroni. Bologna, presso Nicola Zanichelli.

Fueter. — Geschichte der Neueren Historiographie. Von Eduard Fueter. München, R. Oldenbourg. 1911.

Gabriele. Familie. Eine kleine Tragodie von Otto Gabriele. Berlin, Karl Fischer. O. J.

Ganghofer. — Die Sünden der Väter. Roman in 2 Banden von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Zweiter Band. — Hubertustand. Volksausgabe. Fünfter Band. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Glahn. Unser Korper als Grundlage des Naturerkennens. Von Leo Wilhelm Glahn. Berlin, Curt Wigand. 1911.

Goldscheid. Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie. I. Von Rudolf Goldscheid. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1911.

Goldstein. — Wandlungen in der Philosophie der Gegenwart. Mit besonderer Berücksichtigung des Problems von Leben und Wissenschaft. Von Prof. Dr. Julius Goldstein. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1911.

Guthmann. — Romantische Novellen. Von Johannes Guthmann. Berlin, Paul Cassirer. 1911.

Hampe. — Aus den Leiden eines Juristen. Ein Buch für Laien. Von Otto Hampe. Berlin, Curt Wigand. 1911.

Hartmut. Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Hartmut. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Hauviller. Les Archives Révolutionnaires du Département de la Moselle à Metz. Par Ernest Hauviller. Paris, Ernest Leroux. 1910.

Hauviller. — Elsässische Verfassungs- und Verwaltungswünsche im 18. Jahrhundert. Les vœux des états d'un Alsacien. Nach einer unveröffentlichten politischen Denkschrift herausgegeben und eingeleitet von Ernst Hauviller. Metz, G. Scriba. 1911.

Hladny. — Deutscher Glaube. Roman von Ernst Hladny. Leipzig, Theodor Weicher. 1911.

Hornstein. — Zwei unveröffentlichte Briefe Richard Wagners an Robert v. Hornstein. Herausgegeben von Ferdinand Fih. von Hornstein. München, E. W. Bonsels & Co. 1911.

Kennedy. Ein Diener des Hauses. Ein Spiel des heutigen Tages in fünf Akten. Von Charles Rann Kennedy. Ins Deutsche übertragen von Frank C. Waldburn Freund. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Ignotus. Wieland und die Griechen. Von Ignotus. Berlin, Curt Wigand. 1911.

Landor. — Hautes et Basses Classes en Italie (Fragments). Par Walter Savage Landor. Traduction Française. Paris, Victor Beaumont. 1911.

Lauthard. Gulerkappers Leben und Leiden. Eine tragisch-komische Geschichte von Friedrich Christian Lauthard. Nach der Ausgabe von 1801 zum zweiten Male neugedruckt. Gießen, Alfred Töpelmann. 1911.

Lebenskunst. — Ein Herrenbrevier. Berlin, Gustav Lyon. 1911.

Lichtenberger. - Le Faust de Goethe. Essai de Critique Impersonnelle. — Le Faust de Goethe. Esquisse d'une Méthode de Critique Impersonnelle. Par Ernest Lichtenberger. Paris, Félix Alcan.

Lindenberg. Fürst Nakaschidze. Roman von Paul Lindenberg. Berlin, G. Bernstein. 1911.

Löns. Kraut und Lot. Ein Buch für Jäger und Heger. Von Hermann Löns. Hannover, Adolf Sponholtz. 1911.

Loiseau. — L'Évolution morale de Goethe. Les Années de Libre Formation 1749—1794. Par H. Loiseau. Paris, Félix Alcan. 1911.

Marx. Bismarck und die Hohenzollernkandidatur in Spanien. Von Ernst Marx. Stuttgart, J. B. Metzler. 1911.

Megerlin. - Was hat uns Johannes Müller zu sagen? Vortrag von Dr. F. Megerlin. München, C. H. Beck. 1911.

Meinecke. — Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Von Friedrich Meinecke. Zweite, durchgesehene Auflage. München, R. Oldenbourg. 1911.

Metz. — Friederike Brion. Eine neue Darstellung der Geschichte in Sesenheim". Von Adolf Metz. Mit einem Anhang Goethescher Briefe. München, C. H. Beck. 1911.

Morawitz. Aus Arbeitstagen und Mußestunden. Von Karl Morawitz. Neue Folge. Wien, Wilhelm Braumüller. 1911.

Müller-Holm. Caesarius v. Heisterbach. Deutsch von Ernst Müller-Holm. Berlin, Karl Schnabel. 1910.

Neuhaus. Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes. Auf Grund der Ergebnisse der Berufszählungen von 1882, 1895 und 1907 bearbeitet von Dr. Georg Neuhaus. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 1911.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Heft 7. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft. O. J.

Nevermind. Das gefährliche Alter des Mannes. Von Ernst Nevermind. Berlin, Curt Wigand. 1911.

Nordhausen. — Die versunkene Stadt. Roman von Richard Nordhausen. Hannover, Adolf Sponholtz. 1911.

Paulsen Pädagogik. Von Friedrich Paulsen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Philippe. - La Mère et l'Enfant (2me édition). Par Charles-Louis Philippe. Paris, Marcel Rivière & Cie. 1911.

Pinthus. Die Romane Levin Schückings. Ein Beitrag zur Geschichte und Technik des Romans. Von Kurt Pinthus. Leipzig, R. Voigtländer. 1911.

Plaßmann. — Jahrbuch der Naturwissenschaften 1910—1911. Sechsundzwanzigster Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Joseph Plaßmann. Mit 22 Abbildungen. Freiburg, Herder. 1911.

Rattay. — An meine Geliebte. Märchen und Erzählungen von Robert Rattay. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Rahmer. Nikolaus Lenau als Mensch und Dichter. Ein Beitrag zur Sexualpathologie von S. Rahmer. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Rauscher. — Richard Dankwards Weltgericht. Roman von Ulrich Rauscher. Frankfurt, Rütten & Loening. 1911.

Riemer. Neue Gedichte. Von Ludwig Riemer. Wien, Carl Konegen. 1911.

Ruederer. Der Schmied von Kochel. Tragödie in vier Akten. Von Josef Ruederer. München, Süddeutsche Monatshefte. 1911

Rung. Die weiße Nacht. Das Vermächtnis des Frank Thauma. Von Otto Rung. Frankfurt, Rütten & Loening. 1911.

Salus. Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Von Hugo Salus. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Sartiaux. — Villes Mortes d'Asie Mineure. Pergame, Ephèse, Priène, Milet, Le Didymeion, Hiérapolis. Par Félix Sartiaux. Paris, Hachette & Cie. 1911.

Schade. Wetterwolken. Roman aus gärender Zeit von Maria Schade. Berlin, Karl Curtius. 1910.

Scheffler. — Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert. Von Karl Scheffler. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Schmidtbonn. Lobgesang des Lebens. Rhapsodien von Wilhelm Schmidtbonn. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1911.

Schneider. — Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Dr. Karl Schneider. IV. Jahrgang. Essen, G. D. Baedeker. 1911.

Schuster. Die Ehefrau in alter und neuer Zeit. Eine sittengeschichtliche Skizze von Dr. jur. Ernst Schuster. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1911.

Segond. — Cournot et la Psychologie Vitaliste. Par S. Segond. Paris, Félix Alcan. 1911.

Spies. — Das moderne England. Einführung in das Studium seiner Kultur. Von Heinrich Spies. Straßburg, Karl J. Trübner. 1911.

Strkt. Wilhelm von Humboldts Ästhetik als Versuch einer Neubegründung der Sonnauswissenschaft dargestellt von Gustav von Strykt. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1911.

Swendsen. — Vom Olafshügel. Roman einer nordischen Frau. Von Ole Swendsen. Berlin, Curt Wigand. 1911

Taft. Strange Siberia along the Trans-Siberian Railway. A journey from the great Wall of China to the Sky-Scrapers of Manhattan. By Marcus Lorenzo Taft. New York, Eaton & Mains. 1911.

Tanzscher. Im innersten Großrußland. Schilderungen und Studien. Von Georg Tanzscher. München, Ernst Reinhardt. 1910.

Urkull. — Die Schwurbrüder. Von Baron Woldemar Urkull Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. O. J.

Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19. bis 22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M. Reden und Vorträge von Georg Simmel, Ferdinand Tönnies, Max Weber, Werner Sombart, Alfred Ploetz, Ernst Troeltsch, Eberhard Gothein, Andreas Voigt, Hermann Kantorowicz und Debatten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Verweyen. — Philosophie und Theologie im Mittelalter. Die historischen Voraussetzungen des Anti-Modernismus. Von Dr. J. M. Verweyen. Bonn, Friedrich Cohen. 1911.

Virolleaud. — Die Christus-Legende. Von Ch. Virolleaud. Übersetzt von Dr. W. Breitenbach. Brackwede, Dr. W. Breitenbach. 1911.

Wagner. — Der Fall Soxleth. Eine Antwort von Paul Wagner. Darmstadt, Johs. Waitz. 1911.

Walzel. — Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Aufsätze von Oskar Walzel. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Wegner. - Gedichte in Prosa. Ein Skizzenbuch aus Heimat und Wanderschaft. Von Armin T. Wegner. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Weigand. — Stendhal und Balzac. Essays von Wilhelm Weigand. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Wissenschaft und Bildung. Band 95: Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre auf dogmengeschichtlicher Grundlage. Von Dr. Othmar Spann. — Band 96: Das Märchen. Ein Versuch. Von Friedrich von der Leyen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Zickert. - Die Kapitalsanlage in ausländischen Wertpapieren vom Standpunkt des Volkswirts und Kapitalisten. Von Dr. Hermann Zickert. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1911.

Ziegler. - Das Drama der Revolution. Von Eugen Ziegler. Berlin, Wigandt & Grieben. 1911.

Zobeltitz. - Die Spur des Ersten. Von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Ullstein & Co. 1911.

Zweig. Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer. Das Kind. Zwei Erzählungen von Arnold Zweig. München, Albert Langen. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel Dr. Georg Paetel, Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

Der deutsche Bundesstaat auf dem Erfurter Parlament

und die Stellung der preußischen Camarilla, besonders Ottos v. Bismarck zu ihm.

Von

Dr. jur. et phil. **Karl Binding.**

Zweimal ist in der Geschichte des deutschen Volkes ein Deutsches Reich gegründet worden. Über tausend Jahre liegen zwischen den beiden Ereignissen. Aber in ihrer Bedeutung rücken die Jahre 843 und 1867 eng aneinander. Die Notwendigkeit der zweiten Gründung beweist die Unzulänglichkeit der ersten.

Wer sich beide durch eine Linie verbunden denkt, die das Fallen und Steigen der Reichsgewalt anzeigt, wie die Linie des automatischen Barometers das Fallen und das Steigen des Luftdrucks, nimmt alsbald wahr, daß diese Linie in den 963 Jahren zwischen dem Vertrag von Verdun im Jahre 843 bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1806, von wenigen kleinen Steigungen abgesehen, trostlos fortdauernden Niedergang aufweist.

Der Hauptgrund, nicht der einzige, für diese Bewegung lag in der Entstehung der Landeshoheit auf dem Boden des alten Reiches. Deren Machtlinie stieg genau in demselben Maße, wie die der königlichen-kaiserlichen Gewalt nach unten sank.

Beide Bewegungen erreichen 1806 — die eine ihren tiefsten, die andere ihren höchsten Stand. Die Linie der Reichsgewalt unterschreitet den tiefsten Punkt, bis zu welchem sie noch sichtbar blieb; die der Staatengewalt den höchsten, den sie überhaupt je erreichen konnte. In völliger Souveränität stehen die Staaten über den Trümmern des Reiches, wenn auch die meisten auf sehr schwachen Füßen, und an Stelle des einen Schattenkaisers ist eine Anzahl absoluter Monarchen getreten. Die Teile sind die Mörder des Ganzen geworden!

Aber nach deutschem Volksglauben konnten die Seelen der Ermordeten keine Ruhe finden: sie gingen um. Und dieser Glaube traf hier zu.

Kaum war das Reich tot, da begann seine Seele den Umgang und bedräute die souverän gewordenen Gewalten.

Der Gedanke der Schöpfung einer sie beschränkenden und zusammenbindenden Bundesgewalt stieg aus dem Grabe des Reiches an das Licht. Viermal hat Preußen versucht, ihn zu verwirklichen, dreimal vergeblich, das vierte Mal erfolgreich. Im August 1806 schon wollte es einen Norddeutschen Reichsbund gründen[1]). Im September 1814 forderte es auf dem Wiener Kongreß naiverweise Metternich auf, mit ihm zu gleichem Ziele zusammenzuwirken. Nach der furchtbaren Niederlage der bundesstaatlichen Bewegung im April 1849 versuchte es vergeblich die Gründung der Union, und die Niederlage der preußischen Regierung bei diesem Versuch war fast noch größer als die der Paulskirche bei dem ihrigen. Denn Preußen war ein starker, gut bewaffneter Staat, die deutsche Nationalversammlung aber stützte ihre ganze Macht auf die Güte ihrer Sache und die geschichtliche Notwendigkeit der politischen Einigung Deutschlands.

Auf unabsehbare Zeit schien der Gedanke des Bundesstaates vertagt. Aber kaum ein Jünglingsalter verfloß, da wurde der vierte Versuch gemacht und von glänzendem Erfolge gekrönt: der Norddeutsche Bund war gegründet.

Einer der leidenschaftlichsten Feinde der Gründung des Bundesstaates unter preußischer Führung in den Jahren 1848, 1849 und 1850 hatte sich inzwischen in den Mann verwandelt, der ihn mit Blut und Eisen schuf: Otto v. Bismarck.

Es ist interessant genug, diesen Saulus zu betrachten, bevor er ein Paulus geworden war. Auch aus diesem Grunde, zugleich aber auch, weil das Mißlingen des dritten Versuchs die große Lehre zum Gelingen des vierten erteilte, lohnt es sich, der kurzen Session des zu Unrecht fast vergessenen Erfurter Parlaments vom 20. März bis zum 29. April 1850 und dem Kampfe der Parteien in ihm wieder einmal die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

I. Der trotz aller Mängel des Werkes so großartige Versuch der Paulskirche, den Bundesstaat nicht ohne, noch weniger gegen die deutschen Fürsten, sondern mit ihnen, nur nicht in ausdrücklicher und förmlicher Vereinbarung aufzubauen, war im April 1849 an Friedrich Wilhelm IV. gescheitert. Da nur das deutsche Volk und nicht zugleich alle seine Fürsten ihm die Kaiserkrone angeboten hatten, glaubte er „jenen imaginären Reif von Dreck und Letten gebacken", wie er in seinem Brief an Bunsen vom 13. Dezember 1848 jene Krone vertraulich genannt, als gesalbter König von Gottes Gnaden von der Hand weisen zu müssen[2]).

[1]) Vgl. Adolf Schmidt, Preußens deutsche Politik. Dritte Auflage. S. 95 ff.

[2]) Zu diesem Brief bemerkt Leopold v. Ranke, Werke Bd. 50, S. 496: Man würde ihn mißverstehen, „wenn man darin eine definitive Ablehnung der deutschen Krone für alle Fälle sehen wollte; vielmehr zeigt jedes Wort, daß es der höchste Ehrgeiz des Königs gewesen sein würde, die tausendjährige Krone der Deutschen auf seinem Haupte zu tragen; aber auch das war sein Ehrgeiz, auf legitimem, altherkömmlichem Wege dazu zu gelangen." Das Echo der königlichen Ansichten klingt klar hörbar in den Worten L. v. Gerlachs, Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 307. S. auch Ludwig v. Gerlachs Aufzeichnungen, Bd. II, S. 43. Höchst interessant Ludwig v. Gerlachs Bemerkungen über das Übermaß von Phantasterei des Königs, über Bunsen und Ranke anläßlich der Lektüre dieses Briefwechsels. S. Aufzeichnungen Bd. II, S. 362.

Aber der König, der durchaus pathologisch zu beurteilen ist, in dessen Kopfe stets die einander widersprechendsten Gedanken gleichzeitig Platz fanden[1], dessen Ehrgeiz ebenso brennend wie sein Mut klein war, hätte trotz aller seiner Devotion gegen Österreich sich die Kaiserkrone doch gar zu gerne auf eine annehmbare und möglichst bequeme Weise auf sein Haupt setzen lassen, um dann eine seiner großen, den Psychologen tief erschütternden Reden zu halten, an deren Vollklang er sich selbst berauschte.

Und so machte jetzt die preußische Regierung den von vornherein zum Scheitern verurteilten Versuch, ihrerseits das Werk der Paulskirche zur Vollendung zu bringen, die angeblich *oktroyierte Reichsverfassung* in *eine zwischen dem deutschen Volke und den deutschen Fürsten ausdrücklich* **vereinbarte** *zu wandeln*, um alsbald zu erfahren, wie weise die Paulskirche gehandelt hatte, diesen Weg wie das höllische Feuer zu meiden[2].

Der geistige Träger der jetzt inaugurierten deutschen Politik Preußens war Josef Maria v. *Radowitz*, der intime Freund Friedrich Wilhelms IV. Wenn *Bismarck*, der in seinen „Gedanken und Erinnerungen" über jene unglückliche Zeit sehr interessant, aber nicht gerade sehr überzeugend spricht, sich dahin äußert[3]: „Unbeantwortet ist die Frage geblieben, ob der Einfluß

[1] Auf Grund des Beschlusses des Verwaltungsrates vom 13. Februar 1850 wurde das Erfurter Parlament zur Gründung der Union berufen. Zum 15. Februar 1850 notiert v. *Gerlach*, Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 431: Nach dem Ministerrat habe ihm der König mitgeteilt, er wolle Österreich anbieten, mit ihm die Reichsvorstandschaft zu teilen und diese dann über ganz Deutschland auszudehnen!

[2] Es ist kaum zu glauben, zu welchen Konzessionen sich *Friedrich Wilhelm IV.* verstehen wollte, nur um an die Spitze Deutschlands zu kommen. v. *Beckerath* wußte in der Sitzung des Erfurter Parlaments vom 12. April 1850 höchst Merkwürdiges zu berichten. Er sagte: „Vergegenwärtigen wir uns, daß die Hauptschwächen der Verfassung, die ich vollkommen anerkenne, darin bestehen, daß das Reichsoberhaupt zu wenig Macht hat; vergessen wir aber auch nicht, daß die preußische Regierung, durch das Organ ihres damaligen Vertreters in der deutschen Angelegenheit, des Herrn Generallieutenant v. Radowitz, wie ein vertrauliches Schreiben desselben an den bayrischen Minister v. d. Pfordten bekundet, im Juli 1849 sich erboten hat, noch weitere Beschränkungen der Macht des Reichsoberhauptes in die Verfassung aufzunehmen. (Stimmen auf der Linken: Hört, hört!) In diesem Schreiben des Herrn Generallieutenant v. Radowitz wird gesagt, daß die preußische Regierung allenfalls noch darein würde willigen können, daß das Fürstenkollegium sich beteilige bei Ausübung des Rechtes der Entscheidung über Krieg und Frieden, bei Ausübung des Rechts der Bündnisse und Verträge, und daß dem Fürstenkollegium eine Mitwirkung zugestanden werde sogar bei Erlassung der Vollziehungsverordnungen, wenn diese einen materiellen Inhalt hätten. Das wurde zugestanden, und ferner angeboten die Bestimmung, daß Abänderungen der Verfassung immer nur mit Stimmeneinhelligkeit im Fürstenkollegium sollten vollzogen werden können, also mit anderen Worten nach historischen Erfahrungen nur auf revolutionärem Wege, denn eine Stimmeneinhelligkeit unter den deutschen Fürsten ist bis jetzt da, wo es sich um die Interessen des Volkes handelte, nur in dem einzigen Falle zustande gekommen, als infolge der Revolution der Bundestag sich selbst aufhob." (Bewegung in der Versammlung.) v. *Radowitz* hat zu dieser Beschuldigung geschwiegen. So ist die Sachdarstellung zweifellos richtig gewesen.

[3] Bd. I, S. 64.

des Generals v. Radowitz aus katholisierenden Gründen in einer auf den König wirksamen Gestalt verwendet worden ist, um das evangelische Preußen an der Wahrnehmung der günstigen Gelegenheit zu hindern und den König über dieselbe hinwegzutäuschen. Ich weiß noch heute nicht, ob er ein katholisierender Gegner Preußens war oder nur bestrebt, seine Stellung beim König zu halten," so dürfte der in der Frage enthaltene schwere Vorwurf wider den verhaßten Gegner nicht gerechtfertigt sein[1]).

Radowitz hatte als langjähriger Militärbevollmächtigter beim Bunde dessen Erbärmlichkeit zur Genüge kennen gelernt und sagte am 15. August 1849 zu L. v. Gerlach genau das gleiche, was der bekehrte Bismarck zur Zeit seiner Petersburger Gesandtschaft später von seinen früheren politischen Gesinnungsgenossen zu dem über seine Bekehrung erstaunten Simson gesagt hat[2]): „Hätten sie wie ich die Frankfurter Miserabilität gesehen, so dächten sie wie ich"[3]).

Gewiß war er „in allen Fasern seines Wesens" Katholik. Aber sein Gefühl für Deutschland war echt; „in seiner Politik hielt er standhaft gegen Österreich mit Preußen"[4]); mit dem Bundesstaate unter Preußens Führung hat er es ehrlich gemeint[5]). Geistreich und treffend hatte er dem König gesagt, aus der Revolution müsse man vorn, nicht hinten hinaus. Ebenso treffend schreibt er in einer Denkschrift vom 18. August 1850: „Der Aufruhr kann und muß durch materielle Gewalt niedergeworfen werden; die Revolution aber wird nicht durch Bajonette und Kanonen geendet, sondern nur durch gerechte und heilsame Institutionen[6])." Aber die Liebe zu seinem ihm als problematische Natur verwandten König und die Anpassung an ihn war zu groß und für die Sache verhängnisvoll.

Die rücksichtslose Energie, die nötigenfalls Könige zwingt, fehlte ihm. Und Friedrich Wilhelm IV. konnte zu großen Entschlüssen nur gezwungen

---

[1]) Aber es gab viele, die in den Jahren 1848 und 1849 Radowitz mißtrauten. S. die Äußerung von Marcus Niebuhr in seinem Brief vom 27. April 1849 an v. Manteuffel (in dessen Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Poschinger, Bd. I, S. 96). S. auch die Zuschrift Witt v. Dörings an Radowitz das. S. 268.

[2]) L. v. Gerlachs Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 357. Daselbst sprach sich v. Radowitz in der treffendsten Weise über den gegebenen Gegensatz Preußens zu Österreich aus.

[3]) Persönliche Mitteilung v. Simsons.

[4]) Haffelt, v. Radowitz Bd. I, S. 10.

[5]) Freilich plante er die Quadratur des Zirkels, wenn er sich zu dem Programme bekennt, Preußen sei die Mission zugefallen, „den deutschen Bundesstaat innerhalb des bisherigen völkerrechtlichen Bundes so zu ordnen, daß Österreich seine Stelle in letzterem unverkürzt erhalten werde". Denkschrift vom 18. August 1850 in Otto v. Manteuffels Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 258.

[6]) S. auch Graf Brandenburgs Urteil über Radowitz in Gerlachs Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 426. Am 5. November 1850 nach Radowitz Entlassung hat ihm der König geschrieben: „Ich danke Ihnen aus meinem tiefsten Herzen für Ihre Amtsführung. Sie war die musterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken und meines Willens, und beide kräftigten sich an Ihrem Willen und Ihren Gedanken; denn wir hatten dieselben." Denkwürdigkeiten der Minister v. Manteuffel, ed. Poschinger, Bd. I, S. 310.

werden. Das lag Radowitz ebenso ferne wie seinem König der Gedanke, eine Kaiserkrone auf dem Schlachtfeld zu gewinnen oder wenigstens zu verteidigen. Sie waren beide nicht das, was die Zeit forderte: Männer der Tat, und außerdem war Radowitz unklar über seine Mittel wie über seine Ziele. Der große Mathematiker war ein herzlich schlechter politischer Rechner.

II. Zum ersehnten Ziele zu gelangen, schloß Preußen — höchst seltsamerweise ausdrücklich auf Grund des Art. 11 der Bundesakte — mit Sachsen und Hannover am 26. Mai 1849 das sogenannte Dreikönigsbündnis, zu dem der Beitritt allen Gliedern des Bundes offen gehalten wurde. Die Verbündeten verpflichteten sich, „dem deutschen Volke eine Verfassung nach Maßgabe des unter ihnen vereinbarten und diesem Vertrage anzuschließenden Entwurfes zu gewähren. Sie werden diesen Entwurf einer nach Maßgabe der in demselben enthaltenen Bestimmungen über den Reichstag und des neben dem Entwurfe vereinbarten Wahlgesetzes lediglich zu diesem Zwecke zu berufenden Reichsversammlung vorlegen. Abänderungen, welche von dieser Reichsversammlung beantragt werden, bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung der Verbündeten".

Diesem Bündnis traten alle norddeutschen Staaten, die beiden Hessen und Baden bei; Bayern und Württemberg lehnten nach dem Vorbilde Österreichs ab, ebenso Hessen-Homburg; Frankfurt hüllte sich in verlegenes Schweigen. Aber selbst Sachsen wie Hannover zogen sich später zurück und verschanzten sich hinter einem von ihnen gemachten Vorbehalte, so daß in ihnen Wahlen zum Erfurter Parlamente nicht stattfanden.

Das **Parlament,** mit dem nun die Verfassung vereinbart werden sollte, bestand aus dem Staatenhause, dessen Mitglieder zur Hälfte durch die Regierung, zur Hälfte durch die Volksvertretung des vertretenen Staates ernannt wurden, und aus dem Volkshause, dessen Mitglieder in je einem Wahlkreise von 100000 Seelen mittels indirekter Wahlen gewählt waren. Das Staatenhaus zählte 91, das Volkshaus 222 Mitglieder.

In beiden Häusern besaßen die Erbkaiserlichen der Paulskirche die Majorität. Sie hatten sich entschlossen, nicht grollend zur Seite zu stehen, sondern mitzuwirken, solange noch irgend Ersprießliches erreicht werden konnte. Heinrich v. Gagern schrieb unter dem 1. August 1849 an den Fürsten Leiningen: „Auf dem Wege des Dreikönigsbündnisses blindlings vorwärts — das muß die Losung sein" [1]). Das geistige und moralische Schwergewicht der Verhandlungen lag bei dem Volkshause, das ganz hervorragende Mitglieder beider Parteien in sich schloß. In ihm präsidierte Simson, im Staatenhause Rudolf v. Auerswald. Der fünfunddreißigjährige Otto v. Bismarck-Schönhausen war als eines der vier jüngsten Mitglieder des Hauses einer der Schriftführer im Volkshause [2]). Auch drei

[1]) V. Valentin, Fürst Karl Leiningen, S. 188.

[2]) Nach Ludwig v. Gerlachs Aufzeichnungen, Bd. II, S. 101, sagte Bismarck in Erfurt: „Was hätte mein Vater gesagt, wenn er erlebt hätte, daß ich Schreiber bei einem Juden geworden bin."

der aktiven preußischen Minister, Graf Brandenburg, v. d. Heydt und Otto v. Manteuffel gehörten diesem an. Der glänzende Berichterstatter des Verfassungsausschusses im Volkshause war Ludolf v. Camphausen. Dahlmann saß im Staatenhause, war Mitglied seines Verfassungsausschusses, nahm aber im Plenum auch nicht einmal das Wort.

III. Bevor wir nun die Schlacht betrachten, die dort in den urbansten Formen des Parlamentarismus geschlagen wurde, — welche Wohltat: diese Vornehmheit des Tons im Vergleich zur heutigen Verrohung! — ist es nötig, zwei Rechtsfragen aus der damaligen Sachlage zur Lösung zu bringen. Die eine galt der Vergangenheit, die andere der Zukunft.

Ich kehre die Zeitfolge um und beginne mit der zweiten.

Sie betraf die Stellung des Parlaments zu den verbündeten Regierungen, genauer zum aufzurichtenden Verfassungswerk.

Der deutschen Nationalversammlung war seitens der Regierungen der Vorwurf gemacht worden, sie habe die Verfassung oktroyieren wollen, während doch — worüber ja streng juristisch gar kein Zweifel bestehen konnte — der Weg der Vereinbarung zwischen Regierungen und Parlament als der einzige beiden Teilen genügend Rechnung tragende Weg anerkannt werden könne.

Vorlage eines unter den Regierungen vereinbarten Entwurfes an eine ad hoc zu berufende Volksvertretung und Annahme desselben durch das Parlament: das waren die beiden Schritte der Verfassungserrichtung, die auch Graf Brandenburg in seinem Zirkular an alle deutschen Regierungen vom 28. April 1849 als die allein notwendigen bezeichnet hatte[1]).

Auf ganz demselben Standpunkte steht Art. IV des Dreikönigsbündnisses vom 26. Mai 1849. „Lediglich" zu dem Zwecke der Annahme des Verfassungsentwurfes der Regierungen sollte die „Reichsversammlung" berufen werden.

Nahm sie unverändert an, so waren jetzt nach Abs. 1 des Art. IV die Regierungen verpflichtet, dem deutschen Volke diese Verfassung zuteil werden zu lassen. Insbesondere mußte Friedrich Wilhelm IV. von seiner „Reichsvorstandschaft" Besitz ergreifen. Nur wenn die Versammlung Abänderungen beantragte, bedurften diese zu ihrer Gültigkeit die Zustimmung der — das will sagen: aller — Verbündeten. So bestimmt der Vertrag ausdrücklich.

Die kleinste Abweichung von der Vorlage — gefaßt als conditio sine qua non für deren Annahme — bewirkte das Scheitern des ganzen Werkes, sobald nur eine der verbündeten Regierungen sich zur Zustimmung unbereit finden ließ.

Deshalb war für das Parlament die größte Vorsicht geboten.

Die zweite Frage betraf einen Punkt, bezüglich dessen sich die preußische Regierung von Anfang dieser ganzen Aktion an in der unbegreiflichsten, verhängnisvollsten Weise mitten zwischen zwei Stühle gesetzt hatte.

[1]) Bei Roth und Merck, Quellensammlung Bd. II, S. 484 ff.

Bestand der glorreiche deutsche Bund vom 8. Juni 1815 noch, als Preußen die deutschen Regierungen zu den Berliner Konferenzen berief, oder bestand er nicht mehr?

Die staatsrechtliche Frage ist von der politischen ganz zu sondern. Politisch hatte kein Staat größeren Anlaß, des Bundes Untergang zu behaupten als Preußen, das sich 1815 in unrühmlichster Weise in diese politische Mausefalle hatte einfangen lassen. Wieder in sie hineinkriechen zu sollen zum hellen Triumph Österreichs und der Mittelstaaten, bedeutete eine Demütigung noch unendlich viel größer als die im Jahre 1815 erlittene. Denn Preußen war doch 1849 und 1850 der einzige deutsche Staat, der die revolutionären Bewegungen allein mit eigener Kraft niedergeschlagen hatte!

Aber damit war die Rechtsfrage nicht entschieden.

Nun beruhte der alte Bund durchaus auf föderativer Grundlage; Wahrung der ungeschmälerten Souveränität der Bundesfürsten war sein Hauptzweck. Die Entwicklung des Bundes durfte nach Art. IV der Wiener Schlußakte nie von dem föderativen Grundcharakter des Bundes abweichen. Die Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt über den dadurch in ihrer Souveränität zweifellos beeinträchtigten Einzelstaaten und ihre Übertragung auf den Reichsverweser lag also ganz jenseits des Bundes und seiner Zwecke.

Es zog deshalb der österreichische Vorsitzende des Bundestags, der spätere Reichsminister v. Schmerling, in dessen Plenarversammlung vom 29. Juli 1848 daraus die ganz richtige Folgerung, der Bundestag habe den Reichsverweser, der an jenem Tag sein Amt in der Paulskirche feierlich antrat, geziemend einzuladen, „nach Beendigung jener Feierlichkeit in ihrer Mitte erscheinen zu wollen, um die Ausübung der verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen, welche der Bundesversammlung zugestanden haben und nunmehr namens der deutschen Regierungen auf die provisorische Zentralgewalt zu übertragen, bzw. in die Hände des Reichsverwesers zu legen sein werden, mit der von der Bundesversammlung als Organ jener Regierungen gleichzeitig abzugebenden Zusicherung entgegenzunehmen, daß dieselben — also von jetzt an die einzelnen Regierungen — der Zentralgewalt ihre Mitwirkung zu allen Verfügungen, welche Deutschlands Macht im Innern wie nach außen begründen und befestigen sollen, freudig bieten werden." Diesem Präsidialantrage wurde einstimmig beigestimmt. Eine Stunde später kommt der Reichsverweser. Im Namen aller Bundesregierungen überträgt der Bundestag, also die Gesamtheit der Bundesregierungen, die Ausübung der verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen des einzigen Bundesorganes auf die provisorische Zentralgewalt, und Erzherzog Johann nimmt sie an; die Bundesversammlung löst sich auf[1].

[1]) S. die Protokolle der deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1848, S. 719. Das später im Auftrag des Reichsministeriums des Innern im Oktober 1849 gefertigte Alphabetische Register sagt von sich: „umfassend den Zeitraum vom 1. Januar bis zur Auflösung der Bundesversammlung am 12. Juli 1848."

Dieser ganze Akt kann nicht anders gedeutet werden, als eine Erklärung aller Bundesregierungen communi consensu, das rein föderative Verhältnis fallen zu lassen und ihre bisher souveränen Gewalten einer höheren Zentralgewalt zu unterwerfen[1]). Nur um jene zu erhalten war ja 1815 der Bund gegründet worden. Die Vertauschung der negativen Aufgabe mit einem positiven Ziel nahm dem Bunde jede Existenzberechtigung. Der Bund hatte nur ein Organ: die Bundesversammlung. Diese konnte nur aus dem einzigen Grunde daran denken, abzudanken, weil sie die Auflösung des Bundes annahm. Die provisorische Zentralgewalt konnte doch unmöglich als Organ des deutschen Bundes von 1815 funktionieren.

So ist der deutsche Bund damals ganz reinlich und zweifelsohne durch contrarius actus aller, die ihn begründet haben, definitiv aufgelöst worden, ganz genau so wie der reaktivierte später 1866. Keine Regierung hat damals auch nur einen Augenblick daran gedacht, den Staatenbund für den Fall eines unglücklichen Ausgangs vorzubehalten. Alle kehrten ihm zugunsten einer bundesstaatlichen Zukunft den Rücken. Zwar waren die allgemeinen Artikel der Bundesakte geflissentlich durch Aufnahme in die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 Art. LIII—LXIII zum Bestandteil des europäischen Vertragssystems gemacht worden — eine Tatsache, die Österreich später zum öfteren zur Verteidigung seines Standpunkts geltend gemacht hat. Das war zweifellos geschehen, damit auf die nichtdeutschen Großmächte gegriffen werden konnte, falls ein Staat des Bundes durch ein anderes Mitglied bedroht oder vergewaltigt werden sollte. Daran aber, daß die auswärtigen Vertragsstaaten der Wiener Kongreßakte ein Recht auf Fortdauer des Bundes auch gegen den Willen aller Bundesglieder haben sollten, oder daß im Falle des unanimus consensus der Auflösung die Erlaubnis dazu beim Ausland hätte eingeholt werden müssen, ist nie gedacht worden und konnte nie gedacht werden. Auch ist von irgendwelchem Protest einer der Kongreßmächte gegen die Vorgänge im Juli 1848 nichts bekannt geworden, so daß auch ein völkerrechtliches Hindernis für die Auflösung nicht bestanden hat. Deshalb war es juristisch monströs und politisch noch viel monströser, daß Preußen in Art. I des Vertrags vom 26. Mai 1849 die Legitimation für das Dreikönigsbündnis ausdrücklich auf Art. 11 der deutschen Bundesakte stützte, und daß zugefügt wurde, die Verbündeten behielten dabei sämtlichen Gliedern des Deutschen Bundes alle aus diesem hervorgehenden Rechte und die diesen entsprechenden Pflichten ausdrücklich vor[2]).

[1]) Ganz richtig bemerkt dies Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 270 unter dem 10. Januar 1849. Später freilich will er den Bund festgehalten sehen.

[2]) Schon in der kaum begreiflichen preußischen Zirkulardepesche vom 23. Januar 1849 (bei Roth und Merck, Quellensammlung Bd. II, S. 253 ff.), in der sich die preußische Regierung in der unklugsten Weise präjudiziert, erklärt sie: „Mit hoher Befriedigung sieht die königliche Regierung nunmehr festgestellt, daß Österreich mit uns den deutschen Bund als fortbestehend betrachtend in demselben beharren und an dessen kräftiger Entwicklung teilnehmen will."

Die politische und die juristische Bedeutung der Frage der Bundesauflösung wurde aber keineswegs nur von der Preußischen Regierung verkannt, sondern auch in weiten Kreisen der Anhänger des neu zu errichtenden Bundesstaates.

In der Paulskirche hatten Dahlmann und Droysen Österreich vollständig aus dem Reich ausschließen wollen, Heinrich v. Gagern aber das kombinierte Programm eines Bundesstaates entwickelt, der rein aus dem außerösterreichischen Deutschland bestehen, mit Gesamt-Österreich aber zusammen einen Staatenbund bilden sollte.

Und so entstand auch in diesen Kreisen der Gedanke eines Bundesstaates im Staatenbunde, und es lag nicht allzufern, die Vereinbarkeit beider auf Art. XI der Bundesakte zu gründen, wonach die Bundesglieder das Recht der Bündnisse aller Art behielten, nur daß diese Bündnisse die Sicherheit des Bundes selbst nicht bedrohen durften[1]).

Dieser Gagernsche Bundesstaat im Staatenbunde ist nun auch der leitende Gedanke der deutschen Politik bei v. Radowitz geworden[2]).

Im Erfurter Parlament aber traten sich die Meinungen über den Fortbestand des Bundes in größter Schärfe gegenüber. Die Frage hatte ja für die verschiedenen Parteien die größeste praktische Tragweite.

Die einzige Rede, die Ludwig Häusser in Erfurt gehalten hat, vielleicht die packendste, die dort überhaupt gehalten worden ist, war eine glänzende Beweisführung, daß der Bund rechtlich tot und abgetan sei[3]).

Ebenso treffend über die Vergangenheit als irrig über die Zukunft hat sich v. Camphausen in der Sitzung vom 12. April 1850 geäußert[4])! „Die Bundesversammlung ist gestorben, und keine Macht der Welt vermag diesen Toten wieder aufzuwecken."

Es dürfte dies die Ansicht des größeren Teils der liberalen Partei gewesen sein. Aber der Fortbestand des Bundes wird auch von solchen zugegeben, die den Bundesstaat errichten wollten.

[1]) Offiziell verwertet findet sich dieser Gedanke schon in der preußischen Zirkulardepesche vom 23. Januar 1849 (bei Roth und Merck, Quellensammlung Bd. II, S. 257, 258): Sollte aber Österreich glauben, an der bundesstaatlichen Entwicklung Deutschlands nicht in vollem Maße Anteil nehmen zu können, so „würde daraus noch nicht der Schluß zu ziehen sein, daß Deutschland ausschließlich zu den wesentlichen Grundlagen des Staatenbundes zurückkehre. Vielmehr wird sowohl die Aufrechterhaltung und Entwicklung des deutschen Bundes — Österreich sowie das deutsche Gebiet der Niederlande und Dänemarks eingeschlossen — als die Erhaltung der dem österreichischen Kaiserhause gebührenden Stellung in Deutschland vollkommen vereinbar sein mit dem Zusammentritte der übrigen deutschen Staaten zu einem engen Verein, zu einem Bundesstaate innerhalb des Bundes." Diesen Passus wünschte Friedrich Wilhelm IV. gestrichen zu sehen. S. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 282.

[2]) S. auch v. Radowitz, Gesammelte Schriften, Bd. II, S. 107, 108; Brief von Radowitz an den Fürsten Leiningen vom 1. August 1849 (bei Valentin, Fürst Leiningen, S. 186). Den Gedanken eines Krieges mit Österreich, der „jedem edleren Gefühle, jeder historischen Pietät absage", lehnt v. Radowitz bestimmt ab, obgleich Preußen über die Kräfte zu unfehlbarem Siege zweifellos verfüge. S. das. S. 118, 123.

[3]) Stenographischer Bericht S. 230 ff.

[4]) Das. S. 95.

Es spielten da unmögliche Gedanken eine böse Rolle, so der, die Bundesversammlung sei auf ewig tot, aber der Bund selbst bestehe noch — so H. v. Gagern und v. Bincke[1] —, oder: die Bundesverfassung sei untergegangen, aber die Rechte und Pflichten aus dem Bunde bestünden noch[2]).

v. Radowitz war Anhänger der ersten Ansicht[3]).

Diejenige Macht, die sich über den Untergang des Bundes wohl ganz klar war, aber nicht einsah, warum sie nicht zu ihrem Nutzen und Frommen das Gegenteil behaupten sollte, war Österreich. Es säumte nicht mit der Tat[4]), und fand Glauben für seine Behauptung. Dieser Glaube aber gab ihm die ganze alte Vormachtstellung wieder.

Österreich hat dann sein Ziel, den geliebten ihm so nützlichen Bund wiederherzustellen, mit derselben Konsequenz verfolgt wie seinerzeit das Ziel der Bundesgründung.

Bei diesem Bestreben fand Österreich in dem Respekt Friedrich Wilhelms IV. vor Österreichs Willen und in der Partei der Preußischen Kamarilla zwei mächtige Helfer.

Bestand der Bund noch, so bestand sein Stolz und sein einziges Organ, die Bundesversammlung, auch noch, mochten auch die Stellen der Bundestagsmitglieder zurzeit unbesetzt sein. Von einem definitiven Untergang des Bundestags bei Fortdauer des Bundes zu sprechen, war eine staatsrechtliche Unmöglichkeit. Bestand aber der Bund noch, dann war Preußen verpflichtet, nach Maßgabe der Bundesakte auf Österreichs Verlangen die Bundesversammlung wieder zu beschicken. Erkannte die Preußische Regierung den Bund als noch bestehend an — und sie tat es —, so war es eine starke Inkonsequenz, diese Forderung von der Hand zu weisen, wie sie es bis Olmütz getan hat.

Leopold von Gerlach hatte ganz recht, wenn er dies im März 1850 dem König klar aussprach[5]).

Und eine andere berechtigte Konsequenz zog Kleist-Retzow in der Erfurter Sitzung des Staatenhauses vom 17. April 1850, wenn er der vorgelegten Verfassung geradezu vorwarf, sie widerstreite „dem noch geltenden und anerkannten Bundesrechte" und der Bund sei doch „das einzige

[1]) Sten. Ber. S. 112 und 126.

[2]) So v. Bodelschwingh, in den Aktenstücken betr. das Bündnis vom 26. Mai 1849. Bd. II, 1. S. 55. So auch der Verfassungsbericht im Staatenhause: Sten. Ber. (Staatenhaus) S. 78 ff.

[3]) Unter dem 1. August 1849 schrieb Radowitz an den Fürsten Leiningen, der Fortbestand des weiteren Bundes von 1815 sei unzweifelhaft (s. Valentin, Fürst Karl Leiningen, S. 186). In seinen Gesammelten Schriften, Bd. II, S. 50, bemerkt er: die rechtskräftige Auflösung der Bundesversammlung sei später „mit mehr Erfolg als Wahrhaftigkeit bestritten worden".

[4]) Schon in dem Erlaß des österreichischen Ministerpräsidenten an den k. k. Bevollmächtigten bei der provisorischen Zentralgewalt vom 28. Dezember 1848 (bei Roth und Merck, Quellensammlung Bd. II, S. 77 ff.) erklärt Österreich, es sei „heute noch eine deutsche Bundesmacht". Vgl. die Depesche desselben an denselben vom 4. Februar 1849 (daselbst Bd. II, S. 262 ff.).

[5]) S. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 453.

Einheitsband, welches wir aus der Bewegung des Jahres 1848 in Deutschland gerettet haben" [1]).

Der letzte Gedanke mag gar manche zu dem gleichen Glauben bestimmt haben. Scheiterte das Verfassungswerk und war der Bund tot, so war jedes Band zwischen den deutschen Staaten dahingesunken! Und das war dann in der Tat zu beklagen!

IV. Es waren nun sieben, zum Teil sehr umfassende Vorlagen, die der sogenannte Verwaltungsrat des Dreikönigsbündnisses den am 20. März 1850 zusammengetretenen Häusern des Erfurter Parlaments etwas ungeschickter Weise gleichzeitig zugehen ließ [2]).

Diese Vorlagen waren: 1. der Entwurf der Verfassung des deutschen Reiches vom 26. Mai 1849 in 195 Paragraphen; 2. dazu eine sehr umfangreiche Denkschrift vom 11. Juni 1849, seltsamerweise als authentische Auslegung des Verfassungsentwurfes gedacht; 3. der Entwurf eines Wahlgesetzes für das Volkshaus in 24 Paragraphen; 4. der Entwurf eines Gesetzes über die Einrichtung des Reichsgerichts in 69 Paragraphen mit Motiven; 5. der Entwurf der allgemeinen Geschäftsordnung für das Staatenhaus und das Volkshaus in 61 Paragraphen; dazu kam tags darauf noch 6. der Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren wegen Untersuchung und Bestrafung des Hoch- und Landesverrats gegen das Reich, in 139 Paragraphen mit eingehenden Motiven, der aber später zurückgezogen wurde. Da aber schon zur Zeit, als das Parlament in Erfurt zusammentrat, feststand, daß das neu zu errichtende Reich nicht alle außerösterreichischen deutschen Staaten umfassen würde, war noch 7. zu dem Verfassungsentwurf eine Additional-Akte ausgearbeitet, welche die Verfassung für dieses Teilreich, dem der Name die „Deutsche Union" zugedacht war, modifizieren sollte [3]).

Die Verbündeten konnten sich bei der Paulskirche bedanken. Die so viel geschmähte Reichsverfassung vom 28. März 1849 lebte zum größten Teile in deren Verfassungsentwurfe wieder auf. Von 195 Paragraphen stimmen 119 wörtlich mit solchen der Reichsverfassung überein, 25 zeigen nur eine kleine

[1]) Sten. Ber. (Staatenhaus) S. 109. Ganz analog Reichensperger (Geldern) im Volkshause: Sten. Ber. S. 123, der mit gutem Grund die Gründung des Dreikönigsbündnisses auf Art. 11 der Bundesakte geißelt.

[2]) Sie sind zweimal enthalten in „Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen Parlamente zu Erfurt". Ohne Druckort und Druckzeit. Der Bericht über die Verhandlungen des Volkshauses und der über die des Staatenhauses sind in zwei selbständig paginierten Abteilungen enthalten. Das Zitat „Sten. Ber." bedeutet im folgenden den Bericht über die Verhandlungen des Volkshauses.

[3]) Die Bezeichnung „Union" war ursprünglich gewählt für den von Preußen geplanten „unlöslichen völkerrechtlichen Bund", der bestehen sollte „aus a) der österreichischen Monarchie, b) dem deutschen Bundesstaate". S. Grundlinien zu einer Unionsakte, vorgelegt mit der preußischen Denkschrift vom 9. Mai 1849 (bei Roth und Merck, Bd. II, S. 585). Die Additionalakte aber sagt in Art. I: Die Gesamtheit derjenigen Staaten, welche die Reichsverfassung anerkennen, bildet den Deutschen Bundesstaat unter dem Namen „Deutsche Union".

redaktionelle Abweichung, 50 weichen sachlich, aber zum Teil nur in untergeordneten Punkten von ihr ab[1]).

Die Reichsverfassung hatte den sehr kühnen Versuch gemacht, über den monarchischen Gliedstaaten einen monarchischen Bundesstaat, ausgestattet mit relativ sehr starker Staatsgewalt und mit einem Erbkaiser an der Spitze, zu gründen. Die Stellung der Gliedstaaten und ihrer Häupter in diesem Bundesstaat war eine bescheidene: sie war tatsächlich viel mehr, aber begrifflich doch nur eine Untertanenstellung. Sie hatten an der Reichsgewalt keinen Teil, sondern waren nur im Reichstage vertreten. Dieser war interessanter Weise nur zu einem Teile, in dem sogenannten Volkshaus, eine parlamentarische Organisation des ganzen deutschen Volkes, zum anderen Teile, dem sogenannten Staatenhause, eine Vertretung der deutschen Gliedstaaten und deren Völkerschaften. Dessen Mitglieder sollten nämlich ernannt werden zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch die Volksvertretungen, aber sie sollten stimmen nicht nach Instruktionen, sondern nach ihrer eigenen Überzeugung. Also nicht einmal auf die Staatenhausbeschlüsse konnten die Staaten unmittelbar auch nur eine Teileinwirkung üben. Achtundzwanzig der neununddreißig damals bestehenden Glieder des früheren Bundes hatten zwar die Reichsverfassung anerkannt. Daß aber diese Degradation der Staaten besonders im Kreise der Mittelstaaten doch schwer empfunden wurde, begreift sich leicht.

Der künftige Kaiser, also Friedrich Wilhelm IV., war entsetzt über die durch die Feinde des preußischen Kaisertums in die Reichsverfassung, absichtlich um deren Unannehmbarkeit zu steigern, aufgenommene Bestimmung des sogenannten nur suspensiven Veto. Hatte der Reichstag in drei einander unmittelbar folgenden ordentlichen Sessionen genau denselben Beschluß gefaßt, sollte er Gesetz werden auch gegen des Kaisers Willen (§ 101). Das allgemeine direkte geheim auszuübende Parlamentswahlrecht, wie es das Reichswahlgesetz vom 12. April 1849 zuerst für Deutschland sanktionierte — welche Dienste hat das Gesetz später Bismarck getan! —, erschien dem König, wie v. Sybel sagt, als giftiger Hohn auf den monarchischen Gedanken und auf soziale Ordnung[2]).

Von vielen Seiten und auch von Friedrich Wilhelm IV. wurde der Ausschluß von Österreich als grenzenlose Anmaßung der Paulskirche betrachtet[3]), wurde über die Grundrechte die beißendste Lauge des Spottes und

[1]) Ganz neu ist § 77. Weggefallen sind Reichsverfassung §§ 43 und 63.

[2]) v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches. Bd. I, S. 296.

[3]) Wie überzeugend hatte schon Paul Pfizer, Über die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland (S. 78 ff.), im Jahre 1835 die Notwendigkeit von Österreichs Scheiden aus dem Bunde nachgewiesen! Dagegen schrieb schon am 6. November 1847 Friedrich Wilhelm IV. an den Prinzen Albert: „Ihr Schwager v. Leiningen – Fürst Leiningen, der Halbbruder der Königin Viktoria – geht in allen Dingen viel weiter als Eure Königl. Hoheit. Vor seinem Wunsche: ‚daß Österreich faktisch aus dem Bunde gedrängt werde und Preußen seine Stelle einnehme', möge mich unser Herr Gott im Himmel bewahren. Deutschland ohne Triest und Tirol, ohne das herrliche Erzherzogtum wäre schlimmer als ein Gesicht ohne Nase." Valentin, Fürst Leiningen, S. 49.

des Hohnes ausgegossen, und einzelne Bestimmungen über die souveräne Stellung des Reichsgerichts — gedacht als ein grandioser Staatsgerichtshof — mußten auch bei den größten Freunden eines solchen Gerichts Anstoß erregen.

Welche Reichsverfassung nahm nun dieser Fürsten-Entwurf, aufgestellt zu einer Zeit, als die furchtbare Angst vor der Revolution wesentlich überwunden war, aber doch noch nachzitterte, in Aussicht?

Das neue Reich sollte aus den Staaten des bisherigen deutschen Bundes bestehen, „welche die Reichsverfassung anerkennen". Das waren die des Dreikönigsbündnisses. Das Verhältnis Österreichs zum Reich bleibt späterer Verständigung vorbehalten.

Die monarchische Spitze des Staats, selbst der Kaisertitel werden aufgegeben, die Reichsgewalt wird erheblich beschränkt, ihr Druck auf die Staaten an manchen Stellen gelockert, besonders aber ihr Subjekt ganz anders organisiert. Die beiden Beschränkungen, die zum Verhängnis geworden wären, waren der Wegfall eigener Einnahmequellen des Reichs: sein ganzer Bedarf sollte durch Matrikular-Umlagen und das Recht Schulden zu machen gedeckt werden! Auch wurde dem Reich das Recht abgesprochen, die Post auf eigene Rechnung zu übernehmen. Aber auch fernerhin sollte die Reichsgewalt — ganz anders wie heute — dem Auslande gegenüber die alleinige Vertretung auch der Staaten führen (§ 6).

Die Reichsgewalt ist zwischen dem Reichsvorstande, dessen Würde mit der Krone von Preußen verbunden ist, und den Trägern der Territorialhoheit geteilt. Aber nicht jede deutsche Regierung sendet mindestens einen Vertreter in einen Bundesrat, sondern sie üben ihren Anteil an der Reichsgewalt durch ein Fürstenkolleg, bestehend aus 6 Stimmen. Davon steht Preußen und Bayern je eine Stimme zu, die übrigen Staaten werden in vier Gruppen geteilt, davon jede einen Bevollmächtigten zum Fürstenkolleg entsenden soll. Wie diese Stimmen instruiert werden sollen, bleibt völlig dunkel.

So bildet die Erfurter Verfassung ein sehr interessantes, aber wahrlich nicht sehr gesundes Mittelglied zwischen der Verfassung von 1849 und der Norddeutschen Bundesverfassung.

Der Reichsvorstand hat wesentlich die Rechte des deutschen Kaisers von heute, nur daß er ganz unbeschränkt sein soll in der Erklärung des Krieges und in der Auflösung des Volkshauses.

Dem Fürstenkolleg präsidiert der Reichsvorstand, also der König von Preußen. Den Reichsgesetzgeber bildet dies Kolleg. Es beschließt mit einfacher Majorität, bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Das suspensive Veto des Kaisers in der Verfassung der Paulskirche ist freilich beseitigt, aber auf sehr merkwürdige Weise: der Reichsvorstand hat jetzt außer gegen Reichsverfassungsänderungen (§ 194) gar kein Veto mehr, wie er ja als Kaiser noch heute keines hat. Die Staaten behalten trotz des Fürstenkollegs ihre Vertretung im Staatenhause, das

genau mit dem der Verfassung vom 28. März 1849 übereinstimmt. Das Wahlgesetz zum Volkshause aber ist gründlich geändert. Das Dreiklassenwahlsystem tritt hier vier Tage vor der Preußischen Verordnung vom 30. Mai 1849, die es für Preußen widerrechtlich oktroyiert hat, zum ersten Mal auf den Plan[1]). Die Wahlen sind indirekt, erfolgen durch offene Stimmgebung und gelten statt für drei nun für vier Jahre.

Das Staatenhaus wird bezüglich der Budgetbewilligung dem Volkshause gleichgestellt, die Dauer der Finanzperiode von einem Jahr auf drei Jahre verlängert.

Bezüglich des Reichsgerichts sagt sehr bemerkenswerterweise die Denkschrift zur Verfassung S. 16, es dürfe als der Teil der Verfassung betrachtet werden, „dessen baldigste Verwirklichung zu den unabweislichsten Bedürfnissen gehört". Die außerordentliche weite Kompetenz desselben nach der Reichsverfassung wird, von einer minimalen Beschränkung abgesehen, beibehalten.

An den Grundrechten ist mancherlei, aber, von der Presse und den Religionsgesellschaften abgesehen, nicht tiefgreifend geändert. Die Denkschrift entschuldigt dies, da die Grundrechte ja schon in mehreren Staaten publiziert worden seien. Sie waren es in allen.

V. Man hätte nun denken sollen, daß in diesem zur Mitschöpfung des deutschen Bundesstaates zu berufenden Parlamente die Hauptparteien aus den Freunden und den Gegnern dieser Staatsform bestanden hätten. Aber weit gefehlt! Die Hauptgegner der Radowitzschen Vorlagen versicherten wenigstens in der Versammlung, sie alle seien ernste Freunde dieser Staatsform, nur nicht des Bundesstaates, wie ihn die Vorlage präzisierte. Selbst der Minister von Manteuffel sagt: „Ich will den Bundesstaat, ich will ihn mit allem Ernste, aller Kraft meines Willens. Ich halte dafür, daß Preußen den Beruf hat, ihn herbeizuführen[2])". Seinen ernsten Willen zum Bundesstaat hat v. Manteuffel dann im November 1850 zu Olmütz eigenartig betätigt. v. Gerlach, Otto v. Bismarck wollen ihn auch, aber mit den nötigen Garantien für die Autorität Preußens und gegen die Revolution. Stahl in seiner pointierten Weise sagt: „Wir wollen nicht den Bundesstaat um jeden Preis. Wir wollen die unveränderte Verfassung um keinen Preis." Nur Reichensperger-Geldern spricht offen aus, der Bundesstaat sei nicht so wichtig wie die Einheit Deutschlands, und Stahl bekannte: „Ich dagegen hege starke Zweifel an der Möglichkeit eines solchen Bundesstaates, der zugleich selbst eine konstitutionelle Monarchie sein und aus konstitutionellen Monarchien bestehen soll ... Diese drei Momente zu vereinigen: einheitliche Volksvertretung, Vielheit der Fürsten, und ein monarchisches Zentrum, das scheint mir ein Problem, ähnlich wie die Quadratur des Zirkels"[3]).

[1]) Vgl. die interessante Äußerung Ludwig v. Gerlachs in seinen Aufzeichnungen, Bd. II, S. 61, wonach dasselbe nach dem Muster der rheinischen Städtewahlen von keinem geringeren als v. Savigny angeregt, von v. Alvensleben befürwortet worden sei.

[2]) Sten. Ber. S. 98.

[3]) Sten. Ber. S. 107.

Die Scheidung der Parteien hat inhaltlich eine ganz andere Grundlage und kommt formell sehr seltsam zum Ausdruck.

Der Hauptgegner des ganzen Verfassungswerkes ist die Partei der Kamarilla Friedrich Wilhelms IV., vertreten durch eine kleine Anzahl geistig sehr hochstehender Männer. Ihr bedeutender Führer war der süddeutsche jüdische Konvertit und Professor der Rechte zu Berlin, Friedrich Julius Stahl[1]). Er ist sekundiert von einem früher radikalen Schweizer, seinem Berliner Kollegen, dem ausgezeichneten Romanisten Ludwig Keller, der freilich dem Gedanken einer Verfassungsvereinbarung gerade so begriffsstutzig gegenübersteht[2]) wie sein plumper Heidelberger Standesgenosse Zoepfl[3]. Auf derselben Seite kämpfen der berühmte Rundschauer der Kreuzzeitung, Ludwig v. Gerlach, v. Manteuffel, Otto v. Bismarck; im Staatenhause ficht besonders Kleist-Retzow für dieselben Farben. Etwas ferner steht Reichensperger-Geldern diesem Kreise, mit dem ihn aber seine Anschauungen nah verbinden[4]).

Der Schlachtruf der ganzen Partei lautete: gegen die Revolution. Er entsprang nur zu einem Teile ihren ultrakonservativen Anschauungen, zum anderen ihrer stark preußischen Gesinnung. Das Preußentum, in dem das Gefühl einer großen geschichtlich gefesteten und erprobten Staatsgewalt lebendig war, lehnte sich auf gegen die Zumutungen der „Revolution", daß Preußen politische Fesseln angelegt werden sollten, und daß man ihm gar ansinne, in Deutschland aufzugehen[5]). Dazu kam in Erfurt ein starkes Gefühl der Überlegenheit der Vertreter Preußens gegenüber denen der übrigen kleinen Staaten des Dreikönigsbündnisses[6]). Revolution ist den Herren aber alles,

[1]) Geboren 1802 in München, 1819 in Erlangen zur protestantischen Kirche übergetreten.

[2]) S. Sten. Ber. S. 102, 103.

[3]) S. Sten. Ber. (Staatenhaus) S. 102 ff.

[4]) v. Radowitz sagt in seinen Gesammelten Schriften, Bd. II, S. 252: Die Zahl der Mitglieder der kontrarevolutionären Partei war nicht groß, „desto größer, desto verhängnisvoller ihr Einfluß".

[5]) In einer Denkschrift vom 11. Juni 1850 sagt Fürst Leiningen ungemein treffend: „Preußen war es mit einem solchen nur teilweisen Aufgehen in Deutschland nie Ernst . . . Wer Preußen kennt, wird das ganz natürlich finden. Dem eigentlichen Preußentum, dem wahren, kräftigen preußischen Elemente, dem Staate Friedrichs des Großen — welches alles in der Armee sich vorzugsweise abspiegelt —, sind alle jene Verfassungsprojekte, alle jene Theorien fremd und zuwider; dieses Preußentum kennt nur seine eigene Macht, seine eigene Vergrößerung als Preußen. In ihm aber wohnt die Kraft jenes Staates, welche stets offen und versteckt zuletzt den Ausschlag geben wird." Bei Valentin, Fürst Leiningen, S. 205.

[6]) Höchst erregt über die En-bloc-Annahme der Verfassung sprach Bismarck in der Sitzung vom 15. April 1850 höchst verächtlich von weiteren Beschlüssen des Hauses, die „auf die praktische Gestaltung Deutschlands ebenso wenig Einfluß haben" dürften „wie derjenige, den die in ihrer Mehrheit nichtpreußische Majorität dieses Hauses am vorigen Sonnabend meinem Vaterlande zu oktroyieren versucht hat." (Große Unruhe.) Worauf Simson: „Für die Schlußäußerung des Abg. v. Bismarck-Schönhausen rufe ich denselben hiermit zur Ordnung. Es gibt in diesem Hause weder preußische noch nichtpreußische Majoritäten, und die Entscheidung dieses Hauses durch die Majorität verdient jeden anderen Namen eher als den einer Oktroyierung." Sten. Ber. S. 146.

was 1848 und 1849 geschehen ist; Teufelswerk die Verfassung vom 28. März 1849 mit ihren Grundrechten; revolutionär das Attentat gegen Österreich, das es aus dem Reiche drängen will; revolutionär der ganze Gedanke einer Verfassungsvereinbarung zwischen den Kronen und einem Parlamente. Revolutionär und liberal ist ihnen dasselbe. „Ich fürchte — sagt Stahl — nicht die akute Krankheit der Demokratie, ihr zu widerstehen ist der Organismus des Staatskörpers in Deutschland noch stark genug, ich fürchte die chronische Krankheit des Liberalismus[1])." Und an anderer Stelle: „Es handelt sich gegenwärtig um den Schutz der Gesellschaft gegen die Revolution; es handelt sich um den Titanenkampf, der jetzt im Menschengeschlecht geführt wird auf Emanzipation von Gottes Ordnung." Und wiederum (S. 287): „Thron und Altar sind die gemeinsamen mächtigen Güter, für welche wir unter dem Panier von Schwarz-Weiß streiten." Das einzige Mittel zum Sieg ist Rückkehr zum Christentum, ins politische übersetzt: willige Rückkehr unter die Autorität jeder Obrigkeit von Gottes Gnaden, wie sie auch sein mag. „Wir müssen den Weg der Demut suchen," seufzt v. Gerlach (S. 128), worauf ihm allerdings Bassermann schlagend erwidert (S. 156): „Demut für den einzelnen, Stolz für die Gesamtheit — das ist es, was ich uns wünsche."

Im Kampfe gegen die Revolution haben Österreich und Preußen glorreich nebeneinander gestanden. Deshalb ist Österreich der geheiligte Bundesgenosse. „Die Einigkeit Preußens mit Österreich" - sagt Stahl S. 108 — „ist Deutschlands Macht und Einheit, sie ist der große Wall gegen die Revolution, den uns Gott gegeben hat . . . Die beiden Adler müssen ihre schirmenden Fittige über Deutschland ausbreiten, wie die beiden Cherubim über der Bundeslade" (Bravo auf der Rechten).

Einige Monate vorher, am 6. September 1849, hatte Bismarck im Preußischen Landtag für einen Augenblick Friedrich den Großen an Stelle Friedrich Wilhelms IV. gesetzt und gefragt, was jener im April 1849 wohl an Stelle von diesem getan hätte. Und er meinte: „Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruche mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten." Das ist Bismarck als Gesinnungsgenosse der Kamarilla — Bismarck, der ultrakonservative preußische Junker. Und wer von allen jetzt Lebenden könnte sich Friedrich den Großen in jener Rolle vorstellen? „Oder" — fährt er fort — „es hätte ihm freigestanden, mit demselben Rechte, mit dem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein sollte, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen. Der Verfassungsentwurf des Dreikönigsbündnisses vernichtet das spezifische Preußentum[2])."

[1]) Sten. Ber. S. 159.

[2]) Kohl, Bismarcks Reden, Bd. I, S. 111, 112; auch bei Reclam, Bismarcks Bd. I, S. 78, 79.

Das ist im Geiste des großen Fritz gedacht — das ist der künftige Staatenzertrümmerer und Staatengründer Bismarck!

Die Revolution allein hat sich an dem wackeren deutschen Bunde vergriffen. Deshalb besteht der nur von der Revolution so zu Unrecht geschmähte Bund von Rechts wegen fort, und es gilt nun — wie Stahl den Gedanken prägt —: die umgeworfene Säule des Rechts in Deutschland wieder aufzurichten[1]). Und nun ist seltsam zu sehen, wie alle diese Männer des königlich preußischen Absolutismus mit dem Losungswort: „nicht Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis“[2]) ganz unbedenklich ihrem Staate die Schmach antun lassen wollen, gerade diese Krone wieder unter das alte Joch zu bringen, wenn sie auch auf eine Reform des Bundes gehofft haben mögen. Weiß doch Reichensperger genau, daß Österreich geneigt ist, auf die durchgreifendste Reform desselben einzutreten[3]).

In diesem Punkte dachten ihre Gegner: Camphausen, Beckerath, auch Radowitz und andere viel preußischer als sie!

Die früheren Erbkaiserlichen, die gleichfalls über eine Reihe sehr bedeutender Männer verfügten — besonders v. Camphausen, Bassermann, v. Beckerath, Georg Beseler, Dahlmann, die beiden Gagern, Häusser, Riesser, v. Sybel, v. Vincke — verkannten die großen Mängel des Verfassungsentwurfes wahrlich nicht. v. Beckerath hat den Hauptmangel kurz dahin bezeichnet, „daß das Reichsoberhaupt zu wenig Macht hat“[4]). v. Camphausen in seinem ganz großzügigen Ausschußbericht nennt den Versuch des Entwurfs, Exekutive und Legislative so zu trennen, wie er getan, zwar neu, aber sehr gewagt. Der Reichsvorstand müsse ein Veto haben. Aber man schuf ja um diese Zeit überhaupt bewußtermaßen Verfassungen mit großen Mängeln, in der Hoffnung, diese alsbald abschleifen zu können. Nur war es viel leichter, auf Grund der Verfassung von 1849 dem monarchischen deutschen Kaiser das absolute Veto gegenüber den Beschlüssen des Reichstags zu verschaffen, als nach der Erfurter Verfassung das Verhältnis aller deutschen Gliedstaaten zum Reichsvorstand dahin zu ändern, daß dieser mit seiner einen Stimme im Fürstenrate die fünf anderen Stimmen majorisieren sollte. Darin hatten die Gegner dieser Verfassung ganz recht, daß die Stellung des Preußischen Königs zur Reichsgesetzgebung eine seiner unwürdige sein sollte.

Wenn Stahl von der Frankfurter Kaiserkrone gesagt hatte: es handle sich dabei nicht um den Erwerb, sondern umgekehrt um die Abtretung einer Krone, so war dies eine der Umkehrungen der Wahrheit, worin der Meister talmudistischen Scharfsinns so groß war. Jetzt trifft er wenigstens näher an das Ziel mit den schönen Worten: „Für Preußen ist diese Verfassung eine Entwaffnung.“ Sie könnte „für Preußen dem Kleide der Klytämnestra gleichen,

[1]) St. Sten. Ber. S. 108.
[2]) So Stahl, Sten. Ber. S. 108.
[3]) Das. S. 229.
[4]) Sten. Ber. S. 99.

in das sie den Gemahl sich zu hüllen beredete, und durch welches der starke Mann wehrlos wurde gegen das schwache Weib“ [1]).

Camphausen tröstete, man mache sich eine viel zu geringe Vorstellung von dem Einflusse, den Preußen üben werde. Ja — unter einem energischen Könige. Aber daran fehlte es gerade! Wiederum wie 1848 und 1849 wurde die Rechnung ganz ohne den Wirt gemacht!

Nun waren sich die Männer dieser Parteirichtung darüber ganz einig, daß dieser Erfurter Versuch, den deutschen Bundesstaat zu errichten, auf lange Zeit der letzte sein würde, und sie meinten — um mit Camphausen zu reden —: es sei nicht Sache der Volksvertreter in Erfurt, den Bundesstaat zu begraben. Sie sahen ganz klar, daß, wenn das Parlament die Annahme von Abänderungsanträgen zur conditio sine qua non machen würde, mindestens ein Teil der Verbündeten mit Freuden die günstige Gelegenheit ergreifen würde, sich vom Bündnis zu lösen, also die Errichtung des Bundesstaates endgültig zu Fall zu bringen.

VI. Es gab in der Tat für dies Parlament nur einen Weg, die verbündeten Regierungen beim Bunde festzuhalten, soweit dies überhaupt in der Welt des Rechts und der Moral geschehen konnte: das war die En bloc-Annahme aller Vorlagen: für ein Parlament ein geradezu heroischer Entschluß.

Aber zwischen dem 26. Mai 1849 und dem 20. März 1850 hatten die Ansichten Friedrich Wilhelms IV. über den Verfassungsentwurf des Dreikönigsbündnisses sich wesentlich geändert. Er mißfiel ihm jetzt in manchen Punkten: seine Stellung im Fürstenrat schien ihm mit Recht zu schwach, die Grundrechte gingen ihm zu weit - sie stimmten auch nicht ganz zu denen der Preußischen Verfassung vom 5. Dezember 1848. Kurz, es tauchte — bei wem zuerst, vermag ich nicht zu sagen — der ganz ungeheuerliche Gedanke auf, der Entwurf müsse revidiert werden, und nicht durch die verbündeten Fürsten, sondern durch das Erfurter Parlament. Dieses sollte für den König die Verfassung mundgerecht machen. Dabei wurden nicht bestimmte Abänderungsanträge eingebracht, sondern alles dem Parlamente überlassen [2]).

Der Verfassungsausschuß des Volkshauses in seiner Majorität ließ sich auf diese unerhörte Anmutung schlechterdings nicht ein, sondern beantragte unter trefflichster Begründung die volle und unbedingte Zustimmung des Volkshauses zu dem Entwurfe der Verfassung, zu der sie interpretierenden Denkschrift, zu dem Entwurf des Gesetzes für die Wahlen zum Volkshaus wie

[1]) Sten. Ber. S. 107.

[2]) Unter dem 30. Dezember 1849 berichtet L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 393: „Zuletzt kamen wir doch dahin, daß der König zugab, der Verfassungsentwurf vom 26. Mai sei nicht durchzuführen, le mot de l'énigme sei aber, daß man in Erfurt mit Verbesserungsvorschlägen auftreten, diese durchführen oder den Reichstag auseinander jagen müßte. Wir Generale konnten nicht unterlassen, hervorzuheben, daß dies eine falsche, unwahre Politik sei.“ Man vergleiche auch die charakteristische Bemerkung des Königs daselbst S. 431.

zu der Additional-Akte und gab nur dem Verwaltungsrate 24 Abänderungen zum Verfassungsentwurfe und einen Zusatz in zwei Artikeln zur Additional-Akte zur Annahme anheim.

Alle diese Abänderungsvorschläge waren nur als eventuelle gedacht. Falls das Staatenhaus und der Verwaltungsrat sie genehmigten, erklärte das Volkshaus seine Zustimmung zu der Publikation der Vorlagen als Gesetze in der veränderten Form, wobei — ich zitiere wörtlich — das Volkshaus jedoch gleichzeitig damit einverstanden ist und erklärt, daß es, insoweit jene Vorschläge ganz oder teilweise die gedachte Genehmigung nicht erhalten, bei den durch die Zustimmung des Reichstags nach allen Seiten hin rechtsverbindlich gewordenen Bestimmungen der Verfassungsurkunde, des Wahlgesetzes und der Additional-Akte zu bleiben habe [1]).

Diesem Antrage trat v. Radowitz als Vorsitzender des Verwaltungsrates in der Sitzung vom 12. April 1850 entgegen. Der in der Eröffnungsbotschaft angedeutete Weg einer noch so abgekürzten Revision der Vorlagen sei als der angemessenste zu bezeichnen.

In der Geschichte der Parlamente dürfte dieser Vorgang einzig dastehen. Komplizierte Entwürfe werden zur Annahme vorgelegt, gleichzeitig aber unbezeichnete Abänderungen gefordert — ein politisches Gaukelspiel unehrlichster Art! Und nun entspann sich eine große Debatte, und die Parteien schieden sich rein formell in die Partei der En bloc-Annahme mit eventuellen Abänderungsanträgen und in die Partei der Revision — gebildet aus den Anhängern der Kamarilla und den Männern des Verwaltungsrates, besonders v. Radowitz. Richtig bemerkte v. Patow im Staatenhause: der Gegensatz von Revision und Annahme sei in der Tat gleichbedeutend mit dem von Ablehnen und Annehmen [2]).

Die En bloc-Annahme wurde im Volkshaus in der Sitzung vom 13. April 1850 mit 125 gegen 89 Stimmen, die analogen Anträge wurden im Staatenhause, wo Camphausen (Geh. Finanzrat), v. Patow und v. Sybel den Bericht des Verfassungsausschusses erstatteten, am 17. April 1850 mit 62 gegen 29 Stimmen angenommen: die Mehrheit war also hier noch erheblich größer.

Ein Teil der Minderheit wurde durch diese Beschlüsse aufs äußerste erregt, was am stärksten bei v. Bismarck-Schönhausen in der Sitzung des Volkshauses vom 15. April zum Ausdruck kam. Ihm war ja die Frankfurter Verfassung ein Greuel, die — wie er ein Jahr vorher in der Preußischen Kammer gesagt [3]). — so tief aus dem Brunnen der Weisheit jener Theoretiker geschöpft, „welche seit dem contrat social nichts gelernt und nichts vergessen haben". Jetzt wird er ganz gegen die gute Gepflogenheit der Versammlung so ausfällig, daß ihn Simson zur Ordnung rufen muß [4]). Etwas später am Tag nahm er aber mit der ganzen Behendigkeit seines Geistes

[1]) Sten. Ber. S. 78, 79.
[2]) Sten. Ber. (Staatenhaus) S. 93.
[3]) Am 21. April 1849.
[4]) S. den Zwischenfall oben S. 335 N. 6.

die Gelegenheit wahr, um seiner grenzenlosen Verachtung gegen die Majorität Ausdruck zu geben, ohne einen zweiten Ordnungsruf zu riskieren. „Ich erinnere Sie hier an die Äußerung, die ein ausgezeichneter Redner — es war erst Radowitz, dann Simson gewesen — vor mir an dieser Stelle tat, indem er uns ins Gedächtnis rief, daß gerade vor 1000 Jahren hier in dieser Stadt ein Reichstag stattgefunden hat. Die Analogie wird dadurch noch vollständiger, daß dieser Tag nicht ein Reichstag, sondern nur ein Landtag war, ein Landtag, über dessen Zweck in der alten Chronik von Spannenberg buchstäblich zu lesen ist, „daß der König Ludwig ihn anhielt, um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich gewesen sei, ein Ende zu machen. Sollte die Versammlung dieses Jahres hier ein ähnliches Resultat haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben und daß der Tag der deutschen Einheit nahe herbeigekommen ist“ [1]).

Bismarck behauptete geradezu, das Erfurter Parlament sei berufen „zur Revision dieser (vorgelegten) Verfassung“ [2]).

VII. Nach dieser Aktion großen Stils traten nun beide Häuser in die Beratung der eventuellen Abänderungsanträge ein — nicht ohne daß die Minderheit versucht hätte, einen Teil des verlorenen Terrains zurückzuerobern, jedenfalls aber ihre Gesinnung gegen die Majorität unmißverständlich zum Ausdruck zu bringen.

Es sind diese Verhandlungen zum Teil hochinteressant, und eine Reihe von Fragen gelangen zur Erörterung, die dann später im Preußischen Verfassungskonflikt und noch später bei Gründung des Norddeutschen Bundes wieder auftauchen und praktisch wurden.

Da es uns doch besonders am Herzen liegen muß, Bismarcks Stellungnahme zu erkennen, erwähne ich einen sehr interessanten Antrag, den er mit Stahl, Gerlach und anderen zur Oberhauptsfrage gestellt hat [3]). An Stelle des gesetzgebenden Fürstenkollegs soll ein vierstimmiger, nur beratender Vereinsrat aus Bevollmächtigten der Vereinsstaaten treten, der bei allen Gesetzgebungsfragen gehört werden muß; an Stelle des Staatenhauses im Parlamente soll aber ein echtes Fürstenhaus treten, in welchem die Stimmzahl der Mitglieder sich wie heute beim Bundesrat nach Maßgabe des früheren Plenums des Deutschen Bundes richten soll. „Die drei internen Organe des Bundesstaates wären danach gewesen: der König von Preußen als Vereinsvorstand mit seinen Vereinsministern, das Fürstenhaus, in dem Preußen nicht mitvertreten war, und das Volkshaus“ [4]).

In der Begründung des Antrags beweist sich Bismarck schon als der größte Mathematiker in Berechnung politischer Machtverteilung, den Deutschland je besessen hat. Das große Risiko, das die Abschwächung der Machtstellung

[1]) Sten. Ber. S. 147.
[2]) Sten. Ber. S. 146.
[3]) Sten. Ber. S. 155, 156.
[4]) S. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 478. Mit Meineckes Beurteilung des Antrages kann ich nicht ganz übereinstimmen.

des Preußischen Königs im neuen Reiche mit sich bringen würde, macht er in seiner genialen Weise anschaulich: „Ich würde dann glauben, daß dieser Hohe Rat der besonnensten aller europäischen Nationen, oder wenigstens die Preußen in ihm gehandelt hätten wie ein hitziger Fuchsjäger, der über eine Mauer in einen Sumpf setzt, ohne zu wissen, wie er oder sein Pferd wieder herauskommen werden."

Er fährt dann mit der bekannten Wendung fort: „Wenn Sie dem stockpreußischen Geiste nicht mehr Konzessionen machen, als bisher in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung dem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Buzephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mit samt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt[1])."

Jeder Unbefangene muß zugeben, daß diese Bedenken der Rechten gegen die zu große Abschwächung der Gewalt des Königs von Preußen in der Tat ein schweres Gewicht in die Wagschale gegen die Annahme der Verfassung bedeuteten, auch wenn sie nicht imstande waren, die andere Schale in die Luft zu schnellen[2]).

Des weiteren ist unbedingt zuzugeben, daß seitens dieser Partei die absolute Konfusion des Gagernschen-Radowitzischen Gedankens eines engeren Bundesstaates in dem weiteren Staatenbunde des Jahres 1815 und die völlige Unverträglichkeit des neuen Reichs mit dem Bundesrecht zur Evidenz gebracht worden ist.

Dies Verdienst erwarben sich Reichensperger-Geldern[3]) und eine sympathische Erscheinung im Stahlschen Kreise, Oberregierungsrat Trieſt, der sich gerade deshalb auch energisch — von seinen Freunden weit abweichend — gegen die Wiederherstellung des Staatenbundes von 1815 und für den Bundesstaat aussprach[4]).

Wie kann ein Bundesstaat, und noch dazu durch einseitige Erklärung, Mitglied einer völkerrechtlichen Assekuranz-Gesellschaft für die Souveränität der Einzelstaaten werden? Wie kann „die deutsche Union" verlangen als

[1]) Vielleicht mag es mir gestattet sein, eine der feinsten Bemerkungen Stahls im Erfurter Parlament über seinen Freund Bismarck mitzuteilen. Es handelt sich um Exekution eines Spruchs des Reichsgerichts gegen einen ungehorsamen Landesherrn. Stahl fragt: „Wie, wenn der Ungehorsame das Reichsoberhaupt ist?" und fährt humoristisch fort: „dann könnte er sich in der Lage des Herrn Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen befinden, welcher neulich in seiner Eigenschaft als Abgeordneter einen Rednermeldezettel annahm, und denselben nachher sich in seiner Eigenschaft als Schriftführer übergab. Es wäre aber dann das Reichsoberhaupt sehr glücklich darin, wenn es dabei dasselbe Geschick, wie der geehrte Herr Abgeordnete besäße, jedesmal diejenige seiner Eigenschaften zu gebrauchen, welche ihm gerade am besten konveniert." Sten. Ber. S. 288, 2.

[2]) S. auch Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 476 ff.

[3]) Sten. Ber. S. 123 ff.

[4]) Sten. Ber. S. 232. „Die kleine vortreffliche Schrift von Trieſt" Das Parlament zu Erfurt (Berlin 1850), die Meinecke a. a. O. S. 481, N. 1 zitiert, konnte ich leider nicht auftreiben.

politische Gesamtheit im Deutschen Bunde alle Bundesrechte und Bundespflichten der in ihr vereinigten Staaten auszuüben, wie dies in Art. III der Additional-Akte bestimmt war? Sobald solcher Modus nur einem der anderen Staaten nicht genehm war, fehlte ja dazu jeder Rechtsgrund. Und einmütige Zustimmung aller Glieder des Bundes war ja schon Österreichs wegen nie zu erlangen. Durch die einheitliche Ausübung aller Mitgliedschaftsrechte aller Staaten der Union im Bunde durch die Union würde ja auch für die übrigen Staaten ein geradezu unerträglicher Umschwung der Stimmverhältnisse eingetreten sein. Dieser Bundesstaat will eine ganz selbständige auswärtige Politik führen. Er schreibt sich das Recht des Krieges und des Friedens zu. Nach der Bundesakte haben aber außer Österreich und Preußen alle Bundesglieder auf Ausübung der Rechte des Krieges und des Friedens zugunsten des Bundes verzichtet. Der Bund allein hat das Kriegsrecht! Kurz, das ist kein engerer Bund im weiteren, sondern das Ganze ist das Chaos[1]).

Diese Beweisführung beweist auch das Verhängnisvolle in dem Zugeständnis von der Fortdauer des alten Bundes bei einem Teile der Freunde des Bundesstaates. Bestand er noch zu Recht, so lief der Versuch, ihm einen Bundesstaat in die Reihe seiner Mitglieder zu stellen, gegen das Recht[2]). Österreich wurde dessen Hort, Preußen der Friedensbrecher. Quod erat demonstrandum!

Des weiteren hatte die Partei ganz recht, soweit sie eine der Kompetenzen des geplanten Reichsgerichtes angriff. Das Gericht sollte nach § 124a zuständig sein *auch für Klagen eines Einzelstaates gegen die Reichsgewalt wegen Verletzung der Reichsverfassung durch Erlaß von Reichsgesetzen*. Stellt man sich vor, daß dann ein Gericht von sieben Mitgliedern einen gesetzgeberischen Gesamtakt des Fürstenrates und beider Häuser des Parlamentes für nichtig erklären konnte, so wird das Monströse einer so übertriebenen Machtstellung sofort klar. Soweit hatten *Stahl* und v. *Gerlach* mit ihrem Widerspruch ganz recht. Wenn aber *Stahl* meint, jede Kompetenz des Reichsgerichts über Akte der Reichsgewalt enthielte einen inneren Widerspruch[3]), so geht das zu weit.

Daß *Stahl* und v. *Gerlach* jeden Gerichtsstand eines deutschen Fürsten in irgendeiner publizistischen Frage vor dem Reichsgericht für eine bare Unmöglichkeit ansehen mußten, ist selbstverständlich[4]). Wie kann der Stellvertreter Gottes ein verbindlich Urteil von Menschen erhalten? Verwaltungsrat und Parlament hielten aber an jener zu weitgehenden Kompetenz fest.

[1]) S. oben S. 329 ff.

[2]) Es trifft den Nagel auf den Kopf, wenn *Reichensperger* (Geldern) in der Sitzung vom 13. April 1850 sagt: „Der eigentliche Grundgedanke und das Wesen des engeren Bundesstaates steht in unlösbarem Widerspruch mit dem Wortlaut und dem Geiste des Deutschen Bundes." (Sten. Ber. S. 123.) Dasselbe macht der Abgeordnete *Trieft* geltend, der nur die umgekehrte Konsequenz (Nichtwiederherstellung des Bundes) zieht. (Sten. Ber. S. 232.)

[3]) Sten. Ber. S. 177.

[4]) Sten. Ber. S. 182.

Schwersten Zorn auf seiten der Kamarillapartei erregte der von beiden Häusern des Parlaments angenommene, durchaus unanfechtbare Satz, daß durch die Zustimmung des Reichstags die Bestimmungen der Verfassungsurkunde, des Wahlgesetzes und der Additional-Akte „nach allen Seiten hin rechtsverbindlich geworden wären".

Mit derselben Klarheit, mit der Camphausen nachgewiesen hat[1]), daß der Bund nicht mehr bestehe, hat er in seinem Bericht die einzigartige Stellung des Erfurter Parlamentes im Gegensatze zu allen konstitutionellen Kammern richtig begriffen und dargelegt und ohne den scharfen Begriff der Vereinbarung zu kennen, klar bewiesen, wie die unveränderte Annahme der Vorlagen den definitiven Abschluß des Verfassungswerks bedeuten müsse.

Aber an Pflichten des Preußischen Königs glauben zu sollen, die ihm aus der Zustimmung eines Parlamentes zu den eigenen Vorlagen des Königs erwachsen könnten, das ging diesen preußischen Hoch-Tories gegen den Strich. Stahl gab dem im Namen seiner absolutistischen Streitgenossen v. Bismarck, v. Gerlach, v. Manteuffel, beider Reichensperger in der Sitzung vom 18. April schärfsten Ausdruck[2]). Die Verfassung wird demnach rechtsverbindlich erst durch einen weiteren Sanktionsakt des Königs von Preußen in Verbindung mit den übrigen Regierungen. Mit der größten Energie protestiert v. Gerlach in der Sitzung vom 29. April gegen die rechtswidrige und monströse Behauptung von der Rechtsverbindlichkeit der Verfassung und vindiziert Sr. Majestät dem König von Preußen und den verbündeten Regierungen die freieste Stellung gegenüber dem Resultate der „Beratungen" des Parlaments[3]).

v. Radowitz hüllte sich gegenüber dieser so wichtigen Frage in Schweigen. Er wußte, daß der König nicht gebunden sein wollte, und empfand sich so gern diesem an.

Von den 35 eventuellen Abänderungsanträgen, die schließlich von dem Parlamente den Verbündeten zur Berücksichtigung empfohlen wurden, urteilt v. Radowitz in seinen gesammelten Schriften[4]), sie seien „durchaus im konservativen und im Sinne der wahren Stärkung des Bundesstaates ausgefallen." Von den 35 beziehen sich nicht weniger als 25 auf die sogenannten Grundrechte, die meist etwas eingeschränkt und konkreter gefaßt werden.

Groß ist Bismarcks Zorn über § 160: „Die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden." Er nennt das Vereinsrecht den „Blasebalg der Demokratie", die gefährlichste Waffe der Geister, die verneinen, gegen jede obrigkeitliche Autorität, ein Recht, dessen Mißbrauch seinen Gebrauch übertreffe. „Gerade in dem Vereinsrecht," sagt er, „liegt vorzugsweise die Schneide jener Schere, mit welcher die konstitutionelle Delila dem Simson der Monarchie die Locken verschneidet, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Hände zu liefern"[5]).

[1]) Besonders Sten. Ber. S. 86.
[2]) Sten. Ber. S. 238.
[3]) Sten. Ber. S. 319.
[4]) Bd. II, S. 264.
[5]) Sten. Ber. S. 215, 216.

Die Bilder strömen ihm nur so zu!

Von den übrigen Anträgen sind nur drei von größerer prinzipieller Bedeutung. Der eine will die Bedeutung des Volkshauses über die des Staatenhauses bei der Budgetbewilligung erhoben sehen (zu § 101). Der zweite sehr tief in das Landesstaatsrecht eingreifende (zu § 192) möchte der Reichsgesetzgebung überlassen sehen, die leitenden Grundsätze für die Wahlen der Einzellandtage zu bestimmen. Und der dritte (zu § 82), der weittragendste, gibt dem Reichsvorstand das so nötige Veto bei allen Gesetzgebungsakten.

Dieser Beschluß wurde im Volkshause mit sehr großer Mehrheit, im Staatenhause aber gar einstimmig gefaßt. Am Parlament lag es also nicht, wenn der preußische König nicht zu der ihm gebührenden Stellung gelangte.

VIII. Am 29. April 1850 wurde das Parlament nach kaum sechswöchentlicher Tätigkeit geschlossen. Es hatte eine kolossale Arbeitslast bewältigt.

Aber auch diese Arbeit zeitigte wie die weit längere der Paulskirche wieder keinen unmittelbaren Erfolg.

Die Lage war klar genug. Friedrich Wilhelm IV. hatte die Abänderungsanträge den verbündeten Regierungen vorzulegen. *Lehnte auch nur eine alle ab, so mußte das Reich nach der angenommenen Vorlage konstituiert werden.*

Als sich aber am 10. Mai 1850 die verbündeten Fürsten und die Bürgermeister der Hansestädte in Berlin zusammenfanden, war die erste „ernste und bedeutungsvolle" Frage, die der König persönlich an sie richtete, und die sie aufs höchste verblüffte, ob sie bei der Union verbleiben wollten, oder vorzögen das Bündnis zu verlassen? Sie blieben dabei. Ein Teil akzeptierte die vom Parlamente vorgeschlagenen Änderungen glatt, andere unter Vorbehalt, die Großmacht Mecklenburg-Strelitz lehnte sie ab und fand einige gleich mächtige Nachfolger. Es ist ja einfach lächerlich, daß man sich dies bieten ließ!

Der preußische Adler saß flügellahm, der österreichische aber hatte seine Schwingen wieder entfaltet[1]). Die österreichische Regierung hatte inzwischen durch eine Zirkularnote die deutschen Regierungen auf den 10. Mai 1850 nach Frankfurt zur Wiederaufrichtung des alten Bundes berufen: das war für viele verlockend genug. Preußen gab schließlich elend die Union preis und ging den Bußweg nach Olmütz. *Bismarck* hat im preußischen Landtage unter dem 9. Dezember 1850 eine Rede gehalten, wonach Olmütz keinen Flecken auf Preußens Ehre bedeute[2]). Die Rede ist als Verteidigungsrede für seine Partei ungemein geschickt — fast zu geschickt —, auch sehr eindrucksvoll für den Moment, aber auf die Dauer nicht überzeugend. Er selbst wusch

[1]) Wundervoll treffend hat *Bismarck* am 6. September 1849 in der zweiten preußischen Kammer gesagt: „Anderseits hat die jüngste Geschichte gelehrt, daß in dieser wunderlichen Zeit der Starke schwach ist durch seine Bedenklichkeit, der Schwache stark durch seine Dreistigkeit."

[2]) Bei *Kohl*, Bismarcks Reden, Bd. I, S. 261 ff.; (auch bei *Reclam*, Bd. I, S. 179 ff.).

den Flecken später mit Blut aus. Am 14. Mai 1851 besandte Preußen den Bundestag wieder [1]).

v. Rochow hatte recht behalten. Als am 19. Juli 1849 der König ihn fragte, was er sich denn dächte, das aus Deutschland werden würde, antwortete er derb: „Der alte Bundestag mit der alten Schweinerei." Worauf der König: „Ja, wahrscheinlich" [2]).

Jetzt breiteten — um mit Stahl zu reden — wieder die beiden Adler von Österreich und von Preußen schirmend ihre Fittiche über Deutschland. Aber war es nicht ein prophetisches Wort, das Bassermann in der Sitzung vom 17. April 1850 Stahl erwidert hatte: „Mir erscheint unwillkürlich das Bild als das, welches zwei Totenvögel darstellt, die an dem Sarge von Deutschlands Freiheit und Größe Wache halten?"

Aber weit schon liegen diese Nachtzeiten deutscher Geschichte hinter uns. Was Bismarck 1850 aus allen Kräften mit zu hindern geholfen hat — die Gründung des deutschen Nationalstaates —, ist durch ihn und seinen König zur Tat geworden. Den Kaiser und alle deutsche Fürsten finden wir im Wetteifer wachend über Deutschlands Freiheit und Größe. Das so schwer zu findende rechte Verhältnis Deutschlands zu Österreich ist gefunden.

Alles Große muß schwer errungen werden. Ein großer Akt des Ringens um das Reich hat sich abgespielt in der kurzen Tagung des Erfurter Reichstages, wo eine Reihe hochbedeutender, von der Güte ihrer Sache überzeugter Männer, deren Ansichten einander schroff widersprachen, wahrlich nicht ohne Leidenschaft, aber als Männer von Ehre mit der Waffe des gesprochenen Wortes die Zukunft ihres Vaterlandes zu sichern ernsthaft bemüht waren.

[1]) In der Sitzung vom 15. April 1850 sprach Ludwig v. Gerlach (S. 149): „Bald wird — das hoffe ich als Resultat des Tages in Erfurt — das neue Verdienst des Deutschen Bundes hervortreten, daß er denjenigen Projekten ein Ziel setzt, die Deutschland zugleich zu revolutionieren und zu zerreißen suchen." Und dabei stand der Scharfrichter, der dem Bunde später das Haupt auf den Block legen sollte, als sein Parteifreund an seiner Seite!

[2]) v. Gerlach, Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 345.

Die „Allegria".

Von

Isolde Kurz.

Ich wollte auf diese Blätter irgendeine tiefsinnige Geschichte schreiben. Aber meine Gedanken lassen es nicht zu. Es ist merkwürdig, wie wenig man seine eigenen Gedanken in der Gewalt hat. Sie tauchen auf und unter, sie verschieben sich, ballen sich wie die Wolken, die ein starker Wind vor sich her treibt. „Der Geist weht, wo er will", man muß ihm den Willen lassen.

Aus den Tiefen längstvergessener Jahre sieht heute ein Gesicht mich an, das Gesicht eines jungen Mannes. Es ist von der Sonne verbrannt und hat Augen, die blau sind und lachen wie der Himmel. Wie der Himmel Italiens, zu dem sie gehören. Wie der Himmel über dem Golf von Spezia, der blauer ist als irgendein anderer. Und nun steht mit einem Male auch der Golf wieder vor mir mit seinen Buchten und Inseln und dem tiefen Wasser, das so blau ist, daß man unwillkürlich seine Hände betrachtet, ob sie nicht blau geworden sind, wenn man sie eingetaucht hat. Aber dieses Bild ist nur der Rahmen für die Luftgestalt eines Jünglings, der schräg her über die Wasser auf mich zu wandelt. Er trägt einen blühenden Asphodelosstengel in der Hand und lächelt.

Und noch andere Gestalten sehe ich, vor allem mich selbst als junges Mädchen. Ich darf von der sprechen, die ich sehe, weil ich längst eine völlig andere geworden bin. Auch das junge Mädchen hat die Sonne im Auge, ihr Haar ist wie Goldfäden. Sie klettert an Klippen auf und nieder, liegt den halben Tag im Wasser wie ein Meerweib und taucht wie eine Möwe. Bei Mondlicht schwimmt sie ins Meer hinaus und läßt wonnevoll das phosphorblitzende Wasser um ihre Glieder rieseln, das sie mit tausend Diamanten bestäubt. Dem Sonnenaufgang sieht sie von der höchsten Felsenspitze zu.

Seht ihr dort die altersgrauen
Schlösser sich entgegenschauen?

Es sind die beiden alten Felsenkastelle von Lerici und San Terenzo, die jede auf dem äußersten Horn einer tiefen Einbuchtung liegen und sich über das Meer entgegenzudrohen scheinen. Am Fuße des letzteren wohnt sie. Aber kein Leander findet zu ihr den Weg, und sie wartet auch auf keinen. Sie ist

für ein paar Wochen wunschlos selig, völlig aufgelöst in Sonne, Seeluft und Selbstvergessenheit. Sie will gar nichts als unter ihrem Ölbaum träumen, die Feige an dem sonnigen Felsenhang reifen sehen oder von ihrem Fenster, das turmhoch aufs Meer hinunterschaut und zuweilen doch noch von dem springenden Schaum der Brandung erreicht wird, den ziehenden Segeln nachblicken und ihre Augen an den kühnen Umrissen des Kastells von Lerici weiden. Und jede Sonne, die sinkt, läßt ihr die Gewähr einer neuen, noch schöneren.

Aber all diese Schönheit, die man doch nicht an sich ziehen und völlig austrinken kann, wie man möchte, durchfährt die Seele zuweilen wie ein schneidendes Schwert. Was nützen uns die fünf Sinne, diese armen Waisenkinder, die uns das Schöne nur zeigen, wenn der sechste Bruder fehlt, der es uns zu eigen geben könnte! Die Möwe hat ihn vielleicht, die da draußen fliegt und gierig den Raum mit ihren Lungen trinkt. Hätte man wenigstens Flügel auszuspannen wie sie, um die lockenden Inseln zu umschweben und dem Südwind die Brust zu bieten. Zuweilen wird diese Ohnmacht fast zu einem körperlichen Schmerz. Wenn aber das Dunkel kommt, die Ferne zu verschleiern, und der Leuchtturm vom Tino seine kreisenden Strahlen über das Wasser wirft, dann ist auf einmal der Raum in mir, und die Sehnsucht ruht.

So schlürfte ich Tag für Tag meine Einsamkeit wie den allerberauschendsten Zaubertrank. Zwar an Gesellschaft fehlte es nicht im Ort, die allerbeste war dort zu haben, nur keine, die meinen Jahren entsprach. Es wandelten damals glänzende Gestalten in San Terenzo, an die ich zurückdenke wie an ein untergegangenes Heroengeschlecht. Sie waren voll Größe und Güte und gönnten dem jungen Mädchen gerne ihr Gespräch, aber sie blickten schon alle nach Sonnenuntergang; ich allein blickte noch nach Sonnenaufgang.

Der Glänzendste unter ihnen war der berühmte Naturforscher, Schriftsteller und Senator Paolo Mantegazza. Er mochte ein Fünfziger sein, stand aber noch auf der vollen Höhe seiner Mannesschönheit und ging immer in weißer Seide wie ein indischer Rajah. Er trug seinen Weltruhm mit einer unwiderstehlichen Grazie und verflocht mich, wo er meiner ansichtig wurde, in seine bezaubernde Unterhaltung. Sein Garten stieg in breiten Terrassen über das Meer empor, daß man die darunterliegende Straße nicht sehen konnte, sondern unmittelbar über dem Wasser zu schweben glaubte. Nirgends sah man die Inseln so schön wie von dort. Die schönsten Dattelpalmen wuchsen vor seiner Tür im Freien, und die stachligen Früchte der indischen Feige habe ich dort zum erstenmal gesehen. Er hatte viele tropische Gewächse von seinen großen Reisen mitgebracht und auf seinem Grund und Boden zu San Terenzo eingebürgert, den er dadurch zu einer Sehenswürdigkeit machte. Seine weiße Villa war ganz umrankt von Passionsblumen, deren er mir zuweilen einen Korb voll schickte.

Aber mir noch werter war mein Hauswirt, der weißhaarige Giacomino. Welche Güte und menschliche Feinheit in diesem alten Seelöwen! Ich habe Garibaldi nicht gekannt, aber immer, wenn ich an ihn dachte, war mir's, als kennte ich ihn, denn ich bin gewiß, in Giacomino war etwas von Garibaldi,

dem Urbild aller Seelöwen, dem irrenden Ritter der Freiheit, dem Heldenmann mit dem Kinderherzen, der ja auch ein Sohn des Volkes war.

Ich zahlte dem guten Alten eine Lira Miete den Tag für sein hohes Zimmer über dem Meere. Aber was gab mir der Mann dafür. Er hielt mir Ordnung, machte mein Bett, kochte und briet für mich, lehrte mich rudern, und wenn ich über den Bergrücken spazieren gehen wollte, so begleitete er mich, denn er sagte, es schicke sich nicht für eine Signorina, allein zu gehen. Seine Dienstbarkeit war Gastfreundschaft und erniedrigte ihn nicht. Steckten nicht auch die Helden und Könige Homers die saftigen Bratenstücke selber an den Spieß und schichteten Glut auf? Ein solcher war Giacomino!

Und die Geschichten, die er mir erzählte! Ich werde niemals wieder solche Geschichten hören. Von dem schönen Briganten Giuseppe Suffardi, der sich vor den Kugeln der Carabinieri in den Fluten der Magramündung barg, und dessen toten Leib eine schöne Gräfin mit Gold aufwägen wollte, um über ihm zu weinen! Von den levantinischen Schiffern, die eines Tages mit einer Seekarte aus den Zeiten Julius Cäsars im Golfe landeten, um die seit Jahrhunderten vom Erdboden verschwundene Hafenstadt Luni zu besuchen! Von der alten Römerstadt Vada, die drüben bei Livorno auf dem Meeresgrunde liegt, und deren Straßenzüge man bei besonders klarem Wasser noch mit dem Boot verfolgen kann. Auch von seinen eigenen Abenteuern, von Piraterie und Schiffbruch auf beiden Hemisphären. Dann von der großen Zeit des Risorgimento und vom Alten von Caprera mit seinen Mille. Diese Geschichten waren damals noch nicht Geschichte geworden, sie hatten noch den zuckenden Puls des Lebens. Eins seiner Leibstücke war die Rettung des flüchtigen Verschwörers Felice Orsini durch die Einwohner von San Terenzo, die auf Giacominos Rat ein Volksfest veranstalteten und, während die päpstlichen Sbirren alle Häuser nach dem Flüchtling durchsuchten, den geächteten Mann im Gewühl verbargen. Es war wohl immer Dichtung und Wahrheit, was er zum besten gab, aber es mundete dafür nur um so besser.

Wenn wir zusammen hinausruderten, wurde der ganze Golf lebendig. Erinnerungen wechselten mit Sagen, man mußte alles nehmen wie es kam: Dort bei Lerici lag voreinst Lord Byron mit seiner Yacht, dem Bolivar, vor Anker, von dem er über die ganze Breite des Golfs hinüberschwamm. Hier in dem großen Palast mit der meerbespülten Terrasse hat der Dichter Shelley gewohnt und in dem großen Park sein schönstes Lied gedichtet. Im Schloß von Lerici hat Franz I. von Frankreich genächtigt, als sie ihn gefangen nach Spanien führten, und hat mit seiner Schönheit und seinem Unglück das Herz der Kastellanstochter betört. Diese starrende Klippe im Meer hat der Rasende Roland mit einem Schwerthieb so scharf und glatt gespalten. So ging es unermüdlich weiter; es waren die wechselnden, immer neuen Gesänge des einen gewaltigen Epos vom Meere.

Groß war das Ansehen, das der alte Mann unter seinen Landsleuten genoß. Auch Mantegazza mit all seinem Ruhme galt ihnen nur als hochverehrter Gast, ihr eingeborenes Oberhaupt war Giacomino durch Erfahrung, Weisheit und Rechtsgefühl. In seinem Schutz, unter seiner unausgesprochenen

Gerichtsbarkeit stand der ganze Ort. Wer dorthin kam, der trat in den Frieden der gemeinsamen Familie ein. Es gab keine Diebstähle unter den Einheimischen, keine Überteurung der Fremden dazumal. Alles verkehrte auf dem Fuße der Gleichheit miteinander. Auch mich kannte jedermann, obschon niemand meinen Namen wußte. Ich war die Signorina und wohnte bei Giacomino, das genügte.

Eines Abends nahm er mich auf den Fang des Tintenfisches mit. Wir fuhren in die stillste Bucht hinein. Dort zog er ein Fläschchen Olivenöl aus der Tasche, und eine Redeweise, die ich bisher nur als Metapher gekannt hatte, wurde zur greifbaren Wirklichkeit: ich sah, wie durch ein paar Tropfen Öl die Wasser sich weithin glätteten. In diese stille, fettglänzende Fläche senkte er ein dreikantig geschliffenes Spiegelglas hinab. Der Tintenfisch, belehrte er mich, gehöre zu den wenigen Fischen, die sich paaren. In dem Spiegel erblicke er sich selbst, halte sein eigenes Bild für das Weibchen, schieße darauf zu und bleibe in dem niedergelassenen Netze gefangen. Was das Glas für eine Anziehungskraft üben mag, lasse ich dahingestellt. Gesehen habe ich, wie gleich, nachdem es hinabgesenkt war, das Wasser sich vom ausgespritzten Gallensaft des Tieres tiefschwarz färbte, und wie Giacomino, still lächelnd im Triumph der Menschenlist, die Beute ins Boot warf. Aber das Gemengsel ringender Arme und glotzender Augen war so greulich anzusehen, daß ich es schleunigst ins Meer zurückzuschleudern trachtete, worüber Giacomino, der seinen Fang verteidigte, sich beinahe im Ernst mit mir entzweit hätte und ärgerlich schwor, mich niemals wieder auf den Fischfang mitzunehmen.

Als wir die Bucht verließen, lag ein kleiner Kutter, der zuvor nicht dagewesen, draußen im tieferen Wasser.

Giacomino sah sich fast die Augen aus. Das Schiff war ihm unbekannt, und er kannte doch sonst alle Fahrzeuge, die in diesen Gewässern verkehrten.

Wir fuhren bei einbrechender Dämmerung noch nach Lerici hinüber, wo ich einen Besuch zu machen hatte.

Unvermerkt ließ ich mich dort festhalten und kam erst mit sinkender Nacht an die Lände zurück, nach Giacomino und unserem Schifflein zu rufen.

Ein Sturm war im Anzug und die Luft so dunkel, daß man sich nur noch an der Stimme erkennen konnte. Das Wasser klatschte schon laut gegen den Staden.

Der Alte war treulich zur Stelle; er drängte sein Boot gegen die moosbewachsene Wasserstufe, wobei er Mühe hatte, es vor dem Anprall zu schützen, und ließ mich einsteigen.

Kein anderes Fahrzeug war mehr im Wasser, man hatte sie alle klüglich ins Trockene gebracht. Ihre Inhaber saßen geborgen in der Osteria, und die Lände lag völlig verödet.

Wir wollten eben abstoßen, da rief eine Stimme durch die Nacht: „Oh Barcajuolo! Laß mich einsteigen. Ich muß noch nach San Terenzo hinüber.“

Durch die Dunkelheit waren die Umrisse einer Männergestalt erkennbar, die rasch die Stufen herabsprang und mit den Armen winkte.

„Barcajuolo! Barcajuolo! Nimm mich auf!" Giacomino fluchte leise vor sich hin.

„Das hängt von der Dame ab, die ich fahre," gab er zur Antwort.

Die Gestalt hielt Hut und Mantel fest und kämpfte gegen den Wind. Rauh klang die Stimme durch das Geschnaube:

„Darf ich mitfahren, Signora?"

Dieser fliegende Holländer wollte mir nur halb gefallen. Aber es schien mir feige und grausam, einen Menschen, der mitwollte, auf der flutbespritzten Wasserstufe in Sturm und Finsternis stehen zu lassen.

„Steigen Sie ein," sagte ich.

Giacomino drängte das Boot noch einmal an die Lände, der Fremde sprang herein und setzte sich stumm am Bug, die ganze Länge des Bootes zwischen sich und mir lassend. Er war groß, das Gesicht erschien mir bleich und von schwarzem Vollbart umrahmt, doch ließ die düstere Nacht keine genaue Wahrnehmung zu. Seitdem er saß, war er überhaupt nur noch ein schwärzerer Flecken in der Dunkelheit. Er hielt den Kopf gesenkt, daß man bloß den Rand des Hutes sehen konnte, der Rest seiner Person war in dem schwarzen Mantel versunken.

„Eine rauhe Nacht, Herr," sagte Giacomino.

Die gemurmelte Antwort verschlang der Wind.

Wir schwankten hinaus auf die einsamen, nacht- und sturmverdunkelten Wasser. Die See ging hoch, und der Weg war lang. Zerfetzte Wolken flogen über den Himmel hin, der gar keinen Schein gab. Giacomino war seltsam stille und ruderte aus Leibeskräften. Er war einer der unerschrockensten Menschen, aber er hatte eine starke Phantasie, und diese, das fühlte ich, war jetzt ganz mit dem stummen Fahrgast beschäftigt, den er über die Schulter hinweg beobachtete. Durch einen dunklen Einfluß übertrugen sich seine Gedanken auf mich.

Er dachte: „Wir sind allein in der Finsternis zwischen Wasser und Himmel mit einem Unbekannten. Wir sind nur ein schwacher alter Mann und ein junges Mädchen. Wer er ist und weshalb er mitfährt, das wissen wir nicht."

Ich hörte ihn denken. (Er gestand mir später, daß er wirklich das alles gedacht hatte.) Und ich strengte mich an, ihm gleichfalls eine Gedankenwelle zuzusenden:

„Ich fürchte mich nicht. Es ist ja ein bißchen unheimlich, aber fürchten tu ich mich gar nicht. Wir sind doch immer Zwei gegen Einen."

Wieder kommen seine Gedanken herüber und fragen:

„Wenn er sich auf mich stürzte, mit mir zu ringen, würden Sie mir helfen ihn ins Meer werfen?"

Ich telegraphierte zurück:

„Ja, lieber Alter, ich würde dir helfen."

Wenn nur Giacomino ein wenig pfeifen wollte, wie er sonst beim Rudern tut! Aber heute pfeift er gar nicht, er hält seine ganze Kraft beisammen,

um schneller vorwärts zu kommen. Statt seiner pfeift der Wind. Vor uns liegt eine endlose schwarze Wassermasse. Hinter uns liegt eine endlose schwarze Wassermasse. Die beiden Kastelle, die hüben und drüben die Grenze zwischen Meer und Land bezeichnen, sind verschwunden. Nur die Umrisse des fremden Kutters ragen gespenstisch aus der Dunkelheit. Es ist, als wäre die große Flut gekommen und hätte die Erde weggeschluckt. Vielleicht war es doch töricht, in solcher Nacht einen Unbekannten ins Boot zu nehmen. Wenn er uns auch nichts Böses sinnt, wer weiß, ob so eine schwarze Gestalt nicht, ohne es zu wollen, Unheil bringt?

Um mir selber den Mut zu stärken, beginne ich laut zu sprechen:

„Jetzt müssen wir auf halbem Wege sein.“

„Ja, wir sind gerade in der Mitte,“ antwortet Giacomino mit einer Stimme, die anders klingt als sonst.

In diesem Augenblick macht der Fremde eine kleine Bewegung.

Augenblicklich richtet sich Giacomino auf.

Der Fremde sitzt wieder ganz stille, das Gesicht vom Hutrand verschattet. Und der Wind bläst lauter.

Giacomino rudert jetzt im Stehen. Das vermehrt seine Kraft, und vielleicht behält er so auch den Fremden besser im Auge.

Wie die Ruder knarren! Er hat ja keine Muskeln mehr, der alte Mann, er ist ganz Nerv geworden. Aber was für eine Kraft in den fleischlosen Armen.

Das Schifflein sinkt tief hinunter, empfängt einen schäumenden Wassergruß, der alles übersprüht, und steigt steilrecht wieder in die Höhe. Es ist, als ob sich unter uns ein erwachtes Ungeheuer recke und wälze mit dumpfem Brüllen, das jede Minute sich steigert. Und die Fahrt nimmt heute kein Ende. Im hellen Sonnenschein ist sie mir immer viel kürzer erschienen.

Indessen, der Meersturm ist eigentlich eine günstige Ablenkung von den unruhigen Gedanken, die um den dunklen Fahrgast irren. Denn vor dem Wasser darf man sich ja mit Giacomino an Bord nicht fürchten; es kennt doch seinen Herrn und Meister.

Da sieh, mit einem Mal reißt eine Wolkenschicht. Groß und hell tritt der Mond hervor. Nur einen Blick wirft er aufs Meer, dann verhüllt er sich wieder. Aber der Blick hat genügt, daß die beiden Männer im Boot sich erkannten.

„Oh Giacò!“

„Oh Signorino! Sie sind's! Ich erkannte Sie gar nicht.“

„Ich dich auch nicht.“

Was die Phantasie für Spuk treibt! Der schwarze Holländerbart, den ich gesehen hatte, war der aufgeschlagene Rockkragen oder ein dunkles Halstuch — genau unterschieden hatte ich es auch jetzt nicht. Aber deutlich hatte ich ein ganz junges, bartloses Gesicht erkannt, und die Stimme klang aus der Nähe hell und jugendlich. Unser Fahrgast war ein junger Mensch, ein guter Mensch! Es war doch nicht töricht gewesen, daß wir ihn an Bord nahmen.

Gesprächig wurde er auch jetzt nicht. Er versank unter dem Hutrand aufs neue in seinen Mantel.

Als wir landeten, dankte er mir höflich für die Aufnahme, warf Giacomino ein rasches Gutenacht zurück und verschwand mit schnellen Schritten in der Dunkelheit.

„Wer hätte das gedacht! Der Signorino!" sagte der Alte, während er seine Galatea hochzog. — „Sitzt im Boot wie ein Nachtgespenst und gibt keinen Laut. Freilich, er darf bei starkem Wind nicht sprechen, er muß seine Lunge schonen. Aber daß ich seine Jacht nicht erkannte, die ‚Allegria'!"

Als er mir dann oben in seinem hohen Hause am knisternden Feuer das Abendessen bereitete, erzählte er mir, so viel ich nur hören wollte, vom Signorino.

Er war aus mailändischem Adelsgeschlecht, der letzte von drei Brüdern. Die Mutter, eine Engländerin von blumenhafter Schönheit, hatte ein kurzes Eheglück mit dem Leben bezahlt und lag in Madeira begraben. Dort lag auch ihr Mann, der sie nicht lange überlebt hatte. Durch sie war das Brustleiden in die Familie gekommen, das eins der Glieder ums andere wegriß.

Die drei Brüder, Marco, Mario und Marino, hatten sich eine eigene Jacht gebaut, die „Allegria", um teils auf den Rat der Ärzte, teils aus eigener Leidenschaft ihr halbes Leben auf dem Meere zu verbringen. An allen Küsten des Mittelmeeres kannte man die „Allegria" und ihre drei lustigen Gebieter. Denn die drei Brüder wußten, daß ihnen nur ein kurzes Lebenslos beschieden war, und sie wollten seine Freuden auskosten.

„Es mögen fünf Jahre sein," erzählte Giacomino, „daß sie zum erstenmal im Golf erschienen; Marino, der Jüngste, war damals fast noch ein Kind. Da war es, wie wenn der Frühling gekommen wäre. Jeder Tag wurde zu einem Fest für die Leute von Lerici und San Terenzo. Die Brüder kamen selten an Land, aber wer nur konnte, kam zu ihnen. Da hörte man nichts als Lachen, Singen und Tanzmusik an Bord. Der Marino starb zuerst, er war der Schwächste, weil eine sterbende Mutter ihn getragen hatte. Nun wird es aus sein mit den Festen, dacht ich, als ich es hörte. Weit gefehlt. Im folgenden Sommer erschien die ‚Allegria' wieder mit zwei Brüdern an Bord. Es wurde gesungen und getanzt, als wäre nichts geschehen. Es hieß, sie seien überein gekommen, daß keiner den andern betraure, weil ja alle drei das gleiche Schicksal erwarte und die kurze Spanne für jeden kostbar sei. Vor zwei Jahren kamen die beiden noch einmal zum Besuch in unser Gewässer. Da stand es mit Marcos Befinden schon recht übel. Aber er wollte nichts davon wissen und tanzte fort, man kann sagen: bis zum letzten Tage. Kaum waren sie abgesegelt, so kam die Trauerbotschaft. Im letzten Sommer hat sich die ‚Allegria' nicht sehen lassen, ich glaubte schon, nun sei die Reihe auch an den Mario gekommen. Aber Gott erhalte ihn! — er ist der kräftigste und gesündeste von den dreien, hatte immer die breitesten Schultern und die braunsten Backen. Ich glaube, er reißt sich durch. Der Mario reißt sich durch. Der ist ein Prachtjunge."

— – – Wieder tritt ein versunkenes Bild aus der Tiefe. Ich sehe mich selbst im glühenden Vormittagsbrand auf der höchsten Klippe sitzen und meine Haare trocknen. Ein großer Seesturm hat eben ausgetobt, die heiße Luft ist still und leicht wie Äther. Nur das Meer wie ein halbgezähmtes Raubtier schnappt noch zuweilen auf und sendet eine ohnmächtige Schaumwelle zu mir empor, der es nicht einmal gelingt, meine Füße zu benetzen.

Draußen im tieferen Wasser liegt die „Allegria“ verankert. Ihr Takelwerk ist über und über mit bunten Wimpeln geschmückt, am Mast flattert die Trikolore. Die „Allegria“ ist das große Ereignis des Sommers, man denkt und spricht nichts anderes mehr in San Terenzo. Sie sticht des Vormittags mit allen ihren farbigen Wimpeln in See und verschwindet am Horizont. Am späten Abend kehrt sie zurück: dann werden bunte Lampen angezündet, Musik kommt über die Wasser herüber — wie oft hab ich an meinem hohen Fenster zugehört! — und auf Deck wird getanzt. Mitunter geschieht es, daß sie über Nacht ausbleibt, dann werden die Leute eifersüchtig, sie fürchten, ein anderer Strand habe sie ihnen weggekapert.

Am ganzen Golf kennt und liebt man den Signorino. Aber nie habe ich seinen Familiennamen nennen hören. So lange noch alle drei lebten, wurden die Brüder durch ihre Vornamen Marco, Mario, Marino unterschieden. Jetzt wo er allein ist, heißt er der Signorino schlechtweg, wie ich die Signorina heiße. Auf Namen legt man keinen Wert in San Terenzo.

Schön muß es sein, so über dem Wasser zu tanzen. Wie schade um mein neues lavendelblaues Kleid, das im Schranke hängt, und das bis jetzt nur die Möwen und die Fischerweiber bewundert haben.

„Der Signorino möchte Ihnen gerne vorgestellt sein und sich noch einmal bedanken,“ hatte Giacomino mir schon zwanzigmal gesagt. Aber die Gelegenheit gab sich nie. Er hauste auf dem Wasser, ich auf den Klippen, am Lande begegnete man sich schwer. Es gab eigentlich überhaupt kein Land. Da war nur eine kleine Piazza und ein paar Gassen, die gar keine Gassen waren, sondern steile, roh gepflasterte Felsenstufen, worauf die Holzpantoffeln klapperten. Sonst gab es nur zerstreute Klippen im Uferwasser, olivenbewachsene Berghänge und mächtige, hügelangebaute Gärten mit unglaublicher tropischer Pflanzenfülle.

Der Signorino weiß also nicht, wie und wo er sich mir vorstellen soll. Er grüßt mich, wenn ich von meinem hohen Fenster aufs Meer hinuntersehe, er grüßt mich, wenn ich auf der Klippe sitzend die Haare trockne, er grüßt mich, wenn ich, von Giacominos Boot begleitet, in den Golf hinausschwimme. Einmal trafen wir auch in Mantegazzas Garten zusammen, aber ich hatte mich schon verabschiedet, als er kam; so blieb es bei dem üblichen Gruße. Und jedesmal muß ich lachen, wenn ich mich erinnere, daß ich in jener Sturmnacht einen Fliegenden Holländer in ihm gesehen habe. Er ist die sonnige Jugend und das Leben selbst.

Ich weiß auch, daß der Signorino den Wunsch hat, mich auf die „Allegria“ einzuladen, und daß er den Weg dazu nicht finden kann. Auch das hat mir Giacomino mitgeteilt. Ich lasse mich nicht aus meinem Gleich-

mut bringen. Wenn es des Schicksals Wille ist, daß ich auf der „Allegria" tanzen soll, so wird er den Weg finden. Ist er zu ungeschickt, so mag er's haben.

Eigentlich sollte ich ihm böse sein, denn er hat mir die Hälfte meiner Popularität gestohlen. Sonst staunte man die Signorina, die von so weit herkommt, wie ein Meerwunder an, aber vor dem Glanz des Signorino muß sie verbleichen. Freilich mit Blumenschiffen, Serenaden und Venetianischen Nächten auf dem Wasser hat sie nicht aufzuwarten.

Doch sie gönnt ihm seinen Ruhm. Er hat etwas an sich, daß man ihm gut sein muß. Die Mischung von italienischem und angelsächsischem Blut ergebe einen veredelten Typus, hörte ich Mantegazza einmal sagen, und ich sehe, daß es hier zutrifft. Die Landleute werden ordentlich poetisch, wenn sie von dem Signorino reden:

„Er kommt wie der April mit seinen Gaben. (Der April ist dort der Wonnemond.) Jedem bringt er etwas mit. Er macht die Jungen froh und tröstet die Alten. Gott segne ihn. Gott erhalte ihn und schenke ihm ein langes Leben."

Über den Klippenweg, der nach Lerici führt — er ist wie so manches Schöne unterdessen verschwunden — kommen braune Frauen und Mädchen barfüßig mit Körben auf dem Kopfe. Sie schürzen die Röcke hoch, denn ihr Weg, den auch ich zu gehen pflege, führt stellenweise durch das seichte Uferwasser, das warm ist wie ein Wannenbad. Sie sind geselliger Natur, und auf einen kleinen Zeitverlust kommt es ihnen nicht an. Also ziehen sie die Röcke noch etwas höher, waten bis zu den Klippen heran und erreichen auf- und niederkletternd den höchsten Vorsprung, worauf ich sitze. Allein sein ist in ihren Augen das größte der Übel, also halten sie es für ein Gebot der Gastfreundschaft, mir ein wenig Gesellschaft zu leisten. Es hat mir nie gelingen wollen, einmal längere Zeit ungestört auf dieser Klippe zu sitzen. Nun müssen meine Haare befühlt werden, ob sie wirklich alle festgewachsen sind. Dann geht es an ein Fragen. Ob in Germanien alle jungen Mädchen solche Haarfarbe haben? Ob es wahr ist, daß ich auch im Mondschein bei den Klippen bade? usw. Dabei sagen sie mir die schmeichelhaftesten Dinge, denn sie sind stolz auf meine körperliche Wohlfahrt, die sie der Luft von San Terenzo zuschreiben. „Oh come La sta bene! Come La sta bene!"

Aber nicht mir allein gilt ihre Neugier. Leichte Ruderboote mit sommerlich gekleideten Damen und Herren — es sind die Insassen der umliegenden Villen — nähern sich der „Allegria", die Gesellschaft erklimmt die Leiter und wird oben von dem jungen Schiffsherrn bewillkommt.

„Eccolo, eccolo, il Signorino," heißt es, und nun häufen sich die zärtlichen Beiwörter auf seinen Scheitel:

Wie schön er ist und wie gut. Er ist noch schöner geworden als vor zwei Jahren, sagt die eine. — Und was für ein tüchtiger Seemann! Er kommandiert sein Fahrzeug selbst, sagt die andere. — Ja, und wie freigebig, fügt die dritte hinzu. Jede weiß eine neue Tugend, und gewöhnlich schließen

sie mit der wichtigsten von allen, die mit besonderem Nachdruck ausgesprochen wird: „E ricco!“

Vor allem aber freuen sie sich, daß er so frisch und blühend aussieht: „Sta bene anche lui, sta bene.“

Auf der „Allegria“ werden die Segel aufgezogen, denn jetzt hat sich etwas Wind erhoben. Das Schiff neigt sich, schwankt, es macht ein paar Manöver, um den Wind abzufangen und fährt dann mit stolzer Schwenkung nahe vorüber.

Ganz vorn steht weißgekleidet, die Schiffsmütze auf dem Kopf, der Signorino. Sein Gesicht ist gebräunt, das tiefe Blau seiner Augen leuchtet bis herüber.

Im Vorbeifahren zieht er die Mütze. Ich danke. Wir haben uns jetzt schon so oft gegrüßt, daß wir alte Bekannte sind, ohne noch ein Wort gewechselt zu haben. Und jedes weiß vom andern, daß es an der Begegnung seine stille Freude hat.

Was für ein Fest war das Leben dazumal. Immer schöner wurden die wachsenden Tage. Sie waren um mich her wie eine blaue himmlische Ewigkeit.

Ein neues Bild. Weit draußen auf dem Meere, in grüner Einsamkeit, schwimmt ein kleines Boot. Das junge Mädchen hat sich in Giacominos Abwesenheit seine „Galatea“ flott machen lassen und ist allein hinausgefahren, weit, so weit sie konnte. Die Sonne neigt sich schon, sie fährt ihr nach. Sie ist wenig geübt im Rudern, aber auf den leeren, unendlichen Wassern fühlt sie sich sicher und stark. Nur wenn in der Ferne ein Dampf- oder Segelschiff erscheint, wird sie aufgeregt; sie meint immer, solch ein Riese habe kein dringenderes Geschäft als sie und ihr kleines Boot zu überfahren. Auch begegnende kleinere Fahrzeuge sind ihr nicht geheuer. Aber heute ist nichts zu fürchten, die Segel der großen Fischerbarken stehen draußen am fernsten Horizont. Bei der Rückfahrt freilich kann man leicht dem Dampfer aus Spezia begegnen, und in der Nähe der Marina kreuzen die vielen kleinen Ruderboote. Dort liegen auch die geheimnisvollen Gärten am Grund, deren höchste Zweige bisweilen an der Oberfläche spielen wie lange, fingernde Arme, die ihr immer ein neugieriges Grauen einflößen, als ob sie sie niederziehen wollten. Schön sind sie, diese Gärten, aber man kann da so seltsame Verzauberungen erleben, wenn man lange hinuntersieht. Oft blinkt es wie farbenwechselnde Edelsteine aus der Tiefe, dunkelgefärbte Pfauenaugen blicken herauf — sind's Seetiere, ist's farbiges Gestein? Es lockt und ängstet. Und dann sind auch die Klippen da, an denen die großen Polypen hausen mit den gewaltigen Fangarmen, die einen Menschen unrettbar hinunterziehen, wenn sie mit dem freien Arm eins seiner Gliedmaßen erhaschen und mit den übrigen sich am Felsen festsaugen. Gesehen hat sie die Scheusäler ja nur im Kochtopf, aber durch Giacomino weiß sie von ihren greuelvollen Taten. Alle Schrecken der Odyssee werden lebendig, wenn sie an die Heimfahrt denkt. Und weil sie den Augenblick fürchtet, verschiebt sie ihn so lange wie möglich. Hier außen, über der stillen, grünen, undurchsichtigen Tiefe ist sie geborgen.

Die Sonne sinkt tiefer, nicht über dem Meere, dazu ist die Jahreszeit zu frühe, ihr Weg geht noch weiter westlich über die Vorgebirge, nur den Saum zwischen Himmel und Wasser färbt sie mit Purpur, Violett und Safran. Dorthin nimmt das Boot die Richtung. Dort liegen die Inseln der Seligen, wie Böcklin sie malt. (Er malte gerade damals in San Terenzo.) Weit hinaus über die schönen Inseln der Nähe, über unsere lieben, wohlbekannten, im fernsten Abendgold liegen jene schöneren. O Menschenherz, du bist allein in einer ungeheuren Weite und steuerst nach einem unerreichbaren Glück.

Jetzt kommt ein Boot in Sicht vom Lande her. Es ist so klein, daß es sich kaum unterscheiden läßt. Aber es wächst mit der größten Geschwindigkeit. Schon kann sie seinen Bau erkennen und die zwei blitzenden Ruder, die wie zwei Möwenflügel auf- und niedergehen. Jetzt ist es schon so groß, daß man die Umrisse des Ruderers sieht. Sie fährt weiter und phantasiert.

Das Boot ist weiß wie ein Schwan und scheint zu fliegen. Es hält gerade auf sie. Vielleicht ist Giacomino besorgt geworden und sucht sie. Aber das Boot ist keins von den seinigen. Und der es fährt, ist auch nicht Giacomino. Es ist ein jüngerer Mann im hellen Sommeranzug. Er fährt gerade in ihrem Kielwasser. Das macht sie nervös, wie wenn auf der Straße ein Mensch auf ihren Schatten tritt. Gibt's denn auf der ganzen unendlichen Fläche keinen anderen Weg, den er fahren kann? Zur Unzeit fallen ihr all die Piratengeschichten ein, mit denen Giacomino sie unterhalten hat.

Nun ist der Friede der Natur gebrochen. Ein Mensch teilt diese Einsamkeit mit ihr; sie weiß nicht, wer er ist, und was er will. Fliehen wäre Torheit und völlig aussichtslos. Das sagt sie sich mit aller Klarheit und rudert dennoch unbewußt schneller.

Jetzt schießt er wie ein Pfeil. Noch ein paar Ruderschläge, so hat er sie erreicht:

„Halt! Oder ich entre Ihr Boot. Sie sind gefangen," ruft es ihr zu.

Aber der es ruft, erweckt ihr keine Furcht. Seine Augen sind blauer als der tiefblaue Himmel und lachen, sein Gesicht ist voll Sonne. Es ist der Signorino.

„Giacomino hat sich um Sie gesorgt und schickt mich, Sie zu suchen."

„Schönen Dank. Aber es war kein Grund dazu."

Er machte mit seinem graziösen weißen Boot allerlei elegante Wendungen. Die Ängstlichkeit kam wieder über sie, daß sie sich schon angerannt im Wasser liegen sah und ihn himmelhoch bat, Abstand zu halten und vorsichtig zu sein.

„So wenig Mut haben Sie und fahren doch allein so weit hinaus?"

„Ich habe Mut, aber ich muß das Meer für mich allein haben."

Der Signorino lachte über diese besondere Art von Mut, nahm sich aber in acht, die Signorina nicht zu erschrecken.

„Fahren wir weiter?"

„Nein, ich kehre um, ich bin müde."

„Ihr Boot ist zu schwer für eine Damenhand. Giacomino müßte Ihnen ein leichteres geben."

„Das ist es nicht. Aber der Ruderpflock wackelt, sehen Sie. Das verlangt doppelten Kraftaufwand.“

„Ich wundere mich, wie Sie mit dieser Arche Noäh überhaupt so weit gekommen sind,“ entgegnete er. — „Aber jetzt sollten Sie sich nicht weiter anstrengen, es kann Ihnen schaden. Man spürt es erst in der Nacht, wenn man sich übermüdet hat. Steigen Sie über. In einer halben Stunde führe ich Sie glatt nach Hause. Sie werden sehen, wie mein Boot läuft.“

„Schön! Und was würde da aus der ‚Galatea‘?“

„Die holen meine Leute.“

Sie legen Bord an Bord, die Signorina springt hinüber und setzt sich ans Steuer.

Die „Galatea“ bleibt einsam schaukelnd zurück.

Es war ein göttlicher Abend. Der Westen brannte. Das Wasser war kein Wasser mehr, sondern flüssig-schimmerndes Metall, in dem der Kiel einen langen weißen Streifen zog wie ein streichender Riesenfinger. Die Inseln verloren ihre Masse und waren nichts mehr als Form und Farbe.

Da sitzen sie, die zwei jungen Leute, ganz in Sonnengold getaucht. Was sie zusammen redeten? Den Worten nach das reine Nichts. Aber wer weiß denn, was die Worte jeweils bedeuten? Wie ich einmal in Florenz einen Bramanen sagen hörte, daß die Gesänge der Bhagavad-Gita neben ihrem unmittelbaren, tatsächlichen Inhalt noch einen anderen mystischen, nur dem Eingeweihten verständlichen Sinn enthielten, so ging es mit dem Gespräch dieser beiden. Wenn sie sagten: „Meer und Inseln sind schön wie ein Traum,“ so hieß es: „Du gefällst mir besser als Meer und Inseln, ich habe deinesgleichen nie gesehen.“

Dies und noch viel Tieferes, Wunderbareres teilten sie sich unter den nichtssagendsten Worten mit. Selbst Mantegazza, der Weltwanderer, der mit seinem Gespräch gleich die beiden Hemisphären umspannte, wußte nichts so tief Bedeutsames zu sagen. Seine Welt war eine bestimmte, eine endliche Welt, in uns war das Unerforschte, das Grenzenlose, in uns war die Jugend.

Der Signorino wollte mir die Fahrtgeschwindigkeit seines Bootes zeigen. Wir flogen nur so über das Wasser, das gar keinen Widerstand zu leisten schien.

Zuweilen hielt er inne und sah sich mit trunkenen Augen um.

„Es ist schade, so zu eilen. Wer weiß, wann wieder ein Abend schön wie dieser kommt. Blicken Sie nur einmal nach Portovenere zurück. Es ist keine Wirklichkeit mehr, sondern eine Fata Morgana. Kennen Sie denn Portovenere? Ich wette, Sie sind noch gar nicht dort gewesen.“

„Ob ich es kenne! Es ist ein steinernes Märchen. Eine verzauberte Wasserburg. Man steigt den überbauten Felsenhang hinauf bis zur allerhöchsten Spitze und blickt hinaus aufs offene Meer. Dort versteht man erst das Wort ‚Wasserwüste‘. Unser Golf ist ja nur ein Binnensee.“

„Und die Palmaria? Haben Sie Ihren Fuß schon auf die gesetzt? Nein? Da möchte ich Sie einmal hinführen. Wollen Sie? Wir verankern die ‚Allegria‘ bei Portovenere und umschiffen im Ruderboot die

Palmaria. Giacomino soll uns begleiten, damit es Ihnen nicht an der gewohnten Gesellschaft fehlt."

Er sprach von den blauen Grotten der Palmaria, die er mir zeigen wollte, die noch blauer seien als die von Capri, und beschrieb mir ihr überhängendes, buntgesprenkeltes Felsgestein.

„Und dann der Tino, unser Fackelträger! Und der kleine Tinetto, der sich hinter ihm versteckt! Möchten Sie die nicht auch sehen?"

Welch ein Traum, von den Segeln der „Allegria" wie von Flügeln getragen dahin gleiten! Die große Sehnsucht endlich gestillt, diese ganze Weite mein! Kein Gedanke, daß das Schicksal mir so viel Freude mißgönnen könnte, kam in meine Seele.

„Zwischen dem Tino und dem Tinetto liegt nur ein schmaler Wasserarm," fährt der Signorino in seiner Beschreibung fort. „Es ist so nah, daß man ganz leicht einen Stein hinüberwerfen könnte, der in einen Brief gewickelt ist. Auf dem Tino stand einst ein Mönchskloster, hörte ich sagen, und gegenüber auf dem Tinetto lebten Nonnen."

„Ich weiß, die wurden von Seeräubern weggeführt," antwortet die Signorina. (Das war eine von Giacominos Lieblingsgeschichten.)

„Seeräuber!" lacht er. „Ich bin auch einer, ich will es Ihnen gestehen. Fürchten Sie sich nicht? Sie haben sich schon einmal vor mir gefürchtet. Wissen Sie noch, in jener Sturmnacht? Giacomino hat es mir verraten."

„Der dürfte schweigen. Er hat sich auch gefürchtet. Wir überlegten gleichzeitig, wie wir es anstellen sollten, Sie ins Meer zu werfen."

„Schöne Gastfreundschaft! Aber heute sind Sie in meiner Gewalt. Ich kann Sie nach der ‚Allegria' bringen, alle Segel aufspannen und Sie bis nach Afrika verschleppen."

„Giacomino wird mich befreien. Er ist der Herr dieses Gewässers, und er sieht uns schon durch sein großes Fernglas. Sehen Sie, hier taucht die Rolandsklippe auf. Gleich sind wir an der Marina."

„Warum nennen Sie sie die Rolandsklippe?"

Ich erzählte, was ich von Giacomino wußte, daß Roland, der Held, die Klippe im Zorn mit einem einzigen Schwerthieb gespalten hatte.

„Mit einem Schwerthieb! Non c'è male." – Er freute sich mit mir über einen solchen Helden und einen solchen Zorn. — „Aber was Ihr Giacomino für schöne Geschichten weiß! Ich möchte auch zuhören, wenn er Ihnen wieder erzählt. Darf ich?"

So geht das Geplauder fort wie Zwitschern junger Vögel.

Wir schwimmen jetzt mitten in der Bucht von Lerici, in gleicher Entfernung zwischen den beiden Kastellen und kreuzen somit die feuchte Straße, die wir in jener Sturmnacht miteinander durchfuhren, ohne uns zu kennen.

Die Villa Maccarani mit ihrer meerbespülten Säulenhalle kommt in Sicht. Ihre Fenster lodern wie eine Feuersbrunst.

„Haben Sie auch schon daran gedacht", fragt er, „daß von der Veranda dort der Dichter Shelley seine Todesfahrt antrat?"

„Wie oft denke ich daran! Ich besitze ein englisches Buch, worin das alles steht: wie der ‚Don Juan‘ bei Livorno unterging, wie man den toten Dichter auffischte, und wie am Strand von Viareggio das Leichenfeuer brannte, in das Lord Byron Öl und Wein in Strömen goß. Ich kenne auch einen uralten Mann in San Terenzo, der sich an das alles noch erinnert.“

„Also an solche Dinge denken Sie, wenn Sie auf Ihrer Klippe sitzen? Kommt es Ihnen dann nie, der tote Dichter könnte aus dem Wasser steigen, Schilf und Muscheln im Haar, und Sie aus weit offenen Augen anblicken, in denen das Grauen des Abgrunds liegt?“

„Nein, so schaurige Gedanken kommen mir nicht. Aber ich denke an die Lieder, die mit ihm versunken sind. Und ich möchte wissen, ob sie da unten Ruhe haben und immer schlafen. Oder ob sie zuweilen jammernd an der Oberfläche irren, und mein Ohr strengt sich an, einen Ton von ihnen zu hören.“

„Träumerin!“

„Träumen Sie nicht etwa auch?“

„Selten. Ich habe keine Zeit dazu. Ich will noch so vieles sehen. Im Spätherbst fahre ich nach Griechenland.“ —

„Sie Glücklicher!“

„Ich bin es.“

Wir waren schon so nah am Strand, daß wir Hundegebell und Menschenstimmen vernahmen. Da hielt er noch einmal mit Rudern inne und sagte schnell und eindringlich:

„Morgen abend gebe ich ein Fest auf der ‚Allegria‘. Werden Sie kommen und die Polonaise mit mir tanzen?“

„Das kann ich nicht versprechen.“

„Doch. Sie müssen. Mir darf man nichts abschlagen.“

„Warum nicht?“

„Weil man in meiner Familie nicht alt wird. Ich bin der letzte von drei Brüdern, das wird man Ihnen gesagt haben. Keinem hat man je einen Wunsch versagt. ‚Laßt sie ihre Freude haben,‘ hieß es. Meine Brüder haben sie gehabt. Sie hatten tanzend und segelnd gelebt. Soll ich nicht auch die meine haben?“

Die blauen Augen hatten einen Ausdruck von Bitte und Zuversicht, den ich nie vergessen kann.

Natürlich versprach ich zu kommen.

Wie seltsam, ihn so vom Tode sprechen zu hören mitten im lachenden Leben.

„Es ist nichts Trauriges dabei,“ sagte er. „Ein Hecht lebt hundert Jahre, heißt es, und drüber. Ein Pferd kaum dreißig, ein Hund noch viel weniger. Wer kann sagen, daß der eine glücklicher sei als die anderen? Auf die Länge des Lebens kommt es nicht an, sondern auf die Schönheit.“

Das war ganz meine Meinung. Es betrübte mich nicht, daß er so früh sterben müsse. Ich fand, daß es ihm wunderbar stehe wie ein fremdartiger, unbegreiflich schöner Schmuck.

Das Gespräch verebbte. Er ruderte ganz langsam, und es schien, als söge er alle Süße des Lebens mit tiefen Atemzügen in die Brust. Über uns standen schon groß und zitternd der Arkturus und die Vega.

„Sie haben ein Kleid, das blau ist wie die Gewänder der Thetis", fing er wieder an. — „Ich sah Sie einmal darin. Werden Sie es anziehen zu meinem Feste?"

„Kennen Sie die Thetis persönlich?" fragte ich zurück.

„Sie hatte einen Sohn, dem ein kurzes Leben bestimmt war," antwortete er. — „Wenn dem ein Leides geschah, so stieg sie aus den Fluten und setzte sich zu ihm. Sie trug solch ein verschwimmend blaues Kleid wie das Ihre. Ich habe meine Mutter kaum gekannt. Aber zuweilen steigt die Thetis herauf und redet mit mir. — Wollen Sie mir zuliebe das blaue Kleid anziehen?"

Ich versprach das blaue Kleid anzuziehen.

— „Giacomino", sagte ich an jenem Abend, als mein Hauswirt am Feuer für mich schaffte. „Ich will morgen abend auf der ‚Allegria' tanzen. Was sagen Sie dazu? Schickt es sich, weil ich allein bin?"

„Ich werde mitgehen und Sie nicht aus den Augen lassen. Wenn Sie auf dem Deck tanzen, so werde ich mich auf die Kajütentreppe legen wie ein Wächterhund. Dann schickt es sich. Und wenn jemand über Sie reden will, werde ich sagen: Ich bin dabei gewesen."

Das war die Antwort, auf die ich gezählt hatte.

In jener Nacht erlebte ich noch etwas Unaussprechliches. Ich lag in meinem hohen Turmzimmer zwischen Traum und Wachen, rings um mich her das eintönige Anrauschen des Meeres, das von Zeit zu Zeit eine stärkere Welle mit lautem Gusse unterbrach. Da kam ein Tönen wie von Äolsharfen über das Wasser, eine Musik von so unsagbarem Wohllaut, als ob ein Sternenschwarm in Töne aufgelöst daherzöge. Waren es die versunkenen Lieder Shelleys, die nicht schlafen konnten? Nein, ich wußte es mit innerer Gewißheit, es war mein junger Fahrtgenosse, der mir noch einen Gutenachtgruß sandte.

Die Musik kam näher, ich vernahm leises Eintauchen von Rudern unter meinem Fenster. Aufstehen und ans Fenster treten — so weit konnte ich nicht einmal mehr denken. Die ermatteten Glieder lagen zu fest in Schlummerbanden, das Hirn war zu tief vom Schlafdorn gestochen. Die Musik schwoll höher, ich weiß nicht, kam sie von Instrumenten, von Menschen- oder Engelsstimmen; ich weiß auch nicht, ob es die Wasser oder der Halbtraum war, was sie so ins Überirdische verschönte. Ich habe niemals wieder eine solche Musik gehört.

Das schwellende Riesenbett, in dem ich schlief, wurde zum Wolkenpfühl und erhob sich mit mir aufwärts, von Tönen getragen. Ich schwebte draußen im Sternenschimmer über die schlafenden Inseln hin, höher, immer höher, bis hinauf zum Bootes und zur Vega, während die Musik leise verhallte. Es war vielleicht die reinste Seligkeit, die ich je genossen habe.

Am Morgen fuhr ich zeitig nach Spezia, wo ich mit Freunden von auswärts zusammentraf. Sie führten mich im Wagen nach dem verzauberten

Portovenere, erstiegen mit mir das überpflasterte Felsgestein, und von der allerhöchsten Warte überschauten wir den blauen hinter uns liegenden Golf und die vor uns ausgebreitete unendliche Bläue. Dann nahmen wir einen kleinen Kahn, umschifften die Palmaria, die wie das Wrack eines versteinerten Riesenschiffes aus dem Wasser ragt, fuhren in all ihre Grotten und Höhlen hinein, die wirklich ganz so türkisenblau und von so abenteuerlichen Tropfgebilden überhangen waren, wie der Signorino mir gesagt hatte. Und ich dachte daran, daß ich das alles mit ihm noch einmal sehen und es dann noch viel schöner finden würde. So herrlich der Tag war, ich dachte mit Ungeduld an den Abend, an dem ich im thetisblauen Kleide mit dem Herrn der ‚Allegria‘ tanzen wollte. Und ich blickte oft nach der Bucht zwischen den zwei Kastellen hinüber, konnte aber natürlich unter den dort liegenden Schiffen die Jacht des Signorino nicht unterscheiden.

Als wir uns an Schönheit gesättigt hatten, machten wir in Portovenere Mittag, und fuhren, sobald die Hitze nachließ, nach Spezia zurück.

Die Freunde dachten, ich würde das letzte Dampfboot abwarten, aber ich ließ mich nicht halten. Ich leistete mir den Luxus eines kleinen Segelbootes, um zeitiger in San Terenzo zu sein. Unterwegs flaute der Wind ab, es mußte gerudert werden. Ich bekam das Ballfieber. Immer neue Versprechungen machte ich dem Fährmann, damit er schneller rudere. Als San Terenzo in Sicht kam, brannten schon die ersten Lichter, aber es war noch völlig hell, wir hatten eben den längsten Tag des Jahres. Gottlob, das war gut gegangen. Ich hatte Zeit noch ein Bad zu nehmen, die Haare zu ordnen, das thetisblaue Kleid, das dem Signorino lieb war, anzuziehen.

Die „Allegria“ lag wie immer im tiefen Wasser. Aber irgend etwas war nicht wie sonst. Richtig, die bunten Wimpelchen fehlten. Die sollten ja durch frische Blumengewinde ersetzt werden, wie er mir gesagt hatte, und alle Gärten am Golf wollte er dazu plündern. Da waren schon viele Hände geschäftig, schwere grüne Girlanden zu schleppen, die sie am Klüverbaum und an den Schiffsflanken befestigten. Man sah es, an Bord herrschte aufgeregte Tätigkeit vor dem Feste.

Und die am Mastbaum, was machen denn die? Meine Augen sind von dem heißen Tag und der scharfen Seeluft angegriffen, ich glaube ihnen nicht.

„Bootsmann, was machen denn die Leute dort am Mast?“

„Sie ziehen eine schwarze Fahne auf, Signorina.“

„Unmöglich! Es wird ja heute getanzt. Was sollte da die schwarze Fahne?“

„Ich weiß es nicht, Signorina.“

Als ich an Land trat, wußte ich es. Da standen Frauen, die weinten und klagten: Der schöne Signorino! Der gute Signorino! Er war in der Frühe an einem Blutsturz gestorben.

Der schöne Signorino! Der gute Signorino, murmelte auch ich und wußte nicht, was ich sagte. – Sinnlos starrte ich die „Allegria“ an, die nicht

für Tanz und Freude, sondern für die letzte Fahrt ihres Gebieters geschmückt wurde. Er sollte noch am späten Abend nach Spezia geführt und von dort nach Mailand in die Familiengruft gebracht werden.

Ich begriff nichts von allem, was sie sagten. Meine Füße zuckten noch vor Tanzlust, mein ganzes Wesen schwang in dem Anstoß, den es erhalten hatte, heute abend auf der schönen Jacht mit ihrem Herrn die Polonaise zu führen. Wie dieser Anstoß sich endlich legte, und ob mir dann schlimm zumute war, weiß ich nicht mehr.

In der blauenden Dämmerung stand ich am Fenster und sah der „Allegria" zu, wie sie mit ausgespannten Segeln und im Wasser schleppenden Girlanden hinausfuhr. Von all ihren festlichen Auszügen war dies der festlichste.

Weinen wie die andern konnte ich nicht. Warum? Ich weiß es nicht. Vielleicht weil ich die Jugend und den Tod gar nicht zusammen denken konnte. Da fuhr der Schöne fort, ohne mit mir getanzt zu haben, und ich hatte mich doch so sehr gefreut! Das war vielleicht das überwiegende Gefühl.

Erst als die „Allegria" ohne ihren Herrn zurückkehrte und schwarz und abgetakelt draußen im tiefen Wasser lag, flossen auch mir die Tränen. Die Bucht schien ausgestorben; es gab keine Musik und keinen Tanz mehr in den Nächten. Der Frühling war tot. In der Frühe der Sommersonnenwende war er gestorben.

Später wurde die „Allegria" an einen Villenbesitzer in Lerici verkauft und ging mit ihrem neuen Eigentümer bei einem Sturme unter. Ihre Trümmer wurden bei Livorno ans Land gespieen.

— — Ein ganzes Menschenleben ist seitdem vergangen. Wo ist das thetisblaue Kleid geblieben? Wo sind die tanzlustigen Füße? Wo alle die alten Freunde aus jener Zeit? Wo modern die letzten Planken der „Allegria?"

Rätselhafter Abgrund meiner eigenen Seele, was weiß ich von dir? Höchste Freuden sind spurlos verweht, Schmerzen, die sich ewig glaubten, sind versauft, tiefste Lebensgeschicke sind von mir abgefallen wie ein vertragenes Kleid. Und da steigt nun mit einem Male aus der Tiefe der Zeiten das Bild des Signorino, dessen Namen ich nicht einmal wußte, mit dem Angesicht voll Sonne, mit den Augen, die blauer sind als der Himmel über dem Golf von Spezia; er winkt mir mit der Asphodelosblüte und lächelt.

Zur Benedek-Frage.

Von

Wilhelm Alter (Wien).

In der deutschen militärischen Presse steht wieder einmal die Benedek-Frage im Vordergrunde der Diskussion, namentlich seitdem in der Mainummer der „Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde" Generaloberst Graf Schlieffen die Konklusionen, die ich in meiner Benedek-Studie in der „Deutschen Rundschau" auf Grund neuen und zuverlässigen Materials mich zu ziehen für berechtigt hielt, vom militärischen Standpunkt aus kritisch beleuchtet und über die Persönlichkeit des österreichischen Feldherrn in noch schärferer Weise geurteilt hat, als das in dem österreichischen Generalstabswerke über den Krieg von 1866 der Fall ist. Mit Rücksicht auf das große und allseitige Interesse, das neuerdings in Deutschland und Österreich der Benedek-Frage entgegengebracht wird, halte ich es für geboten, auf die Ausführungen des Grafen Schlieffen zu reflektieren; wenn aus keinem anderen Grunde, so würde ich das schon deshalb für angebracht halten, weil in der deutschen Presse vielfach der Befürchtung Ausdruck gegeben wurde, der fachmännische Artikel des Grafen Schlieffen könne in Österreich verstimmen, alte Wunden aufreißen.

Diese Vermutung trifft nun allerdings nicht zu. Vor vierzig Jahren mag sie berechtigt gewesen sein, heute liegen die Dinge anders. Wir haben anders, ruhiger und kritischer über die Vorgänge des Jahres 1866 denken gelernt als jene, die den Unglückstag von Königgrätz miterlebten, und die österreichischen Geschichtschreiber, vor allem ihr Meister Friedjung, haben uns gelehrt, in den Ereignissen von 1866 das Walten der unerbittlichen logischen Notwendigkeit zu erblicken. Wir täuschen uns über den naturnotwendigen Abschluß eines großen historischen Prozesses nicht mehr, wie unsere Väter, mit der billigen Phrase hinweg, daß die Karte Europas heute anders aussähe, wenn ... Die Tatsache, daß Österreich aus der großen Katastrophe des Jahres 1866 im Grunde genommen ungeschwächt, wenigstens ohne erhebliche Einbuße an Macht und Ansehen, hervorgegangen ist, läßt uns den richtigen Gesichtswinkel für die Betrachtung jener Vorgänge gewinnen. Wir wissen aber heute auch, daß die Ursachen der Niederlage unserer Armee auf den böhmischen Schlachtfeldern, der Niederlage Österreichs in der ganzen jahrzehntelangen Kampagne um die Vorherrschaft in Deutschland nicht allein in den unerquicklichen Vorgängen im österreichischen Hauptquartier zu suchen

sind, daß sie tiefer liegen. Die österreichischen Historiker und Militärschriftsteller, die sich heute mit der Geschichte des Feldzuges der Nordarmee im Jahre 1866 befassen, sehen seit Friedjung das Ziel ihres Strebens ausschließlich darin, die tieferen Ursachen jener Katastrophe aufzudecken und, was Benedek betrifft, vor dem Forum der Geschichte die Revision eines Urteils herbeizuführen, das alle Schuld auf diesen einen Mann häufte. Es soll nicht ein Mann büßen müssen, was ein System verschuldet hat. Das und nichts anderes ist das Ziel der österreichischen Benedek-Forschung, das ist auch der Zweck meiner in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Studie, die im engen Rahmen eines Essays das skizziert, was in meiner Biographie des Feldzeugmeisters seine ausführliche Darlegung finden wird. Aus Benedek ein strategisches Genie, einen Napoleon oder Moltke zu machen, liegt den österreichischen Schriftstellern und auch mir fern. Ebenso fern aber liegt es der österreichischen Geschichtschreibung, in die Sünden der Väter zu verfallen und das Verdienst der preußischen Heeresleitung dadurch zu schmälern, daß Benedek selbst ein Minimum militärischer Fähigkeiten rundweg abgesprochen wird. Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen und Benedek nur von jener Schuld zu befreien, die ungerechterweise ihm allein aufgebürdet wurde, das ist das einzige Ziel, nach dem die österreichische Benedek-Forschung strebt.

Bei aller Hochachtung vor einer militärischen Autorität vom Range und vom internationalen Ansehen des Generalfeldmarschalls Grafen Schlieffen kann ich nicht umhin, in seinen Ausführungen einen bedauerlichen Mangel an Objektivität der Person Benedeks gegenüber zu finden, und einzig und allein darauf möchte ich meine Erwiderung beschränken. In meinem Artikel, auf den sich Graf Schlieffen bezieht, habe ich ausdrücklich erklärt: „Unfruchtbare kriegstheoretische Untersuchungen, ob Benedek ein Erfolg beschieden gewesen wäre, wenn er seine Absichten in tatsächlicher Entschlußfreiheit hätte ausführen können, sollen unterlassen werden; es soll hier lediglich gezeigt werden, wie jene Einflüsse, gegen die er sich durch seine Vollmachten geschützt glaubte, ihn wiederholt zu verhängnisvollen Maßregeln drängten, die dann auf sein Schuldkonto gesetzt wurden, und für die ausschließlich er zu büßen hatte." Damit ist die Absicht, die ich mit meiner Untersuchung verfolgte, deutlich genug charakterisiert und klar ausgesprochen, daß es sich dabei lediglich um die Frage nach Benedeks Schuld, wie sie in dem von mir zitierten Artikel in der „Wiener Zeitung" formuliert worden ist, nicht aber um Benedeks Erfolgchancen handelte. Wenn Graf Schlieffen schreibt: „Unwillkürlich kommt man zu der Annahme, der Krieg würde einen anderen, natürlich für Preußen ungünstigen Ausgang genommen haben, wenn nur Benedek freie Hand gelassen worden wäre", dann verkennt er offenbar vollständig meine Intentionen. Noch viel weniger als die österreichische militärische Fachliteratur steht die österreichische Geschichtschreibung, soweit sie sich mit dem Jahre 1866 befaßt, auf dem Standpunkt, daß sie, wie die Fachliteratur der siebziger Jahre, sich in Erörterungen darüber ergeht, wie Benedek hätte siegen können, oder umgekehrt zu beweisen sucht, daß selbst einem Moltke an der Spitze der österreichischen Nordarmee ein Erfolg unmöglich hätte beschieden sein können. Mit

solchen unfruchtbaren Untersuchungen trösteten sich, wie gesagt, die militärischen Schriftsteller Österreichs in dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege; heute geht die österreichische militärwissenschaftliche und historische Literatur andere Wege.

Mit Bedauern muß festgestellt werden, daß gerade hier Graf Schlieffen sich dem offiziellen Österreich anschließt, das unmittelbar nach Königgrätz, nach der Einstellung des kriegsgerichtlichen Verfahrens gegen Benedek in den Fehler verfallen ist, Benedek *seine ganze militärische Vergangenheit abzusprechen*, nicht nur ihn allein für alles Unglück verantwortlich zu machen. Gewiß ist Benedek maßlos überschätzt worden, aber die einstige Überschätzung berechtigt noch lange nicht dazu, ihn jetzt zu unterschätzen und ihm auch jene Fähigkeiten und Eigenschaften abzusprechen, die er tatsächlich besaß, über Leistungen hinwegzusehen, die auch heute noch nicht vergessen sein sollten. Graf Schlieffen spricht davon, daß Benedek „der Theorie nach von einem nicht zu bändigenden Offensivgeist erfüllt war; sollte aber schließlich der Angriff unternommen werden, so versagten seine Führereigenschaften". Das mag wohl auf Benedek als Führer der Nordarmee zutreffen und geht auf zwingende Umstände zurück, die später ausgeführt werden sollen; in dieser allgemeinen Fassung aber bedeutet es, um so mehr, als Benedeks Haltung in der Schlacht von Solferino in ähnlicher Weise besprochen wird, den Vorwurf der *Offensivscheu* gegen einen General, der sich auf den italienischen Schlachtfeldern und in Ungarn in zehn Affären den Ruf eines Truppenführers erworben hat, dessen Stärke gerade der schneidige Angriff war. Seine Haltung bei Curtatone, Goito, Mortara, Novara, bei Raab, Oszöny, Uj-Szegedin usw. spricht gewiß nicht gegen seinen Offensivgeist, und ob seine Truppenführung bei San Martino das harte Urteil des Grafen Schlieffen rechtfertigt, das mögen die militärischen Fachleute, die bisher wenigstens in diesem brillanten Defensivkampf kein Argument gegen die Tüchtigkeit Benedeks als Korpsführer sahen, entscheiden. Benedeks Führereigenschaften versagten erst, als er statt *eines* Korps von 30000 Mann deren acht zu führen hatte, er, der sich selbst, wie wir aus seinen Briefen wissen, nie größere Fähigkeiten als die eines schneidigen Korpskommandanten zugetraut hat. Daß Benedek Entschlossenheit und rücksichtslose Schneidigkeit im Vorgehen, Kühnheit im Handeln, kaltblütige Besonnenheit in kritischen Situationen und den richtigen Blick für Angriff und Abwehr hatte, das hat er wiederholt bewiesen, zum letztenmal, als bei Königgrätz die Katastrophe über die österreichische Armee hereinbrach; daß ihm die genannten Eigenschaften von Olmütz bis Königgrätz abhanden gekommen waren, nicht zum Durchbruch gelangen konnten, ist in den besonderen Verhältnissen begründet und berechtigt nicht dazu, ihm einen lediglich „theoretischen Offensivgeist" zuzusprechen. Andere Eigenschaften als die, welche Benedek besaß und wiederholt betätigt hat, wurden in der österreichischen Armee jener Tage von einem tüchtigen Korpskommandanten nicht verlangt. Man stand damals in der österreichischen Armee noch nicht auf dem Standpunkt, den Graf Schlieffen erwähnt, und der in der preußischen Armee zum Durchbruch gelangt war: daß jedem General auch strategische Befähigung vonnöten sei. Man schätzte den tüchtigen Truppenführer höher

als den Schlachtendenker, und daß unter den Truppenführern im Gefecht Benedeck der tüchtigsten einer war, wird nicht geleugnet werden können. Benedek zum verkannten, um mit Busch zu reden, „verhinderten" Strategen zu stempeln, hat niemand versucht.

Graf Schlieffen faßt sein Urteil über Benedek in folgende Sätze zusammen: „Mit allgemeinen Angriffsplänen, wie Marsch von Olmütz nach Berlin, Vernichtung der Armee des Kronprinzen usw., hielt er nicht zurück. Aber dem Feind gegenüber verfiel er in die ausgesprochenste Defensive, und an diesen Widersprüchen mußte er in einem Feldzug scheitern, in dem alles auf eine rasche und überwältigende Offensive ankam. Für das Verpassen der Gelegenheit am 28. Juni bei Skalitz, für die Sammlung der ganzen Armee in der Stellung bei Dubenetz, für die lange Rast bei Königgrätz, vor allem aber für die Verwerfung jeden Angriffes ist Benedek verantwortlich zu machen, welches Maß an Mißgriffen man Henikstein und Krismanic auch zumessen will." Es ist das der gleiche Standpunkt, den das österreichische Generalstabswerk einnimmt.

Der Standpunkt des Grafen Schlieffen, daß in dem Feldzug im Norden nur eine rasche und überwältigende Offensive die österreichische Armee hätte zum Erfolge führen können, wird von sämtlichen namhaften Militärschriftstellern, die sich mit dem Krieg von 1866 befaßt haben, geteilt. Daß auch Benedek auf diesem Standpunkt stand, ist gewiß nicht ein Beweis eines vollständigen Mangels an strategischem Blick. Benedek war es, der in dem Marschallsrat, in dem der Feldzugsplan für die Nordarmee diskutiert wurde, sich mit aller Entschiedenheit gegen die streng defensiven Pläne Heniksteins und Krismanics aussprach und eine möglichst rasche und nachdrückliche Offensive gegen Schlesien befürwortete, und nicht an ihm lag die Schuld, daß sein Offensivgeist zu einem theoretischen wurde. In meiner Studie in der „Deutschen Rundschau" habe ich ausgeführt — und ich stehe mit dieser Feststellung nicht allein da —, daß von maßgebender Stelle, und zwar von diplomatischer Seite, aus politischen Rücksichten die Offensive prinzipiell perhorresziert wurde. Es ist zwar vollkommen richtig, daß, wie Graf Schlieffen erwähnt, der Krieg nur ein Mittel der Politik ist, der Soldat nur das Werk des Diplomaten fortzusetzen hat, daher Diplomaten und Soldaten gemeinsame Arbeit zu leisten haben, eine gewisse Vermengung von Politik und Kriegführung unvermeidlich ist; in dem vorliegenden Falle aber arbeitete die Diplomatie der Strategie nicht in die Hände, sondern entgegen, und mit vollem Rechte konnte sich Benedek gegen die Beeinflussung der Kriegführung durch die Diplomatie beschweren. Denn die österreichische Diplomatie verwarf die Idee der Offensive, mit der allein, wie Graf Schlieffen selbst erklärt, ein Erfolg wäre zu erzielen gewesen: Man erklärte, die strengste Defensive sei durch wichtige politische Rücksichten zu einem unabweisbaren Gebot der Notwendigkeit gemacht, da Österreich schon durch die Art seiner Kriegführung augenfällig beweisen müsse, daß es nur erworbene Rechte verteidige, nicht aber fremde Rechte antaste. Die Rolle des Angreifers müsse, coûte que coûte, Preußen über-

lassen werden, damit dieses sich in eklatanter Weise vor den Augen der ganzen Welt ins Unrecht setze. Möglich, daß die österreichische Diplomatie, die ja felsenfest auf den Sieg ihrer Sache vertraute, bei dieser Argumentation schon an die Vergeltung dachte, die sie an den auf diese Weise entlarvten Friedensbrecher werde nehmen können . . . Es ist ferner klar, daß eine rasche und nachdrückliche Offensive, da die Konzentration der Armee in Mähren vorgenommen wurde, nur gegen Schlesien vorgenommen werden konnte, und ich habe ausgeführt, daß Benedek schon im Marschallsrat und nicht erst in Olmütz, wie Graf Schlieffen meint, einen offensiven Plan gegen Schlesien befürwortete, der keineswegs nur von theoretischem Offensivgeist eingegeben zu sein scheint, wenn auch den Fachmännern, zu deren gewiegtesten ja Graf Schlieffen zählt, die Entscheidung darüber belassen werden muß, ob er aussichtsreich gewesen wäre oder nicht. Jedenfalls aber ist dieser Plan nicht von Benedek und nicht aus militärischen, sondern aus politischen Gründen verworfen worden; man war der Ansicht, daß der Feldzug der Sachsen und Bayern wegen unbedingt nach Böhmen verlegt werden müsse, und es geht nicht an, Entschließungen, für die er ausdrücklich jede Verantwortung ablehnte, allein auf das Schuldkonto Benedeks zu setzen.

Graf Schlieffen zählt ferner das Verpassen der Gelegenheit bei Skalitz am 28. Juni zu jenen Anklagepunkten, in denen Benedek unbedingt schuldig gesprochen werden müsse. Es ist richtig: Benedek hatte an jenem Tage die einzige im Verlaufe des ganzen Feldzuges gebotene Gelegenheit, einen Erfolg zu erzielen, und er hat diese Gelegenheit nicht ausgenützt, sondern ist abmarschiert, ohne eine strategische Situation zu benutzen, wie sie günstiger kaum gedacht werden konnte; diese nackte Tatsache scheint allerdings das harte Urteil des Grafen Schlieffen zu rechtfertigen, daß Benedeks Offensivgeist, von dem so viel gesprochen worden war, in dem Augenblick versagte, in dem er sich betätigen sollte. Bei genauer Kenntnis und objektiver Würdigung der Umstände muß aber Benedek gerade in diesem Anklagepunkte freigesprochen werden, oder er kann doch nur dann schuldig gesprochen werden, wenn einem Soldaten gestattet ist, aus strategischen Rücksichten einem höheren Befehl direkt zuwiderzuhandeln. Diese Frage mögen die Militärs entscheiden, ich habe mir lediglich die Aufgabe gestellt, auf Grund des meiner Ansicht nach unzweifelhaft authentischen und vertrauenswürdigen Materials, das mir zur Verfügung steht, das Rätsel von Skalitz — so muß man die Vorgänge bei Skalitz am 28. Juni 1866 wohl nennen — zu lösen oder wenigstens der Lösung nahezubringen. Die Geschichte dieser verpaßten Gelegenheit darstellen, heißt die ganze Geschichte des unglückseligen Marsches von Olmütz bis nach Dubenetz aufrollen, wie ich das in meiner Studie in der „Deutschen Rundschau" getan habe. Ich muß also hier das Wesentlichste wiederholen.

Das Rätsel von Skalitz ist eigentlich bereits erklärt durch die kaiserliche Instruktion, die Flügeladjutant Oberstleutnant v. Beck am 6. Juni in das Hauptquartier von Olmütz brachte, und in der es heißt: „Se. Majestät befehlen . . ., daß für den Schutz der sächsischen Truppen vorgesorgt und diese unter keiner Bedingung geopfert werden.

Se. Majestät legen besonders Gewicht darauf, daß die königlich sächsischen Truppen ... nicht von der kaiserlichen Hauptarmee abgeschnitten werden." Bei diesem Satz der kaiserlichen Instruktion, deren Original im k. und k. Kriegsarchiv in Wien aufbewahrt wird, findet sich die Randbemerkung: „Nur möglich, wenn unsere eigensten, wichtigsten Interessen geopfert werden." Die Befürchtung, die in dieser Randbemerkung indirekt ausgesprochen wird, hat sich lückenlos erfüllt, wie sich aus den Ereignissen vom Abmarsch aus Olmütz an bis zur Konzentration der Nordarmee bei Dubenetz klar nachweisen läßt: dem Schutze der sächsischen Truppen wurden wichtige Interessen der österreichischen Armee geopfert — Interessen, die niemals hätten geopfert werden dürfen, selbst nicht um eines treuen Bundesgenossen willen, der sich vertrauensvoll dem Schutze des mächtigen Nachbars überlassen hatte. So ehrenhaft und menschlich schön eine solche Handlungsweise auch ist, in dem vorliegenden Falle führte sie zur Katastrophe; im Kriegsfalle ist eben die Befolgung des egoistischen Grundsatzes: „Jeder ist sich selbst der Nächste" ein Gebot der Notwendigkeit, und Österreich hatte es zu büßen, daß es diesem Gebote nicht Folge leistete. Nicht mit Willen Benedeks und aus der Initiative des Feldherrn heraus gestaltete sich der Marsch der österreichischen Nordarmee von Olmütz bis Dubenetz nicht zu einer Operation gegen den Feind, sondern zu einer Operation zur Aufnahme und Degagierung des sächsischen Korps. Das war verhängnisvollerweise das Operationsziel, das in der erwähnten Instruktion vom 6. Juni statuiert worden ist und festgehalten werden mußte.

In Besprechung der strategischen Lage auf dem böhmischen Kriegsschauplatz in der letzten Juniwoche verweist Graf Schlieffen darauf, daß Benedek in die Mitte zwischen zwei Feinde gestellt war, die von rechts und links auf ihn zumarschierten, und führt aus: „In einer solchen Lage hat es von jeher keine andere Aushilfe gegeben, als mit möglichst großer Überlegenheit erst den einen und dann den anderen Feind zu schlagen. Dieses Mittel zuerst gegen die erste preußische Armee anzuwenden, war Benedek geraten worden. Im letzten Augenblick hatte er sich jedoch für ein Niederschlagen der zweiten Armee entschieden. Nur Benedeks Unvermögen, anzugreifen, hatte die Ausnützung der Gelegenheit verhindert und den sicheren Sieg in eine Niederlage verwandelt". Es wäre interessant, zu erfahren, von wem Benedek den erwähnten Rat erhalten hat, den auszuführen er redlich bestrebt war[1]). Denn Benedek hatte bis Skalitz das einzig mögliche Operationsziel im Auge, den Angriff gegen die erste preußische Armee, während das Operationsziel seiner militärischen Ratgeber eben der mit der Degagierung der Sachsen zusammenhängende Angriff auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl gewesen ist; Benedeks „Unvermögen, anzugreifen", hatte, wie weiter ausgeführt werden soll, ganz andere Gründe als Scheu vor der Offensive. Benedek betrachtete

[1]) Krismanic kann keinesfalls dieser Ratgeber gewesen sein, denn gerade er lehnte, wie auch Friedjung (Kampf um die Vorherrschaft, Bd. II, S. 20, 31, 85, 88 und a. a. O.) erklärt, auf das entschiedenste eine Offensivoperation gegen die Armee des Kronprinzen ab und drängte unausgesetzt auf den Abmarsch an die Iser.

die strategische Lage vollkommen richtig. Er wußte, daß am 26. Juni, dem Tage, an dem der Aufmarsch seiner sechs Korps bei Josefstadt beendet sein mußte, jenseits des Riesengebirges der Kronprinz von Preußen mit vier Korps zum Einbruch in Böhmen bereitstehen, die Armee des Prinzen Friedrich Karl aber erst mit ihren Avantgarden bestenfalls bis Münchengrätz vorgedrungen sein könne. Er entschloß sich deshalb, durch die aus dem Korps Clam-Gallas und den Sachsen bestehende Iserarmee den Vormarsch des Prinzen Friedrich Karl aufhalten oder doch nach Möglichkeit verzögern zu lassen, sich selbst aber mit seinen sechs Korps gegen die vier Korps des Kronprinzen von Preußen zu wenden. Gelang es ihm, den Kronprinzen zu schlagen, dann wollte er drei Korps unter Gablenz dem Kronprinzen gegenüberstehen lassen, die übrigen drei Korps aber in Eilmärschen an die Iser werfen und dort, mit der Iserarmee vereint, mit immer noch überlegener Kraft dem Prinzen Friedrich Karl entgegentreten. Es ist das genau der Operationsplan, den Graf Schlieffen als den einzig möglichen bezeichnet. Im österreichischen Hauptquartier wurde zu dieser Zeit freilich über die Ausführung von drei diametral entgegengesetzten Operationsplänen — Benedek verlangte den Angriff gegen den Kronprinzen, Henikstein den Marsch an die Iser, Krismanic dagegen die Vollendung des methodischen, auf dem Papier sorgsam festgesetzten „Aufschließens" der Armee bei Josefstadt — gestritten, aber Benedek hielt an seiner Absicht fest und befahl den Aufmarsch der Armee gegen den Kronprinzen von Preußen. Nach seinen Befehlen, die in dem von mir benutzten Tagebuch unter dem Datum vom 26. Juni verzeichnet sind, hätten am 27. Juni fünf österreichische Korps den debouchierenden drei preußischen Korps gegenüberstehen sollen. Während aber Benedek vom Abend des 26. bis zum Abend des 27. Juni krank zu Bette lag, wurden von Henikstein und Krismanic Dispositionen getroffen, die sich als ein lahmes Kompromiß zwischen den drei diskutierten Operationsplänen darstellen: zwei Korps wurden gegen das Riesengebirge vorgeschoben, vier Korps vollzogen das „Aufschließen" bei Josefstadt, und die Dispositionen zum Abmarsch an die Iser wurden vorbereitet. Das Resultat dieser Maßregeln waren die Kämpfe am 27. Juni, deren Eindruck im Hauptquartier ich in meinem ersten Artikel in der „Deutschen Rundschau" beschrieben habe. Noch hielt Benedek an seinem Entschlusse, mit allen verfügbaren Kräften den Kronprinzen von Preußen anzugreifen, fest und gab die entsprechenden Befehle, die am 28. Juni bei Skalitz eine siegverheißende Übermacht in günstiger Stellung vereinigen sollten. Ich habe ferner ausgeführt, daß Benedek durch Henikstein in der Nacht vom 27. zum 28. Juni ein Schriftstück produziert wurde, das den schleunigsten Abmarsch an die Iser in den bestimmtesten Ausdrücken forderte und von Benedek als maßgebend anerkannt werden mußte. Die strategische Lage am 28. Juni, wie sie Benedek bei seinem berühmten Ritt um Skalitz feststellen konnte, forderte gebieterisch den Angriff, den das erwähnte Schriftstück verwehrte; die Engagierung eines Kampfes hätte für den Abmarsch an die Iser einen Zeitverlust von mindestens 24 Stunden verursacht, während eben der sofortige Abmarsch gefordert wurde. Die Militärs mögen ent-

scheiden, was in dieser Lage den Ausschlag hätte geben müssen: die Soldatenpflicht des Gehorsams oder die Feldherrnpflicht, den sicheren Sieg nicht aus den Händen zu lassen. Am 28. Juni versagten nicht Benedeks Führereigenschaften, sondern seine Handlungsfreiheit . . .

Graf Schlieffen erhebt ferner gegen Benedek die Anklage, daß er den Rückzug, bei dem es ihm gelungen war, sich glücklich aus der Schlinge zu ziehen, zu bald unterbrochen habe, als daß es möglich gewesen wäre, die Armee völlig zu retten; der weitere Vorwurf, daß Benedek den einzig möglichen Ausweg, den Angriff, nicht eingeschlagen habe, ist vom Grafen Schlieffen selbst durch die Feststellung widerlegt, daß der größte Teil der österreichischen Armee, die nur noch zwei intakte Korps besaß, zu einem Angriff überhaupt nicht mehr fähig war. Ich kann meine Polemik also füglich auf den erstgenannten Anklagepunkt beschränken. Graf Schlieffen ist, wenn ich seine Ausführungen richtig erfaßt habe, der Ansicht, die österreichische Armee hätte gerettet, was wohl heißt in einen schlagfähigen Zustand gebracht werden können, wenn sie weiter zurückgeführt worden wäre und nicht bei Dubenetz bzw. Königgrätz haltgemacht hätte. Es müßte daher als Benedeks Schuld bezeichnet werden, daß er diesen einzig möglichen Ausweg aus der verzweifelten Situation nicht wählte, sondern mit einer eigentlich nicht mehr resistenzfähigen Armee den Angriff des qualitativ und quantitativ überlegenen Feindes erwartete. Ich glaube nun den Beweis erbringen zu können, daß Benedek tatsächlich nicht an einen Kampf, sondern an den weiteren Rückzug dachte, daß ferner — und zum Beweise dieser Behauptung kann ich mich, außer auf meine Quellen, auch auf die unbestritten anerkannte Autorität Friedjungs berufen[1]) — für die Annahme der Hauptschlacht bei Königgrätz andere Rücksichten maßgebend waren als die strategische Lage auf dem Kriegsschauplatz. In ersterer Beziehung kann ich mich auf meinen ersten Benedek-Artikel beziehen und darauf verweisen, daß aus allen Anstalten, die seitens Benedeks getroffen wurden, mit allergrößter Wahrscheinlichkeit darauf geschlossen werden kann, daß er an den Rückzug bis Olmütz und nicht an einen Kampf, weder bei Dubenetz noch auf den Höhen von Chlum, dachte, und daß die in diesen beiden Stellungen getroffenen Defensivmaßregeln mehr der Sicherung der erschütterten Armee vor einem plötzlichen Überfall als einem vorbereiteten Kampfe galten. Das beweist vor allem Benedeks Depesche an den Kaiser aus dem Hauptquartier in Königgrätz vom 1. Juli, in der es mit aller wünschenswerten Klarheit heißt: „Ich lasse daher morgen die Armee ruhen . . . . . und setze am 3. den Rückzug nach Pardubitz fort. Werde ich nicht überflügelt, kann ich auf die Truppen wieder zählen, und ergibt sich Gelegenheit zu einem Offensivstoß, so werde ich ihn machen, sonst aber trachten, die Armee so gut als möglich nach Olmütz zurückzubringen." Aus dem Telegramm geht hervor, daß Benedek zum mindesten in erster Linie, wenn nicht ausschließlich an den Rückzug dachte und lediglich entschlossen war, eine

[1]) Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft, Bd. II, S. 218 ff.

eventuelle günstige Gelegenheit zu einem Offensivstoß, der nach der ganzen Sachlage und nach den Intentionen des Feldherrn kaum einen anderen Sinn und Zweck haben konnte, als der zurückgebenden Armee durch ein Rückzugsgefecht Luft zu verschaffen, nicht vorübergehen zu lassen. Es stimmen übrigens alle Darstellungen des sogenannten „Kriegsrates von Königgrätz" mit der meinigen darin überein, daß in dieser Beratung Benedek seine Ansicht vertrat, den Rückzug fortzusetzen, während Oberstleutnant v. Beck, der Abgesandte des Kaisers, den Gedanken entwickelte, in dem Raume Pardubitz-Kolin den Preußen eine Entscheidungsschlacht anzubieten. Damit bin ich bereits bei dem zweiten Punkte meiner Beweisführung angelangt, und ich möchte nur noch bezüglich des vom Grafen Schlieffen getadelten langen Verweilens der österreichischen Armee in den Stellungen von Dubenetz bzw. Chlum darauf hinweisen, daß diese Verzögerung des Rückzuges u. a. der Sachsen wegen geboten war, deren Isolierung bekanntlich um jeden Preis vermieden werden mußte, die aber durch die Schlacht bei Jicin von ihrer Rückzugslinie abgedrängt worden und gezwungen waren, in weitem, zeitraubendem Umweg den Anschluß an die Hauptarmee zu suchen.

Und nun zu der unmittelbaren Vorgeschichte der Engagierung der Schlacht bei Königgrätz. Die Intentionen, die an maßgebender Stelle in Österreich herrschten, gehen daraus hervor, daß am 30. Juni der österreichische Botschafter in Paris telegraphisch dahin informiert worden war, Kaiser Franz Joseph sei bereit, den Frieden im Süden durch die Abtretung Venetiens zu erkaufen, wolle es aber im Norden noch auf eine Hauptschlacht ankommen lassen. Im Süden war eben der Waffenehre Österreichs durch den glänzenden Sieg bei Custozza bereits Genüge getan, im Norden war eine Hauptschlacht noch nicht geliefert worden, waren nur Teilgefechte geschlagen, die in ihrer Gesamtwirkung zwar einer verlorenen Hauptschlacht gleichkamen, aber trotzdem den Feldzug noch nicht als verloren erscheinen lassen konnten; es widersprach allen österreichischen Traditionen, die Sache Österreichs so schnell verloren zu geben, und nach den Ansichten, die damals im österreichischen Heere herrschten, wäre der kampflose Rückzug mit der konzentrierten Armee dem Eingeständnis der vollständigen Niederlage gleichgekommen. Das ist die Auffassung, die Oberstleutnant v. Beck in dem sogenannten „Kriegsrat von Königgrätz" vertrat, das ist ferner der Leitgedanke der diesbezüglichen Ausführungen des österreichischen Generalstabswerkes über den Krieg von 1866, die doch gewiß die Ansicht der leitenden Kreise wiederzugeben bestimmt waren. Ohne eine große Schlacht durfte Österreich sich nicht besiegt erklären, und da unter den obwaltenden Umständen an einen Sieg nicht mehr gedacht werden konnte, so mußte wenigstens der Waffenehre halber gekämpft werden. Um die Waffenehre wurde, und gewiß nicht erfolglos, von österreichischer Seite bei Königgrätz gekämpft, und zwar, und das muß nachdrücklichst betont werden, nicht auf Grund eines freien Entschlusses Benedeks. Ich kann mich in dieser Beziehung auf meinen ersten Benedek-Artikel berufen, dessen Angaben in meinem Buche in breiter Ausführlichkeit behandelt und entsprechend belegt werden sollen.

Noch ein Wort über die Schlacht von Königgrätz selbst. Graf Schlieffen erwähnt in seinem Artikel im Gegensatz zu der „grundsätzlichen Abneigung Benedeks gegen einen Angriff" das offensive Vorgehen der Korpskommandanten Grafen Festetits und Thun, das, wie Graf Schlieffen sagt, „Benedek weder billigte noch verbot, aber geschehen ließ". Thun und Festetits haben bekanntlich die ihnen zugewiesenen Stellungen zwischen Chlum und Nedielischt, in denen sie den von Norden her zu erwartenden Angriff des Kronprinzen von Preußen abwehren sollten, verlassen, die Höhen von Herschenowes und Maslovied besetzt und schließlich die Offensive gegen den Swiepwald ergriffen, in dem sie sich festbissen. Das Resultat ihres Vorgehens war, daß sie, die zur Hut gegen Norden aufgestellt waren, Front gegen Westen machten und so die Lücke öffneten, durch die die angreifende Armee des Kronprinzen nahezu ungehindert fast bis in den Rücken des Zentrums der österreichischen Aufstellung vorstoßen konnte. Daß die Stellung zwischen Chlum und Nedielischt von den zu ihrer Festhaltung bestimmten Korps verlassen worden war und nahezu ohne Verteidigung dem Kronprinzen in die Hände fiel, gerade das machte die Katastrophe, die über die österreichische Armee hereinbrach, so beispiellos furchtbar und vernichtend. Die Bemerkung, daß Benedek das eigenmächtige Vorgehen der beiden Generale zwar weder billigte noch verbot, aber geschehen ließ, könnte den Anschein erwecken, als sei Benedek mitschuldig an einer Handlungsweise, deren Unterbleiben die österreichische Armee zwar nicht vor der Niederlage, aber vor der Katastrophe von Königgrätz bewahrt hätte. Demgegenüber aber steht fest, daß Benedek, gleich nachdem der Kampf um den Swiepwald entbrannt war, Festetits und Thun den unzweideutigen Befehl zugehen ließ, den Kampf abzubrechen und in ihre Stellungen zurückzugehen, daß er ferner, als ihm der Anmarsch der Armee des Kronprinzen gemeldet wurde, den beiden Korpskommandanten abermals befahl, den Swiepwald zu räumen und die ihnen ursprünglich zugewiesenen Stellungen zu besetzen. Der erste Befehl wurde überhaupt nicht, der zweite so zögernd und langsam ausgeführt, daß seine Ausführung nicht mehr vollendet werden konnte[1]).

Zum Schluß möchte ich wiederholen: Wer sich heute in Österreich mit der Aufklärung der Geheimnisse des Jahres 1866 beschäftigt, der versucht es durchaus nicht, Benedek zum verkannten Feldherrngenie zu stempeln. Niemand in Österreich täuscht sich heute darüber, daß Benedek nicht mehr besaß als die Eigenschaften eines tüchtigen Feldsoldaten, daß er zwar einen richtigen militärischen Blick besaß – er hat das gerade in seinem und Österreichs Unglücksjahr bewiesen –, daß ihm aber die Talente des großen Feldherrn abgingen. Nur eines verlangt man für Benedek: Gerechtigkeit, die gerechte Beurteilung eines Mannes, der lange genug die Sünden anderer allein zu tragen verurteilt war. Die Revision des ex kathedra über Benedek gefällten vernichtenden Urteils, nicht seine Beweihräucherung ist das Ziel der österreichischen Benedek-Forschung.

[1]) Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft, Bd. II, S. 249, 256 und 265 ff.

Die römische Jubiläumsausstellung.

Von

Federico Hermanin.

Als man den Plan faßte, das fünfzigjährige Jubiläum der Einigung Italiens mit einer Ausstellung zu feiern, war man bald einig, daß diese in Rom einen historischen und künstlerischen Charakter haben müßte. So entstand die diesjährige römische Ausstellung, welche mit vollem Recht Anspruch darauf macht, in einem großen Bilde das Wesentlichste aus allen italienischen Gebieten gesammelt zu haben, um dem Besucher zu zeigen, wie mannigfaltig Sitten und Gebräuche, wie reich Kunst und Kunstgewerbe nach verschiedenen Richtungen hin das jetzt unter einer Krone vereinigte Land durchzogen haben. Die zu einem großen Ganzen zusammengetretenen italienischen Stämme aus Nord und Süd wollten zeigen, daß in ihnen, die so viel Verschiedenheiten unter sich haben, die durch Jahrhunderte getrennt gewesen sind, ein belebender Einheitsgedanke nie erloschen ist, nämlich der, zu den erstgeborenen Kindern Roms gehört zu haben, bis es ihnen gelang, die Freiheit und die Einigkeit wieder zu erlangen und mit Rom dem Werke die Krone aufzusetzen. Welcher Gedanke konnte natürlicher sein, als dieser Ausstellung, deren Charakter ein hervorragend historischer sein sollte, das alte Rom als Mittelpunkt zu geben. Wenn der Gedanke an Rom jahrhundertelang für die verschiedensten Völker Europas in religiösem wie in sozial politischem Sinne ein belebender Gedanke gewesen ist, so war das für Italien in noch viel höherem Grade der Fall. Wenn die Einheit der deutschen Völker im Mittelalter wesentlich um das in deutscher Form wiedererstandene römische Reich sich gebildet hatte, wenn auf den Grundlagen des römischen Rechtes die modernen Gesetzgebungen aufgebaut worden sind, wenn die große französische Revolution, das napoleonische Kaiserreich in ihren Grundgedanken noch auf Rom zurückgehen, so war für Italien Rom das Leben. Ohne Rom hätte sich die geistige italienische Einheit nicht gehalten, und das Land hätte nicht die Kraft gefunden, inneren und äußeren Feinden zu trotzen. An den Romgedanken, an die goldene Herrlichkeit der Konsuln und Cäsaren knüpften sich die Hoffnungen der Patrioten von den Zeiten der tiefsten Zerrissenheit und Knechtung an. Jetzt, da Dantes und Petrarcas und aller

großen Italiener jahrhundertelanger Traum zur Wirklichkeit geworden ist, da 34 Millionen Italiener sich um das italienische Rom scharen und für die Größe des wiedererstandenen Vaterlandes arbeiten, könnte kein Gedanke schöner sein, als in der Ausstellung diesen römischen und italienischen Charakter wie in einer Synthese zu sammeln.

Wenn die internationale Ausstellung moderner Kunst, an der alle Kulturstaaten teilgenommen haben, zeigt, wie freundlich diese dem wiedererstandenen Italien gesinnt sind, so sieht man in der archäologischen Ausstellung, die auch von allen Nationen reich beschickt worden ist, daß keine es scheut, zeigen zu können, daß die Magna mater Roma sie einst alle an ihrem Busen gewärmt hatte. Wie einer alten tiefgewurzelten Liebesgewohnheit folgend, haben alle dem Ruf, welcher aus Rom gekommen ist, entsprochen. Es handelte sich darum, durch Wiedergaben uralter Monumente zu zeigen, wie weit die Kultur des römischen Reiches über Italiens Grenzen hinaus gereicht hatte, und die Reproduktionen sind zu Hunderten gekommen. Die Grundlage zu dem Museum des Imperium Romanum ist durch diese Ausstellung gegeben, denn fast das ganze Material ist nicht leihweise, sondern als Geschenk dem italienischen Komitee geschickt worden.

Nun ist die Ausstellung in den neurestaurierten Diokletiansthermen untergebracht worden, welche aus der Zeit stammen, da das Reich nach der höchsten Blüte abwärts zu gehen beginnt. Es bestehen intime Beziehungen zwischen dem mächtigen Bau, der technisch mit der größten Fertigkeit und Wissenschaft ausgeführt ist, aber im künstlerischen Schmuck schon stark den Verfall des Geschmackes zeigt, und den Sammlungen der ganz mit barbarischen Elementen durchzogenen Provinzialkunst, die jetzt darin aufgestellt sind. Zu dieser Gelegenheit sind die Thermen in ihrem größten Teil restauriert worden, und das wird, wie noch vieles andere, als dauernde Erinnerung an diese Jubelausstellung bleiben.

Im Jahre 305 n. Chr. von Diokletian erbaut, hatten die Thermen kein langes Leben gehabt und waren bald verödet, ein Schlupfwinkel für Räuber und allerhand Gesindel geworden, bis Pius IV. durch Michelangelo die Karthause und die Kirche von Santa Maria degli Angioli darin errichten ließ. Nun hatten sich aber seit dem Ende des 18. Jahrhunderts alle möglichen Leute, wie Köhler, Hufschmiede, Wirte, der unbenutzten leerstehenden großen Hallen bemächtigt und sich häuslich darin eingerichtet. Bei der jetzigen Regulierung sind die Insassen vertrieben worden, und durch Abtragung späterer Teilungsmauern, durch Ausgrabung des Bodens ist es gelungen, sieben mächtigen Sälen die alte Form wiederzugeben, so daß man sagen kann, daß kaum ein anderes römisches Monument solch einen Eindruck der massigen Großartigkeit auf den Besucher ausübt. Auch hat man nirgends, wenn man das Pantheon ausnimmt, die Möglichkeit, so große gedeckte römische Bauten zu betreten. Wohl sind fast alle Decken teilweise eingestürzt, aber da doch bei vielen die Lücken nicht gar zu groß sind, so hat man sie durch einfache Dächer geflickt, welche an den betreffenden Stellen klar und deutlich den rohen Dachstuhl zeigen. Man muß dabei unwillkürlich an die großen Radierungen

Piranesis denken und an die große Wirkung, die sie gerade durch das scharfe Nebeneinanderstellen von klassischen Bauten und mittelalterlichen erzielen.

In nicht ferner Zukunft hat man auch vor, die Schule, welche einen großen nördlichen Teil der Thermen einnimmt, zu entfernen, und ebenso die Kirche von Santa Maria degli Angeli in der Form wieder herzustellen, wie sie ursprünglich von Michelangelo gedacht worden war.

In diesen großen Hallen also ist die archäologische Ausstellung eingerichtet worden, und dem Besucher wird es gleich klar, daß er sich in keiner vorübergehenden Ausstellung befindet, sondern in dem Museum Imperii Romani, welches nach 1911 bestehen bleibt und, von Jahr zu Jahr bereichert, die beste und kostbarste Ergänzung zu dem in Rom aufbewahrten archäologischen Material bilden wird, so daß es von nun an leicht möglich sein wird, sich in kurzer Zeit ein vollkommenes Bild der römischen Kultur zu machen. Denn mehr als um eine Sammlung, die Roms unaufhaltsame Eroberungskraft feiert, handelt es sich hier um eine klare Darstellung der vielseitigen allesbeglückenden Kultur der Römer. Dieser Gedanke ist es wohl gewesen, der die Kulturstaaten Europas zu einer überaus reichen Teilnahme bewogen hat, so daß man mit Recht sagen kann, daß kein Land da fehlt. Aus Europa, aus Afrika und Asien ist die Ausstellung beschickt worden, und sorgfältig ausgeführte Abgüsse, Modelle und andersartige Aufnahmen zeigen uns Roms Spuren in den zwei germanischen Provinzen, in den drei gallischen, in den zwei spanischen, in Dacien, Pannonien, Illyrien, in Mauretanien, Ägypten und Britannien.

Da man bei dem Anordnungsplan vor allem an das römische Imperium dachte, ist der erste Saal dem Divus Augustus geweiht, und an Augustus mahnt uns auch die naturgroße Reproduktion in Zement des berühmten Monumentum Ancyranum, des Tempels, den in Mittelkleinasien die galatischen Fürsten zu Ehren des Kaisers und der Mutter Roma errichteten und mit einer Kopie des sogenannten Testamentum Augusti, welches in Rom am Eingang des Mausoleum Augusti in Erz stand, schmückten.

Die Wiedergabe des alten Gemäuers, welche von einer italienischen Kommission an Ort und Stelle ausgeführt wurde, ist unübertrefflich. Im Saal der Dea Provincia hat man einen Bruchteil der mit den Darstellungen der Provinzen geschmückten Sockel des Neptuntempels im Marsfeld (Piazza di Pietra) wiedergegeben, und daneben die Abgüsse des Taunusmonuments aufgestellt mit der Inschrift Inter Teutonos und die Inschrift des Sinai Cedant Siri ante Latinos Romanos. Verkörperungen der Göttin Roma schmücken den dritten Saal.

Unter den Monumenten aus den Provinzen des Illyricum, der Pannonia, Moesia und Dacia ist am großartigsten die Wiedergabe eines großen Teiles des trajanischen Monumentes von Adam Klissi, des größten barbarischen Skulpturwerkes, welches bis auf uns gekommen ist. Die deutsch-römischen Monumente haben ein viel intimeres, fast häusliches Aussehen, denn die Wiedergaben aus den Museen von Trier und Mainz, die Skulpturen der Igelsäule zeigen uns nicht nur Gerber, Schneider und Metzger

bei ihrer Arbeit, sondern auch eine Schulszene und ein großes mit Moselweintonnen beladenes, von bärtigen Germanen bedientes Boot. Wiedergaben von Waffen, von römischen und germanischen Typen vervollständigen diese Abteilung, in der auch eine treue Wiedergabe der Saalburg zu sehen ist.

Was die Reproduktionen römischer Bauten in kleinem Maßstabe anbetrifft, erreichen die Franzosen das Höchste, und die kleinen Modelle der Brücke des Gard, des Amphitheaters von Nimes, des Theaters von Arles sind nicht nur köstlich in der liebevollen Ausführung, sondern auch von ganz großartiger Wirkung. Der französische Staat hat die großen Modelle altrömischer Artillerien gesendet, welche General de Reffye für Kaiser Napoleon III. baute. In dem Saal, welcher die römischen Monumente der Provinz Achaia enthält, steht 11 Meter hoch die Basis des Reiterdenkmals von Paulus Emilius, welcher mit dem Sieg zu Pidna Roms Weltherrschaft den Weg öffnete.

In der spanischen Ausstellung sind ganz besonders interessant die Tabulae Minerariae. Die römischen Monumente in Asien gehen von den Ergebnissen der Ausgrabungen in Ephesus, Pergamon, Palmira und Beyrut bis zu den Darstellungen der indischen Rajas von Lahore in Indien in römischer Form. Unter diesen asiatischen Monumenten ist sehr vielsagend die Inschrift aus Roms Verfallzeit, welche Julian der Abtrünnige machen ließ, und welche bei Angora gefunden worden ist. „Quod vis ab Oceano Britannico per gentes barbaras strage resistentium patefactis, una aestate usque ad Tigrim pervenerit" spricht der stolze Imperator, während die Barbarengefahr von allen Seiten drohend naht. Aus Afrika sind die Skulpturen von Kyrene gekommen und die Nachbildungen der römischen Bauten eben dort und in Karthago. Hochinteressant sind die Serien römischer Porträts aus den Fayoumgräbern und die der Nachbildung der größten und reichsten Metallschätze römischen oder barbarisch-römischen Ursprunges, wie der Schatz von Boscoreale, der Schatz von Hildesheim und andere.

Ein Gang durch die weiten Hallen genügt, um das römische Reich in der Phantasie wiedererstehen zu sehen. Von der dreispaltigen Inschrift des Cornelius Gallus, welche von der ersten Eroberung des Sudan spricht, können wir Tausende von Meilen zurücklegen; bis zum Vallum Hadriani, welches das römische Britannien von den wilden Pikten, Skoten und Kaledoniern trennte, ist alles in klaren Abschnitten wie in einem großen Buche vor uns ausgebreitet.

Nicht minder lehrreich ist es durch die verschiedenen Säle der Entwicklung der römischen Skulptur zu folgen. Noch ist es nicht gelungen, die Ara Pacis wieder aufzubauen, aber schon sind die größten Bruchteile in einem Raum gesammelt, und das begonnene Werk kann nicht mehr lange unvollendet bleiben. Neben der großen Sammlung von Abgüssen hellenischer Bildwerke, welche die griechische Nation als Gabe gesendet hat, wird es auch dem Laien möglich sein, zu sehen, in welcher Weise die römische Kunst von der griechischen abhing und durch was sie sich als persönlich und unabhängig charakterisierte.

Das Museum Imperii Romani wird nach der Ausstellung dem Thermenmuseum zugeteilt bleiben und ein Ganzes mit diesem bilden.

Mit der archäologischen Ausstellung geistig eng verbunden ist die retrospektive Ausstellung der Engelsburg, bei der es aber leider nicht gelungen ist, einem streng umrissenen Plane zu folgen. Man hätte wohl gerne Roms Ausstrahlung im Mittelalter dargestellt, aber die Sachen lagen wesentlich so sehr anders wegen der Zerstreuung und Mannigfaltigkeit des Materials, daß man sich mit viel engeren Grenzen begnügen mußte. Rom und das Barbarentum aus den Jahrhunderten der Völkerwanderungen, die Ansiedlung der Barbaren in Italien und die späten Ansiedlungen des Römertums in kirchlichen Formen hätten ein kostbares Material geben können, aber zu einer so großen Forschung nach den überall zerstreuten Spuren fehlte die Zeit, auch wollten die Anordner nichts schaffen, was dem archäologischen Teil an wissenschaftlicher Ordnung und Klarheit hätte nachstehen können. Man beschränkte sich also auf eine kulturhistorische Ausstellung der mittelitalienischen Provinzen mit besonderer Berücksichtigung Roms und wählte dazu die Engelsburg. Eine topographische Ausstellung Roms seit dem Mittelalter und eine des Lebens der Fremden in Rom sollten das Bild vervollständigen. Die ganze Ausstellung ist dann in der Burg eingerichtet worden, weil man seit langem vor hat, ein mittelalterliches kulturhistorisches Museum darin zu schaffen, und man also sehen konnte, ob das Projekt praktisch zu verwirklichen sei. Wie die Diokletianusthermen mit ihren Hallen geeignet waren, die archäologische Ausstellung aufzunehmen, so konnte kein Bau besser dazu passen, eine historische Ausstellung zu beherbergen, als die Engelsburg, welche mit der Geschichte der ewigen Stadt seit dem zweiten Jahrhundert so verbunden ist, daß man sie mit dem Kapitol und der Peterskirche zu den Wahrzeichen Roms rechnen kann. Seit den Gothenangriffen des sechsten Jahrhunderts haben die Kämpfe um den mächtigen Bau wie die Wogen um eine Felseninsel gewütet. Auf der Höhe der Burg steht der Engel, welcher das Schwert in die Scheide stößt, zur Erinnerung an das Wunder, durch welches Gregor dem Großen das Ende der Pest in Rom angekündigt wurde; aber noch lange durch die Jahrhunderte hat das Schwert in und um das Grabmal Hadrians sein Regiment geführt bis fast ans Ende des vorigen Jahrhunderts, als die römischen Liberalen aus den Gefängnissen der Burg zum Schafott geführt wurden. Durch sechzehn Jahrhunderte ist die Geschichte der Engelsburg die Geschichte Roms gewesen. Grabmal und Burg für Päpste und Gewaltherren, die wie Alberich II. von dort aus Rom beherrschten, war sie, und die Blüte der Hochrenaissance hat auch diesen rauhen Bau geschmückt. Die Malereien und Skulpturen, welche Papst Alexander VI. darin hat ausführen lassen, sind bis auf einen Brunnen mit dem Borgiawappen verschwunden; aber in den Sälen, welche Clemens VII. und Paul III. haben ausschmücken lassen, prangen noch die prächtigen von den Schülern Raffaels und Michelangelos gemalten Decken, und in diesen herrlichen Räumen ist man auf den Gedanken gekommen, der Engelsburg-Ausstellung die Form zu geben, durch welche sie am leichtesten den Besuchern ein lebendiges Bild vergangener Zeiten geben konnte. Es wurde darum sorgsam vermieden, in den Prachträumen Gegenstände serienweise aufzustellen, man suchte sie durch Möbel und

Kunstsachen lebendig einzurichten. Solcher Räume gibt es jetzt in der Engelsburg mehrere: die alten Wohnräume Clemens' VII., wo einst auch Alexander VI. und Leo X. gehaust haben, und zwei im oberen Stocke, wo Paul III., der alte Farnesepapst, oft monatelang zu wohnen pflegte. Ein mächtiges goldenes Himmelbett aus dem 16. Jahrhundert, große reichdekorierte Cassoni und Armsessel sind jetzt in den zwei Zimmern Pauls III. aufgestellt, und reiche Samt- und Seidenstoffe, kostbare Renaissancearazzi schmücken die Wände, so daß die reichen Decken und die farbigen Friese wieder zur Geltung kommen. In dem Schlafzimmer des Papstes, wo nach Zeichnungen Raffaels Pierin del Vaga die Geschichte der Psyche in einen reichen Fries gemalt hat, grüßen jetzt die Bilder aus Privatbesitz, welche an den Wänden hängen, mit der innigen Frömmigkeit ihrer Darstellungen den Beschauer. Wenn uns die Rosenleiber der Psyche und der Göttinnen die paganisierende Renaissance vor die Augen bringen, so zeigen uns die ausgestellten Andachtsbilder eine andere Seite der reichen Seele jener Menschen, welche in der Kunst ihren höchsten Genuß suchten. Über einem goldenen Quattrocentocassone aus San Gimignano, der ein reiches Drachenmuster aufweist, zu Füßen des Bettes steht Filippo Lippis „Verkündigung Mariä" aus Fräulein Hertz Sammlung. Rechts und links von dem innigen, zarten Werk zwei Tondi, welche der Marchese Visconti-Venosta geliehen hat: eine „Heilige Familie" Pinturicchios, wohl eines der vollkommensten Werke dieses Meisters, dessen Fresken in der Engelsburg, die er für Papst Borgia malte, spurlos verschwunden sind, und eines mit der gleichen Darstellung von Fra Bartolommeo. Eine Madonna mit dem Kinde von Signorelli aus Orvieto, ein Gnadenbild aus den Marken und ein Polyptichon von Giovanni da Ponte vervollständigen den Raum. Zum Schmucke des ersten Saales haben auch Privatsammler wie Don Giovanni Torlonia, Mr. Crowshay, Fräulein Hertz beigetragen, und städtische Verwaltungen wie die von San Gimignano bei Siena, welche einen herrlichen persischen Teppich aus dem 15. Jahrhundert gegeben hat, um den Tisch zu schmücken, und die Verwaltung der römischen Krankenhäuser, aus deren Bestand vier schöne niederländische Arazzi stammen, sowie die kostbaren Marmorreliefs mit der Madonna und dem Kind, die dem Mino da Fiesole und dem Andrea del Verrocchio zugeschrieben sind. Als kostbarste Perle hängt in diesem Saal auf dunkelroter Samttapete Peruginos prächtiges Altarwerk aus Villa Albani und daneben eine „Beweinung Christi" von Carlo Crivelli, das Porträt einer Venezianer Dame von Bernardino Licinio, ein Porträt Alphons I. von Este zu Pferd von Dosso Dossi und und ein „Sündenfall" aus Tintorettos lichtreichem Pinsel.

Weniger prächtigen Charakter haben die Räume Clemens VII., weil die Einrichtung aus charakteristischen alten rauhen Möbeln besteht. Der Marchese Ridolfo Peruzzi de' Medici hat nämlich dazu die besten Stücke seiner Sammlung schmiedeeiserner Gegenstände hergegeben, so daß in dem einen Zimmer nicht nur das große Bett aus künstlerisch geschmiedetem Eisen ist, sondern fast alle Möbel, inbegriffen auch Tisch und Stühle, in diesem Material entweder ganz gearbeitet oder wenigstens mit Eisenreifen beschlagen sind. Die großen

Leuchter, die Truhen, die kleinen Schatullen zum Aufbewahren von Geld und Schmuckgegenständen, die Vasen und Heizungsgelegenheiten, alles ist reich von Kunsthandwerkern des Cinquecento in Eisen gearbeitet. Einige Stücke sind auch älter und reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. Aus dem Bestand der Peruzzi-Sammlung hat man auch das Nötige genommen, um eine Küche und ein kleinbürgerliches Eßzimmer aus dem 17. Jahrhundert zu rekonstruieren. Vom Salzfaß und den Pfannen bis zu den verschiedensten Formen von Rosten ist jeder kleinste Gegenstand vorhanden und hat sein besonderes Gepräge, und die Teller und Schüsseln aus altem Steingut von Montelupo mit den eigentümlichen Karikaturen auf zitronengelbem Grund beleben auf das heiterste die Wände.

Auch die medizinisch-historische Abteilung hat einige Räume mit altem Material eingerichtet und zwar eine Apotheke, ein pharmazeutisches und ein alchemistisches Laboratorium. Was die Zeit betrifft, so wurde der Anfang des 17. Jahrhunderts gewählt, weil es ein wissenschaftlich wichtiger Wendepunkt in der Entwicklung der medizinischen Kenntnisse gewesen ist, und was die Gegenstände angeht, hat man fast nur solche genommen, die wohl einen wissenschaftlichen Zweck hatten, aber künstlerisch ausgeführt waren. Auch dafür haben die alten städtischen Krankenhäuser und die Apotheken ein kostbares Material geliefert an Vasen, Gläsern und besonders an Mörsern, von denen die Ausstellung eine Serie hat, die vom 13. Jahrhundert bis zum 18. reicht und ganz ausgezeichnete Stücke enthält. Nicht minder interessant sind die Gläser, besonders die alten aus den Muranofabriken, sowie die Majoliken; diese aber stammen nur aus den Städten Mittelitaliens, welche im Mittelalter und in der Renaissancezeit berühmte Werkstätten in diesem Zweig des Kunsthandwerks besaßen. So sehen wir Majoliken aus Orvieto, Faenza, Urbino, Gubbio, Castel Durante, Deruta und Rom. Die römischen Töpfereien aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind ganz besonders interessant, weil man merkt, wie hier die technischen Prozeduren des Altertums sich erhalten hatten. Es sind meistens kleine Töpfe mit einfachen Formen und einer ganz eigenartigen graugrünen, manchmal silberschillernden Glasur, die man sonst nicht findet. Die meisten kommen bei Tiberarbeiten zum Vorschein. Zu den weniger bekannten und volkstümlichsten Töpfereien gehören die aus Orvieto, die man aus den Brunnen der alten umbrischen Stadt gewinnt. Pflanzen und Tierornamente haben einen ganz eigenartigen altertümlichen Charakter und einen derben, humoristischen Zug, der sehr ansprechend wirkt. Nicht minder interessant sind die vielen Fußbodenfliesen, die man in einem besonderen Raum gesammelt und damit die schon in der Engelsburg vorhandene Sammlung vervollständigt hat. Es sind meistens Quattrocentostücke mit dem Wappen Nikolaus V., Pius II., Alexanders VI., aber dem ersten Viertel des 16. Jahrhundert gehört das größte Stück an, der Fußboden aus Deruta, mit feinem Muster in gelben und hellblauen Figuren.

Da das Komitee vorhatte, eine möglichst vollständige kulturhistorische Ausstellung einzurichten, so konnte man die alten Trachten nicht vernachlässigen. Man hat Kleider gesammelt, darunter auch kostbare Stücke aus den Renaissance-

jahrhunderten; zugleich schien es gut, dem Publikum durch Bilder, Skulpturen, Zeichnungen und Stiche die Trachten im Leben zu zeigen, und aus dieser Idee sind die großen Kostümreliefs entsprungen, die dem Saal einen besonderen Charakter geben und von dem Bildhauer Giovanni Prini ausgeführt sind, der sich dabei möglichst treu an alte Stiche und Zeichnungen hielt. Spitzen, Uhren, Tabaksdosen, Geschmeide reihen sich den Kleidern an, aber ganz besonders zieht eine Sammlung die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich: die der Schuhe und Handschuhe vom Commendator Attilio Simonetti. Form und Schmuck wechseln mit einer wirklich phantastischen Willkür im Laufe der Jahrhunderte. Von den flachen Sandalen der Römer und Etrusker bis zu den Schuhen der Venezianer Kurtisanen des 16. Jahrhunderts, mit den zwei 40 Zentimeter hohen Untersätzen, ist der Weg lang und zeigt in fast humoristisch wechselnder Reihenfolge, wie fruchtbar die weibliche Phantasie im Erfinden der Fußbekleidung gewesen ist. Das merkwürdigste Stück ist wohl ein Schuh mit doppelter Sohle aus dem 18. Jahrhundert. Eine untere Sohle, die bestimmt ist, den Boden zu berühren, trägt den wirklichen Schuh mit ganz freistehender Sohle und Hacken aus feinstem weißen, buntbesticktem Leder. Ein besonderer Saal enthält eine Reihe von Zeremonienkleidern alter italienischer Stadtmagistrate und ritterlicher Orden.

Als Ergänzung zu dieser Trachtenausstellung hat Herr Giorgio Sangiorgi seine Stoffsammlung geliehen, die zu den kostbarsten und vollständigsten gehört. Die ältesten Stücke sind koptisch und entstammen ägyptischen Gräbern. Dann kommen byzantinische Stoffe und solche, die in Italien und besonders in Sizilien nach byzantinischen Mustern gemacht wurden. Die Ausstellung ist so eingerichtet, daß durch Nebeneinanderstellung von wirklich orientalischen und italienisch imitierten Stoffen es möglich ist, interessante Schlüsse zu ziehen. Ganz besonders bemerkenswert sind die italienischen Stoffe, weil man aus ihnen deutlich sieht, daß die Fabrikanten ihre Motive aus den verschiedensten fremden Quellen nahmen ohne Bevorzugung für eine oder die andere Art, nur immer das Schöne im Auge behaltend. So haben wir Stoffe aus Lucca, welche dem 14. Jahrhundert zuzuschreiben sind, in denen neben byzantinischen Mustern solche verwertet sind, an deren Ursprung aus Persien und aus China man nicht einen Augenblick zweifeln kann. Die Ausstellung enthält ganze Reihen von Stoffen aus Venedig und Florenz, und darunter sind Stücke, deren Muster auf Zeichnungen berühmter Renaissancekünstler zurückgeht, wie z. B. auf Andrea del Verrocchio. Kostbare Stücke ganz anderer Art enthält die Sammlung von Peruginer Tischtüchern, die Herr Mariano Rocchi ausgestellt hat. Die ältesten Stücke reichen bis ins 14. Jahrhundert zurück, und manches Muster der reichen Tischtücher kann man auf mittelalterlichen Bildern und Fresken wiedererkennen.

Neben diesen kulturhistorischen Ausstellungen schien es wichtig, einige Sektionen einzurichten, die spezifisch mit Roms geistigem und künstlerischem Leben und mit den Wandlungen des Stadtbildes verbunden sind. Wenn es unmöglich war, Benvenuto Cellinis Gestalt und Tätigkeit darzustellen, so konnte in der Engelsburg, von deren Basteien und Zinnen man den schönsten Blick auf Sankt Peter hat, Michelangelo nicht fehlen.

Um die Pietà Rondanini, sein letztes Werk, hat man Arbeiten seiner Schüler und Nachahmer und eine große fast vollständige Sammlung von Bildnissen des Meisters vereinigt, welche Ernst Steinmann angelegt hat. Allgemeines Aufsehen erregte die große Pietà, welche Michelangelo in der Kapelle des Schlosses der Colonna zu Palestrina direkt in den Felsen gehauen hat, und die zum ersten Mal im Abguß dem Publikum gezeigt wurde. Viele haben bezweifelt, daß dieses Werk dem Michelangelo selbst zuzuschreiben sei, weil der untere Teil vom Körper des Heilands gegen den oberen unproportioniert und schwach erscheint. Es handelt sich eben um ein unfertiges Werk, um ein Werk, welches sozusagen improvisiert worden ist. Gerade die Fehler sind es, welche in ihrer großartigen Genialität, in ihrer unübertrefflichen Freiheit jeden Gedanken an einen Schüler oder Nachahmer beseitigen. Um den Beschauer davon zu überzeugen, genügen eben die Schulwerke, welche so zahlreich im Saal aufgestellt sind. Es sind tüchtige Arbeiten darunter, wie Sebastiano del Piombos „Andrea Doria", wie Giorgio Vasaris „Apollo und Marsias", aber nichts, was sich mit der Pietà von Palestrina messen könnte. In den Figuren sieht man überall deutlich die äußerste Anstrengung der Künstler, um in der Darstellung der Kraft den unerreichbaren Meister nachzuahmen; man sieht saubere Arbeit, durchdachte Kompositionen, aber nirgends auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit der großartigen Freiheit dieses großartigen Kunstwerkes. Wer könnte, wenn nicht Michelangelo der Schöpfer des gewaltigen Werkes wäre, die Brust des Gottessohnes so gewölbt haben, als umfasse sie allen Schmerz der Welt; wer hätte, wenn nicht Michelangelo, den Kopf der Mutter Gottes so mit wenigen sicheren Meißelschlägen in den Felsen hauen können und die Figur des Engels? Was die Form betrifft, so entspricht diese Pietà den vielen Darstellungen, welche die Schüler Michelangelos und vornehmlich Marcello Venusti nach einem Entwurf des Meisters ausgeführt haben. Die Ausstellung enthält eine ganze Reihe solcher Darstellungen, die auf Michelangelo zurückgehen und darunter eine dem Herrn Pio Gatteschi in Florenz gehörige, die man wohl als die schönste ansehen kann, so daß mancher glaubt, Michelangelos eigene Hand daran zu erkennen. Hohe Tragik belebt auf dem kleinen Bild die Gruppe der Mutter, des Sohnes und der beiden Engel. Das schmerzerfüllte, aber edle Angesicht der Madonna läßt unwillkürlich an Sebastiano del Piombos Madonna della Pietà in Viterbo denken, aber in dem kleinen Bild ist in raschen Zügen eine Figur gezeichnet, von der die Viterbeser Muttergottes vielleicht hergeleitet worden ist, die aber sicher nicht von der Hand eines gewöhnlichen Kopisten stammt.

Neben den Werken italienischer Künstler, die auf Michelangelo zurückgehen, enthält die Ausstellung Bilder von dem Spanier Luis de Morales und dem Niederländer Jan Schorel.

Was die römische Kunst des Mittelalters und der Renaissance betrifft, hat man es richtig gefunden, wenigstens in Abbildungen die Reihenfolge der Mosaiken und Fresken zu geben, welche durch dreizehn Jahrhunderte eine einzige ununterbrochene Geschichte der Malerei bilden. Von den Katakombenfresken

der ersten Jahrhunderte bis ins vierzehnte bilden diese malerischen Monumente eine lückenlose Serie. Da es sich meist um Fresken und Mosaiken handelte, mußte man sich mit Reproduktionen begnügen, und nur für das 13. Jahrhundert gelang es uns, vier Originaltafeln römischer Meister zusammenzubringen und zwar die köstliche kleine Tafel mit der Maria Aegyptiaca der Pinakothek von Perugia, die zwei aus der Galerie zu Venedig und aus der römischen Nationalgalerie mit dem Leben Jesu und endlich die große Tafel aus der Sammlung Hertz mit der Kreuzigung. Die Absicht, auch die beiden mittelalterlichen römischen Bilder aus der alten Pinakothek in München hier mit auszustellen, ist leider gescheitert, denn eine so vollständige Serie wäre sonst von höchstem Interesse gewesen. Tafeln von Lello da Velletri, einem Nachahmer von Gentile da Fabriano, von Antonio d'Allatri und Antoniazzo Romano schließen sich dieser römischen Gruppe an, die mit der köstlichen kleinen Madonna mit dem Kinde von Giulio Romano aus dem Besitz von Fräulein Hertz und den zwei kolorierten Zeichnungen des gleichen Meisters zu den Psychefresken in Mantua, vom Fürsten Torlonia ausgestellt, ihren Abschluß findet. Ganz anderer Art ist die Ausstellung der Werke römischer Bildhauer des Mittelalters. Sie ist um die getreuen Nachbildungen der englischen Königsgräber in der Westminster Abbey gruppiert worden. Römische Bildhauer, darunter ein Petrus, der sich stolz in der Inschrift Romanus civis nennt, bauten 1291 das Grabmonument Edwards des Bekenners und später das König Heinrichs III. Das Grab König Edwards hat für Rom ein besonderes Interesse, weil darin in einem goldenen Kelch das Herz Heinrichs, des Sohnes Richards von Cornwallis, der den Namen König der Römer getragen hatte, niedergelegt wurde. Vom Kreuzzuge aus dem Heiligen Lande zurückkehrend, wurde er während der Messe im Dom zu Viterbo von Guy de Monfort auf Anregung Karls von Anjou und Philipps von Frankreich erdolcht, und Dante widmet diesem Vorfall einige Verse. Mehrere kleine Statuen von Päpsten aus dem 12. und 13. Jahrhundert und das große Standbild Bonifaz VIII. aus Orvieto zeigen uns, wie weit es die Cosmaten in der naturalistischen Darstellung des menschlichen Körpers gebracht hatten.

Außerhalb des Bezirks der eigentlichen Engelsburg, in den Kasernen, die Urban VIII., Clemens X. und Benedikt XIV. auf den äußeren Erdwällen gebaut haben, sind verschiedene kleine Ausstellungen eingerichtet worden, von denen zwei eine ganz besondere Wichtigkeit haben und den Fremden sehr anziehen: die Ausstellung römischer Topographie und die Ausstellung des Lebens der Fremden in Rom.

Die ewige Stadt hat im Laufe ihrer tausendjährigen Existenz so viel Veränderungen erfahren, ist bis auf die höchste Spitze der Größe und Herrlichkeit gestiegen und dann in so große Armut gestürzt, ohne je einzuschlummern, daß die Forschungen nach ihrer Beschaffenheit zur Bildung einer besonderen Wissenschaft, der römischen Topographie geführt haben. Wenn man bedenkt, daß der größte Wunsch des Rombesuchers immer der ist, sich Bilder aus der Stadt mitzunehmen, und daß diese Besucher durch die Jahrhunderte hergepilgert sind von allen Weltenden, so kann es niemanden überraschen, wenn

wir sagen, daß man nur ein Drittel des für diesen Teil zusammengebrachten Materials in den 28 dazu bestimmten kleinen Sälen ausstellen konnte. Nicht nur aus den römischen Bibliotheken und Stichsammlungen, sondern aus ganz Italien, aus England, aus Frankreich, aus Deutschland sind Ansichten zu Tausenden geschickt worden, so daß man nur das Beste gewählt hat. Von den alten Ansichten aus dem 13. Jahrhundert bis zu den Aquarellen, mit denen Ettore Roesler Franz zwischen den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die in den modernen Umwälzungen verschwindenden Teile der Altstadt festgehalten hat, ist nichts vergessen, nichts vernachlässigt. Unter den Plänen sind ganz besonders kostbar der große, nur in einem Exemplar existierende Plan von Marius Kartarius aus dem Jahre 1576 und das große Panorama von Maggi, mit welchem Paul V. den Stecher beauftragte, und von dem man nur drei Exemplare kennt. Da die Ausstellung nicht chronologisch, sondern topographisch geordnet ist, fällt es dem Beschauer leicht, sich selbst den Weg durch die unzähligen Abbildungen aller Stadtteile Roms zu suchen. Alten Rombesuchern ist es eine Freude, verschwundene Gäßchen, alte Häuser, abgetragene kleine Kirchen plötzlich zu erkennen, und manchen kommt wohl ein Bedauern an, daß so vieles weggefegt worden ist, und er sucht immer aufmerksamer und liebevoller, bis in ihm die Überzeugung aufsteigt, daß das, was er betrauert, was ihm so alt, so ehrwürdig vorgekommen war, seinerseits auch schon an Stelle älterer früher verschwundener Bauten getreten war, daß im Laufe der Jahrhunderte in dieser Stadt der Städte eine Kultur auf die andere gefolgt ist und sie beiseite gedrängt hat, ohne doch jede Spur von ihr zu vertilgen. Aus den Ansichten des Codex Escurialensis, die ein Schüler Ghirlandaios um 1480 von der Stadt gezeichnet hat, tritt sie uns noch in ihrem kriegerischen Aussehen entgegen. Zwischen den zerfallenden Monumenten des Altertums und den roten Backsteintürmen der Barone die dunklen engen Straßen und dann, schon in den heemskerkischen Zeichnungen aus der Mitte des Cinquecento, die weiteren ausgegrabenen Plätze um die Ruinen. Die alten Kirchen treten uns in ihrer ursprünglichen Form entgegen. Sankt Peter mit dem Vorhof und der Vorhalle, wo Kaiser und Päpste den Todesschlaf schliefen, mit dem Pinienzapfen und Giottos goldenem Mosaik der Navicella. Durch die Stiche und die Zeichnungen kann man die Entwicklung des Baues verfolgen, sehen, wie die Riesenkuppel immer höher sich hebt hinter der alten Basilika, bis auch diese verschwindet und Bernini die weltumfassenden Arme der katholischen Kirche versteinert um den Platz schlingt. Ferner sieht man San Giovanni in Laterano mit den hundert Gebäuden der päpstlichen Residenz, mit dem Sancta Sanctorum, der Aula Concilii, wo die Goldmosaiken der vierzehn Absyden sich in dem Wasser der von Leo dem Großen aufgestellten Porphyrschalen spiegelten. Von diesem großen Komplex der lateranischen Bauten im 14. Jahrhundert hat Consolani ein 3 Quadratmeter großes Plasticum aus Terracotta verfertigt, genau nach den Angaben der Pläne und alten Ansichten. Die Reiterstatue des Marc Aurel ist noch an ihrem alten Platz, unweit von der Loge, die Bonifaz VIII. am Lateran hatte bauen lassen, und auf dem

Kapitolshügel steht noch das mittelalterliche Rathaus mit den roten Türmen, gegen die Heinrich von Luxemburg vergebens die Blüte seiner Mannen hatte stürmen lassen, um dem neuerstandenen Senat ein Ende zu machen.

Rinder und Schafe stehen auf dem Forum, Zinnen krönen den Titusbogen und die gigantischen Ruinen der palatinischen Kaiserpaläste. Das Bild der immer wieder sich erneuernden Stadt wechselt vor unseren Augen. Nach den Regulierungen Sixtus V. die großen Bauten des barocken Zeitalters und endlich das von Musensöhnen und Kunstjüngern aller Völker vergötterte Rom Pius' VII., Leos XII., Gregors XVI. Die Ruinen, in denen Goethe, Byron, Shelley geträumt haben. Die kleinen lustigen Kneipen, die grasbewachsenen Plätze, die ganze verträumte Stadt jener Jahrzehnte können wir bis ins kleinste kennen lernen, und dann die epischen Momente der Franzosenbelagerung von 1849 und die Jahre der Erwartung, bis 1867 und 1870 die Befreiung bringen und mit der Befreiung das neue Leben. Da tritt Roesler Franz' Aquarellfolge an den ersten Platz, denn der emsige Maler verfolgte jahrelang die Zerstörer so vieler köstlicher Bauten. Das Komitee hat diese Ausstellung durch zwei von den jungen Malern Grassi und Prencipe nach Zeichnungen aus dem Codex Escurialensis gemalten großen Ansichten bereichert. In dem Rahmen eines wiederaufgebauten Klosters aus dem Ende des Mittelalters sieht man die Subura mit dem hohen Turm der Conti und das mittelalterliche Trastevere mit dem Hafen Leos IV. Die Maler haben es verstanden, sich treu an die alten Zeichnungen zu halten und doch künstlerisch lebendige Werke zu schaffen, die nicht mit Panoramakniffen den Beschauer betrügen wollen, aber doch ein Bild aus dem verschwundenen Rom mit seiner Poesie seiner Seele und seinem Gefühl näher bringen als die vielen einfachen Zeichnungen und Stiche. Und nun endlich die Ausstellung des Lebens der Fremden in Rom, die sich als erstes den Besuchern des Engelsburggebietes darstellt, in einem langen, niedrigen Gebäude am Fuße der Burg. Der Titel dieser kleinen Sektion ist ungenügend, um zu erklären, was sie eigentlich enthält. Man müßte sagen, die fremden Künstler, Schriftsteller usw. in Rom und die Einflüsse Roms auf ihre Kunst und auf die Kultur ihres Landes. So zum Beispiel könnte man das, was die zwei kleinen Räume der französischen Abteilung enthalten, beanstanden, weil Napoleon nie in Rom gewesen ist. Man könnte diesen Kritikern einfach antworten, daß Napoleons große belebende Idee eine Wiedergeburt der römischen und daß er der einzige gewesen ist, der nach dem divus Julius mit Recht den Titel Imperator getragen hat. Wenn auch die zwei kleinen klassischen Konsolen in der Ausstellung fehlten, die Papst Pius' VI. Schlafzimmer in Fontainebleau schmückten, so wäre darum Rom nicht weniger in diesen Räumen, in denen des großen Bonaparte Geist lebt. Als römischer Cäsar tritt er uns entgegen mit der lorbeergeschmückten Stirne in der Skizze Davids für das Sacrebild des Louvre, und in den Büsten von Houdon und Canova. Um den schwarzen Hut, den er aufhatte, als er Elba verließ, um nach Frankreich zum letzten Krieg zu reisen, sind die Orden, die er in Italien stiftete, alle in

klassisch-römischer Form, und die Bilder seiner engsten Verwandten geordnet. Ergreifend darunter ein Porträt vom kleinen Roi de Rome. Von den beiden Zimmern ist eins die Reproduktion von Josephines Musikzimmer in den Tuilerien, und die Möbel sind echt, aus dem Garde meuble national und aus dem Musée de Fontainebleau herbeigeholt, und tragen alle das stolze N. Von den Wänden grüßen uns Madame de Staël, Stendhal, Lamartine; die Menschen, die Rom und Italien geliebt und besungen haben. Köstlich ist ein kleines Bild von Gericault, der so lange in Rom wohnte und der Accademia di San Luca angehörte. Es stellt Kaiser Napoleon dar auf dem weißen Pferd, im Gespräch mit einem Offizier.

Besser dem Programm entspricht die deutsche Abteilung. In dem größeren Saal, der fast ausschließlich Landschaften enthält, steht als genius loci das Porträt Goethes in einer alten Kopie nach dem Tischbeinschen Bildnis in Frankfurt. Der herrliche Kopf des göttlichen Dichters schaut über die vielen Campagnalandschaften, welche die Wände des Saales schmücken, und die in dem Sinne gemalt sind, den er liebte, mit epischem Schwung, so daß jede Erdfalte an ein Heldengrab denken läßt, jeder Baum die vollendete Form eines Kunstwerks hat. Die deutschen Maler zeichnen sich in dieser Ausstellung besonders durch das große Pathos, das ihren Bilder inne wohnt, aus, und man sieht auch den kleinsten Skizzen an, mit welcher Liebe und mit wieviel Kenntnis der historischen Größe sie gedacht und gemalt sind. Drebers Landfrauen sind epische Gestalten, und Pistorius zeichnet die Schnitter und Butteri auf der Piazza montanara, als ob sie ihren Geist mit epischen Gedichten genährt hätten. Beneidenswerte Naturen diese Künstler, welche so ganz aufgehend in einem großen Gefühl, erfüllt von dem Geist der Geschichte und der Poesie, die sie aus Homer, Vergil und Titus Livius erlernt hatten, so ganz in der Wonne schwelgten, ihren Gefühlen endlich hier auf dem klassischen Boden der Schönheit Ausdruck geben zu können. Man kann an den Bildern dieser Künstler viel herumnörgeln, was Form und Farbe betrifft, ihnen vorwerfen, daß sie kein schlichtes Gefühl für die Naturschönheiten haben, und daß sie zu viel an das Wählen und Komponieren denken lassen, aber man kann ihnen ein großes Empfinden nicht absprechen, man kann nicht leugnen, daß diese deutsche Künstlerschar hier in Rom eine Brüderschaft bildete, im edelsten Sinne des Wortes, weil sie alle gemeinsam einem Gott huldigten, weil sie alle von einem Feuer erfüllt waren. Wie großartig sieht Joseph Anton Koch die Formen der Campagna, aber noch größer als die Formen seiner Berge und seiner Bäume ist der Geist, der sie belebt. Hackert, Reinhardt, Nerly, Dwerkfeldt, selbst Lenbach in seinem Jugendbild. Er erscheint uns noch ganz erfüllt von der traditionellen Großzügigkeit seiner römischen Kunstgenossen, die vor ihm am Quell des Klassizismus in Rom die großen Züge getan hatten, und sein Vestatempel mit dem ruhenden Ochsen hat die Ruhe und das Pathos, die sich für ein klassisches Bild ziemen. Goethe gegenüber steht im Saal König Ludwigs I. von Bayern Büste, die der Stadtmagistrat aus dem Kapitol geliehen hat, und von einer Wand grüßen uns die Kartons Rottmanns für zwei der Fresken im Hofgarten zu München.

Daß die deutschen Maler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber trotz alles Klassizismus lustig und lebensfreudig wie kaum andere sein konnten, davon geben uns die vielen Karikaturen Zeugnis.

Mit den Deutschen eng verschwägert sind, wenn man die Holländer ausnimmt, die anderen germanischen Nationen des Nordens: Dänen, Schweden und Norweger.

Die Ottobrata von Marstrand in der dänischen Abteilung läßt uns an Hackert denken. Die Dänen sehen aber die römische Landschaft mit wahrheitsgetreueren Augen an, so daß ihre Bilder eigentlich malerisch einen höheren Wert als die der Deutschen haben, aber im Gefühl ihnen bei weitem nachstehen. Sonderbare naturalistische Erscheinungen in dieser klassischen Zeit sind Eckersberg, Bloch und Aalgaard. Neben dem großen Thorwaldsen, von dem eine ganze Gruppe von Nachbildungen der besten in Rom verfertigten Werke aufgestellt ist, steht, persönlicher im Ausdruck und herber, Jerichau.

Die Büsten von Ibsen und Björnsen von Lerche, Fontana und Chiaradia beherrschen das norwegische Zimmer, wo man auch römische Erinnerungen an Grieg sehen kann und verschiedene norwegische Majoliken, welche nach italienischen Mustern geschmückt sind. In der schwedischen Abteilung ist Gustav W. Palm mit seinen Landschaften am interessantesten. Er focht als Nationalgardist in der Verteidigung Roms gegen die Franzosen im Jahre 1849. Neben ihm stehen Lindström mit köstlichen Karikaturen aus 1830 und E. Sergell. Unter den Belgiern zeichnen sich besonders Hermans, De Braekeleer und Hennebique mit einer großartigen Darstellung der Piazza Navona aus. Österreich hat Joseph Anton Koch sozusagen mit Deutschland gemeinsam, weil er ja in Österreich geboren ist und von den Deutschen als der Gründer der neuen Formen in der nationalen Landschaftsmalerei angesehen wird. Sein großes Bild „Ruth" gehört zu den eigentümlichsten Erscheinungen, denn der Maler hat sich angestrengt, ihr durch Zutaten der römischen Campagna ein orientalisches Aussehen zu geben und ebenso die Schnitter der pontinischen Sümpfe möglichst dem Heiligen Lande entsprechend zu frisieren. Zu den besten dieser Abteilung gehören Fürich, Meyens. Ein verschwundener aus den achtziger Jahren ist Romako mit den lebendigen Porträts und ein verschwundener von gestern ist Benes Knüpfer, dem das Komitee die Türen geöffnet hat, weil seine Liebe für die italienischen Gestade, für das italienische Meer so groß gewesen ist, daß, als er lebensmüde eine Ruhestätte suchte, keine bessere zu finden wußte als im Schoße des Adriatischen Meeres.

Neben den Klassikern der obengenannten germanischen Länder tritt uns Hollands ganz den Künstlern der „Schilderbent" geweihtes Zimmer als ein derber Kontrast entgegen. Die holländischen Maler des 17. Jahrhunderts haben die Schönheit Roms und der römischen Campagna auf eine Weise gefühlt, die sie von allen germanischen Brüdern trennt und scheidet; sie sind derber als alle anderen und lassen sich bei ihrem eingefleischten Humor immer sehr vom Volkstümlichen anziehen. Als Darsteller der eigentlich römischen Campagna sind sie ja nur berühmter als die anderen wegen der großen Menge der Künstler, die aus den Niederlanden den Weg nach

Rom einschlugen, denn wirklicher Bahnbrecher zum Studium der römischen Campagna war Adam Elsheimer, der römische Meister deutscher Nation, welcher noch mehr als die Holländer Paul und Matthäus Bril auf das Werden der modernen Landschaft Einfluß übte. Man bedenke, daß von ihm der größte und fruchtbarste Landschaftsmeister abhängt, Claude Lorrain, der Gründer der heroischen Landschaftsschule, aus der noch alle die obengenannten Maler hervorgegangen sind. Leider enthält die Ausstellung kein einziges Bild von Elsheimer, wer aber einmal seine lauschigen Täler bewundert hat, die reinen Konturen seiner blauen Bergketten, die runden Formen seiner schönen Bäume, der weiß, daß ihm und keinem anderen das Lob gebührt, zum erstenmal die ganze, volle, harmonische Formenschönheit der römischen Campagna gesehen und in seinen Bildern dargestellt zu haben. Eigentümlich ist ein Bild Hermans van Swanevelt, der das Kapitol mitten in einem Wäldchen von Steineichen gemalt hat, und eines von van Deelen, welcher den Petersplatz vor dem Bau der berninischen Kolonnaden voll von allem möglichen Volke darstellt.

Besonders reich an Material sind die drei englischen Säle, in denen außer Bildern und Zeichnungen von englischen Künstlern mit Darstellungen aus Rom, worunter ganz herrliche Sachen von Walter Crane, auch Dokumente und Medaillen, welche für die Beziehungen zwischen Rom und England interessant sind, Platz gefunden haben. So sehen wir das Leben der hierher geflüchteten Stuarts in mannigfaltigen Darstellungen, unter denen eine von allergrößtem Interesse ist: Ein Bild von Pannini, aus der Galerie in Dublin, auf welchem man in allen kleinsten Einzelheiten das Fest bewundern kann, welches Kardinal von Polignac in Anwesenheit der Stuarts auf der Piazza Navona gab, um die Geburt des französischen Dauphins zu feiern.

Während Ungarn um die Nachbildung der Krone König Stephans I., ein Geschenk Papst Silvesters II. (ungefähr im Jahre 1000), alles mögliche gesammelt hat, um von Attila, Flagellum Dei an bis auf Franz Pulszky und Eduard Kovács, von den Beziehungen der Magyaren zu Rom ein möglichst vollständiges Bild zu geben, hat Spanien sich nur wenig beteiligen können und fast nur mit modernen Sachen.

So sehen wir in dem kleinen Saal eine Reihe von Fortunys Radierungen mit römischen Typen, die Skizze Benlliures zu seinem Bild, die Märtyrer des Kolosseums und einige gute Bilder von Rosales, Valles und Esteban.

Ein kleines rumänisches Bauernhaus mit blühender Veranda und schönen geschnitzten Türen und Gesimsen schließt sich dieser Fremdenausstellung an. In einem ersten Raume sind die verschiedensten Bauernkostüme zu sehen, in denen oft Schnitt und Ornamente noch an die importierten Formen der römischen Kolonisten erinnern. N. J. Grigorescos schöne Bilder beleben durch die dargestellten Typen und Szenen aus dem Landleben das Ganze. Im zweiten Saal stehen um König Karls Bild alte kostbare Ikonen, wo byzantinischer Einfluß in den Figuren Hand in Hand geht mit Formen, die klar auf venezianischem Weg aus dem Italien der Renaissance importiert worden sind.

Dem Besucher, welchem in der archäologischen Ausstellung der Diokletiansthermen ein Bild des römischen Reiches in seiner größten Macht geboten wird, der in der Engelsburg vieles aus dem Leben Roms mit den benachbarten Provinzen kennen lernen kann, bietet die dritte Ausstellung in der Piazza d'armi, wo noch vor kurzem der große Exerzierplatz der römischen Garnison war, ein Bild der Sitten und Gebräuche von ganz Italien in einer zusammenhängenden Form.

Wir finden hier zwei Hauptabteilungen, die ethnographische, die sich mit den Sitten und Gebräuchen des kleinen Volkes der Provinzstädte und des Landes beschäftigt, und die Regionalausstellung, die so ziemlich alles vorführt, was an Interessantem und Charakteristischem im Reich des Wohlstandes und des Reichtums, des öffentlichen und privaten Lebens noch erhalten ist vom Mittelalter bis zum Anfang der Neuzeit. — Was man in Castle S. Angelo für Rom mit echten, alten Möbeln, Waffen, Kleidern usw. gemacht hat, das bietet diese Ausstellung für ganz Italien in Nachbildungen.

Die Reproduktionen sind aber in so großem Stil, so künstlerisch und wahrheitsgetreu ausgeführt, daß das Auge auch des feinsten Kunstkenners nicht nur nicht gestört wird, sondern an vielem die hellste Freude haben kann. Auch beschränkt sich die Reproduktion nicht nur auf Möbel und Gerätschaften (die manchmal wirklich echt sind), sondern erstreckt sich auch auf die Bauten, welche das charakteristische Material jeder Region enthalten. Jede Region, und man bedenke, daß dieser Ausdruck in Italien ungefähr dem der deutschen „Provinz" entspricht, jede Region also, wie z. B. Piemont, die Lombardei, die Abruzzen, Sizilien, Toskana, hat einen Bau errichtet, in dem die Formen der betreffenden Provinzialarchitektur sich organisch zu einem Ganzen zusammenfügen, so daß der Bau selbst mit zur Ausstellung gehört.

Die schwierige Aufgabe, die verschiedenartigen Bauten zu einem harmonischen und organischen Bilde zusammenzufassen, aus dem man ersehe, daß bei allen Unterschieden der Geist eines einzigen Volkes in den äußerlich oft so verschiedenen Formen lebt, ist gelungen. Das Ganze wäre aber noch übersichtlicher geworden, wenn man es geographisch geordnet hätte, und zwar von Norden nach Süden. Man hätte dann deutlich sehen können, wie allmählich die Formen einer Region in die der benachbarten übergehen.

Trotzdem kann man aber nicht sagen, daß die ganz sonderbare, phantastische Stadt, von Blumenbeeten und grünen Wiesen eingerahmt, auf dem Hintergrund von Monte Mario einen irgendwie unharmonischen Eindruck mache. Die nordischen Schieferdächer des piemontesischen Baues, der spitze, rote backsteinerne Glockenturm des Lombardischen stören nicht neben dem weißen Marmorbau der reichen venezianischen Spätrenaissancevilla. Die rauhen Türme und die gotischen Bogen des Baues der Marken und die orientalischen Kuppeln des sizilianischen verbrüdern sich ohne Schwierigkeit. Hinter diesen Bauten steht am Horizont die Blüte der italienischen Architektur mit ihren klaren Formen auf dem blauen Himmel, die Kuppel von Sankt Peter. Ein würdiger Eingang zu dieser phantastischen Stadt ist das Forum regionale:

ein großer, von massigen Pilonen umgebener Hof, in welchem auf hohen Säulen die Wappentiere der größten italienischen Städte stehen. Neben der römischen Wölfin der piemontesische Stier, der Greif aus Perugia, die Löwen von Florenz und Venedig und darüber an hohen Stangen mächtige Tapeten mit Wappen und Symbolen. Große, ungedeckte Säulengänge, wie man sie so oft auf Piranesis Stichen und Bibbienas Zeichnungen sieht, umringen in Bogen das Forum, in welchem die alten freien Städte, die Ghibellinen und Welfen, die Kaiserlichen und Päpstlichen um das weiß-rot-grüne Banner Italiens Frieden geschlossen haben. Um den massigen Konzertsaal, der sich in einem kleinen, grünen See spiegelt, stehen in weitem Kreis die Palazzi Regionali und in noch weiterem die kleinen Häuser der Landbevölkerung der ethnographischen Abteilung. Die Palazzi regionali mit ihren Türmen, ihren Zinnen, mit den mittelalterlichen Bannern, die stolz vor den Mauern wehen, verdecken die kleinen Wohnstätten der Töpfer, der Schmiede, der Spinnerinnen, aber diese bescheidenen Ecken und Winkelchen tragen köstlich dazu bei, das Gesamtbild zu vervollständigen. Wenn man an das künstlerisch gearbeitete Eisengitter des venezianischen Palastes tritt, ist es ungemein reizvoll, in einen kleinen, von Gondeln befahrenen venezianischen Kanal zu schauen und die humoristischen Formen der phantastischen und windschiefen Schornsteine der Häuschen, die eng aneinander gedrückt am Kanal stehen, zu beobachten. Was könnte den eleganten neapolitanischen Pavillon im Rokokostil besser vervollständigen als das Stückchen Alt-Neapel mit den bunten Häusern von Santa Lucia, wo nicht nur die schiefen Eisenbalkone und die Heiligenbilder an den Ecken echt sind, sondern auch die kuriosen Boutiken und die Verkäufer und Bänkelsänger. Wenn die fahrenden Musikanten vor dem Stande des Pizzainolo ihr „Funiculi Funicolà" anstimmen, oder ihr „Santa Lucia", wenn aus einer anderen Ecke die näselnde Stimme Pulcinellos ertönt, der in seinem Theaterchen Prügel austeilt, dann ist das Bild vollkommen, und mit Staunen sieht man sich um nach dem roten romanischen Turm von Monza. Die Künstler haben ihr Bestes geleistet beim Bau der großen Palazzi Regionali, im Wiedergeben des Marmors, der goldenen Decken, der kostbaren Holztäfelungen. Sie haben große historische Fresken gemalt, um Kriege und höfisches Treiben und Pomp jeder Art wiederzugeben, aber auch in den kleinen Häuschen haben sie ein unschätzbares Werk der Liebe geschaffen und dem intelligenten Besucher eine Reihe von köstlichen, feinen Eindrücken bereitet. Man hat kaum die Zone der großen Paläste verlassen und die wohlgepflegten Wege, da bieten sich uns Bilder aus dem einfachen Leben des Landes, der Dörfer und der kleinen Städte dar. Es sind niedliche Häuschen und originelle Charakterbauten, Steinhäuser und Backsteingebilde, Hütten aus Fachwerk und Holz. Flache Dächer und flache Kuppeln, die an den Orient gemahnen, stehen neben spitzen Schieferdächern aus den Alpen, denen man den Schnee und die strengen Winter ansieht.

Italienisch ist es, daß man auch an den rauhen Mauern dieser einfachen und ärmlichen Häuser hie und da etwas Künstlerisches bemerkt. Oft ist es nur ein feines Madonnenbild, ein Votivfresko, ein künstlerisch ausgeführtes

Wappen; manchmal der ganze einfache Bau, der harmonisch gegliedert, mit Freitreppe und Säulenfensterchen und Torbogen den sicheren Geschmack des obskuren Künstlers und des Besitzers verrät. Wahrheitsgetreu bis ins Kleinste, haben die Ausstellungskünstler alles nachgebildet, denn hier sind nur direkt reproduzierte Bauten, an denen die Phantasie keinen Teil hat. Hie und da schauen uns aus den kleinen Fenstern, aus den Türen echte Menschen an, die aus den fernsten Provinzialwinkeln hergekommen sind, um die Erzeugnisse ihrer kleinen Hausindustrien feilzubieten; aber auch ohne Bewohner fühlt man den Häuschen an, daß sie direkt aus dem Leben genommen sind, daß sie noch zum Leben gehören. Wie lange noch? In den zwei großen Gebäuden am Eingange der Ausstellung, wo man die schönsten Bauernkostüme aus allen Provinzen gesammelt hat, fragt man sich schon nicht mehr: wie lange noch, sondern denkt melancholisch, daß von den schönen Trachten, die so malerisch, so frisch in Farbe und Schnitt anmuten, die meisten schon nur noch in die toten Vitrinen eines Museums gehören, weil die dunkeln, langweiligen, modernen Kleider sie von Tag zu Tag weiter zurückdrängen, weil die Bäuerinnen, wenn sie mit ihren schönen Spitzenkopftüchern, mit ihren bunten Miedern in die Städte kommen, ausgelacht werden, weil die Burschen, wenn sie aus dem Soldatendienst heimkehren, sich modisch kleiden wollen. Noch gibt es da und dort Winkel und auch ganze Distrikte, wie z. B. Sardinien und die Abruzzen, wo die schönen Trachten getragen werden, aber auch das kann nicht lange mehr dauern, dann werden wir den rauhen sardinischen Hirten seine schwarze Mütze gegen eine amerikanische Sportmütze vertauschen sehen. Er wird das rote Wams, das weiße Röckchen und die hohen, schwarzen Gamaschen wegwerfen und eine praktische Jacke, Hosen und Schuhe anziehen. Bei Neapel tragen die Kuhhirten schon oft den niedrigen Zylinder, karrierte Beinkleider, Spazierstöckchen und Monocles. Erst verschwinden die Trachten, dann wird die Reihe an die Häuschen kommen. Hygiene, Wohlstand, Unterricht werden es dem Landmann bald nicht mehr erlauben, sich mit den altväterischen Häusern zu begnügen. In den Hochtälern der Alpen, in Val d'Aosta, im Cadore fallen schon die alten Holzhäuser mit den großen steinbeschwerten Dächern, und man baut neben den Tannenwäldern hohe, schmale Steinhäuser, in denen die armen Bewohner noch ärmer aussehen. Hier ist noch ein Bild von dem, was man in den italienischen Landschaften sieht. Viel Charakter und viel Phantasie und überall die schöne Anpassung an die Natur des Landstriches, nichts Konventionelles, nichts nach der Schablone Fabriziertes.

Neben jedem Haus einige Bäume, einfache, gute Fruchtbäume und ein kleiner Acker. Weißdornhecken um das kleine Feld in den emilianischen und toskanischen Ländern, stachlige Hecken aus Aloe und Kaktus in den sizilianischen Distrikten.

In der piemontesischen Abteilung scharen sich die kleinen Häuser aus Valdaosta um eine Kirche, auf deren Fassade ein mächtiger Heiliger Christoph gemalt ist. Der gute alte Riese sieht so aus, als ob er aus einem Bilderbuche käme, und so wird es ihm wahrscheinlich auch jetzt in dem Dorf, wo er zu

Hause ist, ergehen. Sonderbar! Es stört uns nicht, daß über der Kirche auf dem Monte Mario die großen Pinien und die Zypressen der Villa Stuart ein so ganz römisches Schauspiel bilden. Die dunklen Häuser daneben sind kleine Waffenfabriken aus der Nähe von Brescia, und nicht weit davon sind ganz rissige kalabresische Wohnhäuser und Trulli aus Apulien und sonderbare Bauernhäuser aus den pontinischen Sümpfen, die sich wie Efeu um alte Baronialtürme angehäuft haben.

Unweit vom großen Palast der Provinzen Emilia und Romagna steht die kleine Hütte, in der Garibaldi in den Sümpfen von Ravenna bei armen Leuten vor den verfolgenden Österreichern mit seiner todkranken Frau Anita, auf der Flucht nach der Verteidigung Roms gegen die Franzosen 1849, Zuflucht und Rettung fand. Die ärmliche Behausung der einfachen Bauern, die das Leben des für die italienische Freiheit und Einheit so kostbaren Mannes gerettet haben, ist gut an ihrem Platz zwischen diesen Dokumenten des Lebens der kleinen Leute. Wenn drüben in den großen Palazzi Regionali die wunderbare Geschichte von Italiens Kunst und Kultur zu uns spricht, so läßt uns die armselige Hütte bedenken, wie vieles die Kleinen dazu beigetragen haben, um dem Land nicht nur Kunstpracht und Reichtum zu geben, sondern auch Kraft und Freiheit.

Aus Sardinien sehen wir ein großes „Nuraghe"; ein Riesengrab aus der dunkeln Vorgeschichte der großen Insel, die so voll ist von alten Sitten und urwüchsiger Kraft, Häuser aus den verschiedenen Provinzen der Insel, kuriose Brunnen und Hütten. Den meisten Italienern ist ja Sardinien fast nur durch Hörensagen bekannt, denn es ist nicht leicht, die Einwohner zu verstehen, wenn sie ihren Dialekt sprechen, und es ist ihre Art, immer abgesondert von den anderen zu stehen. Nun wird sich wohl mancher endlich überzeugen, daß trotz der phönizischen und arabischen Einwanderungen auch diese ernsten, stillen Menschen zu den besten Bürgern des einigen Italiens gehören.

Großvenezianisch im alten herrlichen Sinne aus der Zeit der Kreuzzüge und der Türkenkriege haben die venezianischen Kommissare gedacht, als sie den Plan ihres Palastes machten. Die Türken haben in Candia die venezianische Marmorloggia aus Haß gegen die alten Herren der Levante und aus Nachlässigkeit verfallen lassen, und nun steht sie wieder aufgebaut in der Piazza d'Armi und bildet die ganze südliche Front des stattlichen Baues, zu dem die Architekten den Stil der Villen von Palladio und Michele Sammicheli, den Stil des prunkenden Cinquecento gewählt haben. Eine große Eingangshalle, ein heller, blumiger Marmorhof mit großen Freitreppen, die hinaufführen in den reichen Ruhmessaal. Das ist die Sala della Gloria, deren Decke Ettore Tito mit einem symbolischen Bild der venezianischen Geschichte geschmückt hat. Die Erdgeschosse haben die verschiedenen Städte der venezianischen Provinz untereinander geteilt und die verschiedenen Räume dem Stil und den Sitten ihres Bezirkes gemäß eingerichtet.

Die Standbilder der großen Admirale, die Modelle der alten Gallionen und des „Bucintoro", des Prunkschiffes des Dogen, schmücken den mittleren Saal, der für die Stadt Venedig reserviert ist; aber ein intimes feines Bild

aus dem städtischen Leben der Lagunenkönigin zeigt uns ein viel kleinerer Raum, der das Schlafzimmer der Heiligen Ursula aus Carpaccios Bild in der Akademie zu Venedig wiedergibt und zwar bis ins Feinste, bis auf die Blumen, welche das Fenster schmücken, bis auf die Bücher, das Tintenfaß und die Feder auf dem Tisch. Feine Stickereien, welche die emsigen Arbeiterinnen der Ditta Jesurum den Quattrocentomustern abgelauscht haben, zieren das jungfräuliche Bett.

Das rauchige Innere einer friulaner Küche, ein klassischer Saal Palladios aus der Villa Thiene bei Vicenza stehen neben dem lauschigen Schreibzimmer Petrarcas in Arquà bei Monfelice, wo der alte Dichter mit seiner großen schwarzen Katze die letzten Tage seines Lebens verbrachte und, auf seine geliebten Bücher gelehnt, starb. Rauh und kriegerisch sieht der piemontesische Bau aus: ein Hof mit zinnengekrönten Mauern und dahinter ein weites Haus mit großer Halle, hohem Dach und breiten Kreuzfenstern. Darüber ein achteckiger spitzer Turm. Die Mauern sind über und über mit gemalten Wappen und kriegerischen Sprüchen bedeckt. Das feste Schloß Issogne, welches die Grafen von Challant sich am Ufer der schäumenden Dora in Val d'Aosta gebaut hatten, ist hier wiedergegeben. Wenn man von dem hohen Altan aus, nachdem man die spitzbogigen Gemächer durchschritten hat, hinausschaut hinüber nach den orientalischen Kuppeln Siziliens, dann will es einem doch sonderbar vorkommen, daß die Grenzen eines Landes dies und jenes enthalten können: die rauhe Burg mit den großen Feuerstellen, mit der Küche, wo Rehe und Gemsen vom frischen Waidzuge im dunklen Tannenforst erzählen und die Cuba, das maurische Schloß mit den Goldmosaiken und den langen Kattusalleen. Von den Fresken, welche im Hause des Grafen von Challant, den Rittersaal und die Kapelle schmücken, grüßen uns blonde Heilige und helläugige Jungfrauen. Das ist so recht Italien, so recht das Land, von dem eine alte Sage erzählt, es habe das Haupt in Schnee und Eis und die Füße im Feuer. Noch eigentümlicher ist es aber, in diesen Bauten, die das Charakteristischste der verschiedenen Provinzen in sich aufnehmen, zu bemerken, wie mannigfaltig neben den äußeren Sitten das seelische Leben der Menschen des gleichen Landes, der gleichen Region ist. Wie vieles lebt da wieder auf für den eifrigen Beschauer, für den Besucher, dem jede kleinste Charakteristik einen Aufschluß geben kann. Wenn wir den Formen folgen, sehen wir, wie viel hier zusammengeflossen ist in dieses Land der tausendjährigen Kultur, das jahrhundertelang die Fremden aus allen Gegenden durchwandert haben. Wenn wir uns dem Palaste zuwenden, den die Provinzen der Emilia und Romagna mit der Ausgabe von fast einer Million gebaut haben, dann tritt uns dieses vielseitige, vielförmige Leben so recht entgegen in seiner ganzen Originalität.

Die Türme des Herzoglichen Schlosses von Ferrara erheben sich über einem langgestreckten Bau, dessen Architektur dem Palast der Bentivoglio in Bologna und dem Tempio Malatestiano in Rimini entnommen ist.

„Romana Propago" — die Worte Virgils stehen über dem Tor, und im Fries um den Hof liest man in goldenen Buchstaben die Verse Giovanni

Pascolis, welche den Charakter der kampflustigen, kunstliebenden Romagnolen, dieser Römerbrut, wie sie sich schon im Mittelalter zu nennen pflegten, so gut beschreiben:

Serior hos habuit Romanos Roma secundos;
Imperium brevius, mens animusque pares.
Aeque arma, aeque artes, curae ne cetera mites
Antiquae Catulos crede fuisse Lupae.

Ein wirklicher Catulus Romae war jener Sigismondo Malatesta, Herr von Rimini, für welchen Leon Battista Alberti seine schönste und feinste Architektur schuf und die Kirche des Heiligen Franz so umbaute, daß sie dann eher dem Kultus von Madonna Isotta, der Liebsten des Gewaltherrschers, als dem Poverello d'Assisi geweiht erschien. Die leichten, zierlichen Engel Agostino di Duccios singen am Torbogen das Lob der wunderschönen Frau, und ihr Namensbuchstabe J ist mit dem S ihres Herrn und Geliebten überall angebracht, sogar auf dem allerheiligsten Altar. So tragen auch hier die marmorbekleideten Mauern das Zeichen der Liebe des Malatesta. Einer anderen Liebesgeschichte, die man eher eine poetische Sage nennen darf, gedenken wir in einem anderen Teil des Palastes, da wo man das wenige rekonstruiert hat, was man nach Beschreibungen von dem Schloß der Bentivoglio in Bologna, das Papst Julius II. zerstörte, kennt. König Heinz von Sardinien, der unglückliche Sohn Friedrichs II., den die Bologneser bei Fossalta, nach der Niederlage der Kaiserlichen gefangen hatten, lag in fester Hut in der alten Welfenstadt, und nur ein bologneser Mädchen tröstete des blonden, bleichen Jünglings Gefangenschaft. Ben ti voglio, das Wort ihrer Liebe, soll als Namen ihren Kindern und der daraus entsprungenen Familie, die dann durch die Jahrhunderte blühte und zu den größten und mächtigsten der Stadt wurde, geblieben sein.

Im Innern ein alter Hörsaal der Bologneser Universität, ganz mit Wappen der Scholaren aus aller Herren Ländern geschmückt; die Kapelle von San Sisto in Piacenza, die einst Raffaels Meisterwerk enthielt, ein ferraresischer Saal mit der Szene des höfischen Lebens von Francesco del Cossa aus Schiffanoia. In der Sala del Fuoco des Rathauses in Modena konnte jeder Bürger sich an dem mächtigen vergoldeten Kamin, wo ganze Eichenstämme brannten, in strengen Wintern wärmen und etwas brennende Kohlen für seinen Herd mit nach Hause nehmen. Wie eine Grabkammer ist Ravennas Saal. Das Licht kommt aus den hohen hochangebrachten Fenstern, die mit Alabaster geschlossen sind, und beleuchtet im dämmrigen Raume die goldenen Mosaiken mit den Bildnissen von Justinian und Theodora, die alten Sarkophage mit den schlafenden Kriegern und den blinkenden Marmorfußboden.

Bei den engen Grenzen meines Artikels ist es mir nicht möglich, alle die verschiedenen Palazzi Regionali näher zu beschreiben; ich muß mich begnügen, zu sagen, daß die zwölf Prachtbauten, zu denen außer den genannten noch Campanien, Lombardei, Apulien, Ligurien, die Marken Umbrien, Toskana, die Abruzzen, Sizilien und Sardinien zu nennen sind,

jeder in seiner Art viel Anziehendes bieten und den Fremden auf vieles aufmerksam machen, was er sonst wohl nie würde kennen lernen, wie Innenräume von privaten Häusern, von kleinen Bauten, die abseits vom großen Weg liegen, und die man sonst nicht berücksichtigt. Besonders interessant sind für den Fremden die nördlichen Provinzen, die er, wenn man Venezien ausnimmt, selten kennt, und die so vieles enthalten, an dem man merkt, wie eng die Beziehungen Italiens zu den Nachbarländern gewesen sind. Auch die Abruzzen und Apulien, die noch so ganz abseits liegen von der Heerstraße der Fremdenzüge, mögen mit ihren Abbildern hier in manchem den Wunsch wecken zu persönlicher Kenntnis dieser Gegenden.

So findet man bei näherer Betrachtung, daß der Gedanke, von dem man ausging, und der uns im ersten Moment befremdlich erscheint, daß man nämlich sozusagen hier in Fälschungen genießen soll, was man, jedes an seinem Platz, echt haben kann, doch eine große Berechtigung hat, indem durch dieses nahe Nebeneinander der fortwährende Vergleich angeregt wird, vieles in neuem Lichte erscheint, und das Ganze durch die Fülle des Gebotenen und die vorzügliche Durchführung des einzelnen zur wirklichen Bereicherung der Kenntnis und des Verständnisses des ganzen Landes beiträgt.

Nach diesen sich mehr oder weniger auf italienische Geschichte beziehenden Veranstaltungen bleibt uns nun noch die große internationale Kunstausstellung zu besprechen, die allein schon eine kleine Welt für sich bildet sowohl dem Inhalt nach, denn alle Kulturstaaten haben sie reich beschickt, als auch in der äußeren Erscheinung. Sie nimmt ein besonderes Gebiet ein, das sich an die Villa Borghese anschließt. Wer Rom einigermaßen kennt, wird sich der schönen Aussicht entsinnen, die man vom Giardino del Lago aus auf die freie Campagna hatte. Ein kleines Tal, mit Weinpflanzungen bedeckt, und im Frühling über und über voll glühend roter Mohnblumen, weitete sich da vor dem Beschauer, und viele beklagten es sehr, als vor mehr als einem Jahre plötzlich die Ausstellungsarbeiten dort anfingen und Weinberge und Bäume verschwanden, und lange nur ein durchwühltes Terrain sich dem Auge bot. Heute kann man sich die ländliche Stille und Abgeschiedenheit von einst hier kaum mehr zurückrufen, aber man darf mit der Wandlung zufrieden sein, denn die „Valle Giulia", wie man das Ausstellungstal jetzt nennt nach der Villa di Papa Giulio, die es am äußersten Ende gegen den Tiber hin abschließt, ist in seiner neuen Form mit den großen Terrassen und ruhigen Linien der ganzen Anlage ein erfreulicher Beweis, daß in Rom auch heute noch der traditionelle Sinn für Monumentalität und edle Raumverhältnisse lebendig ist, und es bleibt nur zu hoffen, daß nach Schluß der Ausstellung dies Gebiet nicht durch Spekulationsbauten verschandelt werde. Die natürliche Beschaffenheit des Bodens, wie meistens in Rom aus kleinen Hügeln bestehend, und die Genialität eines Mannes, des jungen römischen Architekten Cesare Bazzani, haben das Wunder geschaffen. Mit der Längsachse orientiert wie die Piazza di Siena, dehnt sich die „Valle Giulia" als eine

Erweiterung der Villa Borghese vom Giardino del Lago aus bis nach der Villa di Papa Giulio, so daß dieses sonst so vergessene Museum, welches die köstlichsten Werke altetruskischer Kunst enthält, jetzt mit der Villa Borghese verbunden ist und wohl auch dem Laien bekannter werden wird. Vom großen Eingang, den der Architekt auf der Höhe des Hügels unweit vom Giardino del Lago angelegt und mit zwei großen Pylonen und Rossebändigergruppen geschmückt hat, steigen weite, große Treppen hinab, und der Abhang ist durch Ruheplätze, die um Springbrunnen angelegt sind, belebt. Mitten im Tal, aber schon an den westlichen Abhang gelehnt, steht der große internationale Palast aus Backstein und Travertin, ein großartiger Bau in römischem Stil, der nach Schluß der Ausstellung die Nationalgalerie moderner Kunst aufnehmen soll. Die weißen weiblichen Statuen, die auf dem Gesimse Lorbeerkronen emporhalten, heben sich köstlich ab von den dunklen Baummassen der Vigna Palestra, die das Ausstellungsgebiet nach Norden zu begrenzt, und dieser Kranz von dunklem Gehölz mit den großen römischen Pinien, den Steineichen und Zypressen umschließt überhaupt das ganze Tal, so daß die improvisierte Kunststadt mit ihren fremdartigen, mannigfaltigen Bauten zu einem einzigen harmonischen Ganzen wird. Von einer Höhe grüßt der schlichte amerikanische Pavillon, einstöckig, aus rotem Backstein mit weißen Säulen, wie ein gemütliches Landhaus herüber zum japanischen, dessen großes, geschwungenes Dach, dessen lustige Farben und flatternde Fahnen sich von den dunklen Steineichen abheben. Auf rotem Felsenvorsprung steht das spanische Haus, überreich mit Türmen und Zinnen, in spanisch gotischem Stil. Das ist ein reiches Haus für eine reiche Sammlung schöner, sonniger Bilder. Es ist als ob die lebendige Farbenfreudigkeit von Sorollas Bildern herausstrahlte aus dem hellen Haus, wenn die gelbroten Wimpel sich freudig im Winde bewegen auf dem unaussprechlich schönen blauen Hintergrunde von Monte Mario und Sankt Peter.

Wohin man sich auch stellt in der Valle Giulia, überall bietet sich ein neues Bild von großem Reiz dar, sei es, daß man hinausschaut in die kleine von grünen Hügeln begrenzte Ebene am Tiber, sei es, daß man die dunklen Baummassen der Villa Borghese betrachte. Ein Blick durch die Flucht der reich mit Marmorsäulen geschmückten großen Säle des internationalen Baues hinaus in das grüne Tal genügt, um zu zeigen, daß die klassische gemessene Linie, die reiche, aber groß empfundene Dekoration das einzig Passende in diesem Lande sind, wo schon die Linien der Hügel, die Formen der Bäume einen vornehm klassischen Charakter haben. Dem Charakter der Landschaft hat sich England mit seinem großen Pavillon anpassen wollen, hat aber die sonderbare Idee gehabt, den Unterbau von Sankt Pauls in London zu reproduzieren und die große Kuppel wegzulassen.

In modernem deutschen Stil, also massig mit einfachen klaren Linien, schmucklos bis auf die über dem Eingang freistehenden Figuren ist Deutschlands Bau. Die Schmucklosigkeit, das große dunkle Tor, die niedrige eckige Kuppel geben dem ganzen Bau ein etwas grabähnliches Äußere, das mit dem freudigen Aussehen der Valle Giulia nicht ganz im Einklang steht. Das

kleinlich wirkende Ziegeldach, welches die Kuppel umgibt, ist nicht gerade zu billigen, aber trotzdem hat der Bau, wenn man auf dem Platze dicht davor steht, mit dem weiten Portal und dem Germaniaviergespann auf dem Giebel etwas ruhig Schlichtes, was den banalen Linien des französischen und des belgischen Pavillons vorzuziehen ist. Wie ein weiß lackiertes elegantes Möbelchen ohne Gesimse steht der österreichische Bau da. Formlos, wenn man es nach dem gewöhnlichen architektonischen Maßstab beurteilt, ist das ungarische Haus, aber doch sind seine originellen Linien und der köstliche Mosaikschmuck weniger störend als die assyrisch-babylonischen Formen des serbischen Pavillon, dem man es von außen gewiß nicht ansieht, daß er die urwüchsigen, aber hochinteressanten Werke von Méstrovich und seiner Schule enthält. Ivan Méstrovichs plastische Schöpfungen für den Nationaltempel von Kossowo haben in Rom nicht weniger Erfolg als sie in Wien hatten. Es ist etwas von wilder Naturkraft in ihnen und dabei doch auch ein liebevolles Studium archaischer Formen. Den wirklichen Gehalt zu diesen Schöpfungen gibt aber die Nationalidee, welche den Künstler und seine Schüler entflammt. Es ist die Liebe zum zerrissenen Vaterland, welche sie zur bildlichen Illustration der alten serbischen Heldensagen anregt, und dieser geistige Inhalt gibt ihren Werken den Ausdruck und die Kraft, die so vielen anderen Künstlern fehlt. Unter so vielen Dekadenten, unter so vielen Malern und Bildhauern, denen die Kunst oft nicht mehr als ein Kunststück ist, erfrischt der Anblick solch rauher Werke, in denen man den fast schmerzlichen Wunsch fühlt, viel, sehr viel zu sagen, die stumme Materie zum Ausdruck zu zwingen. Formen und Farben erscheinen uns wirklich nur als Ausdrucksmittel für eine höhere Sprache, so daß man sich an dem Gedanken freut und sich auch leicht über das Störende in den Formen hinaushebt. Markus Kralievic, der sagenhafte Held, den hier Bildhauer und Maler darstellen, ist nur der Eponymos des alten Serbiens, von dessen wiedererstandener Große sie träumen. Dieser Gedanke beseelt alle die Figuren, und das Ungeheuerliche, das sie manchmal an sich haben, ist nur ein Ausdruck des Schmerzes über die Knechtschaft; und die furchtbare Anstrengung, sich zu befreien, um den eigenen Stamm wieder auf den alten, fast sagenhaften Thron zu bringen, spricht sich aus in den übernatürlichen Figuren. Dem gleichen Schlage kraftvoller Bildner gehört der Spanier Ignacio Zuloaga an, der doch ganz andere Ziele hat und so verschiedene Mittel. Wenn man in den großen Saal kommt, wo er sechsundzwanzig Werke ausgestellt hat, fühlt man, daß man vor einem Künstler steht, dessen Gedanken weit über die materiellen Werke des Pinsels gehen. Mit unbarmherziger Kunst scheint er nur darauf bedacht zu sein, den Mitmenschen zu zeigen, was für schwarze Seiten die menschliche Natur hat. Wohl stellt er die Körper mit unübertrefflicher Wahrheit und Derbheit dar, aber das ist eben nur die notwendige Anregung, um weiter in das Land der dunklen Geister, die die menschliche Seele gar zu oft in ihrer Herrschaft halten, eindringen zu können. Auch wenn es Bilder sind, die keinen allgemein menschlichen Sinn haben, so geht doch ihre Bedeutung immer weit über den engen Rahmen der eigentlichen Darstellung hinaus, so

in dem großen Bild, wo er, um sein altes Vaterland darzustellen, einen knochigen grauen Torero malt, wie er flitterbehangen, auf weißer, blutiger Schindmähre durch eine wilde, ausgestorbene Landschaft heimwärts zieht, während im Hintergrund neben der großen roten Arena eine kleine Stadt still und dunkel wie ein Haufen grausigen Elends liegt. Es ist wohl ein innerer Schauder, eine unbewußte Kraft, die den wunderbaren Künstler zu seinen Kompositionen treibt. Die menschliche Seele, dieses unergründliche Rätsel, ist ihm mehr als jedes Farbenproblem, mehr als jede harmonische Schönheit. Was sollen die Farben, was die Sonne, wenn ein Mensch vor uns steht, dem man in der Seele lesen möchte. Es sind meistens wenig erfreuliche Erscheinungen, die er vor uns hinstellt, aber auch den Ausgestoßenen der Menschheit widmet er seine Aufmerksamkeit, so daß sie uns in ihrer unheimlichen Wahrhaftigkeit und Lebendigkeit nicht mehr los lassen.

Außer Zuloaga hat auch Anglada im großen internationalen Palast seinen Platz gefunden, denn diese zwei Ausnahmskünstler beherbergt Spanien nicht im eigenen Pavillon. Angladas Kunst wirkt zunächst nur verblüffend, und es ist nicht zu verwundern, wenn das große Publikum meint, es solle von ihr zum Narren gehalten werden. Es gehört schon sehr viel guter Wille und ein sehr geübtes Auge dazu, um in diesen riesigen Leinwanden, die bei künstlichem Licht und für künstliches Licht gemalt sind, den tatsächlich vorhandenen Sinn für Farbenwert und Luftperspektive zu erkennen, um in den verzerrten Gestalten der Serenade den Ausdruck der sie beherrschenden Gefühle zu sehen. Schmerz, Freude, unersättliches Begehren ziehen ihnen vom Herzen in die Finger, biegen ihre Gestalten in den unwahrscheinlichsten Bewegungen hin und her wie einen Grashalm im Winde. Anglada ist eben einer von den Künstlern, welche die Grenzen der bildenden Kunst nicht mehr anerkennen, die sie zu der Freiheit der Musik erheben möchten, die glauben, ungreifbarste Eindrücke, flüchtigste Stimmungen durch die Mittel der formellen Kunst festhalten und wiederum auslösen zu können. Ob sie damit auf dem rechten Wege sind, bleibe dahingestellt; vorläufig finden sie wenig Verständnis, ebenso wie man auch in dem Klimtsaal des österreichischen Pavillons eher als Freude ein Gefühl des Bedauerns empfindet, daß dieser Künstler, der in seinen Skizzen und Porträts sich als hervorragender Zeichner kenntlich macht und in den dekorativen großen Flächen seiner Bilder raffiniertes Farbenempfinden verrät, diese bizarren, rätselhaften Kompositionen liebt.

In schärfstem Gegensatz zu diesen fast krankhaft Suchenden steht die ganze übrige spanische Gruppe im eignen Pavillon. Sorolla, der außerordentlich geschickte Maler des Lichts, dem ein ganzer großer Saal eingeräumt ist, Benlliure, Saragozza, Negué, Hermoso, alle diese frischen Darsteller des Lebens und seiner leuchtenden Außenseite, sie geben uns weiter nichts als ein treues Bild ihres Landes, sie kennen die Grenzen ihrer Kunst und ziehen dieselben fast zu eng. Freudige Naturalisten sind auch die Schweden, aber teilweise mit einem viel innigeren Einschlag. Was für eine frische Freude zeigen Zorn und Larsson und Fjarstaed und Schultzberg an ihren schönen Frauen, an ihren gesunden lustigen Kindern, an ihren Wäldern und Wiesen und an

dem lieben weißen Schnee, der im Winter die Erde so schön zudeckt, um die Samen und Keime zu schützen und den frischen Menschen zarte Blumen, saftige Früchte für den duftenden Frühling und den sonnigen Sommer aufzusparen. „Wie schön bist du, Welt", das spricht aus ihren Bildern, und man fühlt so recht, daß das Volk, dem diese Künstler angehören, wohlhabend und gesund ist und sich nicht grade mit Spintisieren die Laune verderben will. Ein gesunder, frischer Naturalismus spricht aus jeder Figur, und es genügt den Fuß in den Saal mit Larssons Aquarellen zu setzen, um ein Gefühl zu haben, als lache einem die liebe Sonne entgegen. Wie zerrissen, vergraben in traurigen Phantasien kommen einem dagegen die Norweger vor, die in ihren alten und neuen Bildern so sehr zeigen, daß sie von Paris abhängen. In den dänischen und holländischen Sälen tritt uns keine besonders ausgesprochene Persönlichkeit entgegen, wenn man die Bilder vom Altmeister Israels ausnimmt, von denen die Ausstellung eine ganze Reihe aufzuweisen hat. Schade ist es, daß Belgien die unglückliche Bedingung des Reglements, keine Werke verstorbener Künstler auszustellen, so ernst genommen und befolgt hat. So hat die belgische Regierung, welche schon vorhatte, einige Skulpturen von Constantin Meunier zu senden, davon absehen müssen. Zum Glück hat die Skulptur in dem Lande tüchtige Jünger auch unter den Lebenden, und Haveloses Gruppe: die Toilette, drei junge nackte Frauengestalten darstellend, ist wirklich ausgezeichnet, eben so wie van Biesbroecks Kraft, Weisheit und Schönheit. Unter den Malern treten hervor Heymans, Cassiers, Opsomer, Baertsoen, Leemputten.

Wie verfehlt das Verbot für die verstorbenen Künstler gewesen ist, zeigt das Publikum, welches mit dem größten Interesse grade die Säle aufsucht, wo in den Pavillons der verschiedenen Nationen die retrospektiven Ausstellungen eingerichtet sind. So werden Englands große retrospektive Säle über alles gerühmt, und erntet auch Deutschland gerade auf diesem Felde die besten Lorbeeren. Schade, daß man im großen deutschen Pavillon nicht für mehr Licht gesorgt hat, denn ganz besonders leiden die älteren Bilder unter dem Halbdunkel. Mit den Werken Andreas Achenbachs (des großen Düsseldorfer Landschafters), der noch ganz im Banne der Franzosen lag, und seines Bruders Oswald, dessen Cestiuspyramide zu den ersten plein-aire Bildern zu rechnen ist, die in Deutschland gemalt worden sind, eröffnen die Alten den Reigen, und ihnen folgen Eugen Dücker, Richard Burnier, aus deren Schule viele der modernen Landschafter kommen.

Für den Romkenner ganz besonders interessant ist die Gruppe der Düsseldorfer Künstler, welche eng mit Joseph Anton Koch und den anderen Meistern verbunden sind, die in Rom sich ausgebildet hatten. Zu dieser gehört Arnold Böcklin, der als Schweizer hier keinen Platz hat, aber leider auch nicht in seiner nationalen Abteilung vertreten ist, Anselm Feuerbach, von dem die klassische Nanna ausgestellt ist, Hans Thoma und Eugen Bracht, und unter den heutigen Max Röder. So ist auch nicht eine der verschiedenen Richtungen und Schulen vergessen in diesem äußerst lehrreichen Bild der deutschen künstlerischen Tätigkeit im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wir sehen neben

den Bildern der Düsseldorfer Ludwig Knaus, Wilhelm Sohn und Gebhardt, die älteren Münchner: Moritz von Schwindt, Karl Spitzweg und dann Franz von Lenbach und Wilhelm Leibl. Von Menzel ist das kleine Pariser Theater ausgestellt, welches uns die engen Beziehungen dieses Meisters zur französischen Schule zeigt, und mehrere seiner feinen Aquarelle. Hans von Marées Heiliger Georg erweckt in vielen den Wunsch, hier in Rom eine Sonderausstellung seiner Werke sehen zu können, — wie klar würde die ernste Persönlichkeit des Künstlers erscheinen, mitten zwischen den Dingen, die er geliebt und an denen er seine Kunstprinzipien gebildet hat. Zu den Meistern, die das italienische Publikum am meisten bewundert, sind Karl Trübner, Fritz von Uhde und Heinrich Zügel zu rechnen, während die alte Bewunderung für Lenbach ganz und gar vorüber ist, und Franz von Stucks Höllenbilder die schärfsten Gegner finden, dagegen mancher sich an seinen kleinen Faunszenen freut. Sambergers Charakterköpfe und die Bildnisse, welche Panckock, Schwartze und Kampf ausstellen, gefallen sehr; ganz besonders großen Beifall erntet die deutsche Skulptur. Hugo Lederers Faustkämpfer und Max Kruses Nietzsche-Porträt gehören zu den gefeiertsten Werken. Es ist leider nicht möglich, das ganze ausgedehnte Material zu besprechen, nur soviel will ich erwähnen, daß auch Rußland, Amerika und Ungarn einen fast vollkommenen Überblick über die Entwicklung der Kunst in den betreffenden Ländern geben. So geht man in Ungarn von einer großen Serie von Munkacsys allerbesten Bildern aus, und in Rußland von Makowsky bis zu den Modernsten. Leider ist Frankreich nicht planmäßig vorgegangen, und das ist um so mehr zu beklagen, weil es bei den großen Serien älterer Kunstwerke, welche die anderen Abteilungen enthalten, hochinteressant gewesen wäre, die Beziehungen zu Frankreich wieder einmal verfolgen zu können. Geradezu vorbildlich ist England, das neben den zeitgenössischen Werken einige Säle retrospektiver Kunst eingerichtet hat, die so herrlich ausgefallen sind, daß, wenn die ganze Ausstellung nur diese enthielte, sich eine Reise nach Rom ihretwegen lohnen würde. Englands retrospektive Säle mit den Werken von Ford Mador Brown, John Constable, Thomas Gainsborough, John Hoppner, Dante Gabriele Rossetti, Leighton, Millais, Reynolds, Turner und allen den allerbesten vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts geben eine volle Idee von der Blüte der englischen Kunst in ihrem goldenen Zeitalter.

Italien hat dagegen nur Modernstes und nicht einmal das Beste gegeben, und was Italien bei dieser Gelegenheit versäumt hat, läßt sich kaum wieder gut machen. Denn von den großen Epigonen der Renaissance vollkommen ins Dunkel gesetzt, sind die italienischen Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts, wenn man Canova und später Segantini, Morelli und, unter den noch Lebenden, Michetti Sartorio und Mancini ausnimmt, fast vollkommen unbekannt; und doch wie viele hochinteressante Erscheinungen sind unter ihnen. Die toskanischen Impressionisten (Macchiaioli) Tranquillo Cremona, Antonio Fontanesi, die römischen Maler, deren größter Nino Costa gewesen ist, die Neapolitaner wie Gioacchino Toma, Bernardo Celentano und weiter noch die Venezianer, die Lombarden wie Previati, Pelizza da Volpedo; niemand kennt sie, und es wäre

so einfach gewesen, eine Serie ihrer Werke zu sammeln und sie dem europäischen Publikum in geordneten Gruppen zu zeigen. Nicht einmal an die größten hat man gedacht. Sammelausstellungen von Segantini, Morelli, Michetti und Sartorio hätten wohl genügt, um zu zeigen, daß es der Wahrheit nicht entspricht, wenn man sagt, Italiens Kunst sei seit einem Jahrhundert überhaupt still. Man hätte die Werke kritisieren können, aber niemand würde die gediegene Tätigkeit dieser Meister in Abrede gestellt haben. Es ist schade, daß man es nicht getan, denn wenn man auch Ettore Titos fein komponierten Bildern, Innocentis Farbenpretiosität und Mancinis Kraftporträts und anderem volle Würdigung zollen wird, so ist es doch nur wenig und um so mehr zu bedauern, weil eine Gelegenheit verpaßt worden ist, wie sich so bald keine wieder bieten wird. Die besten Bildhauer stellen nicht aus, weil sie in Dekorationsarbeiten für die großen Bauten und Monumente, die jetzt ausgeführt werden, in Anspruch genommen sind. Domenico Trentacoste hat kein Werk in der Valle Giulia und ebensowenig Leonardo Bistolfi. Der erstere bereitet zwei Gruppen für die Torpfosten der neuen Front des Parlamentshauses, der zweite eine Gruppe für das Nationaldenkmal, welches am 4. Juni hier enthüllt worden ist. Leider ist die Gruppe noch nicht zur Aufstellung gekommen, und das ist zu bedauern, denn die schon an Ort und Stelle befindlichen Skulpturen des Unterbaues entsprechen der Schönheit des Denkmals nicht. Die neue italienische Kunst findet ihre besten Vertreter jetzt wohl unter den Bildhauern, aber fast ausschließlich unter den jüngeren, und die, deren Werke schon den unteren Sockel des Monumentes schmücken, gehören eben der alten Generation der Naturalisten an. Niemand will mehr von ihnen wissen, und doch ist es ihnen gelungen, sich da einzuschmuggeln, wo der Eingang wirklich nur den so seltenen Großen gestattet werden sollte. Der schlimmste Schlag wird ihnen aber eben daher kommen, daß sie es gewagt haben, mit ihren wüsten Gestalten die Größe und Ruhe der Linien, mit denen Giuseppe Sacconi sein großes Werk aufgebaut hat, zu stören. Wer so deutlich gezeigt hat, den belebenden Grundgedanken des schönsten Denkmals des neuen Italien nicht verstanden zu haben, der hat kein Recht mehr auf Rücksichten und muß den jungen Kräften den Weg räumen, und zum Glück sind die jungen Kräfte da, und voll Schaffensbegierde. Unter den älteren hat ein Mann das Recht, seine Gruppe am Sockel des Monumentes aufzustellen und das ist Leonardo Bistolfi, dem das Verdienst zukommt, durch sein Beispiel der neuen Bildhauerkunst Italiens die Wege geebnet zu haben. Amleto Cataldi, Pietro Fontana, Dazzi, Prini, sie alle sehen Bistolfi mit Recht als ihren idealen Meister an und vor allen Angelo Zanelli, einer der jüngsten unter ihnen, dessen Relief jetzt in Gips geformt probeweise die Front der großen Mittelterrasse des Denkmals schmückt. Selten hat es ein Bildhauer verstanden, seine schöpferische Kraft so ganz einem architektonischen Werk anzupassen und dabei doch frei und persönlich zu bleiben wie es Zanelli hier getan hat. Sacconi hat in ihm und nur in ihm den wirklichen Mitarbeiter gefunden, der sozusagen die Schönheiten des mächtigen Denkmals durch seine Schöpfung zu noch höherem Ausdruck gebracht hat. Der Architekt ist schon seit sechs Jahren tot und doch ist

es ein intimes Seelenverständnis, welches den Bildhauer mit ihm verbindet. Sacconi hätte durch die mächtige Größe des Baues, den er ausführen sollte, leicht verführt werden können, etwas Überladenes von theatralischer Wirkung der Verhältnisse zu bauen, und während der fünfundzwanzig Jahre, die der Bau gedauert hat, hörte man oft Stimmen sich erheben gegen das babelartige Denkmal, welches sich mitten in Roms heiligen Mauern, alles erdrückend durch die wahnsinnige Größe der Masse, breit machen sollte. Jetzt erst haben alle die feine Kunst des Meisters erkannt, dem es gelungen ist, bei den mächtigen Verhältnissen etwas zu schaffen, was durch die gewaltige Ruhe und Schlichtheit der Linien wirkt, so daß die Fehler, welche nach seinem Tode begangen worden sind, im Gesamtbilde verschwinden. Wer an der hohen Säulenhalle, die über ganz Rom emporragt, stehend, die köstlich harmonische Gliederung der großen Terrassen und Treppen verfolgt, wie sie dies goldene Standbild des Königs umgeben, wer mit prüfendem Auge die Verhältnisse der Säulen mißt, die hohen Tore, die Verzierungen der großen offenen Galerie, dem erscheint Sacconi in seinem vollen Können. Die ganze italienische Architektur von den etruskischen Gräbern und Tempeln an hat er wie kein anderer gekannt. Nichts, auch nicht das Feinste der alten Meister war ihm verschlossen, und nun hat er dieses Werk geschaffen, in welchem die reinsten und schönsten Blüten der italienischen Kunst verschmolzen sind zu einer neuen Form, zu einer wunderbaren Einheit. Durch die hohen Säulen schweift der Blick vom Palatin bis zum Petersdom und über ganz Rom mit seinen Kuppeln und Türmen und seinen gartengekrönten Hügeln begeistert hinweg.

Vom Forum grüßen die weißen Säulen herauf, und der Tiber rollt da unten seine Wasser. Es ist, als ob aus den Kirchen und den Palästen, aus den Tiefen der Katakomben, von allen den kleinen und großen Stätten, an denen sie gearbeitet, und wo sie das Zeichen ihrer Arbeit hinterlassen haben, Hunderte und Hunderte von Künstlern hinaufschauten und der neuen Schöpfung zujubelten, die hineintritt ins Leben, vereint mit dem Leben der ewigen Stadt. Wieder tritt uns der einheitliche Gedanke entgegen, der Italien in seiner Wiedergeburt belebt hat. Die alte Tradition ist mit kräftiger Hand wieder aufgerafft worden, und um das Denkmal des Königs, der die Befreier um sich versammelt hat, schart sich das neue Volk zu neuem Leben.

Die ernsten und doch so jugendfrischen Gestalten von Zanellis Relief, die Jünglinge und die Jungfrauen, welche mit den Wahrzeichen der Kunst und der Arbeit, des Krieges und des Friedens zur Göttin Roma ziehen, die in der Mitte in majestätischer Ruhe gelassen steht, sie zeigen in den blühenden Formen die lebendigen Zeichen des edlen Stammes, dem sie entsprossen sind. Wer zu ihnen hinaufschaut und von so viel Schönheit hingerissen ist, dem wird ein brennender Wunsch das Herz durchziehen: möge Italien, das junge, freie und einige, nun wieder die Krone der Kunst, die schönste, die es gibt, sich aufs Haupt setzen.

Ein modernes Professorenseminar.

Die Pariser „Fondation Thiers".

Von

Prof. Dr. **H. Schoen.**

„A temple of silence, dedicated to research."
Lord Rosebery.

Für einen jungen Gelehrten ist die Übergangszeit vom Universitätsstudenten zum Universitätsprofessor die wichtigste Periode seines ganzen Lebens. „Es ist die Zeit," sagt mit Recht Hermann Diels, „da die Knospen ansetzen, die in dem sich stets erneuenden Lenz der Wissenschaft aufgehen werden" [1]). Sollen aber diese noch zarten Knospen aufspringen und Früchte tragen, so müssen in diesen entscheidenden Jahren alle Sorgen und Stürme vom Haupte des jungen Forschers fern bleiben. Zur wissenschaftlichen Arbeit sind vor allem Ruhe, Zeit und Unabhängigkeit notwendig. Und das ist es eben, was so vielen jungen Lehrern im Amte und sogar manchem unbemittelten Privatdozenten auf der Universität fehlt.

Wäre es nun nicht etwas Schönes und Nützliches, wenn sich solche Jünglinge, die sich der Wissenschaft widmen möchten, nach den Universitätsjahren in einem Gelehrtenheim weiter bilden könnten? Sollte es nicht zwischen den Jahren, in denen sie sich leiten lassen, und der Zeit, da sie anderen den richtigen Weg zeigen sollen, eine Periode der Ruhe und Sammlung, des selbständigen Denkens und friedlichen Forschens geben? Wäre das nicht die beste Art und Weise, die künftigen Leiter unserer akademischen Jugend und Träger der Wissenschaft auf ihr schönes und großes Werk vorzubereiten?

Das ist das Problem, das zuerst in Deutschland am Anfange des 19. Jahrhunderts *gestellt*, siebzig Jahre später in Frankreich *gelöst* und neuerdings in Berlin wieder *aufgenommen* wurde.

I.

Schon *Fichte* hat die nationale und wissenschaftliche Bedeutung eines solchen Gelehrtenheims eingesehen, das den Übergang von den Universitätsstudien zu selbständiger Forschung und Lehre vermitteln könnte. Er verlangt die Absonderung der künftigen Gelehrten vom Leben und Treiben der anderen Arbeiter und „*ihre Sicherung vor jeder Sorge um das tägliche Brot durch einen angemessenen Unterhalt*". Wir haben, sagt er,

[1]) *Die Organisation der Wissenschaft* in Himmebergs *Kultur der Gegenwart*, Teil I, Abteilung 4, S. 616.

homiletische Übungen für Theologen, Seminarien für Schullehrer; an eine besondere Anstalt, die den zukünftigen Gelehrten oder Universitätsprofessor zum „Künstler in seinem Fach" bilden könnte, hat noch kein moderner Pädagog gedacht, als verstände sich diese Kunst von selbst, als brauchte man nur zu wollen, um zu finden und zu wissen, um auch schon vortragen zu können, was man weiß. Sollte derjenige, der zum „Erzieher der Nation", zum Förderer der Wissenschaft werden möchte, nicht auch erzogen werden?

Und in seinem Universitätsplan hat der beredte Philosoph ganz genau dargestellt, wie sich dieses Institut gestalten müßte. Besonders begabte Jünglinge, sagte er, die schon eine gewisse Fähigkeit und Geschicklichkeit „in der Kunst des Wissens" an den Tag gelegt haben, und die er Regularen nennt, sondern sich aus der Masse der gewöhnlichen Studenten (Zugewandten oder Nichtregulierten) als eine Elite aus und vereinigen sich freiwillig zu einer Gemeinschaft des Lebens und Lernens. Sie bilden eine große Familie. Alles, was sie brauchen, wird ihnen täglich von der Verwaltung des Hauses gereicht. Um ihre kleinen Ausgaben zu erledigen, wird ihnen monatlich ein mäßiges Taschengeld zur Verfügung gestellt. Ein geschätzter Gelehrter wohnt mit ihnen und steht ihnen mit Rat und Tat bei. Er leitet die ganze Anstalt als ein guter Haus- und Familienvater.

So wollte Fichte die Vorbildung der „Erzieher des Volkes" unternehmen. Wir werden sehen, wie die Franzosen seinen Plan bis ins einzelne verwirklicht haben.

In Deutschland hat im Laufe des 19. Jahrhunderts nur Johannes v. Müller den Fichteschen Plan gebilligt[1]. Auch er empfiehlt die Gründung eines Instituts, das er „Professorseminar" nennt. Die besten Studenten würden sich in demselben nach den Universitätsstudien zu gemeinsamer Wohnung und Kost vereinigen. Denn die gemeinschaftliche Arbeit der Studenten und die Sicherstellung ihres Auskommens sei die wichtigste Vorbedingung ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit.

Erst am Anfange des 20. Jahrhunderts ist Fichtes Gedanke in Deutschland wieder aufgenommen worden. Im Jahre 1906 verlangt Hermann Diels die Gründung eines „modernen Klosters" in ländlicher Gegend, „das für die Förderung der Wissenschaft nicht minder wichtig und fruchtbringend sich erweisen dürfte als alle die großartigen Institute der Einzelwissenschaften, auf die der spezialisierenden Richtung des 19. Jahrhundert gemäß die Aufmerksamkeit und Gunst der Gelehrten wie der Regierungen und des Publikums noch immer allzu einseitig gerichtet ist"[2].

Und in der schönen Rede, die Geheimrat Professor Dr. Riehl in der Aula der Berliner Universität am 27. Januar 1910 hielt, tritt der Fichtesche Plan nochmals zutage. Der Festredner drückte den Wunsch aus, möglichst bald in der Reichshauptstadt ein wissenschaftliches Professorenseminar zu sehen. Ihm schien

[1] Vgl. jedoch das schöne, zu wenig bekannte Buch von L. J. Rückert, Der akademische Lehrer. Leipzig 1829.

[2] Loc. cit. S. 618.

eben die Jubelfeier der Berliner Universität ein günstiger Anlaß zu einer solchen Gründung zu sein: „Der Bau unserer Universität," rief er aus, „ist noch unvollendet; er bedarf des Zubaues eines solchen Institutes . . . Hier liegt eine Ehrenschuld vor, die die Nation noch einzulösen hat. Früher oder später müssen Professorenseminarien errichtet werden; die lebendigsten Bedürfnisse der Wissenschaften erheischen ihre Gründung. Die Nation ist reich geworden, und Reichtum verpflichtet" [1]).

In dem Jahre, da die wissenschaftliche und soziale Bedeutung eines solchen Professorenseminars einstimmig anerkannt wird, schien es zweckmäßig, zu beschreiben, wie die Franzosen versucht haben, dieses Ideal eines modernen Gelehrtenheims zu verwirklichen.

Es sei mir gestattet, dem Direktor des Pariser Instituts, Herrn Émile Boutroux, und ganz besonders dem Bibliothekar der Anstalt, Herrn L. de Veyran, hier meinen wärmsten Dank auszusprechen für die Liebenswürdigkeit, mit der sie mir alle zu meinem Zweck nötigen Dokumente zur Verfügung gestellt haben.

II.

Die Idee, die der Gründung des französischen Instituts wie auch dem Fichteschen Plan zugrunde liegt, ist nichts anderes als die platonische Anschauung, daß wissenschaftliche Methoden und Wahrheiten nicht dogmatisch vom Dozenten auf die Schüler übertragen, sondern in persönlicher Arbeit gefunden (resp. wiedergefunden, Plato) werden müssen.

Außerdem schwebten offenbar den Organisatoren der Anstalt die archäologischen Institute vor Augen, die zuerst auf preußische Anregung hin in Rom, dann auch in Athen und in anderen historischen Städten (Kairo) und für andere wissenschaftliche Zwecke (Kunst, Geschichte) von den meisten großen Kulturstaaten gegründet worden sind. Wenn aber ein Künstler in Rom, ein Archäolog in Athen oder in Ägypten mehr Gelegenheit als anderswo findet, sich weiter zu bilden, so lag die Idee nahe, daß ein Historiker, ein Philosoph, ein Jurist, ein Alt- oder Neuphilolog in Paris ebensoviel oder noch mehr Gelegenheit hätte, sich zu vervollkommnen als in irgend einer anderen Großstadt. Der Gedanke war so verbreitet, daß wir ihn gegen Ende des 19. Jahrhunderts bei verschiedenen französischen Schriftstellern finden und daß ich ihn schon vor zwanzig Jahren in Paris mehrmals aussprechen hörte. Es fehlte nur eine günstige Gelegenheit, ihn zu verwirklichen, und diese Gelegenheit sollte sich bald finden. Einer edlen Frau war es vorbehalten, den Wunsch einer Elite im Staate zu erfüllen und eine der schönsten Institutionen der französischen Republik zu gründen.

Die „Fondation Thiers" verdankt nämlich ihre Entstehung der kinderlosen Witwe des großen Historikers Adolphe Thiers, die dem Andenken ihres Gatten ein würdiges Monument errichten wollte. In den letzten Tagen der schweren Krankheit, der sie erliegen sollte, ließ Madame Thiers den besten Freund ihres Mannes, den bekannten Geschichtschreiber Mignet, und ihre unverheiratete Schwester, Fräulein Dosne, ihre einzige Erbin, zu sich

[1]) Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Berlin 1910. S. 19 und 21.

treten und erklärte ihnen, sie möchte Thiers' Vermögen einem Werke widmen, „an dem der Gelehrte seine Freude gehabt hätte". Schon zu schwach, um ihren Plan schriftlich darreichen zu können, erklärte sie beiden Freunden mit wenigen Worten, wie sie sich dieses Werk vorgestellt hatte. Es sollte ein Heim für junge Leute sein, die sich schon durch tüchtige Leistungen ausgezeichnet hätten und sich in demselben weiterbilden könnten. Diese Stiftung müsse „ein hoher Zeuge" sein (un grand témoin) von der Liebe des großen Historikers zur uneigennützigen Wissenschaft und zur fleißigen Jugend, die sein schönes Werk fortführen möge.

Darauf fügte Madame Thiers noch leise hinzu: „Und vor allem bleibe die Politik von der Gründung dieses Institutes fern" („Et surtout que la politique n'entre pour rien dans la création de cette école, à laquelle devra être donnée toute la grandeur dont est digne celui auquel je veux la consacrer").

Diese Zeilen wurden am 6. April 1882 auf ein kleines Blatt geschrieben. Unten steht Mignets Unterschrift sowie diejenige von Fräulein Dosne.

Wenige Tage darauf starb die edle Frau. Fräulein Dosne, die im Genuß des Thiersschen Vermögens war, wollte den frommen Wunsch ihrer Schwester so bald wie möglich erfüllen. Sie ließ sich durch Mignet, Barthélemy-Saint-Hilaire, Jules Simon, Gréard beraten, und so ist vielleicht die Übereinstimmung mit Fichtes Plan zu erklären, wenn sie nicht schon auf Mignets früheren Einfluß auf Madame Thiers zurückzuführen ist.

Die Hauptzüge des neuen Werkes wurden rasch entworfen. Die Statuten wurden festgestellt. Dem Wunsch der Wohltäterin gemäß erhielt die Anstalt ihren jetzigen Namen: Fondation Thiers. Der bekannte Architekt, Monsieur Aldroff, wurde mit der Erbauung des Gebäudes beauftragt. Und zehn Jahre nach dem Tode der Witwe Thiers war das Haus vollendet.

In demselben Jahre, im Juni 1892, wurde das erste Kuratorium (Conseil d'administration) ernannt. Es bestand aus den Akademikern Hauréau Präsident), Picot, Aucoc, Gréard und Barthélemy-Saint-Hilaire. Von ihnen als die letzten sind der Jurist Léon Aucoc in diesem, Georges Picot im vorvorigen Jahr gestorben.

Am 19. Dezember schenkte Fräulein Dosne, durch notarielle Beglaubigung, der Fondation Thiers die zur Verwaltung und Hauswirtschaft nötigen Mittel sowie auch die zahlreichen Bücher, Karten und Bildersammlungen ihres Schwagers.

Am 29. April 1893 wurde das neue Institut vom Staat als „établissement d'utilité publique" anerkannt, eine Ehre, auf die andere Stiftungen gewöhnlich jahrelang warten müssen. Zwei Tage darauf öffnete es seine Tore den ersten Zöglingen. Es waren Ruyssen, der jetzige Professor der Philosophie an der Universität Bordeaux, Brunhes, jetzt an der Universität Lausanne, der Bibliothekar Aude, der Jurist Giard und der Philolog Guerlin de Guer.

Der schöne Plan der Witwe Thiers, der schon einem Fichte mit wunderbarer Klarheit vorgeschwebt hatte, war zur Wirklichkeit geworden.

III.

Die Fondation Thiers ist nicht, wie man anfangs geglaubt hat, für unbemittelte Jünglinge gegründet worden. „Elle n'a pas été créée pour des jeunes gens pauvres," schreibt mir ausdrücklich der Bibliothekar. Sie ist im Gegenteil ganz im Sinne Fichtes bestimmt, solche junge Leute in geringer Zahl aufzunehmen, die sich der Wissenschaft widmen möchten, gleichviel ob sie aus armen oder aus reichen Familien stammen.

Schon die Eintrittsbedingungen bestätigen diese Tatsache. Die meisten Kandidaten könnten nämlich schon eine Stellung und zwar eine sehr gute Stellung vom Staate erhalten. Denn sehr viele von ihnen haben den schwierigen „Concours d'agrégation" bestanden. Allerdings verlangen die Statuten dieses Diplom nicht. Sie erklären einfach, die Kandidaten müssen die französische Nationalität besitzen, sie dürfen das 26. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, nicht mehr dienstpflichtig, noch nicht verheiratet sein und müssen das Doktor- oder Lizentiatexamen in einer Staatsfakultät bestanden haben. Letzteres Diplom kann durch ein gleichwertiges Zeugnis, z. B. durch ein „Certificat d'études supérieures" ersetzt werden, wenn es dem Kuratorium recht und billig scheint. Auch die Lösung einer vom „Institut de France" gestellten Preisaufgabe kann als Eintrittsbedingung genügen, was bei den zahlreichen Preisen, die die fünf Akademien alljährlich vergeben, manchen begabten jungen Leuten die Türen der Fondation Thiers öffnen mag. Mit vollem Recht hat man vor allem das Prinzip aufrechterhalten wollen, daß es nicht auf die Prüfungen, sondern lediglich auf die wissenschaftlichen Anlagen eines Kandidaten ankommt. Und da gelten die Anerkennungen und Empfehlungen der früheren Lehrer sowie eventuell die schon geschriebenen bezw. gedruckten Arbeiten so viel wie ein Diplom. Im Grunde kommt es dem Kuratorium einzig und allein darauf an, zu wissen, ob ein Jüngling fähig sein wird, in seinem Fach der Wissenschaft wirkliche Dienste zu leisten.

Auch deshalb steht in den Eintrittsbedingungen kein einziges Wort über irgendwelche Verpflichtungen für die Zukunft.

Jedes Jahr werden fünf Stipendiaten aufgenommen und ebensoviel entlassen. So bleiben immer zwei Drittel der Zöglinge in der Anstalt, um in derselben dasjenige zu erhalten, was die Franzosen „esprit de corps" nennen, und auch um eine gewisse Tradition zu schaffen, wie es seit einem Jahrhundert eine solche in der älteren „École normale supérieure" (höheres Gymnasiallehrerseminar) gibt.

Der Aufenthalt der Zöglinge in der Fondation Thiers dauert ein Jahr; er wird aber in der Regel auf zwei und drei Jahre verlängert. Für den Fortbezug des Stipendiums auf ein zweites oder drittes Jahr genügt nämlich die jährliche Einreichung einer persönlichen, wissenschaftlichen Arbeit (un travail personnel) und der Beweis, daß der Aufenthalt im Institut nicht fruchtlos geblieben ist.

Viele Zöglinge schreiben ihre Doktordissertation oder sammeln das Material zu einem Werk, dem sie vielleicht einen großen Teil ihres Lebens widmen werden. Die besten dieser Arbeiten werden in der Sammlung aufgenommen,

die den Titel „Bibliothèque de la Fondation Thiers“ führt und bereits 17 Bände zählt [1]).

Eigentliche Vorlesungen gibt es in der Anstalt nicht.

Um die Zöglinge gegen jede Versuchung zu schützen, ihre Zeit auf unwissenschaftlichen Pfaden zu verlieren, ist es ihnen ausdrücklich verboten, Stunden zu geben oder in politische Zeitungen zu schreiben. In Zeitschriften dürfen sie keinen Aufsatz ohne ausdrückliche Erlaubnis des Direktors veröffentlichen.

Mit einem Wort, die Zeit der Zöglinge soll der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet werden, und das ist ihre einzige Verpflichtung, solange sie in der Anstalt wohnen.

IV.

Das vom Architekten Aldroff erbaute Haus ist eine hübsche, von einem großen, ruhigen Garten umgebene Villa. Sie befindet sich in dem schönsten Viertel der Weltstadt, Place oder Rond-point Bugeaud, ganz nahe dem Eingange zum Bois de Boulogne, dem Pariser Tiergarten.

Außer dem sehr wertvollen Grundbesitz steht dem Institut jährlich eine Rente von 120 000 Franken zu Gebote, die sogar vom nächsten Schuljahr an 150 000 Franken betragen wird. Mit solchen Mitteln kann alles im großen Stil unternommen werden.

Jeder der fünfzehn Stipendiaten hat ein geräumiges Wohn- und Arbeitszimmer und eine kleine Schlafstube. Es stehen ihnen schöne Eß- und Empfangsräume, große Spiel- und Fechtsäle, ein Billard, ein Lawn-tennis-Platz Dusch- und Badeeinrichtung zur Verfügung. Ganz wie es Fichte für seine Regularen verlangte, haben sie freie Kost, Bedienung, Heizung und Beleuchtung. Von den drei Mahlzeiten sind zwei sehr reichlich. Als Taschengeld erhält jeder Pensionär monatlich 100 Franken, also 1200 Franken jährlich. Nach dreijährigem Aufenthalt wird ihm noch eine Summe von 1800 Franken dargereicht. Doch kann ihm dieses Geld schon früher zu wissenschaftlichen Zwecken (Ankauf von Apparaten, Studienreisen) gegeben werden.

Die Zöglinge der Fondation Thiers sind noch freier als Fichtes Regularen. Letztere hätten „als Ehrenkleid, wie die Soldaten den Rock des Königs“, eine Uniform tragen müssen. In der französischen Anstalt ist nichts Ähnliches zu bemerken. Jeder Stipendiat kleidet sich nach Belieben. Jeder geht frei aus und ein. Jeder darf außerhalb der Anstalt essen, so oft es ihm beliebt. Den ganzen Tag bleiben Haus- und Gartentür offen. Ursprünglich war bestimmt worden, man müsse an Arbeitstagen um 11 Uhr, an Sonn- und Feiertagen vor Mitternacht zu Hause sein. Jetzt hat man auch diese Schranke fallen lassen, und die Tür, schreibt mir der Bibliothekar, bleibt täglich bis morgens 1½ Uhr offen. So können die Jünglinge auch ohne besondere Erlaubnis des Direktors die Pariser Theater besuchen.

Die Bibliothek der Anstalt ist nach Grundsätzen eingerichtet, die vielfach an Vorschläge Fichtes erinnern. Sie besteht aus denjenigen Büchern Thiers', die nicht unter der Kommune zerstreut wurden. Es sind zirka 7000

[1]) S. Annuaire de la Fondation Thiers. Nouvelle Série. Issoudin, Gaignault. 1910. S. 89, 90.

an der Zahl. Thiers selbst hat in vielen Bänden lehrreiche Anmerkungen gemacht. „Diese Bücher sind uns heilig," schrieb mir am 31. August 1910 der Bibliothekar, Monsieur de Veyran, „denn in den meisten von ihnen stehen Notizen von Thiers' eigener Hand." („Nous les conservons religieusement, car la plupart d'entre eux ont été annotés par M. Thiers.")

Dazu kam noch im Jahre 1902 die Privatbibliothek des Direktors Jules Girard, der alle seine Bücher der Anstalt vermachte.

Das Ministerium, das „Institut de France", die Pariser Universität und andere Hochschulen haben der Fondation Thiers Bücher geschickt, so daß die Bibliothek der Anstalt jetzt beinahe 14000 Bände zählt.

Dem Zweck der Anstalt gemäß werden meist bibliographische Werke gekauft, die den Studierenden angeben können, wo sie die ihnen nötigen Werke finden werden[1]). Es wäre überhaupt heutzutage nicht möglich, eine Bibliothek zu gründen, die alle Bücher besäße, die ein Historiker, ein Philosoph, ein Mathematiker, ein Philolog brauchen können. In ihrer Art aber, d. h. als bibliographisches Werkzeug, ist die Bibliothek der Fondation Thiers bereits eine einzig dastehende Sammlung.

Seltene Bücher besitzt sie nicht, „da Monsieur Thiers", schreibt mir im schon erwähnten Brief der Bibliothekar, „nur des Inhaltes und nicht der Seltenheit wegen Bücher kaufte." Auch das ist interessant: der große Historiker war vor allem ein unermüdlicher Arbeiter, und bei ihm blieb kein Platz für Liebhaberei übrig.

V.

Die allgemeine Verwaltung und wissenschaftliche Oberleitung der Fondation Thiers liegt in den Händen eines älteren, besonders angesehenen Mannes, der sich nicht nur durch seine wissenschaftliche Tätigkeit, sondern auch durch seine pädagogische Fähigkeit ausgezeichnet hat. Den Statuten gemäß ist es immer ein Mitglied des „Institut de France". Sein jährliches Gehalt ist höher als das eines Pariser Universitätsprofessors; es beträgt 20000 Franken (16000 Mark).

Der erste Direktor des Instituts war Barthélemy-Hauréau, Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres, der lange Zeit der Pariser Staatsdruckerei (Imprimerie nationale) vorstand. Ihm folgte, von 1896 bis 1902, mein verehrter Lehrer, Universitätsprofessor Jules Girard, der bekannte Hellenist. Der jetzige Leiter der Anstalt, Émile Boutroux, ist Mitglied der „Académie des sciences morales et politiques" und wohl seit Anfang des 19. Jahrhunderts mit Bergson Frankreichs einflußreichster Philosoph.

Dem Direktor steht das Kuratorium (Conseil d'administration) zur Seite, das aus vier Mitgliedern des „Institut de France" besteht. Da die

[1]) „On s'est étudié," sagt E. Boutroux, „à donner à la Bibliothèque un caractère déterminé, qui en fit un instrument de travail pratique et complet en son genre, dans des proportions relativement restreintes. Ce que l'on tend à réaliser, c'est une bibliothèque essentiellement bibliographique, permettant aux pensionnaires d'orienter leurs recherches." (Internationale Wochenschrift, 24. August 1909.)

meisten Zöglinge aus den französischen Universitäten kommen, ist somit die Fondation Thiers ein Bindeglied zwischen den fünf Akademien und den Fakultäten oder Hochschulen des Landes. Gegenwärtig besteht das Kuratorium aus dem Dekan der literarischen Fakultät, Alfred Croiset, dem berühmten Staatsmann Alexandre Ribot, dem Akademiker François Charmas und dem bekannten Physiker Lippmann.

Das Kuratorium versammelt sich jeden Monat wenigstens einmal in der Anstalt, und jedes anwesende Mitglied erhält ein Präsenzgeld von 100 Franken. Es hat bei Beginn eines jeden Schuljahres unter den zahlreichen Kandidaten, die sich jedes Jahr anmelden, die fünf neuen Zöglinge zu wählen. Es wird vom Direktor über die Leistungen eines jeden Pensionärs unterrichtet. Es verfolgt die literarische oder wissenschaftliche Karriere der früheren Zöglinge mit sympathischem Interesse und sucht ihnen möglichst nützlich zu sein.

Alle fünf Jahre hat es den Direktor der Fondation Thiers zu ernennen, der aber nach Ablauf dieser Frist wieder ernannt werden kann und gewöhnlich auch wieder ernannt wird.

Das Kuratorium, das das Institut de France, d. h. die fünf Akademien, vertritt, ist also in allem, was die Anstalt betrifft, geradezu allmächtig. Da der Staat zu der Gründung der Fondation Thiers nicht beigetragen, hat er auch bei ihrer Verwaltung nichts zu sagen.

Wie wird nun dieses Kuratorium ernannt?

Die ersten Mitglieder sind von Fräulein Dosne selbst gewählt worden. Seitdem die Wohltäterin des Instituts verschieden ist (1906), werden, so oft ein Mitglied stirbt, vier Wähler dem „Conseil d'administration" hinzugefügt; diese werden nach einer ein für allemal festgestellten Liste aus den Sekretären der fünf Akademien, den Dekanen der vier Staatsfakultäten (lettres, sciences, droit, médecine) und den Direktoren der großen Pariser Hochschulen (Collège de France, École normale supérieure, École des Chartes, École des Beaux-Arts, École des Sciences morales et politiques) gewählt.

Von diesem Wahlkomitee wird jedes neue Mitglied des Kuratoriums auf vier Jahre ernannt; es kann aber nach Ablauf der bestimmten Frist wieder ernannt werden, was bis jetzt immer geschehen ist.

So hat man die Unparteilichkeit und Autorität des „Conseil d'administration" sozusagen auf immer feststellen wollen. Das ganze Werk ist für Jahrhunderte erbaut worden, so genau ist alles Einzelne in den Statuten bestimmt. Es wird wohl so lange dauern als die fünf Akademien.

Sollte aber das Kuratorium, aus irgendeinem Grunde, seine hohe Aufgabe nicht erfüllen können, so würde alles, was die Fondation Thiers besitzt, Eigentum des „Institut de France" werden[1]).

Außer dem Direktor wohnen noch in der Anstalt ein Schatzmeister (trésorier-économe), der dieselbe nötigenfalls vor Gericht vertreten soll, und der Bibliothekar, dem alle Sammlungen des Instituts anvertraut sind, und der für die innere Ordnung des Hauses zu sorgen hat.

[1]) Statuts de la Fondation Thiers, § 14, S. 12.

VI.

Mit wunderbarer Einsicht hat Fichte die soziale Bedeutung erkannt, die ein Gelehrtenseminar, wie die Fondation Thiers, in einem modernen Kulturstaat haben könnte.

Zuerst besteht der unschätzbare Vorzug der Anstalt vor den meisten ähnlichen historischen und archäologischen Instituten in Rom, Athen und anderen Städten darin, daß hier nicht nur eine einzige Wissenschaft für sich selbst gepflegt wird. „Hier wird," schreibt mit vollem Recht Hermann Diels, „keine Hypertrophie eines bestimmten Faches künstlich erzeugt, wie dies im archäologischen Fache eine Zeitlang in Deutschland geschah" [1]).

Im Gegenteil, in der Fondation Thiers werden möglichst gleichmäßig alle Hauptfächer vertreten. „Toutes les sciences", schreibt Boutroux, „ont accès dans cet Institut . . . Lettres, Sciences, Droit, n'ont cessé d'être simultanément représentés à la Fondation Thiers" [2]). In der Anstalt kann ein Jurist drei Jahre lang mit einem Altphilologen, ein Philosoph mit einem Archäologen, ein Theolog mit einem Neuphilologen, ein Mathematiker mit einem Historiker verkehren.

Und somit entsteht eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen jungen Männern, die an verschiedenen Universitäten und Hochschulen studiert haben und an verschiedene Methoden gewohnt sind. Oft bemerken sie, daß eben die Erfahrungen eines Kameraden, der ganz andere Studien gemacht hat als sie selbst, für ihre eigene Arbeit besonders nützlich sein kann. Boutroux erzählt, daß ein Jurist, der die Geschichte des Rechts studierte, nicht genug erklären konnte, wie viel er einem Altphilologen schuldig war. „Chacun apprend à lire dans des esprits adaptés à des objets tout autres, et, de proche en proche, à concevoir, dans sa complexité et sa richesse harmonieuse, l'universalité du génie humain. Et chacun s'assimile, des méthodes et des principes propres à d'autres sciences, tout ce qui, plus ou moins transposé, peut servir à ses fins spéciales" [3]).

Und somit ist Fichtes schönes Wort über die gesegnete Wechselwirkung der verschiedenen Wissenschaften in merkwürdiger Weise bestätigt. „Der Geist jeder besonderen Wissenschaft ist ein beschränkter Geist, der zwar in sich selber lebt und treibt, auch köstliche Früchte gewährt, aber weder sich selbst noch andere Geister außer ihm zu verstehen vermag. . . Nur aus der Gemeinschaft aller Wissenschaften kann die fruchtbare Einheit des Wissens hervorgehen."

Besonders in einer Zeit, da, wie heutzutage, die Spezialisierung, die Spaltung der verschiedenen Wissenschaften immer weiter um sich greift, droht die unvermeidliche Arbeitsteilung zu einer Arbeitszerstreuung zu werden. Dies zu vermeiden, ist und bleibt die hohe Aufgabe der Fondation Thiers. „Die Gemeinschaft der Wissenschaften muß organisiert werden", sagt Geheimrat Dr. Riehl [4]). Eben diese Organisation, so, wie sie heutzutage in Frankreich möglich war, hat das neue Pariser Institut verwirklicht. Der freund-

[1]) Die Organisation der Wissenschaft, S. 617.

[2]) In der Zeitschrift Idées Modernes, Bd. I, Heft 2, vom Februar 1909; S. 183 und 185. [3]) Ebenda S. 186. [4]) Loc. cit. S. 14.

schaftliche Verkehr zwischen jungen Gelehrten muß gegenseitiges Verständnis erwecken, „und so erwächst wie von selbst jene Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, die Plato ins Leben gerufen, die Fichte wieder gefordert hat" [1]).

Daß ein solches gemeinschaftliches Leben manche Vorurteile seitens der Zöglinge beseitigen muß, ist leicht zu erraten. Wie oft entdeckt ein Mathematiker der Fondation Thiers, daß die Philosophie oder Theologie nicht die rein abstrakte, unwissenschaftliche Disziplin ist, von der er mit einer gewissen Verachtung sprach; und umgekehrt lernt mancher Philosoph, wie erhebend die sogenannten exakten Wissenschaften wirken können.

Somit wird die Fondation Thiers auch zu einer großen Toleranzschule. „Die Toleranz", sagte schon mit Recht ein Voltaire, „ist die herrlichste Frucht der Wissenschaft und die Zierde der Menschheit," und er fügte hinzu: „sie ist in den wissenschaftlichen Studien ebenso notwendig wie in Religion oder Politik" [1]).

Und die Erfolge der Zöglinge haben die hohen Erwartungen der Gründer des Instituts nicht getäuscht. Auch hier ist Fichtes prophetisches Wort in Erfüllung gegangen. Er behauptete nämlich, ein Gelehrtenheim würde im Fortgang seiner Entwicklung von selbst zu einer Pflanzschule „wissenschaftlicher Künstler", d. h. akademischer Lehrer werden und auf seiner höchsten Stufe ein Professorenseminar sein.

Das eben ist die Fondation Thiers für Frankreich geworden. Die meisten Pensionäre der Anstalt werden nach kurzer Zeit an Universitäten oder anderen Hochschulen angestellt. Von den früheren Zöglingen des Instituts seien nur folgende Universitätsprofessoren erwähnt: Thomas (Montpellier), Bahon (Rennes), Cazamian (Paris), Bénard (Lyon), Barthélemy (Montpellier), Dufourcq (Bordeaux), Benoit-Hanapier (Nancy), Babut (Montpellier), Girardin (Freiburg i. d. Schweiz), Spenlé (Aix), Réau (Nancy), Sion (Clermont).

Man sieht, welche Dienste die Fondation Thiers den französischen Universitäten leistet. Ihre Rolle ist in Frankreich um so wichtiger, da das Privatdozententum als Vorstufe zur akademischen Laufbahn in den meisten französischen Fakultäten fast unbekannt ist [2]).

Ist nun aus dem Vorhergehenden ein praktischer Schluß für Deutschland zu ziehen?

Diels wünscht, „daß einsichtige Millionäre mit der edlen Witwe des französischen Staatsmannes zu wetteifern suchten [3])"; und im Preußischen Abgeordnetenhause betonte am 1. Mai 1909 Geheimrat Prof. Dr. F. v. Liszt, daß „eine Hochschulpädagogik, eine Pädagogik da, wo sie am wichtigsten und und schwierigsten ist" [4]), als eine moderne Notwendigkeit erscheint [5]).

[1]) Ebenda S. 20.

[2]) Sogenannte Cours libres gibt es in einigen französischen Fakultäten, aber ihre Zahl ist verhältnismäßig sehr gering.

[3]) Loc. cit. S. 618. [4]) S. Protokoll der 77. Sitzung, Sp. 5615 f.

[5]) Dasselbe behauptet auch die neugegründete „Gesellschaft für Hochschulpädagogik" (Geschäftsleitung Dr. H. Schmidkunz, Berlin-Halensee).

Wo aber wäre eine solche Hochschulpädagogik besser angebracht als in einem Professorenseminar nach Fichteschem Muster?

Wenn man in Deutschland Gelehrtenheime gründet, werden sie wohl in mancher Hinsicht von der Pariser Anstalt verschieden sein.

Erstens darf nicht vergessen werden, daß die Fondation Thiers ein Kapital von 6—7 Millionen Franken voraussetzt, und daß jeder der fünfzehn Zöglinge jährlich 10000 Franken kostet, also 30000 Franken — ein ganzes Vermögen — während seines dreijährigen Aufenthalts in der Anstalt. Eine solche Summe wird auch in einem reich gewordenen Land nicht leicht zusammenzubringen sein. Mäzene, die sieben Millionen schenken können und wollen, sind selten.

Zweitens wird man wohl finden, daß eine jährliche Elite von fünf Gelehrten für die Bedürfnisse der deutschen Wissenschaft nicht genügt. Doch darf man nicht vergessen, daß ein Professorenseminar eben nicht zu viel Zöglinge haben darf; 20—30 Jünglinge werden sicher genügen, sonst verschwindet der Charakter der Anstalt als Gelehrtenheim. Besser wäre es, wie es Geheimrat Prof. Dr. Riehl wünscht, mehrere Professorenseminarien an verschiedenen Universitäten zu haben, als eine einzige übergroße Anstalt im modernen Kasernenstil zu gründen.

Auch wird die Frage auftauchen, was für Vorlesungen in diesen Seminarien gehalten werden sollen, und welche praktische Übungen in denselben stattfinden werden.

Dann sieht man nicht recht ein, warum junge Gelehrte aus reichen Familien nicht wenigstens die Kosten bezahlen sollten.

Doch das alles sind Einzelheiten, über die sich eine Entscheidung leicht finden läßt, wenn einmal das Prinzip der Gründung solcher Gelehrtenheime allgemein angenommen ist. Professorenseminarien sind heutzutage notwendiger denn je. Zu lange haben viele gedacht, die Übermittlung wissenschaftlichen Geistes brauche, wegen ihres durchaus individuellen Charakters, keine Methode[1]. Wie jeder Unterricht ist und bleibt sie im Gegenteil allgemeinen Regeln unterworfen; sie hat ihre eigenen Methoden und muß sie behalten. Denn sogar der Künstler, dessen Schaffen noch mehr als die wissenschaftliche Tätigkeit auf genialer Persönlichkeit beruht, kann ohne eine gründliche technische Ausbildung nicht auskommen. Hat nicht schon Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren gesagt: „Was uns zu strengen Forderungen, zu allgemeinen Gesetzen am meisten berechtigt, ist, daß gerade das Genie, das angeborene Talent sie am ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet."

[1] Vgl. die ausgezeichnete Arbeit von Prof. Dr. E. Bernheim in den „Mitteilungen für Hochschulpädagogik", Bd. I, Heft 1, April 1910, S. 4, und das vorzügliche Werk von Dr. Hans Schmidkunz „Einleitung in die akademische Pädagogik". Halle a. S. 1904. S. 427 f.

Über
psychopathische Konstitution und Erziehung[1].

Von
Otto Binswanger.

Als ich einem alten Herkommen gemäß in meinem wissenschaftlichen Arbeitsgebiete Umschau hielt nach einem weitere Kreise interessierenden Vorwurf für die heutige Rede, da wurde mein Blick gefesselt durch die in der Tagespresse und in der pädagogischen Fachliteratur behandelten Fälle von Schülerselbstmorden.

Es hat sich ein lebhafter Streit erhoben über die Ursachen dieser betrüblichen und durch ihre Häufung an ein und derselben Schule auffallenden Erscheinung. Man begegnete — besonders in der Tagespresse — vielfach der Meinung, daß die Schuld an dem Untergang blühender, jugendlicher Existenzen der Schule, oder in genauerer Fassung dem in der Schule herrschenden Erziehungssysteme zuzuschreiben sei. Dagegen wurde von seiten der Schulmänner darauf hingewiesen, daß ein Verschulden der Schule nur in wenigen Ausnahmefällen vorgelegen habe. Die Gründe für die Steigerung der Schülerselbstmorde lägen auf ganz anderen Gebieten. In erster Linie seien fehlerhafte, erzieherische Einflüsse durch die Familienangehörigen zu nennen, welche den pädagogischen Aufgaben der Schule geradezu entgegenwirkten.

Der hin und her wogende Kampf der Meinungen regte mich — ganz außerhalb dieses Kampffeldes stehend — dazu an, die erzieherischen Aufgaben, welche die neuzeitliche Entwicklung sowohl der Familie als auch der Schule stellt, vom ärztlichen Standpunkte aus einer Betrachtung zu unterziehen, die selbstverständlich im Rahmen eines solchen Vortrages nur skizzenhaft sein kann. Sie wird aber ihren Zweck erfüllen, wenn sie die Grundlage zu einer Verständigung über allgemeine psychopädagogische Forderungen bildet. Daß diese Forderungen in gleichem Maße für die Familie und die Schule gelten, bedürfte eigentlich keiner besonderen Erwähnung. Im Hinblick

[1] Meine Rede, gehalten bei einer akademischen Feier an der Universität Jena, ist in diesem Aufsatze in einigen Abschnitten erweitert und ergänzt worden.

auf den oben berührten Streit möchte ich aber doch hervorheben, daß die künstliche Konstruktion von gegensätzlichen Aufgaben der Schule und des Hauses geradezu unheilvoll wird, sobald es sich um erzieherische, ethische und ästhetische Probleme handelt.

Da ich mir vorgenommen habe, die grundlegenden Forderungen einer rationellen Psychopädagogik, soweit die aus psychiatrischen Erfahrungen gewonnenen Gesichtspunkte daran beteiligt sind, hier zu besprechen, so muß von einer spezielleren Betrachtung der in einer beschränkten Zahl von Fällen nachweisbaren Ursachen der Schülerselbstmorde abgesehen werden. Sie werden in der Folge nur im Zusammenhange mit anderen sozial- und psychopathologischen Entstehungsbedingungen in bezug auf die steigende Häufigkeit des Selbstmordes überhaupt berührt werden. Nur so viel sei schon hier gesagt: es ist statistisch durchaus nicht erwiesen, daß die Zahl der Schülerselbstmorde im raschen Steigen begriffen ist.

Die Selbstmordziffern jugendlicher Personen im Alter unter zwanzig Jahren im Königreich Preußen auf je 100000 Personen der gleichaltrigen Bevölkerung berechnet, ergeben im Jahre 1883 = 7,02%, im Jahre 1905 = 8,26%. Den höchsten Stand hatte die Selbstmordziffer im Jahre 1892 mit 8,72% erreicht, ihren tiefsten Stand im Jahre 1899 mit 6,66%. Von den 603 Selbstmorden des Jahres 1905 kamen auf das Alter unter 15 Jahren 69 Fälle (57 Knaben, 12 Mädchen), auf das Alter von 15—20 Jahren 534 Fälle (346 männliche, 188 weibliche Personen). Fast in allen Jahren läßt sich verfolgen, daß das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Selbstmördern 2 : 1 ist.

Betrachtet man aber neben dieser allgemeinen Statistik das in den Akten des Königl. preußischen Kultusministeriums enthaltene Material über die Schülerselbstmorde im engeren Sinne — es liegen aus 26 Jahrgängen 1258 Fälle vor, darunter 893 aus niederen und 365 Fälle aus höheren Lehranstalten — so ergibt sich unter Berücksichtigung der Jahrgänge 1883—1905 (1221 Fälle) eine Durchschnittszahl von 53,08 Fällen. Wir sehen also, daß die Gesamtzahl der Schülerselbstmorde im Endjahre 1905 trotz der inzwischen dem Bevölkerungszuwachs entsprechend vermehrten Schülerzahl nicht höher ist als im Anfangsjahr 1883 (in beiden 58 Fälle).

Vergleichen wir diese statistischen Tatsachen über die Schülerselbstmorde mit den Erhebungen über die Zahl der Selbstmorde in Deutschland überhaupt, so tritt es noch klarer zutage, daß die in der Tagespresse vielfach vertretene Auffassung unrichtig ist, nach welcher von einer unheimlichen und unverhältnismäßigen Häufung der Schülerselbstmorde gesprochen wird. In den Jahren 1820—1878 hat sich die Zahl der Selbstmorde in Deutschland vervierfacht, während sich die Zahl der Gesamtbevölkerung nicht einmal verdoppelte. In den Jahren 1891—1897 ist sogar diese Zahl um mehr als 20% gewachsen.

Man hat ferner versucht, die steigende Zahl der Selbstmorde mit dem Anschwellen der Zahl der Geisteskranken in engeren Zusammenhang zu bringen; auch diese landläufige Meinung von einer unheimlichen Zunahme

der Geisteskrankheiten in den letzten Dezennien ist irrtümlich. Mit der Verschiebung unserer volkswirtschaftlichen Verhältnisse, mit den stetig wachsenden Anforderungen an die Mithilfe der staatlichen Fürsorge für Hilfsbedürftige und Kranke mußte die Entwicklung des Irrenwesens gleichen Schritt halten. Man darf auf Grund des vorliegenden Materials den Satz aussprechen, daß für unsere deutschen Verhältnisse weniger eine Zunahme der Geistesstörungen, als eine solche der in Anstaltsbehandlung genommenen Personen stattgefunden hat.

Berücksichtigt man ausschließlich die Selbstmorde männlicher Schüler an höheren Lehranstalten in Preußen — es liegen aus 31 Jahrgängen 462 Fälle vor — so ergibt sich eine jährliche Durchschnittsziffer von 14,9 Fällen.

Im Jahre 1889 war ein Maximum von 20 Fällen vorhanden. Dann sinken die Jahresziffern, erreichen aber im Jahre 1908 wiederum ein Maximum von 28 Fällen. 1909 waren es nur 20 Fälle, 1910 26 Fälle.

Berechnet man aber, wieviel Selbstmorde in jedem Jahre auf je 100000 Schüler der höheren Lehranstalten entfallen, so ergibt sich im Jahre 1882 ein Minimum von 3,7, im Jahre 1889 ein Maximum von 14,6 Fällen. Dagegen haben die Jahre 1908 12,4, 1909 — 9,05 und 1910 11,02 Fälle.

O. Gerhardt[1], dem ich diese Ziffern verdanke, stellt ausdrücklich fest, daß der Selbstmord unter den Schülern höherer Lehranstalten bei weitem nicht so stark grassiert wie unter den der gleichaltrigen Gesamtbevölkerung.

Besonders die Erwerbsverhältnisse und die Wohnungsfrage der städtischen Bevölkerung haben dazu geführt, daß Geisteskranke sofort den Anstalten zugeführt werden und so die Aufnahmeziffern mit der steigenden Industrialisierung Deutschlands in den verflossenen fünf Jahrzehnten eine rapide Steigerung erfahren haben.

Wenn demgemäß die Zunahme vollentwickelter Geisteskrankheit nicht bewiesen ist, so muß doch anerkannt werden, daß in allen sozialen Schichten ein Anwachsen der sogenannten nervösen Krankheitszustände unverkennbar ist. Hier fehlen uns freilich genauere statistische Nachweisungen, da die Fürsorge für Nervenkranke, die nicht in Geisteskrankheit verfallen sind, sich in den ersten Anfängen befindet. Unsere soziale Gesetzgebung, insbesondere die Krankenversicherung und die vorbeugende Arbeit der Invaliditätsversicherung, wird mit zwingender Notwendigkeit dahin führen, daß in gleicher Weise wie dies bei der Bekämpfung der Tuberkulose geschieht, Nervenanstalten oder Erholungsheime für nervös erschöpfte Personen in weiterem Umfange geschaffen werden. Erst dann wird eine über längere Zeiträume fortgesetzte Statistik die Frage exakter beantworten können, ob eine wirkliche Zunahme dieser Krankheitszustände Platz gegriffen hat. Denn eine anfängliche Steige-

[1] Diese Ziffern sind zum Teil Gerhardts Abhandlung „Über die Schülerselbstmorde", Monatsschrift für höhere Schulen 1908, zum Teil seinen brieflichen Mitteilungen entnommen, für welche auch an dieser Stelle ich meinen aufrichtigsten Dank sage.

rung der behandlungsbedürftigen Nervenkranken beweist nichts für die Zunahme dieser Krankheiten. Sie kann nur Zeugnis dafür sein, daß der bisherige Stand der Fürsorge für diese Kranken ein mangelhafter gewesen ist. Nur nach jahrelangem Bestehen derartiger Einrichtungen, wenn die ersten Bedürfnisse befriedigt sind, würde eine steigende Aufnahmeziffer einen Schluß auf Zunahme der Nervenkrankheiten ermöglichen.

Man ist deshalb gegenwärtig bei der Beurteilung dieser Frage auf rein persönliche Erfahrungen angewiesen, und da möchte ich aus meiner hiesigen achtundzwanzigjährigen Tätigkeit doch den Schluß ziehen, daß eine Zunahme der Nervenkrankheiten in allen Bevölkerungsklassen in den letzten Dezennien erfolgt ist. Die Zahl der Hilfesuchenden ist sowohl im klinischen Ambulatorium, wohin die Kranken nur zur Beratung kommen, als auch in der neuerbauten Nervenabteilung meiner Klinik in stetem Wachstum begriffen. Ich bin mir dabei klar bewußt, daß diese lokale Steigerung sehr wesentlich mit den verbesserten Einrichtungen der Krankenbehandlung verknüpft ist, glaube aber, daß auch unter Berücksichtigung dieses Umstandes eine absolute Steigerung der Nervenkrankheiten Platz gegriffen hat.

Auf Einzelheiten in bezug auf Art dieser nervösen Störungen kann hier nicht eingegangen werden. Ich habe diese Feststellungen nur aus dem Grunde hier herangezogen, weil sie uns bis zu gewissem Maße als Unterlage für die Beurteilung des nervösen Gesamtzustandes der gegenwärtigen Kulturepoche dienen können. Auch die oben erwähnte Steigerung der Selbstmorde in Deutschland muß als ein Anzeichen dafür gelten, daß ein Herabsinken der nervösen Leistungsfähigkeit oder der psychischen Widerstandskraft gegenüber den Anforderungen des Lebens eingetreten ist.

Zusammenfassend spreche ich meine Überzeugung dahin aus, daß eine erhebliche Zunahme der ausgeprägten Geisteskrankheiten in Deutschland nicht zu verzeichnen ist, daß aber die unfertigen Zwischenstufen zwischen vollwertiger Leistungsfähigkeit auf psychisch-nervösem Gebiete und Geisteskrankheit zugenommen haben.

Suchen wir die Ursachen dieser, für unser Volkstum zweifellos bedrohlichen Erscheinung aufzudecken, so werden wir in erster Linie die fast revolutionäre Umwälzung unserer Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse verantwortlich machen, welche die zweite Hälfte des polytechnischen 19. Jahrhunderts uns gebracht hat.

Es wäre verlockend, den Schädlichkeiten und Schädigungen genauer nachzuspüren, welche die Erschwerung der Daseinsbedingungen: das rastlose Jagen nach Gewinn und Genuß, die stetig steigende Konzentration der Bevölkerung in den Städten, der wachsende Lärm, die Änderung der Lebensbedingungen und vieles andere mehr herbeigeführt haben.

Aber ich habe mir die Aufgabe gestellt, nicht die Ursachen, sondern die Erscheinungen selbst hier vorzuführen, welche wenigstens zum Teil als unvermeidbare Folgewirkungen dieser Umwälzungsperiode betrachtet werden müssen. Ich wähle absichtlich den Ausdruck Periode, da ich der Überzeugung

bin, daß diese sozialen und kulturellen Schädigungen nur vorübergehend und ausgleichbar sind. Das machtvolle Prinzip der Anpassung wird auch hier in Kraft treten. Wir erleben es schon an unseren Kindern (ich habe nur den vollkräftigen Nachwuchs im Auge), daß sie viel unbekümmerter und unberührter von all diesen Dingen bleiben als unsere Generation, die aus ruhigerem Fahrwasser in den Strudel der Neuzeit hineingerissen wurde. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß jeder neue Angriff auf unsere Gesundheit, sobald er in seinen Ursachen und Wirkungen klar erkannt ist, gerade infolge unserer modernen Kulturbedingungen mit vollendetsten Mitteln der Technik, mit Anspannung aller Kräfte des menschlichen Geistes bekämpft wird. Das gilt auch für die Gefahr, die aus der zunehmenden psychisch-nervösen Beschaffenheit der jetzigen Generation erwächst. Wenn wir sie in ihren vielfältigen Erscheinungsformen richtig erkennen, wenn wir vor allem ihre ersten Anfänge aufzudecken gelernt haben, so wird auch der Weg gefunden werden, um diese Gefährdung des Volkskörpers wieder auszumerzen.

Bei der heranwachsenden Generation und in den kommenden liegt die Zukunft unseres Volkes; vom hygienischen Standpunkt aus ist deshalb die Frage am brennendsten: wie verhüten wir das weitere Anwachsen der Nervenkrankheiten?

Da ein Zurückschrauben der mit der Kulturentwicklung unlösbar verknüpften Daseinsbedingungen in der Hauptsache unmöglich erscheint, so muß danach gestrebt werden, den Anpassungsprozeß zu erleichtern, die Widerstandskraft zu steigern, die Schutzmaßregeln zu vervollkommnen.

Die zweite Aufgabe, die Widerstandskraft zu stärken, liegt sowohl dem Nervenarzte als auch dem Pädagogen am nächsten. Der Arzt ist auf Grund seiner Erfahrung über die allmähliche Entwicklung leichtester nervöser Abweichungen zu schwereren Krankheitsvorgängen am ehesten in der Lage, den Erzieher in Haus und Schule auf diese Anfänge aufmerksam zu machen, ihm ihre richtige Deutung zu ermöglichen und ihm Ratschlag zu geben zu ihrer Bekämpfung.

Dies alles setzt voraus eine gewisse Kenntnis derjenigen ursächlichen Faktoren für die Entstehung nervöser Krankheitsvorgänge, welche unter der Bezeichnung nervöse Disposition oder nervöse Konstitution zusammengefaßt werden. Stellen wir aber in den Mittelpunkt der Betrachtung die seelischen Vorgänge, welche unsere gesamten nervösen Verrichtungen leiten und beherrschen, und folgen wir der Einsicht, daß im letzten Grunde der Dinge die krankhaften nervösen Reaktionen größtenteils auf Störungen seelischer Vorgänge beruhen, so wird man auch für die „Nervosität" die psychische Konstitution als das ausschlaggebende Moment gelten lassen müssen.

Wir sprechen in der Nervenpathologie einschließlich der Psychiatrie von der neuro- und psychopathologischen Disposition oder konstitutionellen Veranlagung und bringen damit zum Ausdruck, daß in der individuellen Organisation vornehmlich die Ursachen zur späteren Entwicklung krankhafter Störungen der neuro-psychischen Tätigkeit liegen. Diesen endogenen (inneren) Entstehungsbedingungen krankhafter Vorgänge stehen die exogenen (äußeren) Ur-

sachen entgegen, unter denen mechanische (z. B. Hirnerschütterungen, Schädel- und Hirnverletzungen), kalorische Schädlichkeiten (Hitzschlag, Sonnenstich, Vergiftungen durch Alkohol, Blei, Stoffwechselgifte usw.), Infektionskrankheiten (Syphilis, Typhus, Malaria usw.) und endlich die Erschöpfung des Kraftaushaltes des Nervensystems zu nennen sind. Da die krankhafte konstitutionelle Veranlagung eine verringerte Widerstandskraft gegen alle von außen kommenden Schädlichkeiten in sich birgt, so ist es leicht verständlich, daß bei dem Zustandekommen ausgeprägter Nerven- und Geisteskrankheiten ein Zusammenwirken der inneren und äußeren Faktoren stattfinden muß. Daneben gibt es aber genugsam Beispiele von Krankheitsvorgängen, bei denen der Nachweis irgendeiner äußeren Ursache völlig versagt, die völlig unabhängig von äußeren Einwirkungen anscheinend mit gesetzmäßiger Notwendigkeit ausschließlich aus den inneren Bedingungen, aus den mit dem Lebensprozeß, der körperlichen und seelischen Entwicklung verknüpften physiologischen Reizwirkungen hervorgegangen sind.

Die Etappenstraße der individuellen Entwicklung fordert an all jenen Knotenpunkten, an welchen für jeden Lebensgänger der Weg mühevoller und gefährlicher wird, die meisten Opfer krankhafter konstitutioneller Veranlagung. Die Gefahrstrecken beginnen mit der Periode der ersten Zahnbildung, dann kommt die Periode des Zahnwechsels (sechstes bis siebentes Lebensjahr), die zugleich den Eintritt in die Schule bedeutet; am mächtigsten ist aber die Periode der geschlechtlichen Ausreifung, da sie mit den wirkungsvollsten Umwandlungen der seelischen Persönlichkeit verbunden ist. Überall tritt hier bei den konstitutionell krankhaft veranlagten Menschen die verringerte Widerstandskraft gegen innere, in der menschlichen Organisation begründete (physiologische) und deshalb unabwendbare Reizvorgänge deutlich zutage!

Versuchen wir nun die Merkmale dieser Konstitutionsanomalien in kurzen Zügen zu schildern. Vorauszuschicken ist, daß hier die größten individuellen Mannigfaltigkeiten und Schwankungen zu verzeichnen sind, und daß eine absolute Grenzlinie zwischen normalen und pathologischen Geschehnissen auf neuro-psychischem Gebiete naturgemäß nicht gezogen werden kann. Wenn irgendwo, so gilt hier das alte Wort des Heraklit, daß alles fließt. So viele Individuen, so viele Variationen! Und gerade in den Übergangsgebieten zwischen normaler und krankhafter Veranlagung wird uns die Tatsache klar, daß die Anfänge, man möchte sagen die ersten Windstöße eines drohenden Sturmes, scheinbar ganz geringfügiger Natur sind und nur dem kundigen Beobachter die schlummernden Gefahren offenbaren. Und wie wir beim herannahenden Sturm unser Haus sichern, so werden wir auch hier, wo es sich um die Existenz der Persönlichkeit handelt, dem drohenden Unheil vorbeugen, selbst auf die Möglichkeit hin, daß das Gewitter sich verzieht und unsere Sorgen unnötige gewesen sind.

Wir unterscheiden bei dem Studium der neuro- und psychopathischen konstitutionellen Veranlagung, den Lehren der Erblichkeitsforschung und der klinischen Erfahrung folgend, die einfach konstitutionelle und die degenerative (Entartungs-)Anlage. Die Begründung dieser Begriffsbildungen würde einen

langen Seitenweg beanspruchen in zum Teil noch wenig aufgeschlossene Gebiete über die Vererbung krankhafter Anlagen, über Schädigungen der Keimsubstanzen durch Gifte, sowie über die Fährlichkeiten, welche den menschlichen Organismus schon vor seiner Geburt treffen können. Wir können nicht tiefer in ihn eindringen, ohne Gefahr zu laufen, von der Hauptstraße gänzlich abzukommen!

Nur so viel sei hier bemerkt, daß die degenerative Veranlagung vorzugsweise bei Häufung krankhafter Abänderung der väterlichen und mütterlichen Keimsubstanzen, insbesondere bei der sogenannten konvergierenden kumulativen Vererbungstendenz hervortritt, nämlich dann, wenn krankhafte Anlagen sowohl im väterlichen als im mütterlichen Keimplasma vorgelegen haben.

So erklärt es sich, daß Ehen zwischen Blutsverwandten dann verderblich für die Nachkommen werden können, wenn Geistes- oder Nervenkrankheiten in dieser Familie schon heimisch geworden sind. Aber auch dann tritt degenerative Veranlagung nicht selten zutage, wenn bei vorhandener erblicher Prädisposition noch weitere Schädigungen des elterlichen Keimplasmas, z. B. durch Syphilis oder Alkoholismus oder durch akzidentale Krankheitsvorgänge während der fötalen Entwicklungsperiode des kindlichen Organismus sich hinzugesellten. Aber auch hier entbehren wir bislang noch trotz des Vordringens genauerer genealogischer Forschungen in erblich schwer belasteten Familien der gesetzmäßigen Unterlagen, um im einzelnen Falle eine Voraussage darüber machen zu können, in welchem Umfange die Nachkommenschaft eines bestimmten Elternpaares bei erblicher Belastung der Gefahr der einfachen oder degenerativen Vererbung unterliegt.

Der Arzt ist bei genauer Kenntnis der erblichen Faktoren innerhalb einer Familie nur in den Stand gesetzt, von einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit hinsichtlich der Gefährdung der Nachkommenschaft zu sprechen. Denn gerade die genealogischen Nachforschungen haben ergeben, daß selbst in schwer belasteten Familien ganz gesunde, selbst hervorragend begabte Persönlichkeiten bei Verwandtenheiraten in der Nachkommenschaft neben einfach konstitutionellen und degenerativ veranlagten Individuen vorhanden sein können. Hier muß man immer der Tatsache eingedenk bleiben, daß nicht nur die Keimplasmen der krankhaften Erzeuger an dem Aufbau des Organismus beteiligt sind, sondern daß die Vererbungssubstanzen Keimbestandteile früherer gesunder Generationen enthalten. Vergegenwärtigen wir uns, daß beim Zurückgreifen auf die Urelternpaare für die Nachkommenschaft schon sechzehn verschiedenartige und verschiedenwertige Keimsubstanzen in Frage kommen. Welche Summe von Möglichkeiten bestehen da für den konstitutionellen Aufbau der späteren Nachkommen! Dabei sehe ich ganz von den Ahnenplasmen älterer Vorfahren ab, sowie von den konstruktiven Berechnungen der zahlreichen Variationen, welche auf der besonderen Art der Kopulationsvorgänge beruhen.

Unser verstorbener Kollege Lorenz, welcher sich mit unermüdlichem Fleiße und eindringender Schärfe mit dem genealogischen Problem beschäftigt hat, wies zuerst darauf hin, daß bei Verwandtenheiraten, also bei gleichen

Vererbungssubstanzen in der Aszendenz, eine unter Umständen verhängnisvolle Reduktion dieser Summe von Vererbungsmöglichkeiten geschaffen wird und dadurch eine einseitige Verschärfung bestimmter Vererbungstendenzen gegeben ist.

Schon diese dürftigen Andeutungen über den gegenwärtigen Stand der Forschungen über die krankhafte Vererbung lassen erkennen, daß für die praktischen Aufgaben der Psychiatrie der klinische Forschungsweg im Vordergrunde steht.

Wir müssen bemüht sein, aus dem individuellen Entwicklungsgange unserer Kranken gewissermaßen rückschauend die Merkmale der krankhaften Veranlagung zu erschließen und so die Unterschiede der einfachen und der degenerativen Veranlagung aufzudecken. Betrachten wir zunächst die einfache konstitutionelle (psychopathologische) Veranlagung, so begegnen wir in erster Linie krankhaften Stimmungsanomalien, die sich wie ein roter Faden durch die Lebensgeschichte erblich behafteter Menschen hindurchziehen und bestimmend sind für ihre Denkrichtung und ihr Handeln. Diese krankhafte affektive Charakteranlage läßt sich nicht nur in einzelnen Familien durch Generationen hindurch bei einer größeren Zahl von Mitgliedern nachweisen, sondern besitzt auch Geltung für die Beurteilung der in bestimmten Landesteilen oder Volksarten oder Rassen auftretenden geistigen Erkrankungen. So finden wir Untersuchungen über das Vorherrschen bestimmter Psychosen bei der jüdischen Bevölkerung, welche durch das Vorherrschen spezifischer affektiver Grundeigenschaften bei dieser Rasse erklärt werden. In gleichem Sinne ist durch Untersuchungen aus der Tübinger Klinik das auffallende Vorwiegen konstitutioneller depressiver Gemütszustände in gewissen Teilen des Württemberger Landes festgestellt worden.

Bei unserer Thüringer Bevölkerung ist eine auffällig erhöhte Gemütserregbarkeit mit jähem Stimmungsumschlag und mit einer auffälligen Tendenz zum Selbstmord unverkennbar. Während wir in den Württemberger Landen eine verhältnismäßig rein germanische, seßhafte Bevölkerung haben, finden wir hier in Thüringen sehr innige Vermischungen slawischer und germanischer Volksbestandteile. Es liegt nahe, die verschieden gearteten affektiven Charakteranlagen auf diese Verschiedenheiten der Abstammung zurückzuführen; doch sind die Forschungen über die Zusammenhänge zwischen affektiver konstitutioneller Veranlagung und Volksart noch zu wenig entwickelt, um bindende Schlüsse zu gestatten.

Verhältnismäßig leichter läßt sich die affektive konstitutionelle Veranlagung innerhalb einzelner Familien verfolgen. Auch hier zeigt die psychiatrische Erfahrung, daß die konstitutionelle gemütliche Eigenart die Grundlage zu bestimmten, innerhalb der Familie ungewöhnlich häufig wiederkehrenden psychischen Krankheitsvorgängen bildet. Aber wir haben hier nicht vollentwickelte Krankheit, sondern die schlummernden Keime zu untersuchen. Und gerade hier, beim Studium der gemütlichen Reaktionen auf Einflüsse der Umwelt oder auf organische Reize, welche vom eigenen Körper herstammen, kann man am besten erkennen, daß eine Grenze zwischen so-

genannter normaler und pathologischer Charakterveranlagung nicht gezogen werden kann. Die Übergänge sind fast unmerklich, die Grenzwerte zu sehr der subjektiven Abschätzung unterworfen. Eine Stimmungslage, die dem einen noch natürlich und im Hinblick auf die Lebensbedingungen ganz folgerichtig erscheint, ist dem anderen schon auffällig und dem dritten Beobachter schon als direkt krankhaft erschienen. Auch hier wächst das Maß der Schärfe der Beobachtung und der kritischen Verwertung des Erschauten mit steigender Erfahrung. Wer die ausgeprägten Krankheitsbilder vorwaltend affektiver Psychosen kennt, wird in solchen konstitutionellen Stimmungsanomalien unschwer die Grundelemente jener seelischen Erkrankungen herausfinden, freilich in unfertiger, verwischter oder auch flüchtiger Form.

Nur einige solcher Grundtypen auffälliger psychopathischer Stimmungsmenschen seien hier vorgeführt. Ich stelle die Menschen mit einer einseitig erhöhten Lebhaftigkeit der sogenannten positiven Gefühlstöne voran. Es sind dies die heiteren, lebhaften, optimistischen Virtuosen des Daseins, die überall und zu allen Zeiten ein überschäumendes Glückgefühl zur Schau stellen. Überaus behend in der Entwerfung von Plänen, an welche sie die überschwenglichsten Hoffnungen knüpfen, entbehren sie jeder Stetigkeit bei der Verfolgung ihrer Bestrebungen und Ziele, alle Mißerfolge erschüttern auf Grund ihres krankhaft gesteigerten Selbstgefühls niemals den Glauben an ihre Befähigung und ihr Können. Immer wird die Schuld wieder den Nebenumständen, der Ungunst der Verhältnisse, unfähigen Mitarbeitern, böswilligen Neidern usw. zugeschoben.

Bei einer Spielart dieser erregten Naturen ist die expansive Gemütslage durchsetzt von der affektiven Erregung des Zorns; selbstbewußt, leidenschaftlich, rechthaberisch, zum Angriff geneigt und maßlos in der Abwehr werden sie zu unliebsamen und geradezu schädlichen Störenfrieden. Eine große Zahl der gewohnheitsmäßigen und unverbesserlichen Querulanten, welche den Schrecken der Gerichtshöfe bilden, gehört dieser Kategorie mit manisch-zorniger Grundstimmung an.

Im Gegensatz hierzu stehen die Naturen mit trüber, pessimistischer Lebensauffassung; das Selbstvertrauen ist erniedrigt, die Entschlußfähigkeit gestört, das ganze Leben wird mühsam ertragen und durchkämpft: trübselig, voll Angst und Sorge um das eigene körperliche und geistige Dasein und in steter Furcht vor Unglücksfällen in der Familie oder um ihre materielle Existenz, beklagen sie ihr schweres Los und erblicken in kleinsten Dingen ein drohendes Unheil.

Eine dritte Reihe bilden die reizbar verärgerten Menschen mit übertriebener Selbstbeobachtung und Selbstquälerei, welche ihre Kraft in den nichtigsten Vorgängen, z. B. bei geringfügigsten körperlichen Störungen, oder in unvermeidlichen Reibungen mit der Umwelt erschöpfen. Sie sind von einem unbesiegbaren Mißtrauen gegen die Absichten und Handlungen ihrer Mitmenschen erfüllt, fühlen sich überall zurückgesetzt und beeinträchtigt und werden durch ihre krankhafte Empfindlichkeit zum Schrecken ihrer Umgebung.

Wir wollen uns an dieser Stelle mit den drei Haupttypen pathologischer Stimmungsmenschen begnügen; selbstverständlich ist damit die Zahl der möglichen Variationen pathologischer Charaktere nicht erschöpft. Alle stehen im deutlichen Gegensatz zu der harmonischen Gemütsart, die sich elastisch den wechselnden Daseinsbedingungen und Daseinskämpfen anpaßt. Beim gesund veranlagten Menschen sollen Freude, Trauer, Schmerz am rechten Platze nur als episodische, bestimmten Anlässen entspringende Gemütswallungen auftauchen und das Gleichmaß seelischer gemütlicher Reaktionen niemals dauernd erschüttern.

Die Merkmale *krankhafter Verstandestätigkeit* sind bei der einfachen konstitutionellen psychopathischen Veranlagung viel schwieriger abzuschätzen. Wir lassen hier die ausgeprägten Hemmungen der geistigen Entwicklung völlig außer Betracht. Am offensichtlichsten sind die Fälle mit einer ungleichmäßigen Entwicklung und Ausreifung der geistigen Fähigkeiten. Hier begegnen wir vor allem der einseitigen Talentierung für Sprachen oder Mathematik bei gleichzeitigem Zurückbleiben in allen anderen Fächern. Recht häufig finden wir einseitige künstlerische Begabung, z. B. für Malerei, Musik, bei mühevollen und unzulänglichen Verstandesleistungen, insbesondere bei weitgehendsten Mängeln in der Beurteilung der praktischen Bedürfnisse des Lebens. In anderen Fällen tritt bei anscheinend normaler Begabung ein sprunghafter Wechsel, eine gewisse Periodizität der geistigen Leistungsfähigkeit schärfer hervor: Zeiten gesteigerter Kraftleistung wechseln unvermittelt mit Perioden geistiger Abspannung und Leistungsunfähigkeit ab. Sie können sich mit annähernd periodischen Schwankungen oder völligem Umschlage der Stimmungslage verbinden.

Die *degenerative Veranlagung* kennzeichnet sich teils in einer Verstärkung und Verschärfung der abnormen Reaktionen, teils fügt sie neue, eigenartige Züge dem Charakterbilde hinzu. Auch hier sind die Grenzlinien unscharf und fließend. Bei den gemütlichen Reaktionen treten die exzessiven Schwankungen und jähen Umschläge der Gefühlszustände besonders scharf hervor. Gerade auf diesem Gebiete sind die wechselvollsten Kombinationen gegeben: die Regellosigkeit und Motivlosigkeit wird gewissermaßen zur Regel. So begegnen wir einem „eigensinnigen" Verharren in einer krankhaften Stimmungslage, z. B. einem dumpfen, starren Hinbrüten mit plötzlich hervorbrechenden Zorn- und Angstaffekten, oder den Ausbrüchen einer explosiven, unnatürlichen Heiterkeit. Besonders auffällig sind die Steigerungen der körperlichen Folgewirkungen der Affektvorgänge sowohl hinsichtlich der Dauer als auch der Stärke: Ohnmachten, Erbrechen, Schweißausbrüche, Störungen der Verdauungsfunktion, krampfartige Zustände finden sich vor allem in der Jugendgeschichte degenerativ veranlagter Individuen, aber auch die Gesamtheit der Stoffwechselvorgänge unterliegt diesen krankhaften Einwirkungen. Plötzliche extreme Abmagerung kann bei Versetzung in andere Lebensbedingungen von einer ebenso großen Anreicherung gefolgt sein. Bizarre Gedankensprünge, zwangsartiges Auftauchen bestimmter Vorstellungsverbindungen, triebartige Handlungen (planloses Fortlaufen, eigentümlicher Stehltrieb, sinnloses Zer-

stören von Gegenständen), vorzeitige Frühreife auf psycho-sexuellem Gebiet mit zahlreichen Perversitäten charakterisieren die schwereren Fälle degenerativer Veranlagung. Besonders verhängnisvoll sind die Entartungsmerkmale auf ästhetischem und ethisch-moralischem Gebiete. Neben einfacher Verkümmerung aller „höheren" Gefühlsqualitäten treten auch hier die merkwürdigsten Perversionen auf, unter denen wir die Mischungen von Wollust und Grausamkeit mit der Tendenz zu eigentümlichen triebartigen Handlungen als Beispiel hervorheben.

Die Störungen der intellektuellen Entwicklung treten bei der degenerativen Veranlagung in viel grotesk erer Weise als bei den einfach konstitutionellen Psychopathen hervor. Hier finden wir, um wiederum einzelne Beispiele herauszugreifen, Knaben und Mädchen mit einem geradezu erstaunlichen Zahlengedächtnis und einer außergewöhnlichen Fertigkeit im Kopfrechnen, die in anderen Fächern sich als fast bildungsunfähig erweisen und wegen ihrer geringen Urteilskraft vollständig unfähig sind, sich späterhin im praktischen Leben selbständig zu bewegen. Überhaupt finden wir eigentümliche Veranlagung und Entwicklung für Spezialgedächtnisse, für Geschichtszahlen, Eisenbahnfahrpläne usw. So konnte ein Jüngling, Mitte der zwanziger Jahre, der im übrigen auf der geistigen Stufe eines zwölfjährigen Knaben stand, die Abfahrts- und Ankunftszeiten sämtlicher deutscher Eisenbahnzüge in allen großen Städten auf Befragen sofort angeben.

Am häufigsten ist das Unfertige, Abspringende der geistigen Interessen und Leistungen das hervorstechendste degenerative Kennzeichen. Überall Anfänge und nirgends Vollendung. Alles wird mit Eifer erfaßt, um nach kurzer Frist plötzlich wieder verlassen zu werden. So erklärt es sich, daß diese Kategorie niemals zu einem befriedigenden Abschluß, zu irgendeiner Berufswahl gelangt. Auch dem Laien erkennbar werden die degenerativen Züge im nervösen Krankheitsbilde, wenn ausgeprägte Zwangsvorstellungen, meistens vom Charakter der Furchtvorstellung, deutlich hervortreten, das Denken und Handeln bestimmend. Periodisches An- und Abschwellen oder gänzliches Zurücktreten nervös-psychischer Krankheitserscheinungen ist bei den degenerativen Fällen noch viel häufiger und deutlicher erkennbar als bei denjenigen der einfachen konstitutionellen Veranlagung.

Was ich hier in flüchtigen Bildern vorgeführt habe, sind noch keine ausgebildeten Krankheiten, sondern nur nervös-psychische Krankheitszüge, die im individuellen Entwicklungsgange in allen Lebensperioden Ausgangspunkt vollentwickelter, auch dem Laien erkennbarer psychischer Krankheiten werden können, aber nicht müssen. Vielmehr verharrt der größere Teil auf der unfertigen Stufe eines „nervösen" Menschen. Besonders die leichteren Fälle, wo nur einzelne dieser krankhaften Erscheinungen mehr vorübergehend und nur gelegentlich auftauchen, werden dem unkundigen Auge vollständig entgehen. Bricht aber unter dem Einfluß schädigender Einwirkungen seelischer und körperlicher Natur, scheinbar plötzlich, auf dem Boden der konstitutionellen Veranlagung eine schwerere geistige Erkrankung hervor, dann finden auch diese psychopathischen Züge bei den Angehörigen ein tieferes Verständnis,

dann wird ihnen manches, was früherhin als Ungezogenheit, Unart, Mangel an Selbstbeherrschung, böser Wille erschienen ist, in die richtige Beleuchtung gerückt.

Aber auch in den Fällen, wo die pathologischen Charakteranlagen schärfer ausgeprägt sind, ist die Weiterentwicklung zu ausgebildeter Geisteskrankheit durchaus nicht die Regel. Wir begegnen geistig weit über das Mittelmaß hinaus gut veranlagten Menschen, welche sich hindurchringen und so weit Herrschaft über ihre krankhaften Gefühlszustände gewinnen, daß sie ihnen jeden Einfluß auf ihre berufliche Arbeit zu entziehen vermögen. Nur außerhalb des Dienstes gleichgestellter Uhr, im Familienkreise oder beim geselligen Verkehr, vor allem unter dem Einfluß alkoholischer Getränke verlieren sie diese Herrschaft, die krankhaften Stimmungen treten dann mit elementarer Gewalt hervor und führen zu den mannigfachsten Störungen der Handlungen mit weitgehenden sozialen Nachwirkungen. Doch gibt es auch eine kleinere Gruppe hochstehender Menschen, die in langer, mühevoller Lebensarbeit bei kritischer Selbstbeobachtung und mit intensivster Selbstzucht alles Krankhafte in Stimmungen und Strebungen niederzukämpfen gelernt haben, nur in Briefen und Tagebüchern spiegelt sich der rastlose Kampf mit dem eigenen Ich wider. Für diese selten starken Naturen gilt in besonderem Maße der Ausspruch: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein."

Am anderen Ende der fast endlosen Reihe psychopathologischer Variationen stehen die problematischen Naturen mit ethischen Defekten, die sozial und moralisch Schiffbruch leiden. In den höheren sozialen Schichten bilden sie die Gruppe der abenteuernden Schwindler und Hochstapler, die Meister in lügnerischer Erfindungskraft, verbunden mit einschmeichelndem, oft geradezu bestrickendem Benehmen, in den niederen sozialen Schichten fallen sie der Kategorie der Vaganten und Stromer, den verlorenen Kindern der Landstraße anheim. Die Zahl der psychopathologischen Konstitutionen ist, dem Anstiege der nervösen Krankheitszustände entsprechend, noch in der Zunahme begriffen.

Zur Unterstützung meiner Ansicht darf auch die eingangs erwähnte rapide Steigerung der Selbstmordziffer herangezogen werden. Denn es ist wohl unbestritten, daß die überwiegende Mehrzahl der Selbsttötungen von psychisch Widerstandsunfähigen oder geradezu geistig krankhaften Personen begangen werden, die in plötzlicher Gemütswallung oder des steten Kampfes müde, vor dem Sieger Tod die Waffen strecken.

Gaupp hat in seiner Studie über den Selbstmord bei 124 in die psychiatrische Klinik in München aufgenommenen Selbstmordkandidaten, d. h. Fällen mit mißlungenem Selbstmordversuch, den Motiven, nämlich den im Bewußtsein des Täters auftretenden Gründen seines Handelns, und den Ursachen, d. h. den treibenden Kräften, die sehr oft dem Täter nicht zum Bewußtsein kommen, nachgeforscht.

Nur die Minderzahl war ausgesprochen geisteskrank, die meisten der Aufgenommenen konnten sehr bald wieder entlassen werden, da sie weder

geisteskrank noch längerer Behandlung bedürftig waren. Von diesen 124 Personen erwies sich nur eine einzige als psychisch gesund, 44 waren geisteskrank, 7 angeboren schwachsinnig, 22 litten an Epilepsie und Hysterie, 28 an schwerem chronischen Alkoholismus, der in der Regel auf der Grundlage der Entartung erwachsen war; die größte Gruppe bildeten die psychopathischen Persönlichkeiten mit pathologischer Affektivität, die in meist noch jugendlichem Alter auf geringen Anlaß mit Selbstmordimpulsen reagierten.

Gaupp spricht sich dahin aus, daß in der zunehmenden Degeneration eine Ursache der steigenden Selbstmordziffer gelegen sei. Sollen wir diesen betrüblichen Erscheinungen der gegenwärtigen Kulturepoche, diesem unerwünschten Nebenprodukt der steigenden Anforderungen und der gesteigerten Ausgaben in Arbeit und Genuß untätig mit verschränkten Armen zusehen oder nicht vielmehr versuchen, gegen die unheimlich andrängende Flut Dämme aufzurichten oder, noch besser, die Quellen zuzuschütten, aus denen diese Flut gespeist wird?

Ein großer Teil dieser Aufgaben fällt der sozialen Gesetzgebung, den Wohlfahrtseinrichtungen der großen Städte (Wohnungsfrage, Volksgärten, Trinkerasyle usw.) sowie dem erzieherischen Einfluß in Wort und Schrift auf sämtliche Schichten der Bevölkerung zu. Aber all diese Bemühungen werden unbefriedigend und unvollständig sein, wenn nicht Arzt und Erzieher die *werdende Generation* stärker und widerstandsfähiger gegenüber den vermehrten Lebensaufgaben und den vielfältigen Anreizen zum Lebensgenusse machen. Nicht nur gemeinsame Ziele verketten sie; auch die zu leistende Arbeit führt sie zusammen: die pädagogische Methodik und der ärztliche Ratschlag fußt in gleicher Weise auf dem induktiven psychologischen Verständnis des kindlichen und jugendlichen Seelenlebens.

Hier kann es sich nur darum handeln, gewisse Richtlinien für die erzieherische Beeinflussung des abnorm beanlagten, aber intellektuell nicht verkümmerten Kindes anzudeuten. Sie gelten in gleicher Weise für die erzieherischen Aufgaben der Familie wie für die Schule. Wie überall in ärztlichen und pädagogischen Fragen, so gilt auch hier der Grundsatz der strengsten Individualisierung.

Gewiß zeigt die kindliche Entwicklungsstufe der seelischen Vorgänge nach Art und Ausmaß der psychopathischen Reaktion eine größere Monotonie als beim Erwachsenen und wird vielfach erst beim Eintreten in die Pubertätsperiode schärfer ausgeprägt und vielgestaltiger. Trotzdem wird man aber schon beim eben schulpflichtig gewordenen Kinde Abweichungen auf seelischem, insbesondere gemütlichem Gebiete, sowie hinsichtlich des Triebelebens bald erkennen können.

Die pathologische Eigenart tritt weniger während der Schulstunden mit ihrer strafferen Disziplin hervor; der Klassenunterricht vermag im wesentlichen nur die intellektuellen Leistungen der einzelnen Kinder festzustellen. Man muß die Kinder, möglichst unbemerkt von ihnen, bei freier Entfaltung ihrer Eigentümlichkeiten beobachten können. Dies geschieht am zweckmäßigsten während der größeren Schulpausen auf den Schulhöfen und Spielplätzen.

Hier fallen die einsam träumerischen, die ängstlich schreckhaften oder pedantischen, die zornig erregten, streitsüchtigen, mißmutigen und mißgünstigen Elemente am leichtesten auf. Wie viele Kinderfehler, Unarten, üble Gewohnheiten entpuppen sich bei genauerer Betrachtung als krankhafte Vorgänge. In vermehrtem Maße gilt dies bei den Fällen mit ethisch-degenerativer Veranlagung, mit der Neigung zu Wutausbrüchen, krampfartigen Zuständen, zum Fortlaufen, Diebstählen usw. Erweisen sich zugleich die Schulleistungen als völlig ungenügend, so wird der Lehrer sehr bald zu der Erkenntnis kommen, daß die ethische Verkümmerung nur eine Teilerscheinung des Schwachsinns ist, und wird diese Kinder der Hilfsschule überweisen.

Aber nicht alle Kinder mit ungenügenden Klassenleistungen und einem auch während des Unterrichts hervortretenden auffälligen Gebaren dürfen kritiklos dem Schwachsinn zugerechnet werden, denn es gibt eine durchaus nicht kleine Gruppe nervös-konstituierter Kinder mit krankhaft erhöhter Ermüdbarkeit. Sie findet sich am häufigsten bei den blassen, grazilen, in raschem Wachstum befindlichen Kindern.

Beim Beginn des Unterrichts verhalten sie sich tadellos und leisten oft mehr als die Mehrzahl ihrer Mitschüler. Aber nach einiger Zeit (die individuelle Grenze wird sehr verschieden gelegen sein) zeigen diese Kinder ein eigentümliches Verhalten. Entweder werden sie einfach kopfhängerisch, der Blick wird trübe, der Gesichtsausdruck stumpf, die Körperhaltung schlaff zusammengesunken, oder es treten in anderen Fällen die Anzeichen der Muskelunruhe hinzu, die in einem fast rhythmischen Hin- und Herwerfen des Kopfes oder des Rumpfes, in spielerischen Bewegungen der Finger, Strampel- und Scharrbewegungen der Füße u. a. m. bestehen können. In schwereren Fällen machen sich „Unarten", „Lachen, Gesichterschneiden, Neckereien" der Mitschüler unangenehm bemerkbar. Das sind alles pathologische Ermüdungserscheinungen, die in gleicher Weise den Eltern auffallen müssen bei der häuslichen Bearbeitung der Schulaufgaben oder bei körperlichen Überanstrengungen. Forscht man genauer nach, so wird man finden, daß ausgeprägte Störungen des Nachtschlafes bei diesen Kindern vorhanden sind: sie schlafen schwer ein, werden von unruhigen Träumen gequält, schrecken infolge lebhafter Angstgefühle durch Traumvorstellungen auf, werfen sich ruhelos im Bett umher, oder es bestehen Erscheinungen des Schlafwandelns. Morgens sind sie müde, zerschlagen und würgen mit Mühe und Not ihr erstes Frühstück hinunter. Es ist charakteristisch, wie häufig bei den Kindern mit Dauermüdung und Erschöpfung (Kinder-Neurasthenie) mit dem Sinken des geistigen Kraftmaßes auch ein Wegfall aller sittlichen Hemmungen sich verbinden kann; die Kinder werden lügnerisch, naschhaft, sind reizbar, ungehorsam, eigensinnig, widerspenstig, begehen kleine Diebstähle — kurzum sie werden der Schrecken der Eltern und Lehrer.

Auf intellektuellem Gebiet treten diese Symptome der Dauerermüdung und -Erschöpfung zuerst in der Unaufmerksamkeit während des Unterrichtes hervor; werden sie aufgerufen, so geben sie unrichtige oder

geradezu unsinnige Antworten, aus denen hervorgeht, daß sie dem Gang des Unterrichts überhaupt nicht mehr gefolgt sind.

Deutlicher tritt dies bei ihren schriftlichen Arbeiten in der Klasse hervor. Es ist selbstverständlich, daß die Gesamtleistungen dieser Kinder rasch unter das Niveau der Schulforderungen sinkt. Häufen sich dann die Klagen der Lehrer, so wird zu dem Aushilfemittel von Nachhilfestunden gegriffen. Das „faule, lässige Kind" wird beim Mangel jeglichen Verständnisses für seine Eigenart künstlich angetrieben, bis ein völliger Zusammenbruch die Grundlage dieser Erscheinungen klarlegt. In erhöhtem Maße gelten diese Erfahrungen für die Unterklassen der höheren Schulen, in welchen die Anforderungen gesteigerte sind. Am sinnenfälligsten treten sie schon im Beginne der Dauerermüdung an dem Tage hervor, an welchem Extemporalien geschrieben werden. Die psychische Spannung, die Furcht vor dem sicheren Mißerfolg führt schon vor Beginn des Unterrichtes auf dem Schulwege zu krankhaften Affektreaktionen. Mir steht das Bild eines zwölfjährigen, intellektuell gut veranlagten Gymnasialschülers mit ausgeprägten Zeichen der konstitutionellen Veranlagung und Erschöpfung vor Augen, der vor den Extemporalien-Tagen auf dem Schulwege von heftigem Erbrechen befallen wurde. Ich brauche nicht auszumalen, wie gering dann seine Leistungen im Unterricht gewesen sind.

Daß für solche Kinder der Klassenunterricht unnütz oder geradezu schädlich ist, liegt auf der Hand. Die so viel diskutierte Überbürdungsfrage steht mit diesen Mißerfolgen bei nervös konstituierten Schülern der höheren Lehranstalten in engster Beziehung. Die Eltern sind nur zu sehr geneigt, die Schuld den Lehrplänen und den Lehrern aufzuerlegen. Mögen auch in einzelnen Dingen die Lehrpläne und Lehrmethoden reformbedürftig sein, so muß ich doch meine Ansicht dahin aussprechen, daß eine Überbürdungsfrage, wenn man nur die gesunden Schüler berücksichtigt, nicht besteht. Ich habe vielmehr den Eindruck gewonnen, daß auch die höheren Lehranstalten im Laufe der dreißig Jahre, die meine Beobachtungszeit darstellen, in der Entwicklung ihrer Lehrmethoden, in der Einteilung des Lehrstoffes, in der Berücksichtigung der Erholungszeiten große Fortschritte gemacht haben. Mögen im einzelnen noch Fehler vorkommen, mag eine berechtigte Kritik immer wieder die Extemporalien-Wirtschaft als einen ungesunden und irreführenden Weg zur Feststellung des geistigen Besitzstandes der Schüler zum Angriffspunkt wählen, mag hier und da noch eine schädliche Häufung des Memorierstoffes vorkommen — ich erinnere mich hier daran, daß ein Lehrer seine Sekundaner in jeder Woche eine gehäufte Menge von Redefloskeln der lateinischen Konversationssprache auswendig lernen ließ — so ändern diese Ausnahmen nichts an der Feststellung, daß die moderne höhere Schule trotz des stetig sich mehrenden Lehrstoffes auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der modernen Sprachen hauptsächlich durch die Mehrung des Anschauungsunterrichtes und durch Anknüpfung des Lehrstoffes an den aktuellen Interessenkreis eine Erleichterung der Aufgaben für die Schüler herbeigeführt hat.

Bei der sogenannten Überbürdungsfrage kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Normalschule nur für normale Kinder und Jugendliche be-

stimmt ist, und daß für diese, dem Prinzip des Übungserfolges entsprechend, eine allmählich sich steigernde Anspannung der Anforderungen mit steigender geistiger Entwicklung durchaus notwendig ist. Denn nur auf diesem Wege kann das Schulziel erreicht und, was für den Arzt noch wichtiger erscheint, die geistige Weiterentwicklung gefördert werden.

Es kann sich also nur darum handeln, alle diejenigen Elemente von den höheren Schulen zu entfernen, welche ihren Anforderungen nicht gewachsen sind. Wie oft wird der Nervenarzt vor die Entscheidung gestellt, was mit nervösen Kindern und Jugendlichen geschehen soll, wenn sie durch die Anforderungen der Schule Schaden leiden. Handelt es sich um Schwachbegabte, deren intellektuelle Leistungsfähigkeit in grellem Mißverhältnis zu den gesteckten Zielen der höheren Schulen steht, so wird diese Entscheidung leicht getroffen werden können. So schmerzlich auch der Ehrgeiz vieler Eltern berührt wird, so wird doch darauf gedrungen werden müssen, daß diese Schüler von den höheren Schulen entfernt und anderen einfacheren Lebenszielen zugeführt werden.

Viel schwieriger gestaltet sich diese Frage bei den psychopathisch-konstituierten Kindern und Schülern mit guter geistiger Veranlagung. Fälle dieser Art, bei welchen nur über einzelne krankhafte Erscheinungen, z. B. migräneartige Schmerzanfälle oder typische Hinterkopfschmerzen oder Schlafstörungen, geklagt wird, können bei vorsichtiger und rationeller Lebensführung, vornehmlich bei richtiger Ausnützung der Schulferien sehr wohl in der Schule gehalten werden. Sind die oben geschilderten Symptome der Übermüdung vorherrschend, so verlängert man die Erholungszeiten über die Schulferien hinaus selbst auf die Gefahr hin, daß das Klassenziel nicht erreicht wird. Besonders in der Pubertätsentwicklung ist die Wiederholung des Lehrstoffes infolge Sitzenbleibens sehr oft ein ausgezeichnetes Mittel zum Wiedergewinnen der vollen Arbeitskraft.

Es sei hier besonders hervorgehoben, daß die verhängnisvollsten Erziehungsfehler gerade in dieser wichtigsten Periode der jugendlichen Entwicklung gemacht werden. Wenn schon der durchaus gesund Veranlagte hier dem mächtigsten Ansturm an seine geistigen und körperlichen Kräfte ausgesetzt ist und die Wucht der fundamentalen Umwälzungen der körperlichen und geistigen Organisation schwer erträgt, so wird besonders auf geistigem Gebiete unter dem Einfluß der neuzufließenden Organempfindungen und der Umgestaltung der Gefühlswelt der konstitutionelle Psychopath völlig zu Boden geworfen.

Wie oft treten aber diese intellektuellen Symptome der Dauer- und Überermüdung an Bedeutung zurück gegenüber den krankhaften Stimmungen, welche dieser Entwicklungsperiode der konstitutionellen Psychopathen eigentümlich sind. Ich verweise hier auf die früher gegebene Schilderung der abnormen Gefühlszustände bei Erwachsenen und bemerke nur, daß sie im jugendlichen Seelenleben, vor allem in dieser Umwälzungsperiode, in viel unfertigerer, verschwommener Weise aufzutreten pflegen.

Sehen wir von den ausgeprägten Störungen in der Pubertätsentwicklung hier ganz ab, so finden wir hauptsächlich zwei, bis zu gewissem Maße gegen-

fätzliche Grundrichtungen dieser krankhaften Stimmungszustände vor. Einmal jene zerrissene, weltschmerzliche, sehnsuchtsvolle und grüblerische Bespiegelung des eigenen Ichs, dies Versenken in trübe, selbstquälerische Gefühlsregungen, die gar nicht selten zu einer eigentümlichen, wollüstigen, grausamen Selbstpeinigung führen. Unter dem Einfluß unverstandener und unverdauter philosophischer Lektüre oder bei einem Überschwange religiöser Betrachtungsweise gelangen diese Jünglinge und Mädchen zu einer zersetzenden Selbstkritik mit Verneinung des Daseinswertes oder zu krankhafter Gewissensnot. Der nagende Zweifel, die steigende Selbstverachtung rauben ihnen den letzten Rest geistigen Geschlossenseins. Müde, abgespannt, lässig, interesselos für alle realen Aufgaben des Daseins innerhalb und außerhalb der Schule verbringen sie ein stürmisch bewegtes Innenleben, das sie sorgfältig der Außenwelt verbergen. Den Erziehern in Haus und Schule wird nur das Ergebnis offenbar: das Sinken der Schulleistungen.

Auf der Gegenseite stehen die psychopathischen Jünglinge und Mädchen, deren Gefühlssturm mächtig zur Entladung nach außen drängt. Schrankenlos in schwärmerischer Zuneigung oder blindem Hasse, ausgelassen heiter oder angstvoll erregt, geht jede Fähigkeit zu zielbewußter geistiger Konzentration verloren. Sehr häufig entwickelt sich eine planlose Vielgeschäftigkeit, die dann den Aufgaben der Schule zuwiderläuft. Hier bilden die modernen Sportsbestrebungen, die Lockungen der städtischen Vergnügungen und beim Jüngling die Anreize des Kneipenlebens ein reiches Feld der Betätigung, wenn das sorgende Auge der Eltern fehlt. In nicht seltenen Fällen tritt eine prahlerische Großmannssucht mit der Neigung zu sinnlosen verschwenderischen Einkäufen hervor. Auch hier ist das Endergebnis für die Schule: Mangelhaftigkeit der Klassenleistungen. Der früher ordentliche, zuverlässige und pflichtgetreue Schüler ist zum leichtsinnigen, pflichtvergessenen, zum räudigen Schafe geworden.

An diesem Punkte möchte ich mit den psychopädagogischen Forderungen einsetzen, welche der Nervenarzt stellen muß, und ich möchte hier gleich vorausschicken, daß ihre Erfüllung nicht erst dann einsetzen soll, wenn wir die Endprodukte einer krankhaften Pubertätsentwicklung vor uns haben, sondern bei den ersten Anzeichen. Des weiteren schicke ich voraus, daß diese erzieherischen Forderungen allgemeine Gültigkeit haben, sollen wir ein starkes, arbeitsfrohes und pflichttreues Geschlecht erziehen. Ich erhebe durchaus nicht den Anspruch, Neues zu bringen, denn es handelt sich hier um alte Lebenswahrheiten, die leider nur zu oft im Drange des täglichen Daseins und unter dem Drucke der geistigen Anforderungen vergessen werden.

Was unserer Jugend not tut, ist die Abhärtung. Ich komme immer wieder darauf zurück, daß die Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einwirkungen durchwegs gesunken ist. Sie kann nur wieder gehoben werden durch methodische Abhärtung. Merkwürdigerweise wird diese Forderung zwar durchaus für die körperliche Konstitution des jugendlichen Menschen anerkannt und in zahlreichen Bemühungen zu erfüllen versucht, die viel wichtigere seelische Abhärtung dagegen grob vernachlässigt. Hier ist die Ver-

schuldung der Familie viel größer als diejenige der Schule! Denn dort wird Ein- und Unterordnung des einzelnen in die Schulgemeinschaft streng gefordert und geübt, die Pflichterfüllung zum Gesetz gemacht. Schon dieses bedeutet eine beharrliche Bekämpfung schädlicher und selbstischer Regungen und Strebungen.

Gewiß erfordert diese erzieherische Aufgabe ein volles Verständnis für den gärenden Most der Knabenseele. Nicht knöchernes Pedantentum mit doktrinärer Gesinnungsart wird dieser Aufgabe gerecht werden können. Nur ein verständnisvolles Eindringen in die seelischen Regungen und ihre ungleichartigen Ausdrucksformen wird zur Entwicklung der individuellen Eigenart trotz strengster Schuldisziplin beitragen können.

Wie freudig und dankbar denken wir noch in späteren Lebensjahren an diejenigen Lehrer zurück, die es wundervoll verstanden haben, trotz eisernster Disziplin im Klassenunterricht und trotz starker Anforderungen an unsere Arbeitskraft uns menschlich zu erfassen, über unüberlegte und harmlose Jugendtorheiten hinwegzusehen, Irrtümer zu berichtigen und falsche Strebungen in die richtige Bahn zu lenken. Wie dankbar ist der Schüler der höheren Klassen, wenn er nicht bloß strafende, sondern auch aufmunternde Worte aus dem Munde des Lehrers hört, und wenn ihm auch Gelegenheit gegeben wird zu zwangloser Aussprache. Von solchen Männern lernt die Jugend fast mühelos die Prinzipien und Methoden der seelischen Abhärtung, die man in die Worte zusammenfassen kann: Sei streng und hart gegen dich und milde gegen andere!

Wie ist aber diese Strenge zu verstehen? Wir haben ja gesehen, daß ein Teil der krankhaften Jugendlichen eine übermäßige Strenge, eine Maßlosigkeit in der Aufstellung sittlicher Forderungen an sich selbst entwickelt. Wo liegt hier der Fehler? Die Antwort ist leicht zu finden: In der übermäßigen und einseitigen Hervorkehrung des Komplexes der Ich-Vorstellungen, des Ich-Bewußtseins, der eigenen Persönlichkeit.

Verweilen wir einen Augenblick bei der Art und dem Wege des Aufbaues unserer Gesamtpersönlichkeit, so finden wir zuerst die Entwicklung einer Summe von Empfindungen und Vorstellungen, welche die Verrichtungen des eigenen Körpers betreffen. Allmählich treten sie in Beziehung zu den Eindrücken, die von der Umwelt herstammen. Doch dienen diese ersten Erfahrungen des Kindes nur dazu, Beziehungsbegriffe und elementare Urteile über sein eigenes körperliches Ich zu bilden und stellen die Grundlage von Willensregungen dar. Ganz allmählich und in dunklen Umrissen erweitert sich der geistige Horizont, es treten Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlsreaktionen, Handlungen hinzu, welche das Verhältnis der eigenen Persönlichkeit zu anderen Individuen regeln, es treten Lust- und Unlustreaktionen auf mit höheren Gefühlswerten: Zuneigung, Liebe, Abneigung, Widerwille gegen Gegenstände und Persönlichkeiten der Umwelt. Alle diese Gefühlsreaktionen sind aber auch bei dieser ersten Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit auf das eigene Ich zentriert. Hier setzt die weitere Erfahrung und vor allem die Erziehung ein. Das Kind lernt schrittweise altruistische Werturteile

bilden, sein eigenes Tun in gewissen Grenzen abwägen im Hinblick darauf, ob Vorteile oder Nachteile den anderen aus seinem Tun erwachsen. Jede übertriebene Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf das eigene Wohl und Wehe des Kindes, die unabläßige Sorge um sein körperliches Ich, die Weckung von Furchtvorstellungen in bezug auf drohende Gefahren, auf Krankheit, vor allem ein maßloses Mitgefühl bei geringfügigen körperlichen Schmerzen züchtet jene wehleidigen, stets mit sich selbst beschäftigten Kinder und verkümmert die Entfaltung altruistischer Gefühlsreaktionen. Je zarter konstituiert das Kind, desto gefährlicher ist diese Methodik, die uns Ärzten in ihren verderblichen Folgen in der Kinderneurasthenie und Kinderhysterie so oft entgegentritt.

Nichts ist leichter der Erziehung zugänglich, als die Fähigkeit zu wecken zum Ertragen körperlichen Schmerzes und zur Beherrschung aller Art von egoistischen Gefühlsreaktionen. Das ist der erste Schritt zur Abhärtung. Je mehr das Kind lernt, sein eigenes körperliches Ich und sein seelisches Wohl und Wehe in den Hintergrund zu drängen, desto freier wird das Feld für altruistische Gefühle und Handlungen. Dann wird auch die Pubertätszeit leichter überwunden. Bei aller Pflege der individuellen Anlagen und Kräfte wird der junge Mensch immer mehr gewöhnt, seine Gefühlsreaktionen den Anreizen der Umwelt anzupassen. Nicht in der Befriedigung egoistischer Antriebe, nicht in der Abwehr körperlichen und seelischen Leids erschöpft er seine psychische Widerstandskraft, sondern er tummelt sich mutvoll und froh in der Arena des Lebens! Die seelische Abhärtung besteht also darin, daß der Gesamtbegriff der Persönlichkeit mit richtigen Werturteilen über die Notwendigkeit der Einfügung in den sozialen Organismus erfüllt wird. Dann wird auch die Fähigkeit erworben, freiwillig und ohne Murren die unabwendbaren Härten und eisernen Gebote des Lebens zu ertragen.

Dieses weite Feld erzieherischer Tätigkeit wird nur dann mit Erfolg bearbeitet werden, wenn es gelingt, in die jugendliche Seele jene Leitvorstellungen einzupflanzen und mit starken Gefühlswerten zu erfüllen, welche wir gemeinhin als die sittlichen Lebensideale bezeichnen.

Die Hauptsache ist, daß sie nicht bloß angelernte Formeln bleiben, daß sie vielmehr in der Gesamtpersönlichkeit fest verankert sind. Nur dann werden sie Triebfedern der Handlungen werden. Das wird aber nicht allein durch Lehre, sondern in noch höherem Maße durch das Beispiel erreicht. Die Lebensideale sollen nicht zeitigen ein uferloses Streben nach unerreichbaren utopistischen Zielen, sondern Forderungen, welche dem realen Boden eines werktätigen Lebens angepaßt sind. Deshalb ist auch alle erzieherische Arbeit der Schule nutzlos, wenn außerhalb ihrer Mauern andere Lebensregeln gepredigt und anderswertige Handlungen zum Vorbild dienen.

Man hat vielfach den Vorwurf erhoben, daß die neuzeitliche Denkrichtung unter der Einwirkung unserer erweiterten naturwissenschaftlichen Erkenntnis die Hauptschuld an der sinkenden Kraft idealer Werturteile trage. Ein Überwiegen des Einzelinteresses über die gemeinsamen nationalen Forderungen, die machtvolle Betonung der individuellen Rechte, aber nicht

der Pflichten, die in der Lehre von dem schrankenlosen Rechte des Übermenschen — der Herrenmoral — gipfelt, alles dies ist bekanntlich nicht ein ausschließliches Kulturprodukt der Neuzeit, wohl aber muß zugestanden werden, daß in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts wiederum eine Art Höhepunkt dieser geistigen Richtung vorhanden war. Es mag hier unerörtert bleiben, welche Gründe hierfür verantwortlich zu machen sind; nur auf den Vorwurf, daß die naturwissenschaftliche Weltanschauung die Hauptschuld trage, mag ganz kurz eingegangen werden.

Gewiß ist in allen Weltregionen die Formulierung der sittlichen Ideen unlösbar mit transzendentalen Glaubensvorstellungen verknüpft, ebenso gewiß ist, daß die religiösen Glaubensvorstellungen die stärksten Gefühlswerte besitzen und sie auf das seelische Ich übertragen können.

Der Psychiater wird nur zu oft bei der Verfolgung der Lebenswege seiner Patienten — ich spreche hier wiederum nicht ausschließlich von den Geisteskranken — zu dem Schlusse gedrängt, daß mit dem Wegfall der religiösen — nicht dogmatischen — Vorstellungskreise jede Hemmung gegen den Ansturm krankhafter Stimmungen geschwunden war. Aber ebenso sicher ist es, daß der Kreis ethischer Vorstellungen und Gefühlsreaktionen nicht durchwegs an die religiösen Ideen gebunden ist, daß also eine vollwertige Ethik mit strengsten Pflichtforderungen und ausgeprägter Nächstenliebe ganz unabhängig von der religiösen Glaubenswelt bestehen kann. Und ebenso sicher ist es, daß die naturwissenschaftliche Denkrichtung keineswegs zu grob materialistischen Denkkreisen mit Naturnotwendigkeit führen muß. Naturwissenschaft und Naturphilosophie im gebräuchlichsten Sinne des Wortes sind keineswegs identische Begriffe. Der erzieherische Einfluß der religiösen Vorstellungs- und Gefühlswelt wird seinen bleibenden Wert behalten, wenn es gelingt, ihn von den dogmatischen Fesseln zu befreien und ihn auf Grundlagen zu stellen, welche mit der naturwissenschaftlichen Auffassung nicht in unlösbarem Widerspruch stehen. Denn gerade der unreife Mensch ist nur zu sehr geneigt, das ganze Gebäude umzustürzen, wenn ihm einzelne Bausteine unbrauchbar erscheinen.

Alle diese Bemerkungen gewinnen eine erhöhte Bedeutung bei der psychopädagogischen Beeinflussung psychopathischer Jünglinge und Mädchen der höheren Schulen. Der Arzt wird hier geradezu zum Moralisten. Er bekämpft die gesteigerte Selbstbeobachtung, er versucht, durch zweckmäßige Regelung der Lebensbedingungen, durch genau abgestuften Wechsel zwischen geistiger und körperlicher Arbeit mit Einschaltung von Ruhepausen den Krafthaushalt zu regeln, Übermüdungserscheinungen zu beseitigen, Selbstvertrauen in die eigene Kraft zu wecken und zu fördern und auf diesen Wegen eine Art Erneuerung der Gesamtpersönlichkeit mit anderen Aufgaben und Zielen zu erreichen.

In manchen Fällen gelingen diese Aufgaben, ohne den Schulunterricht zu unterbrechen, bei gemeinsamer Arbeit der Familie, der Schule und des Arztes. Es stehen mir genugsam Beobachtungen zu Gebote, welche diesen Satz bestätigen. In anderen Fällen versagt vor allem die Mitwirkung der Familie.

Es darf nie vergessen werden, daß psychopathisch konstituierte Kinder nur zu häufig von gleichgearteten Eltern herstammen, die in unzweckmäßigster Form die krankhaften Erscheinungen beeinflussen. Bald überstreng und unduldsam, weil sie in dem psychisch veränderten Kinde ein Zerrbild der eigenen Schwächen sehen, das mit Gewalt im Keime erstickt werden müsse, bald übertrieben ängstlich, ratlos, nachgiebig, am häufigsten ohne allen Einfluß auf den gefährdeten Jüngling oder die Jungfrau. Dann ist die sofortige Entfernung aus dem Hause notwendig, und die Erziehung und der Unterricht wird am fremden Orte, losgelöst von den heimischen Fehlerquellen, fortgesetzt werden müssen. Da hat sich mir bei Schülern der höheren Lehranstalten die Versetzung in gut geleitete Internate mit individualisierender verständnisvoller Pflege der Eigenart, vornehmlich in die Landerziehungsheime, als treffliches Hilfsmittel für Schüler und Schülerinnen erwiesen. Sind die Krankheitserscheinungen schon stärker ausgebildet, so wird die Loslösung von den bisherigen Schulverhältnissen noch durchgreifender sein müssen: Gartenbauschule mit praktischer Arbeit im Freien, Werkstätten für Kunsthandwerk und anderes mehr bilden angemessene Beschäftigung und Ablenkung.

Nur bei vollentwickelter Neurasthenie, Schlaflosigkeit, Angstzuständen, Zwangsvorstellungen ist eine ärztliche Behandlung in Sanatorien anzuempfehlen. Denn nur zu leicht wirkt das Beispiel anderer Kranken geradezu schädlich, befördert den Hang zu hypochondrischer Einengung des Bewußtseinsinhaltes und erzeugt jene Spielart nervöser Jünglinge und Mädchen, welche in der liebevollen Pflege ihrer krankhaften Empfindungen und Stimmungen ihr Dasein erfüllen und ihre Krankheit zur Entschuldigung eines untätigen und darum zwecklosen Lebens ins Feld führen. Ist Krankenhausbehandlung notwendig, so können nur solche Heilstätten in Frage kommen, in welchen außer der ärztlichen Bekämpfung der krankhaften Vorgänge eine zweckvolle Erziehung zur Arbeit und Pflichterfüllung geübt wird.

Es ist meine feste Überzeugung, daß krankhafte Anlagen, solange sie nur in unfertiger Form und in vereinzelten Merkmalen zutage treten, durch psychopädagogische Beeinflussung zu einem gewissen Ausgleich gebracht werden können. Das Grundprinzip dieser erzieherischen Tätigkeit, das aus dem bisherigen Gange der Betrachtung unschwer abgeleitet werden kann, wird lauten müssen: methodische Übung der Kräfte, Erlangung der Herrschaft über sich selbst.

Dabei ist mir die Berechtigung des alten Horazschen Spruches, daß die Natur mit dem Knüppel nicht ausgetrieben werden kann und immer wieder zurückkehrt, sehr wohl bewußt. Aber trotz dieser mächtigen Schranke aller erzieherischen Mühen ist diese Aufgabe des Schweißes der Edlen wert!

Frau Gottsched.

Von

Reinhard Buchwald.

Als Luise Adelgunde Viktorie Kulmus fünfzehn Jahre alt war, stellten ihre Eltern eine eigenartige Prüfung mit ihr an. Sie überließen das Kind eine Zeitlang ganz sich selbst, um zu erproben, welchen Beschäftigungen es sich aus freien Stücken zuwenden würde. Das Mädchen wählte Musik, Poesie, Lektüre und Schreiben.

Im Schönschreiben, das im frühen 18. Jahrhundert stets als besonderer Bestandteil der Bildung hervorgehoben wird, und in der Prosodie war sie von einem Vetter, der in ihrer Vaterstadt Danzig Gymnasiallehrer war, unterrichtet worden. Von ihrer Mutter, der geistig regsamen Tochter einer einheimischen Kaufmannsfamilie, hatte sie die Fertigkeit in der französischen Sprache überkommen, während ein Halbbruder ihr Lehrer im Englischen gewesen war. Die Musik wurde im Elternhaus eifrig gepflegt; man spielte die Laute, das Klavier und die Zither. Dazu hatte das Mädchen vom Vater die Liebe zur Wissenschaft, und zwar zu einer freien Wissenschaft, geerbt; verfolgt wegen einer freimütigen Schrift über die Traumlehre, hatte er sich von Breslau nach Danzig gewandt, und auch hier verweigerte die Geistlichkeit dem Rationalisten bei seinem Tode im Jahre 1731 das Begräbnis.

Als Gottsched, der dreizehn Jahre älter war als sie, 1729 von Leipzig aus die preußische Heimat und auch das Kulmussche Haus besuchte, zählte seine spätere Gattin sechzehn Jahre. Sie hatte sich schon in Gelegenheitsgedichten ausgezeichnet, wie sie noch ein Menschenalter später der kleine Goethe verfertigte: ein „Sinngedicht auf die Kommunionandacht ihrer Mama", eine Ode auf das Namensfest der Großmutter. Der poetische Professor hatte sie auch schon in einem gereimten Sendschreiben hoch über die „Nymphen an der Pleißen" erhoben; aber erst jetzt bat er sich bei den Eltern den regelmäßigen Briefwechsel aus. Im Jahre 1731, nach dem Tode des Vaters, fand die Verlobung statt; doch mußten noch viele Schwierigkeiten überwunden, eine bezahlte Professur in Leipzig errungen und das Trauerjahr um die Mutter der Braut abgewartet werden, bis 1735 das berühmte Paar —

gefeiert und gegrüßt von ganz Deutschland, in Vers und Prosa, von der Zäunemannin in Erfurt und den Neubers in Hamburg - die Hochzeit halten und ins Breitkopfsche Haus in Leipzig einziehen konnte.

Die nächsten Jahre brachten der Gottschedin, wie ihre Briefe es bezeugen, reiches inneres Glück, und zugleich waren sie die Zeit ihres erfolgreichsten literarischen Schaffens. Die Menge der von dieser Frau geleisteten Arbeit ist nur schwer in ihrer ganzen Bedeutung einzuschätzen. Unter den vielen Büchern, die sie aus dem Französischen und Englischen übersetzt und oft eingreifend neubearbeitet hat, finden sich neben der vielbändigen Geschichte der französischen Akademie der Wissenschaften und Werken von Addison, Pope, Newton, Molière und Voltaire vor allem die Schriften der besten Frauen ihrer Zeit, einer Châtelet, Lambert, Gomez, Grafigny und Barbier. 1737 erschien anonym, angeblich in Rostock auf Kosten guter Freunde, in Wahrheit bei Breitkopf, sogleich neuaufgelegt und beschlagnahmt, nachgedruckt, und bald dem, bald jenem bedeutenden Gelehrten zugeschrieben, ihr bestes Werk, das Lustspiel „Die Pietisterei im Fischbeinrocke", im losen Anschluß an eine französische Satire gegen die Jansenisten, ein ebenso witziger wie mutiger Angriff gegen die falsche Frömmigkeit der Halleschen Sektierer.

Noch schwerer, ja heute noch nicht einmal bibliographisch zu übersehen ist ihre Teilnahme am großen Lebenswerk Gottscheds. Nicht nur, daß die Schreibkünstlerin, die schon als Mädchen einem Vetter ein ganzes Collegium pathologicum abgeschrieben hatte, „davon sie doch nichts verstund", nun ihrem Gatten als Korrespondentin, Sekretärin und Bibliothekarin beistand — sie leistete namhafte Hilfe auf allen Seiten seiner reformatorischen Tätigkeit. Durch ihre Mitwirkung bei der Übertragung von Bayles Dictionnaire, der einen Einschlag germanischer Religiosität bekam, und von Leibnizens Theodicee diente sie der Popularisierung der Aufklärung und der Schöpfung der deutschen philosophischen Sprache. An der Sprachreform nahm sie wirksam teil durch selbständige Voruntersuchungen zur „Sprachkunst" und zur „Kritischen Historie der deutschen Sprache"; und in den Streit um Dialekt und Orthographie griff sie schon vor dem Erscheinen der Gottschedschen Hauptwerke auf eigene Hand ein. Die noch heute unentbehrliche literarhistorische Arbeit ihres Gatten, sein „Nötiger Vorrat zur Historie der deutschen dramatischen Dichtkunst", dankt ihr viel; eine Geschichte der deutschen Lyrik hat sie, nachdem sich kein Verleger gefunden, vor ihrem Tode mißmutig verbrannt. Noch nicht genügend gewürdigt ist auch ihre kritische Tätigkeit, die eine scharfe Satire mit tiefer Gründlichkeit verbindet. Eine Vorstellung, wie weit sich ihre Mitwirkung auch bei den vielen anderen Unternehmungen erstreckte, kann uns eine Betrachtung von Gottscheds großem dramatischen Sammelwerk, der „Deutschen Schaubühne", geben. Keiner der sechs Bände ist ohne Beitrag von ihrer Hand; und die Werke aus ihrer Feder hielten sich mit am längsten von allen auf den Bühnen und sind fast allein auch für den heutigen Geschmack noch genießbar. Es ist eigentlich zu verwundern, daß noch niemand wieder das „Testament" oder die Ungleiche Heirat" zugestutzt hat, und daß

das dankbare musikalische Motiv nicht aufgegriffen worden ist, das im „Gespenst mit der Trummel" schlummert. Aber nicht genug damit: nach wenigen Jahren erschienen in der zweiten Auflage der „Schaubühne" ihre sämtlichen Stücke Zeile für Zeile aufs peinlichste durchgearbeitet; und nicht nur der eigenen Produktion widmete sie diese Sorgfalt, auch von fremden Werken hat sich nachweisen lassen, daß sie ihre sprachliche Feile zeigen.

Im Jahre 1753, als ihr schon Ehren zuteil geworden waren, auch die größte, der Empfang bei Maria Theresia, hat sie das bittere Wort von der gelehrten Galeere ausgesprochen. Das ist, so nahe die verbreitete Vermutung liegen mag, keine Anklage für den Gatten. Von den meisten und größten Werken ist es ausdrücklich bezeugt, daß sie sie selber übernommen hat. Erteilte sie doch auch Freunden und Freundinnen Anregungen zu ähnlichen Arbeiten. Hören wir, wie sie sich von der Triumph- und Erholungsreise nach Karlsbad und Wien zurück zum „geliebten Winkel" sehnt, so wissen wir auch, daß sie die freiwillige Entscheidung ihrer Jugend stets wiederholt hätte. Ja auch ihre bescheidenen, oft handwerksmäßigen Leistungen waren ihr nicht gegen ihren Willen aufgedrungen. Einer jungen Freundin rät sie einmal, nicht einseitig die Wissenschaften zu pflegen, solange sie nicht sicher sei, daß sie „einem Gelehrten werde verheiratet werden"; und auch sonst dringt sie darauf, daß weibliche Berufsarbeit teilnehmend, rezeptiv und reproduktiv bleiben müsse.

So war die Arbeit, die ihr oft zur Qual wurde, doch auch ihr Trost. „Aller Arzeneien, die den Körper herstellen sollen, bin ich überdrüssig", schreibt sie ein Jahr vor ihrem Tode. „Noch einen Versuch will ich wagen und meinen Geist zu beschäftigen suchen, ob ich etwa wenigstens diesen, wie sonst zu geschehen pflegte, mit Arbeit heilen kann." Ihre leibliche Krankheit, die zur Erblindung führte, kennen wir; auch ihre Melancholie und Reizbarkeit rührten gewiß mit daher. Sie von ehelicher Untreue Gottscheds herzuleiten, die ihr bekannt geworden sei, geht nicht an; es ist voreilig, sich auf den Doktor Bahrdt oder die damalige Polemik zu berufen, um einigen Briefstellen diesen sentimentalen Stempel aufzudrücken. Und auch die andere romanhafte Erfindung müssen wir endlich einmal abtun, als ob sie den Pedanterien des alternden Gatten fortgeschrittenen Geistes, einsichtig und doch machtlos zugesehen und sich so innerlich aufgerieben hätte. Im Jahre 1753 schickt sie an eine Freundin Rousseaus Briefe und schreibt dazu: „Dieser vortreffliche Dichter und noch mehr dieser rechtschaffene Mann hat zwölf und mehr Jahre nach seinem Tode den Prozeß wider seine Feinde und Verleumder gewonnen, die ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hatten. Welche Ehre für seinen Namen! Die er aber leider zu spät erhält. Es ist ein Trost für alle diejenigen, die von ihren Zeitgenossen ein gleiches Schicksal erfahren. Vielleicht erteilen auch diesen die folgenden Zeiten die Gerechtigkeit, die ihnen die jetzige Welt versagt."

Das zeigt deutlich, wie sie von Gottscheds Leistungen dachte; und so rühmt ihr auch der Gatte selber nach, daß sie „seinen Augen manche Schmähschrift entzogen, um seine Ruhe zu schonen, wenn sie ihr eher als ihm in die Hände gefallen sei".

Wir dürfen, so viel geht aus allem hervor, die Klagen, die wir in ihrem oft zitierten Brief vom 4. März 1762 lesen, nicht in der oben gekennzeichneten Weise umdeuten. Da schreibt sie:

„Wie sehnlich wünsche ich die Stunde meiner Auflösung schlagen zu hören! Fragen Sie nach der Ursache meiner Krankheit? Hier ist sie. Achtundzwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Tränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen, und die mir durch meine eigene und hauptsächlich durch die allgemeine Not und durch die erlittenen Kriegsdrangsalen so vieler Unschuldigen ausgepreßt worden."

Seit sechs Jahren lasteten 1762 die Leiden des Siebenjährigen Krieges auf Leipzig und Sachsen. Und sie waren es zusammen mit den literarischen Fehden dieser Jahre, die ihr die Tränen der Verzweiflung in die Augen trieben. Ein andermal erklärt sie, warum ihr Erholung versagt bleiben müsse: sie brauche dann einen Ort, der weit weg vom Kriegslärm liege, und das erlaube der Beruf ihres „Freundes" nicht. Bei einem Seelenrätsel, das uns anderthalb Jahrhunderte entrücken, ist die uns unwahrscheinlichste Lösung vielleicht die richtigste; und so müssen wir an das eigentümlich starke Mitgefühl dieser Frau als die Hauptquelle ihrer Schwermut glauben.

Wirklich fällt in einem ähnlichen Zusammenhang auch das entscheidende Wort, das alle Zweifel hinwegräumt. „Meine Gesundheit ist sehr baufällig," schreibt sie schon im September 1757. „Es würde mit derselben gewiß besser sein, wenn ich das allgemeine Elend und das besondere Unglück verschiedener Personen, die ich liebe und verehre, mit gleichgültigen Augen ansehen könnte." Und nun das Wichtige: „Ein empfindsames Herz gehört unter die geheimen Beschwerlichkeiten dieses Lebens, es leidet bei allen leidenden Gegenständen, wenn es sich außerstand sieht, allen zu helfen. Und doch möchte ich, dieser Leiden ohngeachtet und die kein Arzt heilen kann, kein gleichgültig Gemüt haben. Wieviel wahres Vergnügen entbehren die kalten, unempfindlichen Seelen!"

Das sind Klänge einer neuen Zeit. Anderthalb Jahrzehnte darauf wird Werther von Lotte gescholten „über den warmen Anteil an allem, und daß er darüber zugrunde gehen würde"; und wie oft schilt er selbst die kalt Verständigen, die Gelassenen und Leidenschaftslosen!

Als Gottsched die Bibliothek seiner verstorbenen Frau katalogisierte, stellte er neben ein Werk „über den gegenwärtigen Zustand Großbritanniens" und Whistons „Neue Theorie der Erde" ein Buch, das ganz anderswohin gehört hätte. Den Geist dieses Buches atmeten Klopstocks Oden an seinen Leipziger Freundeskreis, jene Bremer Beiträger, die erst zu Gottscheds Füßen gesessen und ihn dann überholt hatten; einer von ihnen, Gärtner, hatte es zuerst ins Deutsche übertragen: Youngs „Nachtgedanken". Auch die Gottschedin hatte sie gelesen, wahrscheinlich erst im Jahre 1756; aber schon vier Jahr vorher vermutet sie etwas Wesensverwandtes in ihnen, und schon 1749 hatte sie selber merkwürdige Verse voller Tränenseligkeit, aber auch voll Freundschaftskults und vertieften Gefühls geschrieben. Sie sind an ihre Freundin Thomasius in Nürnberg gerichtet:

Ich weine noch um dich, du Muster edler Seelen!
Mein Auge tränet noch von Schmerz und Zärtlichkeit.
Und dieser bittre Schmerz, dies sehnsuchtsvolle Quälen
Ist noch das einzige, was mir jetzt Trost verleiht.
Ich ehre Gram und Leid in den gequälten Herzen,
Die Tränen sind mir mehr als tausend Freuden wert.
Was ich an dir verlor, das kann ich nie verschmerzen,
O wie so schleunig hat sich meine Lust verkehrt! . . .
Wird Lunens Silberschein den blauen Himmel zieren,
Betritt alsdann dein Fuß dein kleines Lustrevier:
So wirst du dann um dich auch meinen Schatten spüren,
Der voll Vergnügen seufzt: auch hier war ich bei ihr.

Hier trat jener Wille zur Melancholie in die Erscheinung, der die zweite Hälfte des Jahrhunderts beherrschte. Ein ganz neues Ideal setzte sich durch, das der Leidenschaft, und abgetan war das, dem die Gottschedsche Epoche nachgestrebt hatte, das der „Gelassenheit".

Auch Gottscheds Gattin hat das Glück des gelassenen Menschen gepriesen, häufiger noch als das der leidenschaftlichen. Wo sie ihr Frauenideal theoretisch verfocht, ging sie in den Bahnen des Descartes und Wolff, die nicht bloß das Sein aus der Tatsache des Denkens bewiesen, sondern auch die Leidenschaften durch die vernünftige Seele gezügelt wissen wollten und moralisch und rationell für dasselbe hielten. Und ein ähnlicher Gegensatz zu denselben Philosophen brachte noch einen zweiten, gleich verhängnisvollen Widerspruch in ihr Leben.

Auf die Frauenbildung hatte die Gedanken des Cartesius zuerst Fénelon angewandt; nach Deutschland wirkten seine Ideen, entsprechend der theologisch-philosophischen Doppelnatur des merkwürdigen Mannes, zwiefach hinüber: durch die Verbindung mit Spenerschen Tendenzen in den Schöpfungen Franckes in Halle, und durch die Vereinigung mit den Wolffschen Lehren bei Gottsched, der seit 1725 seine Anregungen in der Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen" niederlegte. In beiden Fällen aber stellten die besonderen deutschen Verhältnisse eine Frage in den Vordergrund, die in Frankreich lange nicht so sehr in Betracht kam. Bürger- und Gelehrtenstand waren in Deutschland durch eine tiefe Kluft getrennt. Bei den Bürgertöchtern fanden sich kaum Ansätze zu einer Frauenbildung, die Gelehrten machten ihre Frauen und Töchter wieder zu Gelehrten; auch hatten die Sprachgesellschaften grundsätzlich Frauen zugelassen, und man wußte in deutschen Landen so manche anerkannte Dichterin zu nennen. Da galt es also, deutlich zwischen Bildung und Gelehrsamkeit zu scheiden; und zu ihrem Heil konnte sich die Frauenfrage alsbald den Gewinn des Kampfes zu eigen machen, den Thomasius gegen die einseitige Fachgelehrsamkeit geführt hatte. „Die ohnnötigen Grillen derer Schulfüchse" hatte er austilgen und aus dem Lande jagen wollen; der politische und galante Mann sollte lernen: Französisch und Deutsch, Naturrecht und Geschichte, politische, strategische und kameralistische Dinge, Geschicklichkeit in der Rede und im Briefstil.

Alles in allem wurde Gottsched nur etwa der Fénelon, die Gottschedin aber der Thomasius der deutschen Frauenwelt. Thomasius hatte sich auf den Spanier

Gracian gestützt, dessen Hauptschrift aber nur in einer französischen Übersetzung studieren können; von der Gottschedin läßt sich nachweisen, daß sie weiter auf den originalen Text zurückgegangen ist. In allen Einzelheiten dürfen wir ihre Meinung in einem Erziehungsplan erkennen, der in einem Brief ihrer Freundin von Runckel an sie erhalten ist. Unentbehrliche Wissenschaften und nützliche und angenehme Kenntnisse werden da unterschieden; zu den ersteren gehören Religion — vor allem soll gelehrt werden „das vornehmste Stück alles unseres Wissens, nämlich die Beweise, daß ein Gott sei" —, die allgemeine Sittenlehre, das Lesen bis zur Fähigkeit des sinngemäßen Vorlesens, die Rechtschreibung, die Handhabung der Muttersprache, Schönschreiben, Briefstil, Erdbeschreibung, Rechnen, Tanzen, neuere Sprachen und Vernunftlehre, und zwar werden die Fächer in dieser Reihenfolge aufgezählt; zu der zweiten Gruppe werden Musik, Zeichnen, Dichtkunst — „einige Regeln, damit sie ein Gedicht richtig beurteilen können" —, Mythologie, Naturlehre und Geschichte des Vaterlandes gerechnet. Und doch sind das Ziel nicht praktische Fähigkeiten, sondern „der Verstand der jungen Fräulein wird dadurch entwickelt, ihr Herz zur Tugend gebildet und ihr Wille verbessert werden"; denn „die Glückseligkeit ist die Hauptabsicht aller Menschen, und diese zu erlangen müssen alle unsere Handlungen auf Vernunft, Religion und Tugend gegründet sein".

Fénelon hatte nebenher in seinem Erziehungsplan von Wissenschaft und Kunst für zulässig erklärt, was nichts moralisch Nachteiliges habe. Francke hatte gemeint, „dieweil sich auch manchmal bei dem weiblichen Geschlecht eine ungemeine Fähigkeit finde zu allerhand nützlichen Künsten und Wissenschaften, solle, im Falle sich dieselbe bei einer oder der anderen finden möchte, diesfalls auch an guter und methodischer Anweisung nichts verabsäumt werden". Gottsched forderte von dem Frauenzimmer nicht, „daß sie sich alle befleißigen sollten, Heldinnen in der Gelehrsamkeit zu werden"; aber alle hätten Pflichten gegen sich selbst, ihre „Kräfte des Gemütes sowohl als des Leibes in guten Stand zu setzen". Unwissenheit allein sei schuld, wenn das bisher so wenig habe geschehen können. In der Praxis noch mehr als in der auf weitere Kreise zugeschnittenen Theorie sieht man bei Gottsched überall, daß er die gelehrte Frau in der Rangordnung am höchsten gestellt hat.

Für die Gottschedin, die gelehrteste Frau ihrer Zeit, war die gelehrte Frau nichts als eine Ausnahme. Ihr eigenes Leben betrachtete sie als anormal; sie entschuldigte es mit ihrer Kinderlosigkeit, mit einem angeborenen altruistischen Drang nach Betätigung, mit ihren besonderen Anlagen und, was schon erwähnt wurde, mit einer Anlehnung an den Beruf ihres Gatten. Schon im zweiten Jahre ihrer Ehe schreibt sie an eine Gönnerin:

„Nein, gnädige Frau, die Vorsehung hat noch nicht für gut befunden, mich mit einem Kinde zu begnadigen . . . Ich will, im Fall mir die Vorsehung diese Wohltat aus weisen und mir ersprießlichen Absichten versagen sollte, mich desto eifriger bemühen, meinen Beruf auf andere Art treulich zu erfüllen. Ich arbeite viel und lerne noch mehr. Ich übe mich in der Musik und möchte, wo es möglich, mich in der Komposition festsetzen. An allem diesem würde ich verhindert werden, wenn ich ein Kind hätte; denn auf dieses würde ich meine ganze Zeit verwenden."

Und vier Jahre später, gelegentlich der Bayle-Übertragung:

„Dieses ist eine Aufgabe, die uns ebenso viel Arbeit verursachen wird, als die Vorteile groß sind, die der Literatur durch dieses Unternehmen zuwachsen. Es gehöret das Bewußtsein, etwas zum allgemeinen Besten beizutragen, zu meiner Beruhigung; und die Zufriedenheit des Geistes, die so oft gestöret wird, suche ich auf einer anderen Seite zu befördern. In dieser Absicht verwende ich den größten Teil meines Lebens auf Arbeiten, die vielen meines Geschlechts ganz fremd sind; und meine Gesundheit würde vielleicht besser sein, wenn ich mehr Bewegung und angenehmere Zerstreuung hätte. Dies sagt mein Arzt, den ich über die Schwächlichkeit meines Körpers zuweilen um Rat frage. Mein eigener Trieb hingegen sagt mir, daß die Beschäftigung mit allem, was meine Neigung befriediget und meinen Geist zufriedenstellt, meiner Gesundheit nicht schädlich sein kann. Diesem Trieb will ich folgen, solange meine Maschine nicht ganz baufällig wird."

Aber auch für gelehrte Frauen ihresgleichen zieht sie enge Grenzen, die sich ihrer Meinung nach aus der weiblichen Natur ergeben. Keine akademischen Ehren, keine Dichterkrönungen hält sie für zulässig; sie selber hat sich sogar der Aufnahme in Gottscheds Deutsche Gesellschaft entzogen. Auch scheint ihr die Frau rezeptiv bleiben zu müssen, und ein kritisches Gebaren steht ihr nicht an: sie soll „meinen, nicht urteilen".

Doch war dies nicht ein neues Kompromiß, in der Theorie wohl denkbar, in der Praxis, wie ihr eigenes Leben beweist, unmöglich? Sie, die geistvolle Rezensentin, die Frau, deren Schlagfertigkeit im Umgang in der zeitgenössischen Epigrammatik nachklingt, mußte und durfte gar wohl „urteilen." So geht auch hier ein Bruch durch ihr Leben. Auf der einen Seite der Trieb, von dem sie sich unbefangen vorwärts treiben lassen möchte; auf der anderen die Schranken, die Gefühl und Nachdenken ihr aufrichten. Und so muß auch dieser Versuch, das Rätsel dieses Daseins zu lösen, tragisch ausklingen.

Ein altdeutscher Maler: Konrad Witz.

Von
Mela Escherich.

Die Gegensätze einer Zeit liegen nicht in der Gegnerschaft ihrer Führer. Gegnerschaft bedingt Unterliegen eines Teils, und der Unterliegende ist nicht Führer. Die Führer einer Zeit sind eher gezwungen, sich freund als feind zu sein, so sie das Schicksal zusammenführt, wie Goethe und Schiller zum Beispiel. Im übrigen ist ihr Führeramt meist ein paralleles, und aus den wechselweisen Beziehungen und gegenseitigen Einflüssen dieser Parallelen vollzieht sich die Entwicklung der Epoche.

Bestimmend für die deutsche Kunst des 15. Jahrhunderts ist im wesentlichsten die Künstlergeneration von 1430, und aus ihr hervorragend die zwei bedeutendsten Meister: Stefan Lochner[1]) und Konrad Witz. Beide stellen künstlerisch die denkbar größten Gegensätze dar, obgleich sie in einem gewissen Sinne nach dem gleichen Ziele strebten, nämlich der Gewinnung eines rein malerischen Prinzips. Konrad Witz ist noch wenig bekannt. In den allgemeinen Kunstgeschichten, die überhaupt mit einer sonderbaren Ängstlichkeit die deutsche Kunst des 15. Jahrhunderts umgehen, findet man seinen Namen gar nicht oder nur flüchtig erwähnt[2]). Seine Zeit- und Landsgenossen, die Schwaben Lukas Moser und Hans Multscher, sind, obwohl weniger bedeutend, bekannter als Witz. Der Grund liegt jedenfalls darin, daß von Witz bis heute erst eine kleine Anzahl von Werken entdeckt ist, von denen sich noch dazu das wichtigste im Archäologischen Museum zu Genf befindet. Wer von all den Tausenden jährlich die Schweiz bereisenden Deutschen besucht dort den Landsmann?

Witz ist eine merkwürdige, im höchsten Maße fesselnde Persönlichkeit. Wenn man den Individualismus ausschließlich für die Renaissance in Anspruch nehmen wollte, so müßte man sagen, Witz war durch und durch Renaissancenatur. Ein Künstler, der uns als Mensch interessiert, weil seine Kunst bis ins Kleinste von persönlichem Fluidum durchsetzt ist. So stark

[1]) Man vergleiche hierzu den Aufsatz über Stefan Lochner, Deutsche Rundschau 1910, Bd. CXXXII, S. 96 ff.

[2]) Eine erfreuliche Ausnahme davon macht „Die altdeutsche Malerei" von E. Heidrich (E. Diederichs, 1909), die dem Kunstfreund wenigstens die Gelegenheit vermittelt, den Meister in zehn Gemälden kennen zu lernen.

persönliche Accente wie bei ihm finden wir selbst in seinem sehr auf die persönliche Note accentuierten Jahrhundert nur selten.

Da wir von seinem Leben nicht viel wissen, so müssen wir uns diesem Charakter gegenüber ganz auf die künstlerische Analyse beschränken. Aber seine Kunst ist freilich beredt genug. So viel über den Menschen: er kam aus der freien Reichsstadt Rottweil nach Basel, fand dort am 21. Juni 1434 Aufnahme in der Zunft zum Himmel, erwarb ein halbes Jahr später das Bürgerrecht, wird 1442 als Schwiegersohn der Schwägerin des Meisters Lavelin von Tübingen und 1443 als Hausbesitzer in der Freien Straße genannt und scheint um das Jahr 1446 oder 47 gestorben zu sein; denn aus letzterem Jahr haben wir bereits eine Notiz, wonach Frau Ursula Witz als verwitwet bezeichnet wird. Außerdem wissen wir, daß der Vater des Künstlers, Hans Witz, ein Konstanzer, ebenfalls Maler und in dieser Eigenschaft am burgundischen Hofe tätig war, woher er 1425 zurückkehrte.

Dies alles sind dürftige Nachrichten. Die Chroniken und Zunftbücher lassen uns in Unkenntnis eines Menschen, eines Vollmenschen, von dem wir so gerne recht viel erfahren möchten. Aber wir haben seine Kunst.

Und aus ihr redet laut eine leidenschaftliche, glühende Seele und ein starker Wille. Ein Wille zum Problematischen, ein Wille zum Schaffen neuer Werke. Man muß manchmal an Böcklin denken, der auch mit einer stürmischen Unbeugsamkeit wider das ewig Konventionelle anrannte. Witz ist eine der größten Bahnbrechernaturen, die die alte Kunst aufzuweisen hat. Mit einer unglaublichen Kühnheit sucht er technische Schwierigkeiten zu lösen. Er wagt sich hier an Aufgaben, die erst weit später bewältigt werden konnten. Dadurch ergaben sich ihm Konflikte oft der wunderlichsten Art. Beständig liegt er mit den einfachsten Dingen im Hader. Uns einfach, weil wir sie seit Jahrhunderten beherrschen; damals noch völlig neue Fragen. Es handelt sich nämlich um die Probleme des Raumes, der Perspektive, der Licht- und Schattenwirkungen. Witz manövriert mit Errungenschaften, von denen manche erst dem 17. Jahrhundert (durch Rembrandt) geläufig wurden. Und ebenso beschäftigen ihn seelische Probleme, die zu lösen noch nicht in den geistigen Möglichkeiten des Mittelalters lag. Gleichwohl steht er mit festen Füßen in seiner Zeit. Aus seinen Werken strömt der warme Lebenshauch seiner Epoche. Mit hellem Auge besieht er sich Welt und Dinge. Und mag auch sein Werk, wie jede große Kunst, eine Welt für sich bilden, so ist diese Welt doch ein sehr klarer Spiegel der wirklichen. Darin besteht der große Gegensatz zu Lochner. Für Lochner ist die Wirklichkeit, das reale Leben, das geringste Bedürfnis. Er hat sich ein Märchen zurechtgemacht, ein verschwiegenes Rosengärtlein, wo blaue Schwalbenengel durch goldene Lüfte schweben und im Grase bunte Geister singen und harfen, einen Zauberring bildend um die liebe Frau Königin Maria und ihr himmelschönes Kind. Minnige Jungfrauen und heilige junge Ritter gehen ehrfürchtig ab und zu. Sonst kommt niemand herein. Bei Witz finden wir niemals derartige Märchenszenen. Er holt sich Situationen aus dem Leben. Ja, man kann ihn geradezu als den Begründer des Genres in der deutschen Kunst bezeichnen.

Steht er doch mit seinen Straßenmotiven, die er überall so reizvoll einzufügen weiß, an der Spitze der Profankunst überhaupt, die sich aus den genremäßigen Einlagen des Sakralbildes heraus entfaltet.

Es war die Zeit, da die Fortschritte der Malerei bereits zu einem Kampf wider den obligaten Goldgrund zwangen. Lochner führt den Kampf auf die Art, daß er, entweder — wie auf seinem Dombild — eine solche Masse von Figuren in eine Fläche setzt, daß der Hintergrund davon bedeckt wird, und der Raum über den Figuren durch fliegende Fahnen und Engel eine über das neutrale Gold dominierende farbige Fülle enthält; oder daß er — wie auf der „Anbetung" (Schloß Altenburg) — eine landschaftliche Tiefenwirkung entwickelt und damit den Goldgrund sachte von unten nach oben drängt — ein Weg, den die Schule von Köln schrittweise bis zum 16. Jahrhundert weiterging. Witz stellt sich dem Problem ganz anders gegenüber. Während die Kölner dem neutralen Goldgrund Schritt um Schritt das Terrain für ihre bunte Welt abzuzwingen suchen, läßt ihm Witz durch seine großartige landschaftliche und architektonische Raumentfaltung von vornherein keinen großen Spielraum. Die Überwindung des Goldgrundes hing mehr oder minder überall mit der Lösung des Raumproblems zusammen; aber nirgends finden wir ein so zielbewußtes Vorgehen wie bei Witz. Der Raum war für ihn der wichtigste Faktor; gleichsam das erste Prinzip, aus dem heraus er alle Kunsttheorie entwickelte. Dann kamen die Menschen, die er in den Raum hineinstellte, wobei nicht immer alles glatt abging. Und dann kam das Licht, das er in den Raum und um die Menschen herum einließ. Diese sonderbare, aber mit System durchgeführte Prozedur können wir häufig bei ihm finden, und alle Konfusionen, in die er manchmal geriet, lassen sich darauf zurückführen. So kommt es einmal vor, daß eine heilige Katharina auf statt in dem Schatten eines Pfeilers sitzt, und ein andermal, daß ein Schatten an einer Mauer um die Ecke geht. Aber wir müssen wohl bedenken, daß Konrad Witz der erste ist, der sich überhaupt mit dem Schatten beschäftigt. In der vorhergehenden Kunst gibt es noch keinen Schatten. Die Figuren stehen vor dem Goldgrund. Lochner belebt die faltigen Gewänder mit einem warmen Helldunkel; aber der Schlagschatten ist kaum vorhanden. Schwach sehen wir ihn bei Lukas Moser und dem Anonymus des Sterzinger Altarwerkes, etwas stärker bei Hans Multscher auftauchen. Aber keiner von allen setzt sich eingehend mit ihm auseinander, behandelt ihn als Problem. Dieses bleibt Witz vorbehalten. Bei Witz spielt der Schlagschatten eine bedeutende Rolle, und die Fehler, die er an ihm begeht, sind keine zufälligen, sondern die Frucht übertriebener Ausklügelei. Er probiert dies und jenes; malt nie, was ihm leicht fällt. Und so ungeschickt er sich auch manchmal für unsere Begriffe bei seinem Suchen anstellt, so große Erfolge erzielt er doch auch wieder anderseits; denn betrachten wir diese hochräumigen Kirchenhallen mit ihrem einfachen kühlen Tageslicht und dem webenden Helldunkel der dämmrigen Seitenschiffe, diese weiten Landschaften mit ihrem lebensvollen Spiel von Schatten und Belichtung, diese Schattenrisse an den Wänden, in denen er die Gebärden der davor stehenden Menschen wiederholt, so müssen wir

überrascht gestehen, Witz ist unendlich weit vorgeschritten, ja in manchem Rembrandt näher als seinen Zeitgenossen. Die eingehende Beschäftigung mit den Geheimnissen von Licht und Schatten machen ihn zum berufensten Architekturmaler. So großartig erfaßte Architektur wie bei Witz finden wir in der ganzen deutschen Kunst bis zu Holbein und Dürer nicht wieder. Kircheninterieurs, wie er sie auf seiner Straßburger oder Neapler Tafel gibt, das ist nicht bloß gemalte, das ist verstandene Architektur. Unser Blick gleitet an diesen Pfeilern entlang und zum hohen Chor hinauf, mit kaum minderem Behagen als wir uns in dem Anblick der schönen Architekturen, der niederländischen Kirchenbildspezialisten, etwa eines Peter Neefs des Älteren oder Emanuel de Witte, versenken. Auf der „Befreiung Petri" des Genfer Altarwerkes schließt Witz den Hintergrund mit einem einfachen, viergeschossigen Gebäude ab, das in der ganzen Front eine offene Loggia hat. Wie er diese Loggia, wie er den Reiz der Säulengliederung und des weichen Halbdunkels dahinter charakterisiert, das darf als ebenbürtig neben der berühmten Arkadendarstellung auf Donatellos Salomereliefs genannt werden. Auf der in Straßburg befindlichen Tafel „Die heilige Katharina und Magdalena" sehen wir in eine Kirche, die offenbar das getreueste Abbild einer wirklichen ist. Nach der sehr einfachen Ausstattung wahrscheinlich die Kirche eines Bettelordens. Ein älterer Bau. Romanische Holzpfeiler mit Schildkapitälen, das Gewölbe des Hauptschiffs und das Portal schon gotisch. Das Seitenschiff ist, wie es in dieser Zeit in armen Kirchen vorkommt, flachgedeckt. Alle Einzelheiten sind auf das feinste beobachtet: kühle, helle und warme farbige Töne mit reichem Kunstverständnis gegeneinander abgewogen. Auf der älteren „Heiligen Familie" in Neapel ist die Architektur — die Szene spielt ebenfalls in einer Kirche — noch nicht so sicher behandelt. Das Kreuzgewölbe im hohen Chor wackelt. Aber trotzdem ist das Bild köstlich durch die feine Einfühlung in den architektonischen Geist. Der Bau zeigt durch zwei Geschosse Übergangsstil; jedoch durchgehend, auch in den Nebenschiffen und dem Lettner gotisches Kreuzgewölbe. Der Lettner ist mit Figuren geschmückt. Die beiden Lettneraltäre tragen reichen Gemäldeschmuck. Durch das offene Tor des Lettners geht der Blick auf das Tafelwerk des Hochaltars. Das alles ist mit einer feinen Traulichkeit geschildert, daß man sich eigen davon angezogen fühlt.

Ein besonders reizvolles Motiv ist der Ausblick durch das Seitenportal der Kirche. Da schauen wir auf die Straße hinaus, wo die Leute gehen, sehen auch die Häuser gegenüber, nach Schweizer Art spitzgiebelig und mit Fassadengemälden. Auf der Straßburger Tafel schauen wir ebenso durch das Hauptportal auf ein Eckhaus, in dem sich ein Laden befindet, Käufer stehen davor; andere gehen vorüber. Man erlebt ein mittelalterliches Straßenbild.

Wir halten einen Augenblick inne. Wo sind wir eigentlich? Wie kommen wir in die Kirche? Witz hat das eine Mal eine heilige Familie, das andere Mal die Heiligen Katharina und Magdalena zu malen — so lauteten offenbar die Aufträge — wie kommt er dazu, diese Gestalten in Kirchen zu setzen? So befremdend uns dieser Gedanke ist, dem Mittelalter war er durchaus

nicht fremd. Die religiösen Szenen können künstlerisch nur auf zwei Ebenen abgespielt werden, auf einer sinnlichen oder auf einer übersinnlichen. Als die sinnliche bezeichnet sich alle Darstellung, die die biblischen und legendären Vorgänge als etwas wirklich Geschehenes zu erzählen versucht; als die übersinnliche jene Art der Auffassung, die Einzelgestalten oder ganze Szenen in die Sphäre der Vision versetzt. Visionen sind die Misericordien, die Disputationen, die Adorationen der Heiligen; Visionen aber auch alle die historisch-biblischen Szenen, sobald sie Zuschauer oder Teilnehmer – Heilige, Donatoren — haben, die nicht in den geschichtlichen Vorgang gehören. Der Hauptreiz des mittelalterlichen Sakralbildes liegt in der beständigen Verschiebung zwischen Wirklichkeit und Vision. Dadurch, daß die Vorgänge nur lückenhaft historisiert und im wesentlichen in die Gegenwart versetzt werden, tauschen sich die festen Konturen des historischen Begriffes gegen den rein gefühlsmäßigen des immerwährenden religiösen Erlebnisses aus. Eine besondere Art nun des visionären Bildes ist die Kirchenszene. Sie knüpft sich an die Idee der Anwesenheit Gottes im Sakrament. Des weiteren an die gewohnte Vorstellung der mit Bildern und Statuen geschmückten Kirche; denn diese Bilder und Statuen wiederum treten in der Empfindung an die Stelle der Personen, die sie darstellen. Die Bilder sind wundertätig. Man erhofft von einem bestimmten Marienbild Erhörung; an anderer Stelle würde man von Maria nicht erhört werden. Die Bilder sind auch lebendig. In schönen Volksliedern und Legenden wird davon erzählt. Dem armen Spielmann wirft eine Marienstatue ihren Schuh zu. Eine Mutter bittet vergeblich um Befreiung ihres gefangenen Sohnes und entreißt endlich in der Verzweiflung der Maria das Jesuskind, es als Geißel behaltend. Da steigt die Holzfigur vom Altar, wandert nach dem Gefängnis und befreit den Sohn der armen Frau. Denn sie will ihr Kind wieder haben[1]. Die Bilder reden auch, wenden die Augen, nicken und lächeln, und, verletzt, bluten sie. So tauscht sich in der Phantasie die Vorstellung aus, daß die Heiligen, die in den Kirchen als Bilder stehen, dort wirklich anwesend sind. In den Kirchenwinkeln empfangen auch nicht selten die Ekstatiker ihre Visionen. Dann sehen sie die heiligen Gestalten in der ihnen durch die Kunstwerke vermittelten Erscheinungsform. Mechthild von Magdeburg (13. Jahrhundert) schildert in ihrer „mystischen Messe" mit dem ganzen hinreißenden Zauber der mystischen Poesie auf das ausführlichste eine Heiligenversammlung in einer Kirche[2]. Die Malerei nimmt das Motiv erst später auf. Zuerst in den Niederlanden. Dort sehen wir bei Jan van Eyck thronende Madonnen von Heiligen umgeben in prachtvollen Kathedralen. Vielleicht brachte der Vater unseres Künstlers, Hans Witz, der wahrscheinlich dem Genter Künstlerkreis nahetrat, das Motiv von dort nach der schwäbischen Heimat. Konrad Witz führte es dann auf seine Weise weiter. Er nahm ihm den offiziellen Adorationscharakter, der in der

[1]: Das alte Passional. Dichtung aus dem 13. Jahrhundert. Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt 1845.

[2]: Das fließende Licht der Gottheit. Von Mechthild v. Magdeburg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Eyckschen Kunst maßgebend war; setzte es mehr ins Genremäßige um. Die Heiligen Magdalena und Katharina auf dem Straßburger Gemälde sind, die eine lesend, die andere zuhörend, so ganz mit sich selbst beschäftigt, daß die Szene alles Übersinnliche verliert. Die beiden haben sich in dem Kirchenschiff häuslich niedergelassen. Jeden Augenblick können durch die Pforte, durch die man auf die Straße sieht, Leute hereinkommen. Man hat nicht das Gefühl, als ob die beiden Märtyrerinnen dann plötzlich verschwinden oder in Himmelsglorie auffahren würden. So ganz real ist ihre Erscheinung und die Situation, in der sie sich befinden.

Dieser naive Realismus, charakteristisch für die ganze mittelalterliche Kunst, hat bei Witz sein besonderes Gepräge. Witz ist in höherem Maße als alle seine Zeitgenossen Wirklichkeitssucher. Seine Gestalten sind von unerhörter Eindringlichkeit. Er spielt starke Gegenwartsnoten aus. Auf dem Altarwerk in der Basler Kunstsammlung, wo die drei Helden David Wasser aus dem Brunnen zu Bethlehem bringen, wie lebt diese Szene! Drei Ritter in Harnisch und Wehr. Man hört das Klirren der Schwerter an den Beinschienen, das Hallen der Eisenschuhe beim rhythmischen Tritt. Die Zeit der Turniere und Ritterfehden steht in diesen Gemälden vor uns. Und wie Witz die Zeit, seine Zeit, erfaßt, so hat er auch ein merkwürdig geübtes Auge für die Gegend. Schüchtern, andeutungsweise schildern sie seine Zeitgenossen, ohne ausgesprochene örtliche Physiognomie. Bei Witz aber erkennt man die Gegend. Als er 1444 nach Genf zog und im Auftrag des dortigen Bischofs einen Altar, sein Hauptwerk, malte, da wählte er für das Motiv von Petri Fischzug als Landschaft den Genfer See mit seinen Ufern. Ein herrliches Landschaftsbild! Die deutsche Kunst hat im Umkreis eines Jahrhunderts kein schöneres aufzuweisen. Wenn man bedenkt, wie wenig „entdeckt" die Landschaft an und für sich im Mittelalter war — man erinnere sich an Petrarcas klassisch gewordene Bergbesteigung des Mont Ventoux — erstaunt man über die unserem modernen Gefühl außerordentlich nahe Naturempfindung. Der See, die Berge, die Matten und Felder, die sich an die Ufer herabziehen, die Türme, die sich im Wasser spiegeln, — das ist alles mit einem für die farbige und lineare Schönheit des freien Landes wohlgeübten Auge gesehen, ja, man hat das Gefühl einer Hingerissenheit des Malers den Eindrücken der Natur gegenüber.

Was war für diesen merkwürdigen Meister der Mensch? Ein Ideal, dem er mit solcher Leidenschaft nachging, daß er fast daran scheiterte. Auch darin wieder himmelweit von seinen Zeitgenossen verschieden. Jene begnügen sich mit bestimmten Typen. Witz löst alles Typische auf, gibt Charaktere, Charaktere und Ereignisse. Er liebt, darin ganz sein Jahrhundert verlassend, das Außergewöhnliche. Nicht das Wunder, wie es die Barockzeit schildert, das Wunder, das — im Gegensatz zum Mittelalter, wo es gemeinhin als etwas Selbstverständliches aufgefaßt wird — Staunen und Schrecken erregt. Witz ist weder so naiv, die übernatürlichen Dinge ruhig in die natürlichen einzufügen, noch so nüchtern, sie aus der Welt der Wirklichkeit herausfallen zu lassen. Er sucht sie psychologisch zu erklären. Und in diesem Punkt erst enthüllt sich uns ganz das Wesen seiner Kunst. Lebte er in unserer

Zeit, er wäre vielleicht Okkultist geworden, würde sich mit Somnambulismus und transzendentaler Psychologie beschäftigen.

Ein höchst fesselndes Bild in dieser Hinsicht ist seine „Befreiung Petri", ein Flügelgemälde des oben erwähnten Genfer Altarwerkes. Wir blicken in das Gefängnis. Petrus, im Eisen sitzend, schläft. Er schläft tief, den Schlaf des Müden. Schwer liegt das Haupt in der Hand des aufgestützten linken Armes. Die Rechte gleitet halbgeöffnet eine charakteristische Schläferbewegung — vom Schoße herab. Da naht der Engel und löst behutsam, als ob er Petrus nicht wecken wolle, das Halseisen. Die Handlung hat etwas Geräuschloses, Traumhaftes. Unmittelbar daran, wie es auf mittelalterlichen Bildern Brauch ist, schließt sich die folgende Szene. In ihr setzt sich die Traumstimmung gesteigert fort. Der Engel führt Petrus durch den Hof des Gefängnisses. Er führt ihn aber nicht an der Hand, sondern am Puls. Die Hand hängt schlaff herab. Petrus hat zwar die Augen offen, aber er geht mit der Willenlosigkeit eines Schlafwandelnden oder eines Mediums. „Und er ging hinaus und folgte ihm, und wußte nicht, daß ihm wahrhaftig solches geschähe durch den Engel; sondern es deuchte ihn, er sähe ein Gesicht." So lautet der Bericht Apostelgeschichte 12, 9.

Wie hat Witz diese Worte ausgearbeitet! Er erfaßt den ganzen Zauber der zwiespältigen Stimmung von Traum und Wirklichkeit. Und so stark betont er das Somnambule in der Gestalt des Petrus, daß alle Fragen offen bleiben, was er überhaupt mit dem Bilde sagen wollte. Ob es ihm wirklich um eine getreue Darstellung der biblischen Erzählung zu tun war, ob er nicht vielmehr seine eigene Auffassung geltend machen wollte, eine theosophisch-spiritualistische Auffassung, die sich mit dem Kirchenglauben nicht deckt.

Das Geheimnisvolle des Augenblicks wird noch gehöht durch das Erwachen und Nahen der Wächter. Einer schläft im Hintergrund. Ein anderer, über den Petrus fast hinübergestiegen ist, fährt empor, mit einem Schrei wahrscheinlich, auf den zwei andere Wächter, eine Treppe neben dem Kerker hinaufspringend, zu Hilfe eilen. Beide erblicken noch den Flüchtling. Der eine deutet mit der Hand nach ihm, der andere zückt schon das Schwert. Auch der hilferufende Wächter greift nach der Waffe und schaut nach Petrus, aber keiner von ihnen scheint den Engel zu bemerken. Bei dem Anblick des Engels würden sie die Waffen sinken lassen. Aber man erkennt deutlich, sie wollen, ohne etwas anderes als den Flüchtling zu sehen, nur diesem nach. Dieser Zug ist ein sehr eigentümlicher in der Darstellung himmlischer Erscheinungen. Er ist damals einzig dastehend. Erst im nächsten Jahrhundert treffen wir ihn wieder, und zwar auf dem Gemälde und dem Holzschnitt der „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" bei Lukas Cranach. Dort bemerkt Josef nicht, daß die Wiese um ihn voll von kleinen Puttengeln ist; auch Maria sitzt auf dem Holzschnitt wie traumbefangen. Nur das Jesuskind greift nach den spielenden Engelkindern. Der Gott sieht die geheimnisvollen Wesen.

Die größte Kluft gähnt wohl zwischen Witz und Lochner. Wenn wir uns der Engel Lochners erinnern, jener heiteren, bunten Geschöpfchen, die eigentlich keine rechten Engel sind, sondern Geister unserer Lüfte, Wiesen,

Blumen — welch ein Gegensatz dazu der Engel auf der Befreiung Petri! Dieser wahrhaft ein Wesen aus einer anderen Welt. Kein Naturgeist, sondern etwas außer dem Gestaltenkreis der Mythologie Stehendes. Ein wirklicher Bote, Gestalt gewordene Kraft, von einem höchsten Willen ausgesandt. Du sollst helfen! ist der Befehl, der über ihm steht. Als helfende Kraft tritt er ein, löst die Fesseln, zieht mit magischem Bann den in halbwachem Bewußtsein ihm Folgenden ins Freie. Der Engel ist von einer rührenden Schönheit. Er hat dunkles Gelock, das in schwerer Masse auf die Schultern fällt, ein feines schmales Oval, mandelförmige Augen, einen schwermütigen Blick, — der bestrickende Typus, mit dem eine Generation später Botticelli faszinierte. Das Gewand ist so lang, daß es vorn am Boden aufliegt. Das gibt seinem Gang das lautlos Gleitende. Sein Gebaren, die sanfte Miene, die feinen Hände haben etwas Frauenhaftes. Das Prinzip der helfenden göttlichen Kraft ist weiblich gedacht, eine Idee, die dem um diese Zeit auf Platon und Dante zurückgreifenden italienischen Humanismus entspricht. Der Gegensatz der Gruppen — die durch die Nacht dahin lärmenden Wächter und die beiden unangefochten über den hellen Hof schreitenden Gestalten Petri und des Engels — ist von einer bedeutenden Wirkung. Überhaupt beherrscht eine große Empfindung das Ganze. Wir fühlen, dieser Künstler war ein geistvoller Mensch, und warm quillt ihm die Sprache des Herzens. Er hat nicht die sonnige Innigkeit Stefan Lochners, nicht dessen heiteres, kindliches Gemüt; aber mehr Leidenschaft, mehr Impuls. Eine Natur, die sich Leiden schafft, die mit starker Sensibilität in das Seelische der Ereignisse eindringt, die alle Gefühle bis zum Schmerz durchlebt. In kurzen Zügen erzählt er uns Petri Befreiung. Aber was er darin alles berührt und in eine Stimmung zusammenzieht, das ist eine lange Geschichte von Kerkernot und Erlösung. Wie eine sinfonische Dichtung rauscht sie an uns vorüber.

Der Genfer Altar ist überhaupt das vornehmste Werk des Meisters. Die höchste Kraft entwickelt er in dem „Fischzug Petri", in der Landschaft, in der figürlichen Gruppierung, in der ganzen unvergleichlichen Stimmung, insbesondere aber in der Hauptfigur, in Christus. Dieser Christus ist eine so besondere, von allen Christustypen der Zeit verschiedene Erscheinung, daß es schon wert ist, ihn näher zu betrachten. Im ganzen ist die deutsche Christusdarstellung vor Dürer keine sehr bedeutende. Im Madonnen- und Heiligenbild wurde ungleich mehr geleistet. Der Hauptgestalt des christlichen Stoffes gegenüber versagte die Kraft. Man nahm vielfach seine Zuflucht zu dem in den Passionsspielen entwickelten Typus, einem hölzernen, schüchternen, schablonenhaften Christus. Der Christus des Witz aber ist eine Persönlichkeit.

Wir müssen kurz die Szene betrachten. Als Vorwurf diente das mystische Schlußkapitel des Johannesevangeliums. Sieben Jünger, darunter Petrus, fahren des Nachts auf dem See, um zu fischen, machen aber keine Beute. Als sie gegen Morgen heimkehren, erblicken sie am Ufer einen Mann, der ihnen zuruft, sie möchten das Netz an der rechten Seite des Kahnes hinablassen. Da sie gehorchen, ist es schwer voll von zappelnden Fischen. Daran erkennen die Jünger, daß es ihr Meister ist, Jesus, der von den Toten Auf-

erstandene, und Petrus wirft sich eilends ins Meer und schwimmt ihm entgegen.

Wir sehen auf dem Bilde das Schiff mit seinen Insassen als vielformige Silhouette von links nach rechts herangleiten. Vier Jünger sind beschäftigt, das volle Netz über den Rand zu ziehen. Zwei andere stemmen mit den Rudern, woraus zu ersehen ist, daß sie dem Ufer schon nahe sind, wie es Joh. 21, 8 heißt: „Sie waren nicht ferne vom Lande, sondern bei zweihundert Ellen." Petrus schwimmt bereits gegen das Ufer zu, auf dem (im Vordergrunde) Jesus steht. Die Komposition ist geistvoll: Jesus in den Vordergrund gerückt; im Mittelgrund der weitausgebreitete See mit der Fischergruppe; im Hintergrund als großartig abschließender Prospekt das jenseitige Ufer. Jesus ist, weil die vorderste, die größte Gestalt. Man fühlt seine Nähe. Die anderen, mit Ausnahme Petri, der als komplementäre Erscheinung zu Jesus herangezogen ist, verlieren sich, zwar deutlich noch in den Umrissen, aber schon verschwimmend in den Gesichtern, in der Ferne. Über dem See und den Bergen liegt morgendliche Helle; nur der schmale Uferstreif vorn ist im Schatten. Dadurch erklärt Witz, wie es kam, daß die Jünger Jesum nicht gleich erkannten. Sie sehen nur eine verschwommene Gestalt im Morgengrauen. Erst durch das Fischwunder wurden sie aufmerksam. Jesus steht, dicht in einen großen Mantel gehüllt, am Ufer. Er hat ein schmales, ausdrucksvolles Gesicht, eine edle, wohlgepflegte Hand, die nur zur Hälfte aus der Bauschlinie des Mantels hervortritt. Zwei äußere Dinge fallen uns ins Auge: die scharfe Profilstellung, die man sonst um diese Zeit in Deutschland nicht anwendet, und die ganz bildnismäßige Betonung von Kopf und Hand, was beides auf Bekanntschaft mit italienischer Kunst schließen läßt. Auch in der Größe und Würde der Auffassung werden wir an italienische Vorbilder, besonders Giotto, erinnert. Von diesem Christus geht ein merkwürdiges Fluidum aus. Antlitz und Hand üben suggestive Wirkung. Das empfinden wir auf dem Umwege durch Petrus. Dieser Petrus, der sich durch das Wasser zu seinem Meister heranringt, ist der Typus eines magisch Angezogenen, blindlings Folgenden. In der Szene setzt sich jene andere fort, die Matth. 14 berichtet wird, wo Petrus auf Jesu Befehl über das Wasser zu schreiten versucht und, ängstlich werdend, sinkt. Die Erinnerung jenes Augenblicks steht beiden vor Augen. In Petri Antlitz liegt wieder das erregte: „Herr, bist du es?" Und in Jesu Blick und Gebärde das befehlende: „Komm her!" Je näher der Apostel Jesus kommt, desto mehr wird er von ihm angezogen. Witz läßt seelische Reflexe spielen — die Wirkung der Willenskraft. Ganz Wille ist sein Christus, ganz Hingabe sein Petrus. Wir vergessen, daß dem Künstler technisch ein kleiner Fehler unterlaufen ist, daß er nicht vermochte, Christi Blick sich mit dem des Petrus treffen zu lassen. Das aneinander Vorbeiblicken ist übrigens auf Bildern der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch fast allgemein und darf uns deshalb nicht stören. Ja, um so mehr zwingt uns des Künstlers Geschicklichkeit Bewunderung ab, die aus der Not eine Tugend zu machen wußte, das heißt in diesem Falle, eine Täuschung hervorzubringen verstand, die der über-

legenen Kunst des 16. Jahrhunderts noch alle Ehre gemacht hätte. Witz läßt nämlich seinen scharf ins Profil gestellten Christus geradeaus in den Rahmen blicken, erweckt aber durch das erregte Heranstreben des Apostels den Anschein, daß Christi Wort und Blick sich dorthin wenden. Er rechnet dabei erstaunlich sicher mit der ergänzenden Phantasie des Beschauers. Wenn wir das Bild betrachten und es uns dann aus dem Gedächtnis heraus zu vergegenwärtigen suchen, so wird uns immer der Petrus, der scheinbar Christi Blick auffängt, vor Augen stehen, und wir bilden uns danach die ganz bestimmte Vorstellung, daß Christus auf Petrus blickt, obwohl es nicht so ist.

Erhöht wird diese Vorstellung noch durch die kräftige Tiefenentwicklung des Bildes. Wir schauen über Petrus hinaus nach der Gruppe im Schiff. Eine Szene ganz für sich, die aber vielleicht gerade deshalb unsere Aufmerksamkeit anzieht. Nun ist es eine physikalische Bedingung, daß wir jeder Darstellung, besonders einer solchen, die räumliche Tiefe hat, einen bestimmten Punkt abzugewinnen suchen, einen Punkt der Ruhe, zu dem wir gleichsam immer wieder von den Einzelheiten zurückkehren können. Dieser Focus imaginarius liegt in diesem Bilde irgendwo im Mittelgrunde. Und über der Versuchung, ihn dort zu entdecken, wozu die kleine Schiffsszene Anregung gibt, werden wir gezwungen, die einzige vorn stehende Figur, Christus, uns in die Bildtiefe hineinblickend zu denken, eben weil wir hineinblicken. Je stärker in einem Bilde Vorder-, Mittel- und Hintergrund klar geschieden sind — und auf der Genfer Tafel ist das der Fall — um so mehr nehmen wir, wenn man so sagen darf, an der Aktion des Vordergrundes teil. Die Personen vorn treten fast in eine Linie mit uns. Wir glauben von ihrem Standpunkt aus zu sehen. Die Neueren haben diesen Umstand vielfach zu großen Wirkungen benutzt. Ich erinnere nur an das bekannte schöne Motiv des im Grase rastenden Wanderers, der, dem Beschauer den Rücken wendend, in ein Tal hinausblickt. Schwind brachte es zuerst, später in verschiedenen Varianten Hans Thoma. Eine eigenartige Lösung gelang auch Wilhelm Steinhausen in einer Odenwaldlandschaft (Besitzer J. Ravenstein, Frankfurt). Eine wundervolle Spätabendstimmung. Vorn ein schmaler Bergpfad, links und rechts in den Bilderrahmen laufend; dahinter in bergigen Massen tiefer Wald. Der Focus imaginarius liegt irgendwo in der Tiefe, nicht zu finden, so daß einem nichts übrig bleibt, als danach zu suchen. Den Pfad vorn kommt ein Reiter daher. Und da ist es nun merkwürdig, man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß der Reiter ebenfalls den Blick über die dunklen Waldtäler und Berge hinschweifen läßt. Das nächstliegende ist, derartige Motive für die Tiefenwirkung auszunützen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts malte man gern junge Mädchen, die, vom Beschauer abgewandt, aus dem Fenster blicken. Schwinds Töchterlein am Fenster (1858) bildet vielleicht den Höhepunkt dieser Darstellungen, wozu als modernes Gegenstück Trübners „Blick aus dem Heidelberger Schloß" (Darmstadt, Galerie) kommt, wo wir Trübner mit seinem Hund, beide mit dem Rücken gegen uns, aus einem Fenster des Schlosses schauen sehen. Es wird wohl wenige geben, die sich da nicht zu besinnen versuchen, welchen Blick man von diesem Fenster auf das Neckartal habe. Hier ist also durch die erzwungene Parallele

der Blicke des Dargestellten und des Beschauers noch eine Lokalstimmung erreicht — ein Beweis, wie viel sich aus solchen kleinen Nuancen erzielen läßt. Im 19. Jahrhundert überschritt man gelegentlich die Grenze des Erlaubten. Die geistvolle Wirkung wurde zum offenkundigen Trick. Immerhin haben wir auch aus den Richtungen auf den Effekt Beispiele, wo Künstler mit der Anwendung solcher Tricks seelische Wirkungen zu erreichen strebten und erreichten. Ein Typus dafür ist der „Daniel in der Löwengrube" von Briton Rivière, der mit dem Rücken gegen den Beschauer steht, und dessen bannenden Augenstrahl man einzig durch die scheu zurückweichenden Bestien gegenwärtig fühlt.

Wir kehren zu Witz zurück. Was Rivière mit einem etwas plumpen Pathos vordemonstriert, weiß Witz mit geringeren Mitteln, aber kaum weniger Gewandtheit und zweifellos einem feineren Gefühl als der Frankobrite des 19. Jahrhunderts auszudrücken. Beiden war es darum zu tun, das Wesen der erhabenen Persönlichkeit, des Genies zu kennzeichnen. Rivière griff zum sinnfälligsten, der Bändigung der Bestien durch den Blick, Witz zu dem darstellerisch weit schwierigeren, der geistigen Überwältigung des Menschen. Wir mögen uns von den reizenden Einzelheiten der Landschaft, der fischenden Gruppe, der ganzen Stimmung so viel hinreißen lassen, als wir wollen, immer fesselt uns die Gestalt Christi am meisten. Ein gewisser Trick liegt ja auch in dem Kompositionsschema. Gerade die Profilstellung hat im Zusammenhang mit der Gesamtkorruption etwas Raffiniertes. Christus ist dadurch — ebenso wie der Reiter auf der Odenwaldlandschaft Steinhausens — fast in die Horizontallinie der Vorderfläche einbezogen, während sich die imaginäre Richtung seines Blickes diagonal nach der Tiefe lenkt. Also eine Gegenbewegung. Schwind und noch mehr Trübner haben durch die schräge Stellung des Fensters ebenfalls diagonale Richtung des Blickes veranlaßt. Jedoch fiel hier die Gegenbewegung fort. Die Künstlergeneration der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beschäftigte sich gern mit den ihr noch schwierigen Problemen der Richtungslinien. Bekannt ist, wie Rogier van der Weyden in seinem „Heiligen Lukas, die Madonna malend" (München, Pinakothek) die Tiefenwirkung damit steigert, daß er im Mittelgrund — die Haupthandlung spielt vorne — zwei Menschen über eine Brüstung ins Land hinausschauen läßt und damit auch unseren Blick widerstandslos in die Hintergrundsferne zieht. Aber ziemlich einfach erscheint dieses sehr reizvolle Motiv doch gegenüber dem ungleich tiefer durchdachten Kompositionsschema des Witz. Bei diesem geht eben das Technische aufs innigste mit dem Seelischen zusammen. Darin liegt der starke Eindruck seiner Kunst.

Wir haben Witz ästhetisch betrachtet. Aber es zeigte sich wohl, daß sich damit allein nicht auskommen läßt. Wir stehen noch einem eigensten persönlichen Element gegenüber: seiner durchaus schöpferischen religiösen Auffassung. Bei Witz fehlt die katholische Stimmung. Die Madonna spielt keine Rolle. Auch der mythologische heidnisch germanische Einschlag, der z. B. bei Lochner stark entwickelt ist, findet sich bei ihm nicht. Eher glaubt

man ein erstes Wehen jenes reformatorischen Geistes zu spüren, das im 16. Jahrhundert zum Sturme anschwoll. Reformatorische Gedanken lagen freilich auch reichlich in der Luft. War es doch die erregte Zeit des Baseler Konzils, in der der Genfer Altar, der 1444 vollendet wurde, entstand! Das Konzil war jedenfalls der Anlaß gewesen, weshalb Witz das stille Rottweil verlassen und sich in Basel ansässig gemacht hatte. Wegen des Konzils kamen Künstler aus aller Welt nach der schweizerischen Stadt. Es wimmelte von deutschen, französischen, italienischen und spanischen Malern, die alle bei den großen Herren, die sich hier versammelten und prunkende Wirtschaft führten, um Aufträge bewarben und solche reichlich fanden. Wenn wir bei Witz etliche italienische Einflüsse bemerkten, so lassen sie sich leicht auf den Verkehr mit den italienischen Künstlern zurückführen. Diese schleppten ihre Bilder mit sich, und man konnte in dem Basel der Konzilszeit vielleicht nicht weniger internationale Kunst studieren als heutzutage in den großen Berliner und Münchener Ausstellungen. Lebhaft, wie das künstlerische Leben, war überhaupt der ganze Verkehr in der von Fremden überschwemmten Stadt, die durch das Konzil für Jahre hinaus der Treffpunkt der Schöngeister wurde.

Wenn wir des Konrad Witz' Bilder betrachten, so haben wir nicht die Empfindung, als ob sie eines ungelehrten Mannes Werk wären. Aus ihnen spricht Kultur. Nicht bloß die der Epoche im allgemeinen, sondern eigene persönliche Kultur. Auf seinem Hauptwerk, eben dem Genfer Altar, signiert er: conradus sapientis[1]). Sollte hinter der Latinisierung des Namens nicht ein Doppelsinn stecken? Betrieb der Künstler vielleicht gelehrte Studien? Stand er in näherem Verkehr mit bedeutenden Humanisten? Wie wertvoll wäre es, wenn wir darüber einige Überlieferungen hätten!

Witz ist nicht sehr volkstümlich. Man kann sich eher denken, daß er für einen bestimmten Kreis, der ihn zu schätzen wußte, arbeitete. Denn in der Tat, seine Art des Vortrags ist nicht ohne gewisse Voraussetzungen. Ein großes Publikum wird nichts mit ihm anzufangen wissen, und so war es vielleicht schon zu seinen Lebzeiten. War doch gerade für das Moment, auf das sich der „Fischzug Petri" zuspitzt, die Zeit noch nicht reif, und gewiß nur einzelne konnten das großartige philosophische Bekenntnis, das der Magister sapientis darin aussprach, verstehen.

Wer ist denn im großen Zusammenhange der germanischen Kunst aller Zeiten der Christus des Konrad Witz? Wo finden wir ihn — dann freilich in unendlich gewaltigerer Vergeistigung — wieder? Wir müssen in das 17. Jahrhundert hinein — zu Rembrandt! Bei Witz verhältnismäßig erst scheue Umrisse, bei dem großen Holländer ein aufs höchste entwickelter Typus; aber im Grunde ihres Wesens dieselbe Gestalt. Beide Meister lenkte dieselbe Absicht, einen ethischen Typus zu schaffen. Freilich bleibt noch eine Kluft zwischen dem Christus des Witz und dem Rembrandts. Die wunderbare

[1]) Der Name Witz taucht noch einmal in der Reformationszeit auf. Dort ist es der mit dem Baseler Humanistenkreise eng befreundete Johann Witz, genannt Sapidus, der in der Gelehrtenschule von Schlettstadt als einer der gefeiertsten Lehrer seiner Zeit gilt.

Verkörperung der Humanität, die in der lichten Ausstrahlung der bis auf den Grund klaren, gütigen Seele sich fast verzehrende Materie – diese Rembrandtsche Auffassung des Menschensohnes hatte Witz noch nicht. Aber er war auf der Suche danach, auf der Suche nach der Darstellung der übernatürlichen Größe, Kraft, Güte der gottmenschlichen Seele und verzweifelnd an der Möglichkeit des Erreichens, strebte er, mit einer Reflexwirkung verständlich zu werden, einem Hilfsmittel, das er sich aus seinen technischen Errungenschaften konstruierte. In der gleichen Weise wie er auf naive, aber doch keineswegs ungeschickte Art auf dem Straßburger Bild der grüngekleideten Magdalena ein grünliches und der rotgekleideten Katharina ein rötliches Schlaglicht auf die Wange setzt, so läßt er im Antlitz des durch das Wasser eilenden Petrus ein Vertrauen aufleuchten als Widerschein der von Jesus ausstrahlenden Kraft der Persönlichkeit.

Kraft, Wille! Darin liegt für Witz die Lösung des Jesusproblems. Alles Übernatürliche, Unbegreifliche, Göttliche fließt für ihn in einen Kernpunkt zusammen — Wille, bewegende, wollende Kraft. Er macht eine Unterscheidung zwischen *den* Menschen und *dem* Menschen. *Die* Menschen klassifiziert er unter die übrigen Erscheinungen, sie sind ihm nicht interessanter als die Landschaft, als die Architektur. Aber *der* Mensch, sein Christus, das ist für ihn das vollgeistige Herrscherwesen, der Idealmensch, das Genie.

Witz ist der erste deutsche Meister, der diese Christusauffassung künstlerisch festsetzt. Früher stand Christus außerhalb der Menschheit, war der Gott, der nur als Gast in die Welt kam. Jetzt erfährt die christliche Idee in der künstlerischen Darstellung eine Wendung.

Diese Wendung war literarisch vorbereitet. Wir finden die erste Spur in dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden sogenannten alten Passional. Da ist Christus durchaus als ein menschlicher, mit menschlichen Fehlern ausgestatteter Charakter gezeichnet. Eine Heldennatur mit großen Leidenschaften, die sich zunächst als Schwächen äußern und *erst allmählich* die Umwertung in Tugenden erfahren. Jesus wird als ein edles, aber heftiges und zornmütiges Kind geschildert, das eher einen künftigen Napoleon, als einen Verkünder der Humanität erwarten läßt. Eine kleine Szene ist charakteristisch; der Knabe Jesus geht mit etlichen Spielgenossen fischen. Er zeigt sich wie immer als der Führer, der die anderen unterweist. So lehrt er sie auf eine besondere Art Fische zu fangen. Er gräbt in dem seichten Bache Gruben, in die die Fische hineingeschwemmt werden und sich nicht mehr herausfinden. Das Spiel findet Anklang, und die Schar belustigt sich damit. Da kommt ein Knecht des Weges, der die Kinder ermahnt, aufzuhören, da es Sabbat sei. Jesus gibt ihm die trotzige Antwort, er wisse selber, was er zu tun habe; worauf ihm der Mann zornig seine Gruben mit dem Fuße zertritt. Da braust der Knabe auf: „Daz du . . . min spil zwbrochen hast, das sal ein *rache* dir bekumen!" Und der Knecht sinkt tot hin.

Ein ziemlicher Abstand von diesem Jesus bis zu jenem der Bergpredigt: Mehr Dämon als Gott, der seine übernatürlichen Kräfte in verhängnisvollem Egoismus anwendet.

Die Geschichte geht weiter. Die Gespielen fliehen entsetzt. Jesus geht ruhig nach Hause, erzählt den Eltern nichts. Aber bald kommt die Verwandtschaft des Toten und fordert Buße. Maria nimmt den Knaben beiseite und fragt ihn, wie die Sache gewesen sei. Er beharrt auch da noch in seinem Zorn: „Wie solde ich im daz vertrage, daz er zwbrach mir min spil?" Erst auf inständiges Bitten der sanften Mutter läßt er sich herbei, den Toten wieder zum Leben zu erwecken, aber auf eine rauhe Art, indem er ihn mit dem Fuße stößt.

Gleich darauf folgt dann eine Legende, die um vieles anmutiger ist. Der Knabe knetet aus Lehm Vögelein, da kommt auch wieder ein Mann des Weges, der ihm das Spiel verbietet, weil es Sabbat ist. Der Mann macht eine Bewegung, die Lehmklümpchen zertreten zu wollen. Da wirft sie das Kind rasch in die Luft — und sie fliegen als lebendige Vögelein davon.

In solchen kleinen Zügen sehen wir die Gestalt Jesu sich langsam wandeln. Der Geist erlangt die Herrschaft über die ihm zu Gebote stehenden Kräfte. Und mit der wachsenden geistigen Überlegenheit, die mehr und mehr eine sittliche wird, werden die Leidenschaften überwunden. Es ist nicht mehr nötig, den ersten Besten zu töten, wenn man sich einer feineren Art mächtig weiß, ihn zum Schweigen zu bringen. In der Legende von den Vögeln sehen wir bereits tatsächlich etwas von dem historischen Jesus vor uns, etwa so, wie ihn das Johannesevangelium schildert. Die überlegene Weise, mit der der Knabe schweigend die Vöglein in die Luft wirft, ist dieselbe, die wir bei dem reifen Philosophen antreffen, als er sich niederbückt und mit dem Finger auf die Erde schreibt, während die verlegenen Pharisäer sich leise entfernen (Joh. 8, 1–11).

Jede Zeit hat eben ihre eigene Auffassung und sucht sich aus den Evangelien den Christus heraus, der ihrem Geiste entspricht. Das hohe und spätere deutsche Mittelalter, „die Epoche der großen Leidenschaften", die Zeit, da das Germanentum sein barbarisches Wesen abzustreifen und sich edlerer Geistesbildung zuzuwenden begann, mußte sich selbstverständlich einen Christus schaffen, der diesem Streben entsprach. Die kindlichen Ideale schuldlosen Heldentums genügten nicht mehr. Siegfried und Odysseus, die Helden, deren Geschick von außen kommt, mußten einer neuen Phalanx von Geistesstreitern weichen. Wie das Ideal des Altertums der umringte, so ist das Ideal des Mittelalters der ringende, der sich selbst überwindende Mensch. Dieser Charakter tritt uns in dem Christus des alten Passionals entgegen. Es ist das Mittelalter selbst, das sich in ihm verkörpert. Der ringende Geist, der ungeheure Kräfte in sich entdeckt, sie zunächst in brausender Wildheit entfesselt und endlich sie weise anwenden lernt.

Konrad Witz hat dieses mittelalterliche Menschenideal in die Kunst eingeführt. Seinem, in manchem etwas dramatischen Gefühl entsprach es, den in der Dichtung leicht betonten dämonischen Zug ins Außerordentliche zu steigern. Wir erkennen hier schon die erregtere Geschmacksrichtung des 15. Jahrhunderts. Eine abergläubische Phantasie begann die Helden und Heiligen, die Genies überhaupt, mit dem Nimbus der Magie zu umkleiden.

Wo das hohe Mittelalter naiv an Wunder glaubte, erblickte das ausgehende Zauberei, und an Stelle des natürlichen Kraftgeistestums schob sich mehr und mehr ein übernatürliches. Dem späten Mittelalter stand das ritterliche und klösterliche Wesen noch in vollem Umfang vor Augen, und so entwickelte sich neben der Vorstellung von einem Rittertum des Geistes eine solche von einer Ordenschaft der Magie. Aus den Zeiten der Mystiker schwebte noch das Ideal der Welteinigkeit, des mystischen Bundes zwischen Mensch, Natur und Gott in verschwimmenden Umrissen vor. An die Stelle der Helden und Heiligen trat der Doctor magus — aus dessen Zerrgestalt uns Goethe schließlich wieder das mittelalterliche Urbild, den ringenden Menschen, befreite.

Die Kunst, die auf die Person Christi angewiesen blieb, konnte ihr Ideal nicht nach der Seite des Faust hin entwickeln. Gleichwohl zeigt auch Dürer in seinen Passionen den ringenden Menschen. Witz faßte den anderen Teil des Wesens Jesu auf, die gebietende Kraft, die dann Rembrandt in herrlichster Vollendung zu dem Urbild des helfenden Willens und somit zu der Mensch gewordenen Kraft der Liebe gestaltete.

Wir sehen, Konrad Witz ist eine Persönlichkeit, an der man nicht gleichgültig vorüber kommt. Zu groß sind die Zusammenhänge zwischen ihm und dem Wirken fernliegender Zeiten. Und wenn auch sein Können nicht immer mit seinem Wollen Schritt zu halten vermochte — es ist eben dieses unbändige Wollen, das uns fesselt. Sein Christus — der Christus bedeutet für die alte Kunst den Höhepunkt der künstlerischen Kraft — ist zum mindesten bis zu Schongauer hin der bedeutendste deutsche Christus. Und wenn dieser Typus nicht unmittelbar Nachbildung und Weiterentwicklung fand — eine Anregung vielleicht empfing seinerzeit Holbein — so läßt sich das begreifen. Er war von zu strenger Eigenart. Solche Gestalten machen nicht Schule. Sie werden einmal gefunden, und die meisten gehen scheu um sie herum; ohne das Bedürfnis zu haben, an ihnen weiterzuarbeiten. Und dann waren vielleicht gerade für Witz auch Zeit und Schicksal nicht geeignet, ihn an die Spitze einer Schule zu stellen. Basel war Kunstzentrum, Treffpunkt des internationalen Lebens. Ein ausgezeichneter Markt. Aber der beständige Fort- und Zuzug der Künstler ließ keine lokale Tradition aufkommen. Basel selbst wurde durch das Konzil und seine Folgen — Pest, Teuerung — wirtschaftlich erschöpft. Den Nutzen von den Fremden hatten lediglich wiederum Fremde. Aber diese kamen und gingen. So einer war auch Witz. Basel zog ihn an. Er scheint auch in jeder Hinsicht guten Boden dort gefunden zu haben, denn er war 1443 imstande, sich ein Haus zu kaufen, und die Häuser waren damals in der Stadt teuer. Und dann hören wir noch, daß er nach Genf zog, und dort verlieren wir seine Spur. Und sein Name, eine kurze Zeit wohl rühmlich bekannt, wird rasch vergessen. Ein Künstlerleben, das wie ein Stern aufblitzt und rasch versinkt. Jahrhunderte mußten vergehen, bis es in dem Dunkel der Vergangenheit wieder zu glimmen begann und einer dankbaren Nachwelt die einsame Kunst des Magister conradus sapientis zu leuchten anfing.

Der Bär.

Erzählung
von
N. S. Ljeßkòw.[1])

„Auch die Tiere hören auf das Wort Gottes."
(Aus dem „Leben des greisen Serafim".)

I.

Mein Vater war ein in seiner Zeit sehr angesehener Untersuchungsrichter. Es wurden ihm viele wichtige Geschäfte aufgetragen, die ihn oft von zu Hause fernhielten; dann blieben wir allein daheim, die Mutter, ich und die Dienstboten. Die Mutter war damals noch sehr jung, und ich selber ein kleines Bübchen.

Es war im Winter und grimmiger Frost. Die Kälte war so groß, daß die Schafe nachts in ihren Ställen erfroren und Sperlinge und Elstern er-

[1]) Aus dem Russischen von Sophie v. Adelung, die zur Charakteristik des in Deutschland kaum bekannt gewordenen Dichters Folgendes mitteilt: Nikolai Ssemjònowitsch Ljeßkòw, im Jahre 1834 im Gouvernement Orlòw geboren, gehört zu den beliebtesten, wenn auch nicht zu den berühmtesten russischen Dichtern, obschon er seiner Begabung nach wohl den Besten seiner Zeit, einem Turgènew, Gontscharòw, Dostojèwsky an die Seite gestellt werden kann. In der Jugend lernte er viel Not und Armut kennen, machte nur eine kurze Gymnasialzeit durch und trat schon mit achtzehn Jahren zu Kiew in den Staatsdienst, fand aber daneben Zeit, die Professoren der dortigen Universität zu hören. Doch hat er seine Bildung hauptsächlich aus der unmittelbaren feinen Beobachtung von Natur und Menschen geschöpft. Seit seiner frühesten Kindheit mit dem Landleben innig vertraut, verkehrte er gerne mit dem Volke, mit Armen und Geringen. Seine ergreifendsten Gestalten verdankt er den Erzählungen der Leibeigenen, den Bauern, der Dienerschaft, vor allem der treuen Njànja der Njànja, dieser typisch gewordenen Figur, der russischen Kinderwärterin, der so viel berühmte Dichter, von Puschkin an, ihre besten Eingebungen verdanken. Seine Typen sind alle dem wirklichen Leben entnommen, wie z. B. der meisterhaft gezeichnete Onkel in obiger Erzählung sein eigener Oheim war. — Besonders gerühmt wird die originelle Sprache Ljeßkòws. Wahrscheinlich durch seinen häufigen Verkehr mit dem Volke eignete er sich einen Wortschatz an, der die Grenzen des besten russischen Wörterbuches weit überschreitet. Von tiefer Frömmigkeit, ohne Mystiker zu sein, beschäftigten ihn mit Vorliebe religiöse und ethische Fragen. Er stand hoch über allen Verschiedenheiten und Händeln der Konfessionen und Sekten, trotzdem er sie alle achtete und genau zu ergründen suchte. Für die Wahrheit und das allgemeine Wohl war er stets bereit, sich und seinen Vorteil zu opfern, und sein höchstes Ideal blieb zeitlebens, daß die Welt nur durch gute Menschen zu erlösen sei.

starrt auf die harte Erde niederfielen. Mein Vater befand sich in dienstlichen Angelegenheiten in einer ziemlich entfernten Stadt und wollte sogar über Weihnachten fortbleiben. Darum entschloß sich meine Mutter, zu ihm zu reisen, damit er diesen fröhlichen, schönen Festtag nicht einsam zubringe. Mich wollte sie wegen der furchtbaren Kälte nicht mit sich nehmen, sondern ließ mich bei ihrer Schwester, meiner Tante, die an einen Orlowschen Gutsbesitzer verheiratet war, der in keinem besonders guten Rufe stand. Er war reich, alt und hartherzig. In seinem Charakter waren Starrsinn und Grausamkeit die hervorragendsten Züge, was er selber aber nicht im geringsten bedauerte, sondern womit er gewissermaßen noch prahlte, da er diese Eigenschaften als Kennzeichen männlicher Kraft und eines unbeugsamen Willens betrachtete.

Dieselbe Männlichkeit und Willensstärke suchte er auch in seinen Söhnen großzuziehen, deren einer mein Altersgenosse war.

Alle fürchteten den Onkel und ich am allermeisten, denn er wollte auch mich zur „Männlichkeit" erziehen und hatte mich einst, als ich erst drei Jahre zählte, während eines furchtbaren Gewitters auf den Balkon hinausgesperrt. Ich fürchtete mich unsagbar vor Gewittern, und mit diesem Mittel sollte mir die kindische Angst ausgetrieben werden.

Es war wohl natürlich, daß ich nur ungern im Hause des Onkels zu Gast war, aber meine Wünsche konnten in diesem besonderen Falle unmöglich berücksichtigt werden.

Auf dem Gute des Onkels befand sich ein riesiges steinernes Herrenhaus, das einer Burg ähnlich sah. Es war zweistöckig, geschmacklos gebaut, mit einer runden Kuppel und hatte einen Turm, von dem man sich die unheimlichsten Geschichten erzählte. Dort hatte einst der geisteskranke Vater des jetzigen Gutsherrn gelebt, und später war in seinen Zimmern eine Apotheke eingerichtet worden. Auch das gab dem Turm einen unheimlichen Ruf – warum, weiß ich nicht recht; am schrecklichsten aber war die Äolsharfe, die oben in einer leeren Fensternische angebracht war. Wenn der Wind über die Saiten dieses launischen Instrumentes lief, gaben sie seltsame, plötzliche Laute von sich, die vom leisen Säuseln bis zum unruhigen Ächzen und Dröhnen anschwollen, als ob durch sie ein ganzer Chor verzweifelter und gequälter Geister hindurchfahre. Niemand im Hause konnte die Harfe recht leiden; es war, als rede sie in geheimnisvoller, bedeutungsschwerer Sprache zum gestrengen Hausherrn, und als wage ihr dieser nicht zu widersprechen, werde aber dadurch nur immer grausamer und hartherziger. Auch hatte die Schloßdienerschaft ganz deutlich beobachtet, daß, wenn die Harfe nachts im Sturm so laut tönte, daß man es über den Park mit seinen Weihern bis im Dorfe hörte, der Gutsherr in solcher Nacht kein Auge schloß, am Morgen darauf noch viel finsterer und düsterer aufstand als sonst, und im Laufe des Tages sicher irgendeinen harten Befehl gab, der die Herzen seiner vielen Leibeigenen in Angst und Schrecken erzittern machte.

Zu den Gewohnheiten meines Onkels gehörte es, niemandem und nichts zu vergeben. Das war ein Grundsatz, von dem er niemals abwich, und der sich nicht nur auf Menschen, sondern sogar auf große und kleine Tiere er-

streckte. Unbeugsame Strenge erschien ihm höher als jedes Mitleid, das er für Schwäche ansah. Deshalb herrschte sowohl auf dem Gute wie auch in all den weitzerstreuten Dörfern, die dazu gehörten, zu allen Zeiten ein ängstlicher Druck, den die Tiere mit den Menschen teilten.

Der Onkel war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Hetzjagd, und er ritt häufig mit seinen Rüden aus, um Wölfe, Hasen und Füchse zu jagen. Außerdem besaß er eine Anzahl ganz besonderer Hunde, die auf den Bär gingen. Diese nannte man „Blutegel". Sie bissen sich derart in das Raubtier ein, daß sie nicht mehr von ihm loszureißen waren. Es kam vor, daß der Bär, in den sich ein Blutegel mit seinen Zähnen verbissen hatte, diesen mit einem Schlage seiner mächtigen Pranke totschlug oder ihn zerriß; doch niemals war es vorgekommen, daß ein Blutegel lebendig von seiner Beute losgelassen hätte. Seit man in unserer Zeit nur noch mit Jagdspeer und Flinte auf die Bärenjagd geht, scheint die Rasse der Blutegelhunde in Rußland ganz verschwunden zu sein. Doch in jener Zeit, von der ich rede, gab es ihrer in jeder größeren Jagdmeute. Bären gab es damals in unserer Gegend auch noch sehr viele, und ihre Jagd bildete ein großes Hauptvergnügen. Wenn es gelang, eines ganzen Bärenlagers habhaft zu werden, so nahm man die Jungen und brachte sie mit nach Hause. Gewöhnlich wurden sie in einem großen steinernen Schuppen auf des Onkels Gute gehalten, der nur ganz kleine Fensteröffnungen unter dem Dache hatte. Diese Fenster hatten kein Glas und waren dicht vergittert. Die jungen Bären pflegten einer auf den andern hinaufzuklettern, und der oberste von ihnen klammerte sich mit seinen starken Krallen am eisernen Fenstergitter fest. Nur auf diese Weise gelang es den armen Geschöpfen, aus ihrem Kerker auf die freie Gotteswelt hinauszuschauen.

Wenn man uns Kinder vor Tisch spazieren führte, gingen wir am allerliebsten zu diesem Schuppen, um zuzusehen, wie die kleinen Bären ihre drolligen Schnäuzchen zu den Gitterfenstern herausstreckten. Unser deutscher Hofmeister Kolberg verstand es geschickt, ihnen auf seinem Stockende Stückchen Brot hinaufzureichen, die wir uns zu diesem Zwecke von unserem Frühstück aufsparten.

Die Pflege und Fütterung der Bären war einem jungen Jäger mit Namen Ferapont anvertraut; aber da dieser Name schwer auszusprechen war, hieß er in der ganzen Gegend nur „Hrapòn" oder noch öfter „Hrapòschka". Ich sehe ihn noch vor mir: von mittlerer Größe, ein gewandter, starker und kühner Bursche von etwa fünfundzwanzig Jahren. Hrapòn galt für schön; er hatte eine weiß und rote Gesichtsfarbe wie ein Mädchen, schwarze Locken und ebensolche, ein wenig hervorstehende Augen. Dabei war er außergewöhnlich furchtlos. Seine Schwester Annuschka, die als Unterwärterin im Kinderzimmer diente, erzählte uns die wunderbarsten Geschichten von der Kühnheit ihres kecken Bruders. Sommer und Winter schlief er bei den Bären in ihrem Schuppen und war so befreundet mit ihnen, daß sie sich alle um ihn herum lagerten und ihre Köpfe auf ihn legten wie auf ein Kissen.

Vor dem Hause des Onkels war hinter dem großen Blumengarten, der von einem farbigen Zaun umgeben war, ein weites Tor, und hinter diesem,

inmitten eines Grasplatzes, stand ein in die Erde gepflanzter, hoher, glattgehobelter Baumstamm, der „Mast", wie man ihn nannte. Auf dem Gipfel dieses Mastes war eine kleine Plattform angebracht.

Aus der Zahl der gefangenen Bären wurde stets ein besonders gescheiter ausgesucht, dessen Charakter und geistige Fähigkeiten das meiste Vertrauen verdienten. Er wurde von seinen Geschwistern getrennt und lebte in Freiheit, d. h. er durfte ungehindert im Hof und Park umhergehen, aber sein eigentlicher Beruf war der Posten einer Schildwache beim Mast. Hier verbrachte er die meiste Zeit, entweder auf dem Stroh am Fuße des Mastes liegend, oder droben auf dem Mastbaum, wohin er sich vor der Zudringlichkeit der Hunde wie der Menschen flüchtete.

Zu einem solchen Leben eigneten sich lange nicht alle Bären, sondern nur solche, die ganz besonders klug und gutgeartet waren, und auch diese nie auf die Dauer, sondern nur solange ihre Raubtiernatur nicht zum Vorschein trat, und sie weder Hühner noch Gänse, weder Kälber noch Menschen anfielen.

Der Bär, welcher die Sicherheit der Einwohnerschaft gefährdete, wurde sofort zum Tode verurteilt, und von diesem Richterspruch konnte ihn keine Macht weder auf Erden noch im Himmel mehr befreien.

Hrapón fiel die Aufgabe zu, den passenden Bär herauszufinden. Er allein konnte das tun, da er es war, dem die Pflege der Bären oblag, und der als großer Kenner ihrer Art bekannt war. Ebenso war auch Hrapón verantwortlich dafür, wenn seine Wahl unglücklich ausfiel. Er hatte aber gleich das allererste Mal ein ganz wunderbar kluges und begabtes Tier für die ihm zugedachte Rolle auserlesen, das den ungewohnten, aus dem Spanischen genommenen Namen „Sganarel" erhielt, während man sonst in Rußland die Bären gewöhnlich nur „Mischka" nennt. Fünf Jahre lang lebte er nun schon in der Freiheit und hatte noch nicht eine einzige „Dummheit" angestellt — womit man es zu bezeichnen pflegte, wenn die Raubtiernatur sich allzu deutlich äußerte. Der Bär, der eine „Dummheit" begangen hatte, kam in die dafür bestimmte Grube, die auf dem breiten Feld bei der Tenne ausgegraben war. Nach einiger Zeit ließ man ihn wieder heraus — er kletterte dann von selbst auf dem zu ihm hinuntergelassenen Balken an die Oberfläche —, und hier wurden junge Blutegel auf ihn gehetzt. War hierbei jedoch Gefahr, daß die Hunde ihre Sache nicht richtig machten und der Bär ihnen entkam, um in den Wald zu flüchten, so sprangen sofort einige der besten Jäger vor, die im gedeckten Hinterhalt gestanden hatten, und diese machten der Sache bald ein Ende.

Es war noch gar nie geschehen, daß ein Bär bei einer solchen Jagd entkommen wäre, und es war schrecklich, auch nur an eine solche Möglichkeit zu denken; an allen daran Beteiligten wäre dann ihre Schuld schwer gesühnt worden — bis zur Todesstrafe.

II.

Dem Verstande und dem zuverlässigen Charakter Sganarels war es zu verdanken, daß es schon ganze fünf Jahre lang kein solches Schauspiel einer Bärenhinrichtung gegeben hatte. Während dieser Zeit war Sganarel herangewachsen und ein Bär von hervorragender Stärke, Schönheit und Geschicklich-

keit geworden. Er zeichnete sich durch eine runde, kurze Schnauze aus und war schlank gewachsen. Die Hinterbeine und der Leib waren mit kurzem, glänzendem Fell bekleidet, aber das der außerordentlich breiten Schultern und des Genicks war lang und zottig. An Verstand hätte es Sganarel mit einem Pudel aufnehmen können, und er hatte einige für einen Bären schwierige Kunststücke gelernt. Leicht und ohne Anstrengung ging er aufrecht auf den Hinterbeinen, wobei er ebenso behende rückwärts wie vorwärts schritt. Er schlug die Trommel und marschierte mit einem großen Stock, der als Gewehr angemalt war; ja, er schleppte sogar gerne und mit augenscheinlichem Vergnügen mit den Bauern zusammen ihre allerschwersten Kornsäcke zur Mühle und setzte sich mit eigenartigem Geschick dabei einen der hohen Bauernhüte mit Pfauenfedern auf den Kopf oder einen alten Hut von Hrapòn, den dieser mit einem Büschel Stroh gleich einer Helmzier versehen hatte.

Aber auch ihn ereilte das Schicksal — die Tiernatur siegte auch über Sganarel. Kurz vor meiner Ankunft auf des Onkels Gute hatte der bis dahin so gutgeartete Bär sich mehrere Sünden auf einmal zuschulden kommen lassen, eine immer schwerwiegender als die andere.

Wie alle seine Vorgänger hatte auch er sich anfänglich an kleineren Opfern geübt. Zuerst riß er einer Gans einen ihrer Flügel aus; dann legte er seine schwere Tatze auf den Rücken eines Fohlens, das seiner Mutter nachlief, und brach ihm hierbei das Rückgrat. Endlich aber schien ein blinder Greis und dessen Führer sein Mißfallen erregt zu haben: Sganarel rollte beide so lange im Schnee, bis er ihnen Arme und Beine gebrochen hatte.

Den Blinden und seinen Führer brachte man ins Spital, Hrapòn aber bekam den Befehl, Sganarel in die Bärengrube zu bringen, aus der ihm nur ein Ausweg blieb: der Ausweg zur — Hinrichtung.

Beim Zubettgehen, als Anna mich und den kleinen Vetter auszog, erzählte sie uns, daß, da Sganarel zur Grube geführt wurde, wo ihn der Tod erwartete, etwas ganz Merkwürdiges geschehen sei. Hrapòn legte seinem Liebling keinen Nasenring an, wie er dies sonst zu tun pflegte, und gebrauchte ihm gegenüber nicht die mindeste Gewalt. Er sagte bloß:

„Komm mit mir, Kamerad."

Der Bär erhob sich, um ihm sofort gehorsam zu folgen, stülpte sich dabei seinen Hut mit dem Strohwisch auf den Kopf, und er und Hrapòn gingen den ganzen Weg bis zur Grube Arm in Arm wie zwei gute Freunde.

Und das waren sie auch in der Tat.

Hrapòn tat das Los seines Freundes in der Seele weh, aber helfen konnte er ihm auf keine Weise: dieser war nach seinen Missetaten unwiderbringlich dem Tode verfallen.

Bald darauf, zu Weihnachten, sollte zum Vergnügen der Gäste, die an diesem Tage stets zu Besuch aufs Gut kamen, die Hetze stattfinden.

Einen Bär in die Grube hinabzulocken war nicht schwierig. Sie wurde mit Reisig zugedeckt und über dieses Schnee geschüttet. Auf solche Weise konnte das Tier die ihm gestellte verräterische Falle nicht bemerken. Man führte ihn zu der Stelle und hieß ihn vorwärts gehen. Nach zwei oder drei Schritten schon brach er durch und fiel in die tiefe Grube, aus der es für

ihn keine Möglichkeit gab, wieder herauszukommen. Hier saß der Bär, bis es an der Zeit war, die Hetze zu beginnen. Dann ließ man in schräger Richtung in die Grube einen langen Balken hinab, auf dem er aus der Grube hervorkletterte. Ahnte ein schlaues Tier, daß ihm Gefahr drohe, und weigerte sich, herauszukommen, dann zwang man es hierzu, indem man es mit langen Stangen aufscheuchte, an deren Enden scharfe eiserne Spitzen waren, oder man warf brennende Strohbündel in die Grube hinab und schoß mit blinden Flinten- und Revolverschüssen auf das geängstete Tier.

Nachdem Hrapòn auf die gewohnte Weise auch Sganarel in Arrest gebracht hatte, kehrte er sehr traurig und tief bewegt nach Hause. Zu seinem Unglück erzählte er der Schwester, wie gutwillig sein zottiger Freund ihm zur Grube gefolgt sei, und wie er, in diese hinabgestürzt, sich dort hingesetzt habe, die Vorderpranken zusammengelegt, wie Hände, und leise gestöhnt habe, ein Stöhnen, das sich fast wie Weinen anhörte.

Hrapòn vertraute Annuschka an, daß er eilends von der Grube weggelaufen sei, um das jammervolle Stöhnen Sganarels nicht zu hören. Dieses Stöhnen war ihm unerträglich. „Gottlob," fügte er hinzu, „daß nicht mir, sondern anderen aufgetragen ist, ihn zu erschießen, falls er durchgeht. Würde es mir befohlen, so würde ich lieber jede Folter ertragen, als das Gewehr auf meinen Sganarel anzulegen."

Das alles erzählte uns Anna; wir erzählten es dem Hofmeister Kolberg wieder, und Kolberg, in dem Wunsche, den Onkel zu unterhalten, berichtete es ihm. Dieser hörte schweigend zu, dann klatschte er dreimal in die Hände: das hieß soviel als sein Kammerdiener Ustin Petròwitsch, ein altes Männchen, noch aus der Zahl der gefangenen Franzosen von anno zwölf, solle zu ihm kommen.

Ustin Petròwitsch, oder besser „Justine", erschien in seinem sauberen lila Fräckchen mit den Silberknöpfen, und der Onkel erteilte den Befehl, daß am morgenden Tage, bei der Jagd auf Sganarel, als Schützen Flegònt — ein ausgezeichneter Jäger, der sein Ziel niemals verfehlte — und Hrapòschka, der den ersten Schuß abzugeben habe, genommen werden sollten. Augenscheinlich wollte sich der Onkel ein Vergnügen aus dem Seelenkampf des armen Burschen bereiten. Wenn dieser jedoch zu schießen unterlasse oder absichtlich fehle, so werde ihn das teuer zu stehen kommen. Flegònt aber, der nie fehle, würde dann mit dem zweiten Schuß Sganarel unwiderruflich töten.

Ustin verneigte sich und ging; wir Kinder aber begannen zu ahnen, daß wir Unheil gestiftet hatten, und daß nun ein schreckliches Etwas geschehen müsse, so schrecklich, daß Gott allein wissen mochte, wie das alles enden werde. Weder das ausgezeichnete Weihnachtsessen noch die Kinder, die mit ihren Eltern zu Gast gekommen waren, vermochten uns hiernach mehr zu zerstreuen.

Es war uns in der Seele leid um Sganarel, leid auch um Hrapòn, und wir wußten kaum, um welchen von beiden wir am meisten trauerten.

Wir beide, mein Vetter und ich, fanden lange keine Ruhe in unseren Bettchen. Spät schlummerten wir ein, schliefen schlecht und schrieen im Traum auf, weil uns beiden im Schlafe der Bär erschien. Und wenn die

Njànja[1]) uns damit zu beruhigen suchte, daß der Bär ja nun niemandem mehr etwas tun könne, daß er in seiner Grube säße, morgen aber erschossen werde, so versetzte mich das nur in eine um so größere Unruhe.

Ich fragte sogar die Njànja: ob ich nicht für Sganarel beten dürfe. Aber diese Frage ging über die religiösen Begriffe der guten Alten. Sie meinte gähnend und das Kreuzeszeichen über dem offenen Munde machend, daß sie hierüber nichts Bestimmtes wisse, da sie den Priester über dergleichen nie gefragt habe; allerdings aber sei ein Bär ja auch Gottes Geschöpf, und überdies sei er mit Noah zugleich in der Arche geschwommen. Mir wollte vorkommen, als weise das Schwimmen in der Arche darauf hin, daß das grenzenlose Erbarmen Gottes sich vielleicht nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf die übrigen erschaffenen Wesen erstrecke. In kindlichem Glauben kniete ich in meinem Bettchen, und, das Gesicht in mein Kissen gedrückt, flehte ich Gott an, meine heiße Bitte nicht zu verschmähen und sich Sganarels zu erbarmen.

III.

Das Weihnachtsfest war angebrochen. Alle hatten wir unsere Feiertagskleider an und kamen, von unseren Bonnen und Hauslehrern begleitet, zum Tee. Im Saale standen außer den vielen Gästen, Verwandten und Bekannten auch die Geistlichkeit, der Priester, der Diakon und zwei Küster.

Als der Onkel eingetreten war, stimmten die Sänger an: „Christus wird geboren", dann gab es Tee, bald darauf ein leichtes Frühstück, und um 2 Uhr das frühe Festtagsmahl, denn sofort nach dem Essen sollte zur Bärenjagd aufgebrochen werden; um diese Jahreszeit dunkelt es früh, und im Dunkeln ist die Hetze schwierig: der Bär kann leicht auskommen.

Alles ging programmäßig vor sich. Gleich nach Tisch zog man uns die Hasenpelzchen an und die rauhen, aus Ziegenwolle gestrickten Überschuhe mit runden Sohlen. An beiden Portalen des Hauses standen schon viele große lange Schlitten mit Dreigespann und mit bunten Teppichen belegt, und zwei Reitknechte hielten des Onkels schönes englisches Reitpferd mit Namen „Counteß" am Zügel.

Der Onkel trat in seinem Fuchspelz-gefütterten Schlafrock und in seiner spitzen Fuchsfell-Mütze heraus, und sobald er das Pferd bestiegen hatte, dessen Sattel ein schwarzes Bärenfell bedeckte, und dessen Riemenzeug mit Türkisen verziert war, setzte sich der ganze große Zug in Bewegung. Nach etwa 15 Minuten waren wir schon auf dem Schauplatze der Jagd angekommen und stellten uns alle im Halbkreise auf. Alle Schlitten standen seitwärts am ebnen, schneebedeckten, weiten Feld, das von einer Kette berittener Jäger umringt war und in der Ferne am Waldrande aufhörte.

Am Waldrande befanden sich Verstecke hinter den Büschen, und dort hielten sich jetzt Flegònt und Hrapòschka verborgen. Diese Verstecke waren beinahe völlig unsichtbar.

Auch die Bärengrube verbarg sich unseren Augen, und unwillkürlich begannen wir die malerischen Vorreiter und deren verschiedenartige Waffen zu betrachten.

[1]) Wärterin.

Der Onkel auf seinem Pferde befand sich innerhalb der Kette. Man reichte ihm die Leinen der zwei schärfsten Blutegel und legte vor ihn auf die Satteldecke ein weißes Tuch.

Die Jäger hatten eine große Anzahl junger Rüden mitgenommen, die sich an dem verurteilten Sganarel üben sollten, und alle schienen äußerst selbstbewußt und zeigten eine ungestüme Ungeduld. Sie winselten, bellten, sprangen hin und her und verwirrten sich und die Pferde der Jäger in ihren Leinen, während die Jäger fortwährend ihre Peitschen knallen ließen, um die jungen Tiere zum Gehorsam zu bringen, die mit ihrem scharfen Geruchssinn die Nähe des Raubtieres natürlich sofort gewittert hatten und nun vor Begierde brannten, sich auf dasselbe zu stürzen.

Der Augenblick war gekommen, Sganarel aus der Grube hervorzulocken und ihn den Hunden auszuliefern . . .

Der Onkel schwenkte das weiße Tuch und sagte: „Vorwärts!"

Aus der Menge der Leibjäger, die den Onkel umringen, trennten sich zehn von den übrigen und gingen langsam über das Feld.

Nach etwa zweihundert Schritten blieben sie neben der Bärengrube stehen und hoben einen langen, nicht sehr dicken Balken aus dem Schnee, wo er bis dahin gelegen hatte.

Der Balken wurde nun in die Grube hinabgelassen, so daß er über den Rand derselben noch um ein gutes Stück hervorragte.

Aller Augen waren auf diesen Balken gerichtet, denn nun sollte der allerspannendste Augenblick kommen. Man erwartete, Sganarel werde sich sofort an der Öffnung der Grube zeigen. Aber er schien zu ahnen, was ihm zugedacht war, und blieb beharrlich drunten.

Nun begann ein Werfen mit Schneeballen und das übliche Aufreizen des Raubtieres durch Stangen mit Eisenspitzen. Ein Brüllen wurde hörbar, aber der Bär zeigte sich nicht. Ein paar blinde Schüsse wurden jetzt in die Grube hinabgefeuert; aber Sganarel ließ nur wieder ein zorniges Gebrüll ertönen — zeigte sich aber noch immer nicht.

Da fuhr im allerschärfsten Trab ein einfacher Schlitten herbei, wie man sie zum Mistfahren braucht; auf ihm lag ein Haufen dürren Weizenstrohs. Das Pferd, das vor den Schlitten gespannt war, ein magerer, alter Klepper, der nur noch zur leichten Feldarbeit benützt wurde, flog nur so dahin, trotz seines Alters, den Schweif erhoben, die Mähne gesträubt.

Das Stroh wurde in drei Bündel zerteilt, angezündet, und alle drei Bündel zugleich brennend von drei Seiten in die Grube hinabgeworfen, so daß nur die eine Seite, wo sich der Balken befand, außer dem Bereiche des Feuers blieb.

Ein furchtbares, wütendes Brüllen erscholl hierauf, mit einem herzzerreißenden Stöhnen vermischt, aber . . . der Bär blieb wieder unsichtbar.

Bis zu unserer Kette lief das Gerücht, Sganarel sei der ganze Pelz versengt, die Augen habe er mit den Vorderpranken bedeckt und sich flach in einer Ecke auf die Erde gelegt, ohne sich zu rühren.

Der Schlitten mit dem zitternden Pferd fuhr jetzt mit Blitzeseile wieder davon. Alle dachten, es sei, um einen neuen Vorrat Stroh zu holen. Unter

den Zuschauern erhob sich ein vorwurfsvolles Gemurmel, warum nicht schon im voraus genügend Stroh hergeschafft worden sei. Der Onkel war zornig und schrie etwas, was ich in dem Stimmengeschwirr um mich her, dem Winseln der Hunde und dem Peitschengeknall nicht verstehen konnte. Aber schon kehrte das Pferd, sich unter Schnauben wild auf die Seite werfend, wieder zurück; doch diesesmal nicht mit Stroh; auf dem Schlitten saß Ferapont.

Der zornige Befehl des Onkels hatte dahin gelautet, das Hrapòschka in die Grube hinabsteigen und von dort seinen Freund selber zur Hetze hervorholen solle . . .

IV.

Ferapont war zur Stelle. Er schien sehr erregt, handelte aber bestimmt und entschlossen. Ohne sich dem Befehl seines Herrn zu widersetzen, nahm er das Seil vom Schlitten, mit dem das vorher gebrachte Stroh zusammengebunden gewesen war und befestigte es an dem Balken, da, wo sich eine tiefe Kerbe befand. Am Seil sich haltend, begann er dann auf dem Balken in die Grube hinabzusteigen.

Das furchtbare Gebrüll Sganarels verwandelte sich in ein dumpfes Murren.

Man hätte meinen können, er klage seinem Freund die grausame Behandlung, die ihm soeben zuteil geworden war. Aber jetzt verstummte auch dieses Murren; es wurde vollständig still.

„Er umarmt und leckt den Hrapòschka!" rief einer der neben der Grube stehenden Leute.

Von den Zuschauern in ihren Schlitten seufzten einige tief auf; andere runzelten die Brauen. Den meisten tat das arme Tier leid, und seine Hetze versprach ihnen kein Vergnügen mehr. Aber die soeben geschilderten Eindrücke wurden plötzlich durch ein neues Ereignis verdrängt, welches noch unerwarteter war in seiner ergreifenden Seltsamkeit.

In der Öffnung der Grube, wie aus der Unterwelt, erschien jetzt der krause schwarze Kopf Hrapòschkas in seinem runden Jägerhut. Er stieg auf dieselbe Weise wieder herauf, wie er hinabgestiegen war, aufrecht auf dem Balken schreitend und sich dabei an dem Seil emporziehend. Aber Ferapont kam nicht allein: mit ihm zugleich, ihn innig umschlingend, erschien auch Sganarel. Der Bär war augenscheinlich sehr schlechter Laune und sah nicht vorteilhaft aus. Erschöpft, nicht so sehr von den überstandenen körperlichen Leiden, wie von der seelischen Erschütterung, funkelten seine blutunterlaufenen Augen in grimmigem Zorn. Sein Fell war zerzaust und stellenweise versengt, und in seinem zottigen Pelz hingen Strohhalme. Den Hut, den ihm Hrapòschka einstens geschenkt hatte, und den er mit sich in die Grube hinabgenommen, hatte er immer noch bei sich und hielt ihn fest an sich gedrückt. Sei es nun aus Zufall oder aus Liebe zu Hrapòschka: Sganarel hatte das Geschenk aufbewahrt, und als jetzt sein Herz eine augenblickliche Beruhigung in den Armen des Freundes gefunden hatte, nahm er, sobald er wieder festen Grund unter den Füßen hatte, den Hut zwischen seine Pranken und setzte sich die stark mitgenommene Kopfbedeckung aufs Haupt.

Dieser unerwartete Einfall des Tieres machte viele lachen; anderen wieder tat das Herz weh dabei, und manche kehrten sich sogar ab, um das Ende des Dramas, das nun sofort folgen mußte, nicht zu sehen.

Doch jetzt waren die Rüden auf keine Weise mehr zurückzuhalten; selbst der Rüdenmeister war ohne Einfluß auf die Meute, die von keinem Gehorsam mehr wußte. Die jungen und alten Blutegel stürzten sich vorwärts beim Anblick des Bären, und heiser kläffend und heulend erdrosselten sie sich beinahe in ihren Halsbändern. Hrapöschka aber fuhr schon wieder in aller Eile im Schlitten davon und zu seinem Versteck am Waldessaum. Sganarel blieb nun allein und zerrte ungeduldig an dem Seil, dessen Ende fest an den Balken geknüpft war und in das er sich mit der Pranke zufällig verwickelt hatte. Er wollte sich augenscheinlich befreien, um seinem Freunde folgen zu können, zog aber dabei die Schlinge um seine Tatze nur immer fester zusammen. Da er sah, daß es ihm nicht gelang, sich loszumachen, zerrte Sganarel mit einem starken Ruck an dem Seil. Doch dieses war sehr fest; nur der angefeilte Balken machte einen Satz und stellte sich in der Grube kerzengerade in die Höhe. Erstaunt wandte sich das Tier um, und in demselben Augenblick hatten ihn zwei von der Leine losgelassene Blutegel erreicht, und der eine stürzte sich in vollem Schusse ihm aufs Genick und grub ihm die scharfen Zähne ins Fleisch.

Sganarel war mit seinem Seil so sehr beschäftigt, daß er über den völlig unerwarteten Überfall mehr überrascht als erzürnt schien. Gleich darauf aber, als der Hund ihn einen kurzen Augenblick losließ, um sich an einer anderen Stelle noch tiefer einzubeißen, gab er ihm einen Hieb mit der Pranke, daß er mit aufgeschlitztem Bauche weit dahin flog, und seine Eingeweide in den blutig gefärbten Schnee fielen. Den anderen Hund drückte er wie ein Spielzeug zusammen . . . Aber völlig unerwartet und schrecklich anzusehen war, was mit dem Balken geschah. Als Sganarel den Hund mit aller Macht von sich schleuderte, riß er mit derselben Bewegung den Balken aus der Grube heraus, so daß er hoch emporflog, das Seil dabei noch fester anzog und sich um Sganarel wie um seine Achse zu drehen begann. Sein äußeres Ende zeichnete hierbei einen Kreis im lockeren Schnee, und bei diesem Kreisen traf er nicht bloß zwei oder drei der Hunde, sondern eine ganze Menge der heranstürmenden Rüden. Die einen winselten laut auf und suchten sich wieder aus dem Schnee herauszuarbeiten, die anderen blieben regungslos liegen, wo sie der Balken hingeschleudert hatte.

Entweder war der Bär zu klug, um den Vorteil nicht zu erkennen, den ihm die Waffe gab, die ihm so unerwartet zur Verfügung gestellt worden war; oder schnitt das Seil sehr schmerzhaft in seine Tatze. Er brüllte laut auf, und indem er das Seil mit der Pranke ergriff, zog er es nur noch immer fester an, so daß auch das andere Ende des Balkens sich in die Luft erhob. Er bildete nun eine einzige horizontale Linie, indem er wie ein Kreisel von riesiger Größe in der Luft zu dröhnen und zu schwirren begann. Was ihm jetzt in den Weg kommen mochte, mußte zerschmettert werden. Riß aber das Seil, so konnte der Balken Gott weiß wie weit davon fliegen und alles

Lebendige auf seinem Wege zermalmen. Wir alle, Menschen, Pferde und Hunde, waren in höchster Lebensgefahr. Das Ende dieses fürchterlichen Dramas mochte niemand abwarten, und bis auf ein paar Jäger und die zwei Schützen in ihrem Hinterhalt eilte alles, so schnell man konnte, davon. Die Gäste des Onkels in ihren Schlitten, Verwandte und Bekannte, in fürchterlicher Unordnung sich drängend und im Fahren aneinanderstoßend, jagten dem Hause zu, während diejenigen, die zu Fuß gekommen waren, sich auf ihrer Flucht mit knapper Not vor dem Überfahrenwerden retteten.

Im Herrenhaus angekommen, konnten sich die Gäste wieder von ihrem Schreck erholen und ausruhen. Den wenigen aber, die auf dem Schauplatz der Jagd geblieben waren, stand noch etwas ganz unbeschreiblich Seltsames bevor.

Man mußte völlig davon absehen, weitere Hunde von der Leine los zu lassen. Es war klar, daß Sganarel mit seiner schrecklichen Waffe ohne die geringste Gefahr für sich selber alle die Rüden besiegen konnte; und während der Bär seinen Balken um sich drehte und, von dessen Schwung mitgerissen, selber im Kreise gedreht wurde, bewegte er sich geradenwegs dem Walde zu. Dort erwartete ihn freilich noch einmal der Tod aus dem Hinterhalt, wo in ihren Verstecken Ferapont und der unfehlbare Schütze Flegònt saßen.

Eine einzige gut gezielte Kugel mußte auch jetzt noch allem ein sicheres und rasches Ende machen.

Aber das Schicksal nahm Sganarel ganz wunderbar in Schutz, und nachdem es sich einmal seiner erbarmt hatte, schien es ihn um jeden Preis retten zu wollen.

Im selben Augenblick, als Sganarel sich den Schneewällen näherte, wo in ihren Gabeln die Flintenläufe auf ihn gerichtet waren, riß ganz plötzlich das Seil, und der Balken schoß wie ein Pfeil auf die eine Seite, während der Bär, der das Gleichgewicht verlor, auf die andere rollte.

Der Balken fegte mit seiner Wucht die Gabeln mitsamt dem ganzen Schneewall hinweg, hinter dem Flegònt saß, flog dann über diesen fort und grub sich mit dem einen Ende tief in den Schnee ein. Sganarel seinerseits verlor auch keine Zeit; er überpurzelte sich drei- oder viermal im Schnee und landete gerade hinter der Schanze, wo Hrapòschka saß.

Sganarel erkannte ihn sofort, hauchte ihn aus seinem heißen Rachen an und wollte ihm dann das Gesicht ablecken, als plötzlich von der anderen Seite her Flegònts Flinte krachte. Der Bär lief in den Wald und Hrapòschka . . . Hrapòschka fiel bewußtlos zur Erde.

Man hob ihn auf und untersuchte ihn; die Kugel war durch seine Hand gegangen, aber in der Wunde waren auch einige Bärenhaare.

Flegònt hatte seinen Ruf als erster Schütze nicht eingebüßt; aber er hatte in der Eile und ohne Gabel geschossen, dazu dämmerte es draußen bereits, und der Bär war zu dicht an Hrapòschka angeschmiegt gewesen . . .

Unter den obwaltenden Verhältnissen war der Schuß eines Meisters wert.

Aber trotzdem — Sganarel war fort. Ihn noch an diesem Abend zu verfolgen, wäre unmöglich gewesen; und bis zum nächsten Morgen sollte in der Seele dessen, der seinen Willen hier allem und jedem mit eiserner Härte aufzuzwingen gewohnt war, eine ganz neue Stimmung aufleuchten.

V.

Der Onkel, der bis zum Schluß der unglücklichen Jagd geblieben war, kehrte in der finsterſten Laune nach Hauſe. Am Portal angekommen, befahl er, am nächſten Tage beim erſten Morgengrauen die Spur des entkommenen Raubtieres aufzuſuchen und es derart zu umzingeln, daß ein Entkommen nicht mehr möglich ſei. Durch eine ſolche regelrechte Jagd mußte natürlich auch ein ganz anderes, ſicheres Ergebnis erzielt werden.

Nun warteten alle auf des Onkels Befehle, den verwundeten Hrapòſchka betreffend. Nach aller Meinung ſtand ihm etwas ganz Entſetzliches bevor. Seine Schuld war zum mindeſten, daß er Sganarel das Jagdmeſſer nicht in die Bruſt geſtoßen, als dieſer plötzlich mit ihm allein geblieben war und ihn ſo freundſchaftlich umarmt hatte. Außerdem aber ſtand Hrapòſchka in ſtarkem Verdachte, daß er im entſcheidenden Augenblick abſichtlich verſäumt habe, die Hand gegen ſeinen zottigen Freund zu erheben und dadurch ſeine Flucht befördert hatte.

So dachten nicht nur alle Teilnehmer der Jagd, ſondern auch die Gäſte, denen die Freundſchaft Hrapòſchkas mit Sganarel bekannt war.

Wir Kinder lauſchten den Geſprächen der Erwachſenen, die ſich ſämtlich im großen Saal verſammelt hatten, wo der reich geſchmückte Chriſtbaum angezündet wurde, und teilten die allgemeinen Vermutungen und die Beſorgnis für das fernere Geſchick Feraponts.

Da drang aus dem Vorzimmer, durch das der Onkel beim Nachhauſekommen in ſeine eigenen Gemächer gegangen war, das Gerücht bis zu uns im Saale, daß bis jetzt keinerlei Befehle wegen Feraponts gegeben worden ſeien.

„Iſt das ein gutes oder böſes Zeichen?“ flüſterte eine Stimme, und dieſes Flüſtern inmitten der allgemeinen ſchweren Niedergeſchlagenheit ergriff das Herz aller Anweſenden.

Auch Vater Alexèj hörte es, der alte Dorfgeiſtliche mit dem bronzenen Kreuz von Anno 12. Der Greis ſeufzte tief auf und ſagte ebenfalls flüſternd: „Betet zum neugeborenen Chriſtus!“

Und damit machten wir alle, die wir beiſammen waren, Erwachſene wie Kinder, Herrſchaft wie Leibeigene, ein jedes zugleich das Zeichen des Kreuzes.

Es war auch Zeit dazu. Denn noch waren unſere Hände nicht wieder herabgeſunken, als auch ſchon die Flügeltür weit aufging und, einen Stock in der Hand, der Onkel eintrat. Zwei ſeiner liebſten Windhunde und Juſtine, der Kammerdiener, begleiteten ihn. Letzterer trug auf ſilbernem Teller das weiße Foulardtuch des Onkels und ſeine runde Tabaksdoſe mit dem Bilde Pauls I.

Des Onkels Voltaire-Seſſel war auf dem perſiſchen Teppich vor dem brennenden Weihnachtsbaum, mitten im Zimmer, zurechtgeſtellt. Schweigend ſetzte er ſich, ſchweigend nahm er aus Juſtines Händen ſein Foulardtuch und die Tabaksdoſe entgegen, ihm zu Füßen ſtreckten ſich die beiden Hunde nieder und legten die ſchlanken Köpfe auf dem Teppich zu ſeinen Füßen.

Der Onkel war in ſeinem blauſeidenen Schlafrock, deſſen geſtickte Stoffſpangen reich mit ſilbernen Filigran-Schnallen geziert waren, an denen große

Türkisen prangten. In seinen Händen war ein schlanker, aber starker Stock aus kaukasischem Weichselholz.

Diesen Stock brauchte er jetzt sehr nötig, denn während des Durcheinanders, das auf der Jagd entstanden war, hatte die so vorzüglich zugerittene Counteß gescheut und sich seitwärts geworfen, so daß sich ihr Reiter das Bein an einem Baume empfindlich gequetscht hatte.

Der Onkel fühlte einen starken Schmerz in dem Beine und lahmte sogar ein wenig.

Dieser neue Umstand konnte natürlich sein erregtes Gemüt nur mit neuem Zorn und Unmut erfüllen. Obendrein kam jetzt noch etwas dazu: wie auf Kommando waren wir alle bei seinem Eintritt verstummt. Gleich den meisten argwöhnischen Menschen konnte er dies nicht leiden, und Vater Alexèj, der ihn genau kannte, beeilte sich, so gut es ging, dies bedrückende Schweigen zu unterbrechen.

Er trat in unseren Kinderkreis und fragte uns, ob wir den Sinn des Liedes „Christus wird geboren" auch recht verstünden? Dabei erwies es sich, daß nicht nur wir Kleinen, sondern auch die Großen nur mangelhaft zu antworten wußten. Der Geistliche begann die Worte zu erklären: „Lobsinget", „Schmücket euch", „Erhebet euch im Geist", und als er bei der Deutung dieses letzten Wortes angekommen war, hatte er sich selber mit Herz und Geist sanft „erhoben". Er sprach von den Gaben, die auch heute noch, wie damals, „als die Zeit erfüllet war", jeder Arme und Elende an der Krippe des neugeborenen Knäbleins darbringen könne, und wie diese Gaben wertvoller und seltener seien als das Gold, der Weihrauch und die Myrrhen der drei Könige aus dem Morgenland. Die kostbarste aller Gaben aber sei ein Herz, neugeboren nach des Gottessohnes Worten. Der Greis sprach von der Liebe, vom Erbarmen, von der süßen Pflicht, einander zu erfreuen — ob es nun Freund oder Feind sei — im Namen Christi . . . Und es wollte uns sein Wort in jener Stunde gar eindringlich vorkommen. Wir alle verstanden, wohin es ziele, und wir hörten tief ergriffenen Herzens zu, und dieses Zuhören wurde zum Gebet, daß diese Worte ihr Ziel finden möchten, und bei vielen von uns zitterten aufrichtige Tränen an den Wimpern . . .

Plötzlich fiel etwas zu Boden . . . Es war des Onkels Stock . . . Man reichte ihn ihm, aber er ließ ihn unberührt; auf die Seite geneigt, saß er da, und in seiner Hand, die von der Lehne des Sessels herabhing, lag, wie vergessen, einer der großen blauen Türkisenknöpfe der Spangen . . . Da fiel auch dieser zu Boden und . . . niemand beeilte sich, ihn aufzuheben.

Aller Augen waren auf das Gesicht des Onkels gerichtet; es geschah etwas Unglaubliches: der Onkel weinte!

Sachte schob der Geistliche uns Kinder auseinander, trat auf den Onkel zu und segnete ihn.

Da hob der Onkel den Kopf, nahm die Hand des Greises, küßte sie vor uns allen und sagte leise:

„Danke . . . ."

Dann sah er Justine an und sagte: „Rufe mir Hrapòschka!"

Dieser kam, bleich, mit verbundener Hand.

„Hierher stelle dich!" befahl ihm der Onkel und wies mit der Hand auf den Teppich.

Hrapòschka trat näher und fiel auf die Kniee.

„Steh auf!" sagte der Onkel, „ich verzeihe dir."

Hrapòschka warf sich ihm wieder zu Füßen. Der Onkel sprach mit einer Stimme, in der die Erregung zitterte:

„Du hast die wilde Bestie geliebt, wie nicht jeder den Menschen zu lieben versteht. Du hast damit meine Seele gerührt und mich an Großmut übertroffen. Ich erteile dir hiermit meine Gnade. Ich gebe dir die Freiheit und hundert Rubel auf den Weg. Geh, wohin du willst."

„Ich danke, aber ich gehe nirgends hin!" rief Hrapòschka.

„Wie — — —?"

„Ich gehe nicht fort," wiederholte Ferapont.

„Was willst du denn von mir?"

„Für Ihre Gnade will ich Ihnen aus freiem Willen dienen, treuer, als ich dies aus Angst in der Leibeigenschaft konnte."

Der Onkel zwinkerte mit den Lidern, und während er sich mit der einen Hand sein weißes Foulardtuch auf die Augen drückte, neigte er sich zu Ferapont herab und umarmte ihn mit der andern. Wir alle standen unwillkürlich von unseren Sitzen auf, und auch wir schlossen die Augen . . . Wir fühlten alle, daß hier ein Großes geschah, um Gott zu rühmen, und daß statt der rohen Furcht der Duft von Christi Frieden zum Himmel emporstieg.

Das spiegelte sich auch im Dorfe wider, wohin ganze Kessel voll Bràga [1]) vom Herrenhause geschickt wurden. Fröhliche Feuer lohten auf, alles war heiter und guter Dinge, und einer sagte zum andern:

„Heutzutage steht es so bei uns, daß auch das Tier in die heilige Stille gegangen ist, um Christus zu loben . ."

Sganarel wurde nicht weiter verfolgt. Ferapont war aus einem Leibeigenen zum freien Mann geworden, kam an die Stelle Justines bei meinem Onkel und wurde nicht nur sein treuer Diener, sondern auch sein ebenso treuer Freund bis zu des Onkels Tode. Er war es, der diesem die Augen schloß und ihn in Moskau auf dem Friedhof von Wagàrjkow bestattete, wo sein Denkmal heute noch steht. Dort, ihm zu Füßen, liegt auch Ferapont.

Jetzt ist schon niemand mehr da, um ihnen Blumen zu bringen, aber in den dunkeln Winkeln und Menschenhöhlen Moskaus gibt es noch heute einzelne unter den alten Leuten, die sich des weißköpfigen hageren Greises erinnern, der wie durch ein Wunder erfuhr, wo die größte Not war, und der selber in die ärmsten Kellerwohnungen kam, oder seinen guten schwarzlockigen Diener mit vollen Händen hinsandte.

Diese beiden, von denen man noch vieles erzählen könnte, waren mein Onkel und sein Ferapont, den der alte Mann im Scherz den „Tierbändiger" nannte.

[1]) Getränk.

Literarische Rundschau.

Ludwig Speidel.

Ludwig Speidels Schriften. Erster Band: Persönlichkeiten. Biographisch-literarische Essays. — Zweiter Band: Wiener Frauen und anderes Wienerische. — Dritter Band: Heilige Zeiten. Weihnachtsblätter. Berlin, Meyer & Jessen. 1910.

Vierzig Jahre lang hat Ludwig Speidel mit Ruhm und Erfolg das Feuilleton der „Neuen Freien Presse" in Wien geleitet und geschrieben. In allen Sachen des Geschmacks gab seine Stimme für die Wiener den Ausschlag. Für alles, was insonderheit das Burgtheater betraf, Stücke und Theatereinrichtungen, Schauspieler und Direktoren, war er die unfehlbare Autorität. Niemand wagte seinem Urteil auch nur heimlich zu widersprechen. Und so innig und fest war er, obwohl nicht einmal ein geborener Österreicher und erst mit zweiundzwanzig Jahren nach Wien gekommen, mit der Wiener Lebensgewohnheit, der Atmosphäre und der Stimmung verwachsen, daß wirklich das Herz und der Geschmack der Stadt aus seinen Aufsätzen sprachen. Besser als die Zugewanderten aus Ungarn und Böhmen hatte dieser Schwabe aus Ulm, der sich seine wissenschaftliche Bildung in München erworben und dort in Wilhelm Kaulbachs Hause seine ersten und stärksten künstlerischen Eindrücke empfangen, es verstanden, innerlich und äußerlich ein Wiener zu werden. Zwei Dinge begünstigten dieses Zusammenwachsen: Ludwig Speidel, am 11. April 1830 geboren, stammte aus einem katholischen und musikalischen Hause, und wenn er selbst auch geistig mit dem katholischen Bekenntnis nichts zu tun hatte, so blieben doch von der Kindheit her gewisse katholische Vorstellungen: Weihrauchduft, Krippenzauber und Glockenklang, in ihm mächtig, gerade wie in der Wiener Luft, und der musikalische Sinn, die musikalische Begabung und die Freude an der Musik woben unsichtbar zwischen ihm und der Kaiserstadt das Liebesband. Als dritter Faktor kam die Wiener Landschaft hinzu, die es mit ihren zarten Reizen, ihrem sanften Wechsel zwischen Berg und Tal, Wald und Feld ihm angetan hatte. So wurde er zum geistigen Beherrscher Wiens, und das allmähliche Anwachsen und Erstarken dieser Herrschaft machte sie schließlich um so sicherer und unangreifbarer.

Ludwig Speidel hat bei seinen Lebzeiten kein Buch veröffentlicht. In den Feuilletons der „Neuen Freien Presse" verdichtete und erschöpfte sich seine literarische Tätigkeit. Er hat weder einen Roman oder eine Novelle noch ein Drama oder Gedichte geschrieben. Essays im Sinne Macaulays oder Sainte Beuves reizten ihn nicht, über die Alltagsdinge und Vorstellungen sich beobachtend und betrachtend zu ergehen wie Emerson, lag ihm ebenso fern, wie sich in alten Sagen und Historien, im Dogenpalast zu Venedig oder in der Alhambra, mit Ruskin und Washington Irving, sinnend umzuschauen. Was ihn beschäftigte, war das Tagesereignis, das Stück, das im Burgtheater gefallen oder durchgefallen; das Bild, das im Künstler-

hause ausgestellt war; die neu auftauchende künstlerische Persönlichkeit, der Schauspieler, der Maler oder der Schriftsteller. Darüber einen knappen, gehaltvollen Bericht zu geben, der in vierhundert Druckzeilen — selten sind es mehr, meist sind es weniger — alles Wesentliche enthält, von der Sache eine ausreichende und klare Vorstellung entwirft und ein festes Urteil darüber in Lob und Tadel, immer voll Verständnis und Anschaulichkeit ausspricht — das ist allein sein Ehrgeiz. Im Umfang und Ton des Vortrages ist das Feuilleton, halb bewußt aus der eigenen Gewohnheit des Schreibenden, halb unbewußt aus dem Instinkt des Talents, das die Kürze seines Atems kennt, für den Leser berechnet, der im Kaffeehause am Stefansdom seine Schale Schwarzen schlürft, die Zigarre raucht und die Zeitung liest. Gewiß berührte der Gedanke an die stillen Leser, die behaglich in ihrem Heim bei der Lampe sich in ihre Zeitung versenken und ihrem Lieblingsschriftsteller sorgsamer lauschen, gelegentlich auch Ludwig Speidel, und wenn er in nachdenklicher Stunde auf seine Lebensarbeit zurückblickte, mochte ihm wohl auch die Frage aufdämmern, ob ein künftiges Geschlecht noch seine Feuilletons und Kritiken durchblättern würde — aber während der Arbeit hatten diese Erwägungen keine Macht über ihn. Im Feuer des Schreibens dachte er nur an die unmittelbare Gegenwart, sah er nur den nächsten Kreis seiner Wiener Leser vor sich, stand er unter dem Druck der Stimmung und Wirkung des Tages. Daraus erwuchs die Geschlossenheit, der Zusammenklang seiner Schöpfungen mit dem Publikum, hierin lag ihre Wirkung, das nachhallende Echo, das sie erweckten. Ludwig Speidel war sich seiner Bedeutung als Journalist wohl bewußt und hatte aus diesem Gefühl heraus kein Verlangen nach Nachruhm. Alle Aufforderungen, eine Sammlung seiner Aufsätze zu veranstalten, wies er bei seinen Lebzeiten, so viele und so vorteilhafte ihm auch angeboten wurden, kühl zurück. Es gelüstete ihn nicht, die Blätter, die den Beifall der mitfühlenden und mitverstehenden Leser gefunden hatten, dem Urteil einer gleichgültigeren Nachwelt auszusetzen. Nicht, weil er es gefürchtet hätte, denn er kannte ihren künstlerischen Wert, sondern weil er fühlte, daß ihr feinster Reiz aus dem Tage, dem sie gewidmet waren, entsprang und mit ihm verduftete. Ganz ihm nachfühlen kann vielleicht nur einer, der, wie ich, sein Leben in denselben Sielen verbracht hat. Was dem Tage gehörte, was seine Blüte war, soll mit dem Tage beschlossen sein, es verliert Duft und Schmelz, wenn es zum Herbarium verurteilt wird.

Auf der anderen Seite jedoch verlangten Freundschaft und Verehrung und vor allem die Erkenntnis der literarischen Bedeutung Ludwig Speidels, daß von dem reichen, künstlerischen und gemütlichen Schatze seiner Schriften wenigstens ein Auszug aus dem Foliantengrabe der „Neuen Freien Presse" gerettet und dem deutschen Publikum zugänglich gemacht würde. Sein gesamtes Schriftwerk zu veröffentlichen, war schon, von inneren Gründen abgesehen, durch seine Massenhaftigkeit ausgeschlossen. Es stellte sich bei einem Überblick heraus, daß Ludwig Speidel, der in Wien und besonders bei seinen Kollegen für schreibfaul gegolten, trotz alledem fünfundzwanzig Bände zusammengeschrieben hatte — gewiß eine anerkennenswerte Leistung, auch wenn sie nicht so viele goldene Früchte in silberner Schale enthalten hätte. Aus der Sammlung liegen zunächst drei Bände vor, die Theaterkritiken sollen den Schluß bilden. Der erste Band enthält siebenunddreißig Aufsätze: Schilderungen und Charakterskizzen von Schriftstellern und Musikern, Malern und Bildhauern; der zweite neunundzwanzig, die sich teils mit den Wiener Frauen und den vier großen Musikern Wiens, Haydn und Beethoven, Mozart und Schubert, teils mit der Beschreibung der landschaftlichen Umgebung Wiens und einem Abstecher nach Italien beschäftigen; der dritte fünfzehn, die der Weihnacht gewidmet sind. Die Sammlung gewährt eine vortreffliche Vorstellung von der Mannigfaltigkeit und der Fülle des Wissens, von dem Reichtum an Farben und Tönen, über die Ludwig Speidel verfügte, von dem lebhaften Interesse, das er dem Leben, den Stimmungen und Strömungen, dem Dichten und Trachten Wiens

entgegenbrachte, von den Gesinnungen, die ihn beseelten, von der Feinheit der Kunst und dem Wohllaut des Herzens, die in ihm waren. Bisher war Ludwig Speidel in Norddeutschland kaum dem Namen nach bekannt: nur die Journalisten hatten aus gelegentlicher Lektüre seiner Feuilletons eine flüchtige Kaffeehausbekanntschaft mit ihm. In diesen drei Bänden haben wir ihn nun in seiner Wesenhaftigkeit sicher und dauernd in den Händen: sie werden bald in allen Kreisen der Bildung ihre Leser und Freunde gewinnen und wegen der Anmut und Vollendung ihrer Form noch mehr als wegen ihres Inhalts zu den eigenartigsten Schöpfungen der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert gehören. Sie sind auf dem künstlerischen Gebiete, wie Philipp Fallmerayers „Fragmente aus dem Orient" auf dem politischen und Ludwig Steubs Tiroler Skizzen auf dem satirischen, ein vollkommener Ausdruck der süddeutschen Kultur, mit ihrer Farbenfröhlichkeit und ihrem Humor, ihrer derberen Volkstümlichkeit und ihrem leisen katholischen Anhauch.

Leider sind die Herausgeber bei ihrer Sammlung nicht der Chronologie gefolgt, sondern stellen die Aufsätze willkürlich in jedem Bande nacheinander: auf einen Aufsatz über Martin Luther vom 10. November 1883 folgt einer über Spinoza vom 15. April 1877, Laubes Charakteristik ist vom 8. September 1895 datiert, und die Franz Dingelstedts, die ihr nachfolgt, vom 9. Oktober 1881. Jede Möglichkeit, die stilistische Entwicklung Speidels zu verfolgen, ist damit ausgeschlossen. Speidel begann seine journalistische Tätigkeit in Wien mit Skizzen aus dem Volksleben, mit landschaftlichen Schilderungen; sie finden sich gegen den Ausgang des zweiten Bandes: „Wien im Freien", aus dem Juni 1855, und „Stilleben aus dem Wiener Walde", Oktober 1855. Sie ergehen sich noch in breiter Behaglichkeit auf allerlei Abwegen und entbehren der Bestimmtheit des Vortrages und der Geschlossenheit des Inhalts. Man erkennt die Fortschritte, die der Schriftsteller nach dieser Seite hin gemacht hat, in den sich unmittelbar anschließenden Artikeln „Auf der Höhe von Liesing" vom 5. Mai 1872 und „Zum Allerseelentage" am 31. Oktober 1897. Wie hat sich die Stimmung vertieft und die Palette bereichert! Wie Speidel unablässig sein Wissen durch Lektüre vermehrte, arbeitete er ebenso eifrig an der Form seiner Arbeiten. Der Schliff des Steins galt ihm so viel wie der Stein. Das kristallene Fläschchen sollte den Wert des Rosenöls, das es barg, verdoppeln. Nur daß die Stoffe nicht immer für den Rahmen paßten, in dem er sie vorführte. Luther und Schiller, Spinoza und Voltaire lassen sich nicht in die vierhundert Zeilen eines Speidelschen Feuilletons zusammenpressen, der Leser kann aus einem solchen Miniaturbilde keine plastische Vorstellung der Persönlichkeit gewinnen, sondern empfängt nur einen Schattenriß. Aber für den Zeitungstag und den Leser im Kaffeehause genügt die Anregung, die ihm gegeben wird, und kommt nun, wie bei der Schilderung der Wiener Persönlichkeiten, Schuberts und Bauernfelds, Bauernschmids und Etiennes, Natters und Nottebohms, das Lokalinteresse, die eigene Erinnerung des Lesenden hinzu, so gestaltet sich die Skizze trotz ihrer Kürze zu einem runden künstlerischen Ganzen. Von eindringlicher Wirkung auch für den Fernerstehenden und den Nachkommen. Neben der Wiener Landschaft empfangen wir in den Speidelschen Aufsätzen das lebendigste und klingendste Bild von den großen Musikern Wiens. Wie ein leiser, lockender Geigenklang geht es durch alle diese Aufsätze. Dabei kann es natürlich nicht an dem Preise des Walzers und des Tanzes und der Wiener Frauen und Mädchen fehlen. Die Schalkhaftigkeit, mit der Speidel Themen, wie „Fanny Elßlers Fuß" und „Hans Makart und die Frauen" behandelt, bringt noch einen besonderen prickelnden Reiz hinzu. Aber auch tiefere Probleme, wie das Verhältnis Grillparzers zu Kathi Fröhlich und die Entwicklung der Frau Celeste Bösendorfer, weiß er uns feinfühlig und melodisch vorzuführen und zu lösen. Eine Schilderung des Wiener Gesellschaftslebens im Salon findet sich nicht, allein wir werden dafür um so lustiger durch die munteren Darstellungen von alten

Kneipen innerhalb und außerhalb der Linie, von ausdauernden Trinkern und erinnerungsreichen Stammtischen entschädigt. „Sinnend kehrt man heim, gedenkt wehmütig der alten Freunde und wünscht einem jüngeren Geschlechte, daß es so fröhlich und behaglich, wie wir einst gesessen, am Stammtisch auch sitzen möge." Denn Ludwig Speidel ist nicht nur ein guter Beobachter und Maler, sondern eine jovialische Frohnatur mit einem Herzen voll Güte und Mitleid, Freude und Teilnahme an allem Menschlichen. Dieser Unterton seines Wesens, der stärker war als sein Wissen und künstlerisches Vermögen, offenbart sich am rührendsten und erquicklichsten in seinen Weihnachtsartikeln. Obgleich in Prosa geschrieben, gehören sie zu den gemütvollen Weihnachtsliedern. So liebreich gedenken sie der armen alten Mädchen und der einsamen Menschen, denen an diesem Tage der Freude ihre Verlassenheit doppelt wehtut, so ganz gehen sie auf in der Freude an den Kindern.

Den Theaterkritiker Ludwig Speidel sollen wir in einer demnächst erscheinenden Sammlung kennen lernen, hoffentlich in chronologischer Reihenfolge. Das Bild und die Eigenart des Feuilletonisten halten die vorliegenden Bände nun dauernd fest. Nach seiner inneren Fülle wie in der Gedrungenheit und schlichten Anmut seiner Form. Zu den großen deutschen Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts wird ihn niemand rechnen wollen, obwohl er länger als ein Menschenalter mächtig über ein nach Tausenden zählendes Publikum war und erziehend und bildend auf eine Hauptstätte der deutschen Kultur eingewirkt hat; aber ebenso wird niemand mehr diesen geistvollen, sinnreichen, originalen und anmutigen Schriftsteller in dem Gesamtbilde unserer Literatur vermissen wollen: er vertritt die Wienerische Note in ihr.

Karl Frenzel.

Altgermanische Religionsgeschichte.

Altgermanische Religionsgeschichte. Von Richard M. Meyer. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Die germanische Religionsgeschichte ist noch immer unterwegs, ja eigentlich hat sie noch nicht ihren Weg gefunden. Was soll der Forscher anfangen, wo die Quellen zur Erforschung einer Religion so fragmentarisch und meistens so problematisch sind — bleibt es doch immer eine Frage, wie tief sich christliche Einflüsse selbst in die Eddalieder hinein erstrecken, und alle anderen literarischen Quellen sind aus christlicher Zeit. Wenn auch die prähistorischen Funde, die Runeninschriften (beide für das eigentliche religiöse Leben sehr dürftige Quellen), die Sagen und Heldengesänge, die Rechtsüberlieferungen, Volkslieder, Märchen und der ganze Folklorismus hinzukommt, sind alle diese Materialien keine eigentlichen Urkunden. Nimmer kann man mit ihnen einfach deskriptiv verfahren — wie wenn man die Veden oder das Avesta, die Bibel oder den Koran vor sich hat — immer ist man aufs Erraten verwiesen, und immer muß man durch eine Anhäufung von verschiedenem — oft von weithin hergeholtem — Quellenstoff den Mangel an eigentlichen Grundquellen zu ersetzen versuchen.

Besonders für die letztere dieser Aufgaben, die gegenwärtig noch die Hauptsache bleibt, ist Richard M. Meyer sehr glücklich veranlagt. Seine universelle Belesenheit — als Germanist, als Literaturhistoriker, auf ethnographischem und religionshistorischem Gebiete — erschließt ihm sozusagen die ganze literarische Stoffmenge; und da er mit den Zitaten sehr sorgfältig verfährt — die Fußnoten machen etwa ein Fünftel des Werkes aus — belehrt er auch unablässig seine Leser

von Quellen, Büchern, Artikeln und Notizen, die dieser sonst nicht immer kennen würde, und die für die weitere Verfolgung der eingeschlagenen Spur von Belang sind.

Richard Meyer ist aber nicht nur der bücherlesende und bücherliebende Mann. Er ist auch der Mann, der über vieles denkt und auf geistigem Gebiete vieles beobachtet; die einschlägigen Probleme sind ihm immer bekannt, und er bespricht sie als ein gewandter Raisonneur. Seine Geistesart ist nicht die, über einen einheitlichen Grundgedanken aufzubauen oder eine fundamentale Kritik anzulegen; er macht aber, indem er sich mit allen Fragen beschäftigt, viele gute Bemerkungen, sowohl in positiver als in kritischer Richtung. Er betrachtet jede Sache für sich und gibt sie, wie sie ist; er ist nicht in Modetheorien, wie Animismus, Totemismus oder ähnlichen befangen.

Auf dem formalen Gebiete der Religionsgeschichte hat sein Denken in diesem Buche das Meiste geleistet. Wie Richard Meyer als Literarhistoriker mehrfach die Probleme des Stils behandelt hat, so bringt er auch in der ausführlichen Einleitung dieses Buches wichtige stilistische Beiträge zur Bestimmung und zum Verstehen der Mythen, Sagen und Märchen; er hat — was wirklich ein Bedürfnis war — eine „Formenlehre der Mythologie" gegeben.

Von der Behandlung der mythologischen Realitäten eine kleine Probe, um zu zeigen, wie vieles der Verfasser beobachtet hat und in Kürze geben kann. „Was die Erscheinungsform der Götter betrifft, so gehen sie unter den Menschen zuweilen ‚incognito' um, besonders Odin, auch Heimdall-Rig. Zumeist aber erscheinen sie offiziell. Sie reiten oder gehen, nur Thor fährt. Ein besonderer Glanz geht von ihnen nicht (wie oft von griechischen oder indischen Gottheiten) aus; dagegen machen sie sich akustisch bemerkbar, und die Erde erdröhnt von ihrem Ritt oder ihrer Fahrt. Niemals, außer im letzten Kampf, treten sie in größeren Gruppen auf, selten (wie in der Thrymskvide) zu zweit; nur über die Brücke Bifröst reitet Odin mit großem, aber nicht göttlichem Gefolge in die Totenhalle. Sie können wie alle Geister auf Anruf erscheinen oder aus eigenem Willen. Wenn sie verkleidet erscheinen, verschwinden sie plötzlich ohne die von Lessing im ‚Laokoon' erörterten Hilfsmittel des Nebels usw." (S. 174.)

Sehr hübsch ist auch der Vergleich der Asen mit einem „patriarchalischen Landadel"! Wie die Landedelleute (und überhaupt die freien alten Germanen des Tacitus) sind sie viel in beschaulicher Ruhe; nur Thor ist immer geschäftig, und Loki macht sich immer zu schaffen."

Daß der Verfasser zugleich „den moralischen Grundzug" bei den Asen wieder hervorhebt, ist erfreulich; er wurde von den Mythologen und Dichtern der Romantik vielfach übertrieben, bleibt aber nichtsdestoweniger ein Faktum. Daß diese Moralität „in dem Gedanken der Sippentreue wurzelt", ist ein sicheres Zeichen, daß wir sie nicht einer christlichen Verschönerung der Mythologie verdanken. Denn gerade die Sippentreue bildete den moralischen Kern im altgermanischen Heidentum — eine Moral, die das vordringende Christentum nicht verstanden hat, und die — weil mit der Blutrache verbunden — vom Christentum überwunden werden mußte.

Vielleicht wird der Versuch gelingen, den der dänische Religionshistoriker Dr. Wilhelm Grönbech neuerdings unternommen hat, von diesem Kern aus das altgermanische Geistes- und Glaubensleben als einheitliche Größe darzustellen. Vorläufig seien wir dankbar, daß der Stand der bisherigen Forschung in Richard M. Meyers vorliegendem Werk umfassenden Ausdruck und vielfache Bereicherung gefunden hat!

Edv. Lehmann.

Eine Geschichte der Siebenbürger Sachsen.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Erster Band: Von den ältesten Zeiten bis 1699. Von Georg Daniel Teutsch. Dritte Auflage. 1899. Zweiter Band: Von 1700 1815. Von Friedrich Teutsch. 1907. — Dritter Band: Von 1816—1868. Von Friedrich Teutsch. 1910. Hermannstadt, W. Krafft.

Merkwürdig und einzigartig wie das vorliegende wissenschaftliche Geschichtswerk und Volksbuch ist das Objekt, wovon es handelt: das Völkchen der Siebenbürger Sachsen. Man weiß in Deutschland nicht viel von ihnen; das wenige ist aber rühmlich: eine Handvoll Deutscher, die da unten gegen den Balkan seit Jahrhunderten deutsche Kultur pflegen und behaupten, zu welcher Merkwürdigkeit das bei deutschen Kolonisten einzigartige tritt, daß sich diese Siebenbürger auch politisch zu ihrer deutschen Nationalität bekennen und sie durchzusetzen wissen. Sie zählen wenig über 200 000 Seelen, und ihr Gebiet bildet nur Inseln um die acht sächsischen Städtchen, die selbst ihren deutschen Charakter nicht durch eine deutsche Majorität erhalten, und doch spürt man den wohltätigen Einfluß ihrer Kultur im ganzen Lande; sie sind wie ein Sauerteig den zwei Millionen Siebenbürgern, die zum großen Teil Romänen sind, während alle Regierungsmacht die Magyaren in Händen haben. So steht der sächsische Besitz stets in einem Kampf nach zwei Seiten: in dem mehr wirtschaftlichen und ethnographischen gegen die Romänen und in dem mehr politischen und gesellschaftssozialen gegen die Magyaren. Und es ist wahrlich ein Besitz, der die Mühe des Kampfes wert macht: die Sachsen haben die schönsten Dörfer und die geordnetsten Städte ganz Ungarns, die wenigsten Verbrecher und die meisten Militärtauglichen, keine Analphabeten und Proletarier, überall auch höhere Schulen und Sparkassen und Raiffeisen-Vereine. Typisch sächsisch ist's, daß die allgemeinen Gesellschaftsunternehmungen, wie die Sparkassen zum Beispiel, als Volksunternehmungen gelten, deren Aktionäre nur eine normale Verzinsung ihres Kapitals genießen, während der übrige, meist sehr beträchtliche Reingewinn sächsischen Vereinen, vor allem Kirche und Schule, zufließt, und es ist weiterhin typisch sächsisch, daß die evangelische Kirche hier Volkssache im weitesten Sinne des Wortes, der Bischof nicht Kirchenfürst, sondern freigewählter Präsident einer Republik ist, deren Sinn weniger die Pflege des rituellen Gottesdienstes bildet, mehr die Erhaltung und Förderung des Schulwesens, also der pädagogischen Bildung von Geist und Gemüt, weshalb es auch Tradition ist, daß jeder Pfarrer vorher Lehrer war. Es ist in diesem Völkchen, trotz der territorialen Zerstückelung, ein Gemeinschaftsempfinden von ganz wunderbarer Macht, und in jedem einzelnen, trotz der ewigen Daseinsnot, ein Heimatsgefühl voll Dämonie. An dieser treuen Kameradschaft füreinander und dieser unbedingten Liebe für Mutter Erde brechen sich die feindlichen Wellen wie an Dämmen, die das Bewußtsein schützen: wir sind deutsch und evangelisch und wollen es ewig bleiben! Aus solcher Selbstsicherheit heraus ist's dann erklärlich, wieso die offizielle sächsische Politik regierungsfreundlich sein kann, obwohl die Magyaren national höchst unduldsam sind. Die Magyarisierung der Sachsen ist eben absolut ausgeschlossen, und das Bündnis mit der Regierung gibt eine gewisse Hilfe gegen die Romänen, deren wirtschaftlicher Andrang namentlich auf dem Lande sehr bedrohlich ist, wogegen die magyarisierenden Gesetze, die den Sachsen gegenüber in mildester Form zur Geltung kommen, doch nur peinlich und äußerlich wirken und die Wurzeln der Existenz nicht berühren. So steht denn heute das siebenbürgische Deutschtum stolz und unerschütterlich als Hochburg deutscher Kultur in diesem Engpaß zweier

Welten, des Abend- und des Morgenlandes. Wie die Sachsen dazu gekommen sind, was sie taten in 700 Jahren, was sie litten und erreichten, verloren und genossen, und worin sie fehlten, das erzählt dies vorliegende Volksepos von drei starken Bänden.

Die erste Auflage des ersten Bandes, verfaßt von Georg Daniel Teutsch, dem 1893 verstorbenen Bischof der Sachsen, erschien in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einzelnen Heftchen. Wattenbach urteilte damals: „Es war ein unscheinbares, kleines Heftchen; aber kaum hatte ich begonnen, es zu lesen, als es mir lebhaft entgegentrat, daß hier etwas ganz anderes vorliege, als die mühsam zusammengestoppelten Lokalgeschichten, wie sie sonst oft vorkamen. Hier war eine tüchtige historische Kenntnis, auf ernsten Studien beruhend, hier aber auch die dichterisch-schöpferische Kraft, welche allein vermag, die ferne Vergangenheit wieder zu beleben und dem Leser anschaulich vor Augen zu führen." Diesem Urteil ist nichts Wesentliches hinzuzufügen. Was seither die Forschung über diese Zeit noch zutage förderte — es ist nicht viel — hat Teutschens Sohn, Friedrich Teutsch, der heutige Bischof der Sachsen, in der dritten Auflage verbessernd und ergänzend verwertet; im großen ganzen blieb das Werk des Vaters bestehen, staunenswert in der Mannigfaltigkeit und erschöpfenden Fülle seines Stoffes, der zum weitaus größten Teil aus originalen Studien gewonnen wurde. Freilich läßt die künstlerische Durchbildung nach unseren heutigen, namentlich von Mommsen und Ranke verwöhnten Ansprüchen manches zu wünschen übrig, die Psychologie des ersten und die großzügige Weltanschauung des zweiten vermißt man hier zumal in der Kleinmalerei der kulturgeschichtlichen Bilder und dem stark subjektiven Vortrag politischer Zusammenhänge; aber es ist ein frischer Zug im ganzen, der mitreißt, und das Tatsachenmaterial ist durchaus verläßlich. Der zweite und der dritte Band, beide von Friedrich Teutsch verfaßt, sind an psychologischer Durchbildung dem ersten überlegen, schließen sich ihm in Disposition und Stoffauswahl harmonisch an, nur das Temperament ist ruhiger, der Fluß der Erzählung gleichmäßiger und die Anschauung objektiver; namentlich im dritten Band wird ernstlich und mit Glück versucht, den großen Zusammenhang der sächsischen Geschichte mit der der Monarchie herzustellen, die wieder von der europäischen Entwicklung abhängig war und oft aus der Not eine Tugend machen mußte. Der größte Vorzug dieser beiden Bände ist aber ihr Eindruck innerlichster Wahrheit, wie der von einem guten Porträt, von dem man, ohne das Modell zu kennen, weiß, daß es gelungen ist. Der 36 Seiten umfassende Quellen- und Literaturnachweis am Schluß des dritten Bandes bildet übrigens ein beredtes Zeugnis für die aufgewandte Masse und Vielfältigkeit der diesen beiden Bänden zugrunde liegenden Studien.

Es ist die typische Kolonistengeschichte: die Sachsen werden herbeigerufen, aus wüster Einöde eine kultivierte Welt zu schaffen. Sie kommen, gelockt von den großartigen Versprechungen der Könige, und erfüllen ihre Mission ad retinendam coronam; und die Könige erfüllen auch ihr Versprechen. Da wird aber der Neid der anderen Völker des Landes wach, und es beginnt ein Kesseltreiben von allen Seiten: seid wie wir; oder seid überhaupt nicht! Nun, die Sachsen wollten sich weder zum einen noch zum anderen verstehen, und sie haben sich behauptet. „Bei allen Wandlungen", schreibt Friedrich Teutsch, „war das eine, von selbst gegebene Ziel, das die Nation unverrückt im Auge behalten mußte, die Sicherung des nationalen Daseins, der Lebensbedingungen des Volkes, die bald von dieser, bald von jener Seite bedroht waren. Unter solchen Umständen erhält die Geschichte eines kleinen Volksstammes leicht den Charakter des Zufälligen, Unzusammenhängenden, des Gedrückten, dem Lebensgang des Mannes vergleichbar, der, vom Schicksal hin und her gestoßen, mit aller Kraft sorgen muß, daß er aufrecht bleibe. Aber zuletzt ist diese Kraft das Maßgebende, und des Mannes Wert bestimmt sie und die Tüchtigkeit, mit der er in jeder Lage versucht, das aufrecht zu erhalten und zu retten, was ihm am teuersten ist." Seit dem Jahre 1224, da König

Andreas II. den „deutschen Ansiedlern jenseits des Waldes" den Goldenen Freibrief gab, war die nationale Selbständigkeit das „teuerste". Durch diesen Freibrief wurden die zerstreuten Ansiedlungen zu einer politischen Gesamtheit zusammengeschlossen und mit Privilegien ausgestattet, daß sie adlig gelten konnten. Es waren Bürger und Bauern; aber sie waren untereinander gleich, und die sächsische Nation war auf dem Landtage als dritter Landstand vertreten neben und gleichberechtigt den zwei anderen Ständen der magyarischen Adligen, die auf dem „Königsboden", dem sächsischen Gebiet, kein Vorrecht genossen. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts dauerte der Aufschwung, der sich trotz des Mongoleneinfalls großartig entwickelt hatte. Dann begann aber die Türkennot, seit 1526, da Siebenbürgen selbständig wurde, auch Bürgerkrieg, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, da die habsburgische Herrschaft beginnt — nicht ein dreißig-, sondern dreihundertjähriger Krieg! Die habsburgische Herrschaft befestigte den Frieden für die nächsten und letzten zwei Jahrhunderte, so daß die sächsische Kultur wieder erblühen konnte; die sächsische Nation verlor aber dafür in dem Großstaat immer mehr an politischer Macht und Bedeutung. „Sie war", schreibt Teutsch, „nicht mehr in der Lage, die großen Wandlungen der politischen Gestaltung des Vaterlandes maßgebend zu beeinflussen. Zum letztenmal war es bei der Vertreibung der Türken aus Siebenbürgen geschehen, dann im Kampf der Kurutzen, den sie mitgeholfen hatten, zugunsten des Hauses Habsburg zu entscheiden. Was seither über das Land gekommen war, die Theresianische Zeit, die Josefinische Umwälzung, die Regulation, die Revolution und nachher der Absolutismus und nun die Verkündigung der Konstitution, war ohne ihr Zutun erfolgt." Im Jahre 1867 endlich, da das Königreich Ungarn wieder errichtet wurde, fiel das letzte Privilegium des Goldenen Freiheitsbriefes, und die Sachsen wurden Staatsbürger wie alle anderen.

„Für das sächsische Volk" ist diese Geschichte gedacht, zur Belehrung und Erbauung, zur Läuterung und Befestigung des Glaubens an sich selbst. Aber es ist auch eine Botschaft an die alte Heimat, die voll bescheidener Würde kündet: Du bist groß und reich geworden; wir sind klein und arm geblieben und doch wert des hohen Namens. „Deutschland, Mutter unserer Väter, Mutter unserer Sprache, unseres Glaubens, unserer Bildung!" Es gilt noch immer und wird ewig gelten: ad retinendam coronam, wie es auf dem alten sächsischen Siegel hieß. „Treue dem Landesfürsten, Treue dem Gesetz und Treue gegen uns selbst."

Fred Fakler.

γδ. **Das Land ohne Heimkehr,** die Gedanken der Babylonier-Assyrer über Tod und Jenseits, nebst Schlußfolgerungen. Von Friedrich Delitzsch. Mit acht Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Diese jüngste Schrift Friedrich Delitzschs befaßt sich mit einer der interessantesten religionsgeschichtlichen Fragen, der Frage nach Ursprung und Entwicklung der Vorstellungen von einem Leben nach dem Tode. Wie dem antiken Menschen überhaupt ist auch dem alten Semiten das Leben der Güter höchstes, der Tod aber das größte aller Übel. Bei den Hebräern wie bei den Babyloniern finden wir in gleicher Weise den Glauben an ein trauriges Fortleben der Seele nach Zerfall des Körpers an einer unwirtlichen düsteren Stätte, der Scheol (bei den Hebräern) oder der Erde im Sinne von Unterwelt (bei den Babyloniern). Man darf bei diesen Vorstellungen schwerlich fragen, in welchem Lande sie ihren Ursprung haben: sie sind so alt wie die altorientalische Kultur überhaupt. Wie unsere Vorstellungen über Gott und Welt nicht vor politischen Schranken haltmachen, so war es auch im Altertum. Das Geschick der abgeschiedenen Seelen ist nach babylonischem Glauben nicht vollständig gleich: der Held führt ein besseres Dasein als der freund- und heimatlose Bettler. Jener trinkt reines Wasser und ist von seinen Lieben umgeben, dieser muß sich kümmerlich von Erde und Abfällen nähren. In der doppelten Behandlung der Seelen glaubt Delitzsch den Kern der christlichen Vorstellungen von Paradies und Hölle zu erkennen, zumal die babylonische Unterwelt gern als „Wüste" gedacht ist mit allen Schrecken einer solchen. Was die christlichen Vorstellungen von der Hölle anbetrifft, so wird man Delitzsch gewiß darin recht geben, daß eine beträchtliche Anzahl der in diesen Vorstellungen sich findenden Elemente babylonischen Ursprungs ist, vor allem der Glaube an die jene Hölle belebenden Teufelsgestalten, die in den babylonischen Krankheitsdämonen ihre Parallele haben: auch diese sind die Peiniger der Menschen (allerdings zu Lebzeiten!) und Ausgeburten der Unterwelt. In den älteren Teilen des Alten Testaments finden wir keinerlei Anklänge an solche Lehren, so daß ein direkter Zusammenhang zwischen altem und neuem Testament nicht anzunehmen ist. — Bedeutend schwieriger ist die Frage nach dem Ursprung der Vorstellungen vom Paradies als Freudenort der Seligen. Hier kommen wir schwerlich mit babylonischen Vorstellungen zu einem befriedigenden Resultat. Das alte Testament kennt ebenfalls kein Paradies mit allen seinen sinnlichen Freuden, es kennt keine Auferstehung des Fleisches. Der babylonische Glaube an ein besseres Schicksal der Trefflichen nach dem Tode im Gegensatz zu dem traurigen Lose des Verdienstlosen enthält doch gar zu wenig Anklänge an einen Paradiesesglauben, als daß man diesen in ihm wurzeln lassen könnte. Hier müssen jedenfalls noch manche andere von Delitzsch nicht beachtete Vorstellungskreise berücksichtigt werden, vor allem der ägyptische, der sich in vielen Punkten mit der gröberen christlichen Auffassung eng berührt. — Die Zusammenhänge im einzelnen klarzulegen ist eine Aufgabe, deren Lösung vorläufig noch nicht in befriedigender Weise versucht werden kann. Auch den Einfluß des Parsismus darf man bei einer Untersuchung dieser Fragen nicht unberücksichtigt lassen. Mit Recht betont Delitzsch am Schlusse seiner Ausführungen, daß jenen Dogmen, die in einer längst überwundenen Weltanschauung ihren Ursprung haben, in unserem heutigen religiösen Leben keine Daseinsberechtigung mehr eingeräumt werden darf. Wenn man auch, wie gesagt, nicht allen Folgerungen des Verfassers ohne weiteres beistimmen kann, so bietet das klar und fesselnd geschriebene Büchlein doch mancherlei Anregung und kann allen warm empfohlen werden, die für eine historische Beurteilung der betreffenden Fragen Interesse zeigen.

βλ. **Le secret du Régent.** Par Émile Bourgeois. Vol. I. („La diplomatie secrète au XVIII. Siècle, ses débuts".) Paris, Armand Colin. 1910.

Unter dem Titel, den der Herzog von Broglie im „Secret du Roi" bereits für die Geheimpolitik Ludwigs XV. gebraucht, beschäftigt sich der gelehrte Historiker mit den ersten Jahren der Regentschaft Philipps von Orléans. „Das Geheimnis des Regenten" besteht darin, daß er, wenn nicht ohne Schwanken, das Programm seines ehemaligen Erziehers, des späteren Erzbischofs, ersten Ministers und Kardinals Dubois zum seinigen machte. Es beruhte auf der Voraussetzung, daß die Verständigung mit den auswärtigen Mächten, mit England, Holland und dem Kaiser, die notwendige Bedingung sei, „Herr im eigenen Hause", in Frankreich zu werden. Auch nach Utrecht hatte Philipp V. niemals auf sein Erbrecht in Frankreich verzichtet. Eine zahlreiche Partei verpfändete sich den Ansprüchen seiner Legitimität. Die Frage wurde akut, wenn der kränkliche kleine König Ludwig XV. starb. Der Regent hatte die Wahl, das Testament Ludwigs XIV. auszuführen, dem Herzog du Maine die Vormundschaft über den minderjährigen Souverän zu überlassen, mit den Conseils und mit Unterstützung des Parlaments zu regieren oder einen Staatsstreich zu machen und die gegen Spanien gerichtete, zur Quadrupelallianz erweiterte Tripelallianz von 1718 in seinem dynastischen Interesse zu schließen. Er wählte die letztere Alternative und ging in religiösen und politischen Angelegenheiten zur Reaktion über. Bourgeois, der diese Politik verurteilt, wagt eine schüchterne Rehabilitation ihres Urhebers Dubois. Und zwar auf den Grund hin, daß Fénelon ihn 1692 seinen langjährigen

Freund genannt und Elisabeth Charlotte an den guten Einfluß des Erziehers auf ihren Sohn Philipp von Orléans unzweifelhaft geglaubt hat. Bourgeois sagt nicht, daß sie, vom Zeitpunkt der Heirat ihres Sohnes, diese günstige Meinung änderte. „Der schlimmste und interessierteste Pfaff," der böse Crott, der sie wie der Teufel hasse und ihr ganzes Leben vergiftet habe," so lautet ihr Endurteil über Dubois. Es stimmt mit ähnlichen Beurteilungen Torcys, Saint-Simons, Voltaires und anderer überein und bleibt das Verdikt der Geschichte.

β. **Madame de Châtillon.** Par Émile Magne. Paris, Mercure de France. 1910.

Der Untertitel dieser kleinen Studie „Femmes galantes du XVII. Siècle" ist auf den Leserkreis berechnet, dessen Interesse an derartigen weiblichen Existenzen geradezu unerschöpflich zu sein scheint. Der Autor kennt sein Publikum und hat durch glänzendes Beiwerk zu ersetzen gesucht, was sein Vorbild ihm nicht bot. Isabelle-Angélique de Montmorency, die von einem Coligny entführt und schließlich geheiratet wurde, hieß von da an Herzogin von Chatillon und setzte als junge Witwe den Lebenswandel fort, den sie an der Seite ihres Gemahls begonnen hatte. Ihrer verführerischen Schönheit erlag selbst der große Condé, und zugleich schmeichelte sie sich mit dem Gedanken, durch Karl II. Stuart werde ihr die Aussicht auf Englands Krone eröffnet werden. Sie mußte sich, nach unzähligen Abenteuern, mit einem deutschen Fürsten, dem Mecklenburger Herzog Christian-Ludwig begnügen, der ernste Gründe hatte, sie unter Schloß und Riegel und endlich über die Grenze bringen zu lassen. Als diplomatische Agentin Ludwigs XIV. am Hofe der Kurfürstin von Hannover tauchte sie noch einmal auf, um in Paris ein Dasein zu beschließen, das keine Teilnahme erweckt und keine verdient. Mit dem frühen Tod ihres einzigen Sohnes erlosch der große Name Coligny.

ζ. **La Philosophie de Léonard de Vinci.** D'après des manuscrits. Par Péladan. Paris, Félix Alcan. 1910.

Seit Richter 1883 die „Literary Works" Leonardos in zwei Quartbänden veröffentlichte, hat die Leonardoforschung stetig weiter gearbeitet. Noch ist die von Charles Ravaisson unternommene Publikation der aus dem Zeitraum von 1490—1516 datierten Manuskripte nicht beendet. Eine zusammenfassende Darstellung der Leonardoschen Weltanschauung steht also noch aus, mag auch nach den bisher bekannt gewordenen Schriften die Universalität dieses allumfassenden Geistes bereits von den Vertretern der verschiedensten Wissenschaften bewundernd anerkannt worden sein. — Der wissenschaftliche Titel des vorliegenden Buches darf uns über seinen Inhalt nicht täuschen, trotz des Hinweises auf die Leonardoschen Originalmanuskripte. Es enthält in seinem ersten Kapitel eine Schilderung „des intellektuellen Zustandes der okzidentalen arischen Krise am Ende des 15. Jahrhunderts", der „Erhebung des septentrionalen Geistes gegen die gräco-lateinische Hegemonie", die nicht mehr und nicht weniger ist als eine leidenschaftliche Diatribe gegen die Reformation, welche an Heftigkeit der Borromäusenzyklika nichts nachgibt. Auf hundert Seiten will der Verfasser den Beweis erbringen, daß „die Reformation ohne religiösen Wert, ohne philosophische Bedeutung" gewesen sei, „eine bloße Erhebung raubsüchtiger Rassen zum Zwecke, den anderen ihren Platz in der Sonne zu nehmen". Auf hundert anderen Seiten wird aus zerstreuten Aphorismen Leonardos eine philosophische Dottrin konstruiert: der Analogismus, „welcher bereits in den Büchern der Alexandriner, Kabbalistiker und Magier enthalten gewesen ist", „bei Leonardo jedoch erst seine reine Form erhält". — In seiner Rede von 1906 hat der Neapolitaner Philosoph und bekannte Neo-Hegelianer Benedetto Croce den Florentiner Meister „einen Naturwissenschaftler, also Aphilosophen, Antiphilosophen und Agnostiker" genannt. Ehe uns nicht ein berufenerer Denker als der Sär Péladan eines besseren belehrt, wollen wir uns der Auffassung B. Croces anschließen. Jedenfalls ist die Philosophie Leonardos, wie sie Péladan in seiner Schrift darzulegen sich bemüht, die reinste Unphilosophie, schon aus dem Grunde, als die Darstellung jedes methodischen Aufbaues entbehrt. Das Büchlein ist ein Pamphlet, das mit Unrecht eine Stelle in einer philosophischen Bibliothek der Gegenwart beansprucht.

γ. **Alt-Japan.** Von Hermann Faber. Skizzen und Geschichten. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Wenn man heute von Japan spricht, so denkt man nur an das seit vierzig Jahren europäisierte Land, das mit seinen Siegen über China und Rußland unter die Großmächte eingetreten ist und die Hand nach dem Poseidonszepter über den Stillen Ozean ausstreckt. Es gibt aber noch ein anderes Japan: das alte, echte, ungeschminkte, und in dieses führt uns der Verfasser dieses reizend ausgestatteten Büchleins, in die stille Straße zur Sakihandlung, zum Steinmetz, zum Barbier, zum Papierfetzensammler, zum Sperlingsfänger, zum Dorfarzt, Wahrsager und Geschichtenerzähler. Aus diesen Schichten hat sich das neue Japan emporgehoben, das kulturübertünchte; das interessantere aber ist anderswo zu suchen, und hier wird es uns gezeigt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von G. v. Below, H. Finke, Fr. Meinecke. Der badische Liberalismus und die Verfassungskämpfe 1841 43. Von Karl Ruckstuhl, Dr. phil. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1911.

Ade. — Der Glücksgarten des Lebens. Märchen von Hans Christoph Ade. Leipzig, Xenien-Verlag 1911.

Alviella. — Croyances, Rites, Institutions. Par Comte Goblet d'Alviella. Tome I. Hiérographie. Tome II. Hiérologie. Tome III. Hiérosophie. Paris, Paul Geuthner. 1911.

Arminius. Künstlernovellen von Wilhelm Arminius. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Bandlow. Kapitän Möller. Von Heinrich Bandlow. Greifswald, Bruncken & Co. O. J.

Bardt. — Römische Komödien. Deutsch von C. Bardt. Dritter Band. Berlin, Weidmannsche Buchh. 1911.

Bibliothèque d'histoire contemporaine. Les Questions actuelles de Politique étrangère dans l'Amérique du Nord. Avec 5 cartes hors texte. Paris, Félix Alcan. 1911.

Bibliothèque de Philosophie contemporaine. L'avarice. Essai de psychologie morbide par J. Rogues de Fursac. Paris, Félix Alcan. 1911.

Boldt. — Sexualprobleme im Lichte der Natur- und Geisteswissenschaft. Leipzig, Max Altmann. 1911.

Braschowanoff. Von Olympia nach Bayreuth. Eine Geisteskatadiopmie. Historische Darstellung und kunstkritische Erläuterung der beiden Kulturstätten mit besonderer Berücksichtigung ihrer kunstphilosophischen, kulturhistorisch-universellen Bedeutung von Dr. Georg Braschowanoff. Erster Band. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Braun. — J. G. Herder Ideen zur Kulturphilosophie. Ausgewählt und herausgegeben von Otto Braun und Nora Braun. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Brenet. — Musique et Musiciens de la Vieille France. Par Michel Brenet. Paris, Félix Alcan. 1911.

Braunschwks Leu. Kalender für das Land Braunschweig 1912. Zeichnungen von Rud. Sievers. Braunschweig, E. Kallmeyer. 1911.

Buber. — Drei Reden über das Judentum. Von Martin Buber. Frankfurt, Rütten & Loening. 1911.

Bülow. — Hans von Bülow. Briefe und Schriften. III. Ausgewählte Schriften von Hans von Bülow. Herausgegeben von Marie von Bülow. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1911.

Burgemeister. — Wie macht man sein Testament kostenlos selbst? Von Richard Burgemeister. Berlin, L. Schwarz & Comp. O. J.

Curti. — Der Literatenstand und die Presse. Von Th. Curti. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Darwin. — Ebbe und Flut sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem. Von Sir George Howard Darwin. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der dritten englischen Auflage. Von Agnes Pockels. Mit einem Einführungswort von Prof. Dr. Georg von Neumayer und 52 Illustrationen im Text. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Dumas. — Napoleon Bonaparte. Von Dumas. Deutsch von Dr. Heinrich Elsner. Neubearbeitet von Max Pannwitz. Mit vielen Nachbildungen zeitgenössischer französischer Gemälde, Stiche und Lithographien und einem vierfarbigen Titelbild von Jaffet. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 1911.

Eitz. — Bausteine zum Schulgesangunterrichte im Sinne der Tonwortmethode von Carl Eitz. Mit 4 Tafeln. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1911.

Forbes. — Poetry and the ideal. By Avary H. Forbes, M.-A. Barrister-at-Law, History Lecturer at Westminster School. London, Ralph, Holland & Co. 1911.

Gaston. — Monsieur Charmeret en Italie. Étude d'art et de psychologie par R. Gaston-Charles. Paris, Librairie Plon. 1911.

Golther. — Zur deutschen Sage und Dichtung. Gesammelte Aufsätze von Prof. Dr. Wolfgang Golther. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Grasset. — A travers La Chaouïa avec le corps de débarquement de Casablanca. Par Capitaine Grasset. Ouvrage illustré de 48 gravures tirées hors texte et de deux cartes en noir. Paris, Hachette et Cie. 1911.

Handbücher der Musiklehre. Herausgegeben von Xaver Scharwenka. Band VI. Übungsschule für musikalische Gehörbildung von Alois Gusinde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1911.

Hartmann. — Uhlands Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Julius Hartmann. Erster Teil: 1795—1815. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Hawel. — Goethe in seinen lyrischen Gedichten, Briefen und Aussprüchen sowie in „Dichtung und Wahrheit". Handbuch für die unterrichtliche Behandlung Goethes sowie zum Selbststudium. Von Dr. W. Hawel. Habelschwerdt, Frankes Buchh., J. Wolf. 1911.

Hintze. — Der Beamtenstand. Von Otto Hintze. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Hirth. Johann Peter Lyser. Der Dichter, Maler, Musiker. Von Professor Friedrich Hirth. Mit 60 Bildern Lysers, einem Porträt und einer Handschriftenprobe. München, Georg. Müller. 1911.

Hirth. — Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben aller Zeiten. Herausgegeben von Georg Hirth. Der schöne Mensch. Altertum von Heinrich Bulle. 6. Lieferung, Tafel 81 bis 96. 7. Lieferung, Tafel 97 bis 112. München, Georg Hirth. O. J.

Hörmann. — Kürt's zua a weng! Neue Folge. Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Leopold Hörmann. Wien, Rudolf Mück. O. J.

Huber. — Der Liebe wunderlich Wesen. Von Alois Hilmar Huber. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Hubert. — L'Effort allemand. L'Allemagne et la France au point de vue économique. Par Lucien Hubert. Paris, Félix Alcan. 1911.

Joannes Reisebücher. Paris in 8 Tagen. Mit 54 Abbildungen, wovon 12 in Buntdruck, 58 Plänen und 1 Karte. Paris, Hachette & Cie. O. J.

Kesseler. — Rudolf Euckens Werk. Eine neue idealistische Lösung des Lebensproblems. Zur Einführung in sein Denken und Schaffen. Von Kurt Kesseler. Bunzlau, G. Kreuschmer. 1911.

König. — Der Dombaumeister von Prag. Von Eberhard König. Mit Bildern von Prof. Ernst Liebermann. (Mainzer Volks- und Jugendbücher Buch 13.) Mainz, Jos. Scholz. 1911.

Koetschau. — Karl Friedrich von Rhedens Jugenderinnerungen. Nach der ersten von Max Jähns besorgten Ausgabe neu bearbeitet von Karl Koetschau. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Lee. — Principles of Biography. The Leslie Stephen Lecture, delivered in the Senate House, Cambridge, on 13 May 1911. By Sir Sidney Lee. Cambridge, The University Press. 1911.

Mayrhofer. — Henrik Ibsen. Ein literarisches Charakterbild. Von Johannes Mayrhofer. Berlin, Hermann Walther. 1911.

Meier-Graefe. — Nach Norden. Eine Episode von Julius Meier-Graefe. 2. Aufl. München, R. Piper & Co. 1911.

Mendelssohn. — Hippolyte Taine. Sein Leben in Briefen. Herausgegeben und erläutert von Gustav Mendelssohn Bartholdy. In zwei Bänden. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1911.

Meyer. — Les Amoureuses. Von Alphonse Daudet. Metrisch übersetzt von Prof. Dr. Fritz Meyer. Lübeck, Max Schmidt. O. J.

Miquel. — Johannes von Miquels Reden. Herausgegeben von Prof. Dr. Walther Schultze und Dr. Friedr Ibimme. Erster Band: 1860 bis 1869. Mit dem Bildnis Johannes von Miquels. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1911.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Prof. Jos. Neuwirth. Heft 8. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.

Pierstorff. Der moderne Mittelstand. Von Julius Pierstorff. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Prod'homme. — Gounod (1818—1893). Sa vie et ses œuvres d'après des documents inédits. Par J.-G. Prod'homme et A. Dandelot. Préface de M. Camille Saint-Saëns. Deux tomes. Paris, Ch. Delagrave. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.148

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY